SPHINX



Monatsschrift

für

Seelen- und Geistesleben.



Begründet von Dr. Hübbe-Schleiden.

Herausgeber: Dr. Göring.

XI Jahrgang. 1896. XXII Band.



Braunschweig.
C. A. Schwetschke und Sohn.

Inhalts-Uebersicht.

Inhalts-Uebersicht.

SPHINX

Kein Gesetz über der Wahrheit!

Wahlspruch der Maharadjahs von Benares.

XXII, 119. Januar 1896.

Die rätselhafte Erscheinung des Doppelbewußtseins.

Von

Dr. Josef Klinger,
Rechtsanwalt in Kaaden (Böhmen).



Die ganze Erscheinungswelt bewegt sich in Gegensätzen: Evolution — Involution; Sommer — Winter; Hitze — Kälte; Licht — Finsternis; Geburt — Tod; Mann — Weib; positiv — negativ; gut — schlecht; rechts — links usw. Wir haben von einem tagwachen Bewußtsein gesprochen. Der Gegensatz des Wachens ist der *Schlaf* mit seinem reichen *Traumleben*. Wie viele mag es wohl geben unter den Menschen, die dem Schlafe und dem Traumleben einiges Nachdenken gewidmet haben! Und doch ist es klar: geradeso wie wir im Wachen ein Bewußtsein haben, geradeso haben wir auch im Schlafe ein Bewußtsein, das in der Erinnerung an die während der Nacht durchlebten Träume sogar in unser Wachbewußtsein herüberragt, uns also keineswegs gänzlich unbekannt ist, und das durch seine auffallende Verschiedenheit von unserem Wachbewußtsein geradezu zum Nachdenken herausfordern sollte. Wenden wir uns nun mit einer Frage um Aufklärung hierüber an die Wissenschaft, so erhalten wir eine kurze und bündige Antwort: „Die Erklärung des Schlafes ist bisher noch nicht gelungen". So ist wörtlich zu lesen in dem auch an unseren Gymnasien eingeführten „Lehrbuche der empirischen Psychologie" von Dr. Matthias Drbal, 4. Auflage (1885) § 71. Diese Antwort hat gegenüber manchen anderen wissenschaftlichen Antworten wenigstens den Vorzug der Wahrheit und Bescheidenheit. Zum drittenmal also im Laufe unserer Betrachtungen sehen wir die Wissenschaft unfähig, ein Problem zu lösen, das zu den allergewöhnlichsten, alltäglichen Erscheinungen gehört, das eben deswegen auch sehr einfach zu sein scheint, das aber trotzdem von der Wissenschaft bisher noch nicht gelöst worden ist, und von ihr auch nicht gelöst werden wird, so lange sie auf ihrem gegenwärtigen materialistischen Standpunkte stehen bleibt.

Von der Wissenschaft im Stiche gelassen, müssen wir also unsere eigenen Wege gehen.

Wenn wir das Wachbewußtsein und das Traumbewußtsein miteinander vergleichen, so begegnen wir einigen auffallenden Unterschieden. Die erste auffallende Erscheinung ist folgende: Im Traume sehen wir Menschen, Tiere, ganze Landschaften, wir hören, was andere sprechen, wir schmecken, riechen und tasten, kurz, wir haben ganz dieselben Sinneswahrnehmungen wie im tagwachen Leben. Nicht abstrakte Gedanken sind es, die uns im Traume vorschweben, nein, es sind konkrete, wirkliche Gegenstände, die wir sehen, wirkliche Töne, die wir hören usw.; es ist für unser Traumbewußtsein absolut gar kein Unterschied zwischen unseren Wahrnehmungen im tagwachen Leben und im Traume. Deshalb wissen wir auch während des Traumes garnicht, daß wir bloß träumen, wir halten vielmehr alles für wirklich, und diese Täuschung ist eine so vollkommene, daß wir im tagwachen Leben uns manchmal gar nicht entsinnen können, ob wir irgend ein früheres Ereignis wirklich erlebt oder bloß geträumt haben. — Im Wachbewußtsein nun können alle diese Wahrnehmungen nur durch Vermittlung der Sinne hervorgerufen werden; wie aber kommen dieselben im Traume zu stande ohne Vermittlung der Sinne? Hier stehen wir vor einem Rätsel, das, wie gesagt, die Wissenschaft nicht zu lösen vermag. Wenn aber die Vermittlung unserer Traumvorstellungen, unseres Traumbewußtseins, nicht durch die Sinne geschieht, so muß sie in einer anderen, also übersinnlichen Weise erfolgen. Das durch die Sinne vermittelte normale, tagwache Bewußtsein erschöpft also nicht unser ganzes Bewußtsein, wir haben noch ein anderes, ein übersinnliches Bewußtsein, von dem wir im tagwachen Zustande keine Kenntnis besitzen, das aber im Schlaf aus seinem Verstecke hervortritt.

Eine weitere Erscheinung ist die: In unserem Traumleben verkehren wir mit anderen Menschen, wir richten Fragen an dieselben und erhalten von ihnen Antwort. Im Augenblick der Fragestellung ist uns der Inhalt der Antwort nicht bekannt, wir erfahren denselben erst durch die nachfolgende Antwort; und doch vollzieht sich beides, Frage und Antwort, in unserem eigenen Bewußtsein. — Wie ist eine solche dramatische Spaltung unseres Ich, eine solche Teilung unseres einheitlichen Bewußtseins, in zwei verschiedene Bewußtseinsarten möglich? Abermals kommen wir zu dem Schlusse: im Schlafe haben wir ein anderes Bewußtsein als im Wachen.

Ein weiterer Unterschied: Im Traume durchleben wir manchmal Ereignisse, welche zu ihrer Abwickelung eines weit längeren Zeitraumes bedürfen als unsere ganze Schlafzeit beträgt. Besonders auffallend ist dies in manchen Morgenträumen. Man erwacht, sieht nach der Zeit, und weil es noch zu früh ist, legt man sich wieder um, und schläft abermals ein. Nach dem neuerlichen Erwachen erinnert man sich eines eben gehabten sehr lebhaften Traumes, dessen Ereignisse mindestens einige Stunden in Anspruch nehmen mußten; ein Blick auf die Uhr zeigt aber, daß man seit dem letzten Erwachen nur wenige Minuten geschlafen hat.

Unser Zeitmaß im Traume ist also ein anderes als im tagwachen Leben; im Traumbewußtsein sind die unserem sinnlichen Bewußtsein gesteckten Grenzen des Zeitmaßes bedeutend erweitert; Schlafbewußtsein und Wachbewußtsein decken sich nicht.

Weiter: Ein jeder von uns kann das Kunststück vollbringen, des morgens genau um eine bestimmte Zeit zu erwachen, wenn er im stande ist, des abends vorher beim Schlafengehen seine Gedanken durch längere Zeit ununterbrochen ausschließlich auf diesen Vorsatz zu konzentrieren, was allerdings keine so leichte Aufgabe ist. — Wer weckt uns nun in diesem Falle? Wer bringt uns zum Bewußtsein, daß die vorausbestimmte Stunde geschlagen hat und daß wir unseren Schlaf beenden sollen? Für unser normales Bewußtsein ist dies unvorstellbar. Abermals zeigt es sich, daß wir ein Doppelbewußtsein besitzen.

Noch etwas: Es kommt im Traumleben vor, daß man eine fremde Sprache geläufig spricht, deren man garnicht oder nur sehr unvollkommen mächtig ist; daß man Reden hält, oder Gedichte macht, obzwar man nicht das geringste Rednertalent und keine Spur von einer dichterischen Ader besitzt; daß man wissenschaftliche Probleme löst, über deren Lösung man nach dem Erwachen keine Ahnung mehr hat; ja das anscheinend Wunderbare geht sogar soweit, daß man die Lösung von Problemen, über welche man tagelang vergebens nachgegrübelt hatte, eines Morgens von seiner eigenen Hand fertig zu Papier gebracht auf seinem Schreibtische vorfindet, ohne daß man sich auch nur im entferntesten daran erinnern könnte, diese Handlung während des Schlafes ausgeführt zu haben, und ohne daß man von der Art der Lösung eine Kenntnis hätte, wenn man dieselbe nicht aus seiner eigenen Handschrift herunterlesen könnte. Derartige Vorkommnisse sind zwar selten, nichtsdestoweniger aber viel zu bekannt, als daß man sie durch einfaches Ableugnen aus der Welt schaffen könnte. — Abermals also sehen wir: der Mensch hat ein Doppelbewußtsein, und sein Schlafbewußtsein ist dem Wachbewußtsein sogar überlegen; geistige Leistungen, welche dem Wachbewußtsein unmöglich waren, wurden vom Schlafbewußtsein ausgeführt.

Diese letztere Betrachtung leitet uns hinüber auf das Gebiet der sogenannten Warnungsträume, Wahrträume und Ahnungen. Träume sind Schäume, sagt das Sprichwort, und das ist wohl auch als allgemeine Regel richtig. Aber es giebt auch hier Ausnahmen. Es giebt Träume, welche mit künftigen Ereignissen irgend einen Zusammenhang aufweisen, und wenn solche Träume auch nicht zu den alltäglichen Ereignissen gehören, so ist doch eine übergroße Zahl derselben viel zu sehr bekannt und beglaubigt, als daß sie einfach abgeleugnet werden könnten; und auch die Beziehungen zwischen Traum und künftigem Ereignis sind dabei oft so auffallend, daß die gewöhnliche Zufallsausrede wahrlich keine besondere Reife des Urteiles verrät. Ich will aus der großen Zahl von Fällen, mit denen ich dienen könnte, nur einige wenige herausgreifen, die zugleich zu den bestbeglaubigten gehören.

Der folgende Fall ist historisch. Calpurnia, die Gattin Julius Cäsars, sah in der Nacht vor seiner Ermordung ihn ganz blutend und von Stichen durchbohrt in ihren Armen verscheiden. Furchtbar erschrocken benachrichtigte sie ihn von dieser Vision und beschwor ihn auf den Knieen, an diesem Tage nicht auszugehen. Er aber, aus Furcht, man könnte glauben, daß er die Träume einer Frau berücksichtige, scherzte über ihre Angst und ging in den Senat, wo er den Dolchen seiner Mörder erlag.[1])

Auch der folgende Fall ist historisch: Lincoln, der Präsident der nordamerikanischen Republik, hatte in der Nacht vor seiner Ermordung folgenden Traum: Er kam von den oberen Gemächern die Treppe herab und bemerkte, daß die Wände und der Eingang zum weißen Saale schwarz verhängt waren. Diener in Trauerlivree standen umher und er frug sie ganz bestürzt, was denn vorgefallen sei; da wurde ihm geantwortet: „Der Präsident ist in der Oper erschossen worden!“ Der Eindruck dieser Worte war auf ihn so mächtig, daß er aufwachte und nicht wieder einschlafen konnte. Des anderen Tages war es seine Absicht zur Oper zu gehen. Seine Frau flehte ihn an, davon abzustehen. Er aber ging und wurde in der Oper von John Wilkes Booth erschossen.[2])

Joachim Camerarius,[3]) einer der größten Litteratoren und Polyhistoren Deutschlands, ein Freund Philipp Melanchthons, erzählt in der von ihm verfaßten Biographie Melanchthons, daß Wilhelm Nassenus einst träumte, er fahre, wie er oft zu thun pflegte, in einem Kahne über einen Fluß; der Kahn stoße an einen Baumstumpf, schlage um und er ertränke. Er erzählte Melanchthon, der ihn besuchte, diesen Traum, und lachte über die Eitelkeit der Träume; allein der Traum ging noch an demselben Abende in Erfüllung.[4])

Hieronymus Cardanus, der bekannte Mathematiker, zugleich Arzt, Naturforscher und Philosoph, sah sich einst im Traume in einem sehr schönen Garten und darin ein Mädchen in einem weißen Kleide, das er umarmte und küßte. Wenige Tage darauf sah er ein Mädchen auf der Straße, in Gesicht und Kleidern vollkommen dem im Traume gesehenen gleich. Er faßte Liebe zu ihr, und sie wurde seine Frau.[5])

Der 51jährige rüstige Konsistorialrat Bernhardi in Berlin erzählte dem jüngeren Fichte eines Tages 1820, er habe in vergangener Nacht geträumt, es flatterten von oben herab Blätter gegen ihn, er habe eines ergriffen und darauf seinen Namen gesehen mit den Schlußworten: „Gestorben am 1. Juni 1820“, einem nicht mehr fernen Tage, welcher Traum ihn nicht besonders angriff und auf Fichte keinen Eindruck gemacht hatte. Als letzterer, uneingedenk des Traumes, nach einigen Tagen

[1]) Robert Brander: „Der Schlaf und das Traumleben“ Seite 24.

[2]) Ebenda Seite 26.

[3]) Sein eigentlicher Name ist Liebhard; da seine Vorfahren am Hofe des Bischofs von Bamberg Kämmerer gewesen waren, verwandelte er seinen Namen in Camerarius.

[4]) Robert Brander, a. a. O. Seite 24.

[5]) Ebenda Seite 24.

wieder zu Bernhardi ging, vernahm er, daß dieser am Tage zuvor, dem 1. Juni, gestorben sei.[1])

Ein weiterer Fall wird von Lazar Baron Hellenbach aus seinem eigenen Leben berichtet; er schreibt:[2]) „Ich hatte die Absicht, für einige Versuche mit Krystallen oder vielmehr in Krystallbildung die Unterstützung des Leiters der chemischen Abteilung der Wiener geologischen Reichsanstalt, Bergrates Hauer, zu erwirken.' Ich hatte mit ihm gelegentlich darüber gesprochen, das Laboratorium lag mir nahe und war Hauer für alle wissenschaftlichen Kreise — man kann sagen Europas — auf diesem Felde geradezu Spezialist. Ich verschob es immer, faßte aber endlich den Entschluß, den nächsten Morgen mich hinzubegeben. In dieser Nacht träumte mir, ich sehe einen blassen ohnmächtigen Menschen, von zwei Menschen unter der Achsel gefaßt, hinschleppen. Ich achtete dieses Traumes nicht, ging in die geologische Reichsanstalt, und da in früheren Jahren das Laboratorium in anderen Räumlichkeiten des Hauses war, so verfehlte ich die Thür, fand dann die richtigen Thüren abgesperrt, und als ich bei dem ebenerdigen Fenster hineinblickte, sah ich mein Traumbild — man schleppte den soeben durch Cyankali sich vergiftenden Hauer in das Vorzimmer, genau so, wie ich es träumte".

Baron Hellenbach knüpft hieran folgende Bemerkungen: „Daß ich, der ich nie einen Wahrtraum oder auch nur eine richtige Ahnung gehabt, dessen normale Gesundheit und Unverwüstlichkeit in Freundeskreisen sprichwörtlich ist, mich auf einem Wahrtraum ertappte, kann ich mir nur folgendermaßen erklären. Wäre ich um einige Minuten früher gekommen, so hätte ich die That für den Augenblick gewiß, und für die Zukunft möglicherweise verhindert; denn der Selbstmord erfolgte wegen trauriger Familien- und Vermögensverhältnisse, und mein Vorschlag hätte ihm ein neues Feld und wahrscheinlich auch einige Erleichterung verschafft. Dieser Umstand erschütterte mich, noch mehr vielleicht die Erwägung, daß ich für meine Ideen und Pläne die rechte Hand verloren hatte, und daß diese meine Versuche wohl für ewige Zeiten oder doch für mein Leben verloren sind. Es mochte die Vernichtung dieses Lebens und meiner Pläne einen gewaltigen Eindruck auf mich machen; möglich, daß darin die Ursache liegt, daß mein Bewußtsein beim Erwachen etwas von der Voraussicht des intelligiblen Subjektes oder der unbewußten Allwissenheit zurückbehielt".

Endlich will ich noch eines Falles aus neuester Zeit erwähnen, der sich auf die bayerische Königskatastrophe bezieht, wo bekanntlich König Ludwig II. von Bayern seinen Leibarzt Dr. von Gudden und sich selbst im Starnberger See ertränkte. Dr. Carl Baron du Prel berichtet hierüber in seiner „Monistischen Seelenlehre"[3]) folgendes:

[1]) Prof. Dr. Maximilian Perty: „Die sichtbare und die unsichtbare Welt, Diesseits und Jenseits", Seite 136.

[2]) L. B. Hellenbach: „Die Magie der Zahlen als Grundlage aller Mannigfaltigkeit und das scheinbare Fatum", Seite 148.

[3]) Seite 334.

„Einige Tage, bevor Dr. von Gudden nach Hohenschwangau zu König Ludwig II. reiste — welchen nach Schloß Berg zu verbringen damals noch gar nicht geplant war und erst später beschlossen wurde — kam derselbe verstimmt zum Frühstück und erzählte seiner Frau, er sei die ganze Nacht von einem Traumbilde verfolgt worden, daß er mit einem Manne im Wasser kämpfe. Die Witwe Dr. v. Gudden's erzählte dies später jener Deputation des anthropologischen Vereines in München, welche ihr das Beileid des Vereins ausdrückte. Professor W., welcher der Deputation angehört hatte, machte davon im Vereine Mitteilung, und da ich die Erzählung von einem der Anwesenden direkt bezogen habe, ist sie wohl zu den gutbeglaubigten zu zählen".

Dr. du Prel knüpft hieran folgende Bemerkungen: „Hier ist es nun ziemlich deutlich, daß Dr. v. Gudden im Traume ein ausgebildetes Ferngesicht erfuhr, dessen mächtige Einwirkung auf das Gefühl die Bewahrung der Erinnerung auch nach dem Erwachen ermöglichte, nur daß die Persönlichkeit des Königs sich leider in einen Mann überhaupt abschwächte. Würde die Abschwächung noch weiter gegangen und die Erinnerung an die Vision ganz verloren gegangen sein, so würde nur mehr die Erregung der Gefühlssphäre ins Wachen hinübergenommen worden sein, als dunkle Angst vor einem unbestimmten kommenden Ereignis; dies aber ist der Inhalt der meisten Ahnungen".

In diesen Traumbeispielen zeigt sich abermals das Doppelbewußtsein und die Ueberlegenheit des Schlafbewußtseins über das tagwache: die im Wachbewußtsein gezogenen sinnlichen Grenzen von Raum und Zeit sind für das übersinnliche Schlafbewußtsein bedeutend erweitert; im Schlafbewußtsein ist uns ein Fernsehen in Raum und Zeit möglich.

Wenn wir nun die eben geschilderten Erscheinungen des Schlaf- und Traumlebens nicht achtlos bei Seite schieben: die ohne Vermittelung der Sinne bewirkten, also übersinnlichen Wahrnehmungen; die dramatische Spaltung des einheitlichen Bewußtseins; das transscendentale Zeitmaß; endlich die das Wachbewußtsein weit überragenden Fähigkeiten, wie sie in der Lösung wissenschaftlicher Probleme, im zeitlichen und räumlichen Fernsehen zum Ausdruck kommen — dann müssen wir mit logischer Notwendigkeit zu dem Schlusse gelangen: Wachbewußtsein und Schlafbewußtsein decken sich nicht; im Schlaf- und Traumleben treten Fähigkeiten hervor, welche unserem Wachbewußtsein nicht eigen sind; wenn unsere äußeren Sinne im Schlafe allmählich erlöschen, treten innere Sinne aus der Latenz, welche sogar weit leistungsfähiger sind als die äußeren, und welche unserem Wachbewußtsein verborgen und unergründlich sind; unser normales Wachbewußtsein erschöpft also nicht unser ganzes Wesen, sondern beleuchtet nur einen Teil desselben; unser eigentliches Wesen, unser wahres Selbst, ragt vielmehr über unser tagwaches Selbstbewußtsein um ein unbestimmbares Stück hinaus.

Und diese Wahrheit, die wir bei richtiger Besinnung schon aus den Erscheinungen des gewöhnlichen Schlafes entnehmen können, wird noch weit deutlicher aus den Erscheinungen beim hypnotischen Schlafe, beim somnambulen Schlafe und endlich beim Herannahen des Todesschlafes, beim Sterben.

Hiermit muß ich aber ein Gebiet betreten, welches von den Männern der Wissenschaft bisher nicht nur nicht gepflegt, sondern noch bis vor kurzem mit Spott und Hohn zurückgewiesen worden ist. Erst in allerjüngster Zeit, als Koryphäen der Wissenschaft, wie die Professoren von Krafft-Ebing in Wien, Lombroso in Mailand u. a. m., unbekümmert um die Vorurteile, den Spott und Hohn der übrigen gelehrten und ungelehrten Welt, die der Wissenschaft mit ihren gegenwärtigen Hilfsmitteln unerklärlichen Erscheinungen auf diesem Gebiete der sogenannten Geheimwissenschaften selbst prüften, und endlich mit der ganzen Autorität ihres Namens für dieselben einstanden, erst da verstummte allmählich das Gelächter und heute haben die Männer der Wissenschaft bereits vor einem Teile dieses Gebietes, vor dem Hypnotismus, kapituliert und endlich kapitulieren müssen, um nicht selbst dem Fluche der Lächerlichkeit zu verfallen. Ist aber einmal diese Bresche geschossen in die Festungsmauer wissenschaftlich-unwissenschaftlicher Blindheit und Anmaßung, dann werden, langsam zwar aber sicher, auch die übrigen Gebiete der sogenannten Geheimwissenschaften der wissenschaftlichen Forschung anheimfallen, und dadurch ebenso der Sphäre stupiden Unglaubens und frevelhaften Betruges wie der Sphäre maßloser Ueberschätzung entrückt werden. Es vollzieht sich hier eben wieder einmal vor unseren eigenen Augen ein Vorgang, wie ihn die Geschichte der Wissenschaften schon in zahlreichen Beispielen berichtet. Als Copernikus mit seiner Lehre eines neuen Weltsystems auftrat, wurde diese Lehre von Wissenschaft und Kirche verdammt. Als der Arzt Harvey mit der Theorie des Blutumlaufes hervortrat, hatte er alle seine Kollegen zu Feinden; sein ganzes Leben wurde ihm verbittert und seine Praxis geschädigt, indem man ihn in den Ruf eines Narren brachte. Als Fulton die Dampfkraft für die Schiffahrt verwerten wollte, bewies die französische Akademie der Wissenschaften mathematisch, daß sogar auf Schienen Dampfwagen nur dann laufen könnten, wenn Räder und Schienen gezähnt wären, und sie erklärte Fulton für einen Visionär. Als Benjamin Franklin im Jahre 1752 in der Londoner Akademie einen Vortrag über den Blitzableiter hielt, wurde er mit allgemeinem Gelächter begrüßt. Als Galileo Galilei den Professoren von Florenz die von ihm entdeckten Jupitermonde zeigen wollte, weigerten sich diese auch nur durch das Teleskop zu sehen, weil die Unmöglichkeit solcher Monde wissenschaftlich ganz klar sei.[1]) — Genau ebenso machten es die Gelehrten der Gegenwart mit den Erscheinungen auf dem Gebiete der

[1]) Dr. Carl du Prel: „Monistische Seelenlehre, Einleitung: Ein Erbfehler der Wissenschaft“.

sogenannten Geheimwissenschaften;' sie weigerten sich, diese nach dem Systeme ihrer Wissenschaft unmöglichen Phänomene auch nur anzusehen und zu untersuchen. Da aber diese „unwissenschaftlichen" Phänomene trotzdem nicht aus der Welt zu schaffen waren und allmählich sogar so billig wurden wie Brombeeren, und als endlich selbst wissenschaftliche Autoritäten dieselben einer näheren Untersuchung unterzogen und für die unverfälschte Realität derselben einstanden, da begann endlich schüchtern die Kapitulation. „Unbegrenzter Zweifel", sagt James Braid, „ist ebenso das Kind der Geistesschwäche wie unbedingte Leichtgläubigkeit". Jede neue Idee hat drei Stadien durchzumachen: das der Ableugnung, das des Kampfes und endlich das der Anerkennung; das letztere Stadium aber teilt sich wieder in drei Unterstadien: schüchternes Entgegenkommen, maßlose Ueberschätzung und endlich erst richtige Wertschätzung.

Wenn nunmehr auch ich darangehe, Ihnen einiges wenige aus einem Teile dieser sogenannten Geheimwissenschaften, und zwar aus dem Gebiete des Hypnotismus und Somnambulismus, mitzuteilen, so kommt mir hierbei etwas zustatten, ohne das ich vielleicht überhaupt solche Mitteilungen garnicht hätte wagen dürfen, und dieses Etwas ist Ihre eigene Erfahrung. Sie alle haben die von dem Hypnotiseur Albin Krause hier in Kaaden gegebenen Vorstellungen entweder selbst mit angesehen oder von ihnen gehört; Sie kennen demnach wenigstens einige der unserem alltäglichen Gesichtskreise wunderbar und unglaublich dünkenden Erscheinungen der Hypnose aus eigener Erfahrung und wissen zugleich, daß bei diesen Vorstellungen von einer betrüglichen Täuschung keine Rede gewesen sein konnte. Deshalb will ich auch, auf Systematik und Vollständigkeit in der Darstellung verzichtend, bei diesen Vorstellungen anknüpfen und Ihnen aus denselben wenigstens einige Erscheinungen in Kürze ins Gedächtnis zurückrufen.

Wie Sie aus jenen Vorstellungen Krause's wissen, muß der hypnotische Zustand[1]) nicht notwendigerweise auch äußerlich die Merkmale des Schlafes zeigen; es kann vielmehr äußerlich scheinbar ein vollständig klares tagwaches Bewußtsein vorhanden sein; erst bei größerer Vertiefung der Hypnose schwindet dasselbe und treten auch äußerlich die Merkmale des Schlafes ein. In beiden Formen der Hypnose aber ist die Versuchsperson, das sogenannte Medium, dem Willen des Hypnotiseurs vollständig unterworfen, und muß den diesen Willen zum Ausdruck bringenden Befehlen, den sogenannten Suggestionen,[2]) des Hypnotiseurs gehorchen. Sie haben gesehen, daß schon im hypnotischen Wachzustand der Befehl des Hypnotiseurs genügte, um dem Medium einen Arm vollständig steif und unbeweglich (kataleptisch) zu machen; um demselben das Schließen

---

[1]) „Hypnos" (ὕπνος) ist der griechische Ausdruck für „Schlaf"; hypnotischer Schlaf ist also eigentlich eine Tautologie.

[2]) Suggestion kommt von dem lateinischen Worte „suggerere", dessen bildliche Bedeutung ist: Jemandem etwas beibringen, vorspiegeln, einreden; daher Suggestion = Eingebung, Einflüsterung, Erweckung einer Vorstellung.

des geöffneten Mundes, das Weggehen von der Wand, an welche es gestellt war, das Zählen über eine vorausbestimmte Zahl hinaus, unmöglich zu machen. Im hypnotischen Schlafzustande benahm sich das Medium ebenfalls genau nach den erteilten Suggestionen. Es hielt einen ihm als Pferd bezeichneten Stuhl für ein Pferd und ritt auf demselben nach Art der Kinder; es glaubte, daß seine Kleider brennen und löschte dieselben ab, indem es aus einem leeren Gefäße vermeintlich Wasser über sich ausgoß. Auf die Suggestion, einen Berg besteigen zu sollen, stieg das Medium schlafend und mit geschlossenen Augen auf einen Stuhl, dann auf den daneben befindlichen Tisch und noch auf den daraufstehenden zweiten Stuhl und ging denselben Weg auch wieder zurück, alles mit einer solchen Sicherheit, als ob es dies im wachen Zustande mit offenen Augen ausführen würde. Mit derselben Sicherheit ging das schlafende Medium über die von der erhöhten Bühne in den Zuschauerraum führende Treppe herab und überstieg daselbst die ihm in den Weg gestellten Stuhlreihen, nicht unsicher tastend, wie wir selbst im wachen Zustande bei geschlossenen Augen oder bei großer Finsternis zu thun gezwungen sind, sondern vollkommen sicher und klar die Gegenstände seiner Umgebung erkennend. Das Medium ging „auf allen Vieren", wie ein Hund, es machte Schwimmbewegungen, wie ein Frosch, als der Hypnotiseur ihm suggerierte, daß es ein Hund oder ein Frosch sei. Als einem jungen Manne die Suggestion erteilt wurde, daß er ein Kind sei, und einem zweiten, daß er die Kindsfrau dazu sei, benahmen sich beide diesen Rollen entsprechend. Und als der Hypnotiseur einem Medium befahl, sich auf den Kopf zu stellen, wurde auch dieses ausgeführt.

Sobald aber die Versuchspersonen aus der Hypnose wieder erwacht waren, hatte keine derselben eine Erinnerung an das, was während der Hypnose vorgegangen war; und jene Person, welche in der Hypnose die Kopfstellung ausgeführt hatte, konnte dieses Experiment im nachherigen Wachzustande nicht zuwege bringen.

Diese wenigen Erinnerungen mögen genügen, um an dieselben folgende Betrachtungen zu knüpfen.

Auch beim hypnotischen Schlafe begegnen wir der Erscheinung des Doppelbewußtseins, das wir schon beim gewöhnlichen Schlafe beobachtet haben; das Bewußtsein in der Hypnose ist anders geartet, als das Bewußtsein im normalwachen Leben. Wille und Vorstellung des Menschen, im tagwachen Bewußtsein frei, sind während der Hypnose vollständig dem Willen des Hypnotiseurs unterworfen; letzterer kann das Medium zur Ausführung beliebiger Handlungen veranlassen, also dessen Willen beherrschen; er kann aber auch die Vorstellungen des Mediums beliebig beeinflussen, und zwar in zweifacher Art: das Medium hält wirklich vorhandene Dinge, ja sogar sich selbst, für etwas ganz anderes; es hält z. B. wie wir sahen, einen Stuhl für ein Pferd, oder sich selbst für eine Person anderer Qualität, ja sogar für ein Tier. Nach der Ausdrucksweise unserer Psychologie bezeichnet man solche irrige

Vorstellungen als Sinnestäuschungen und nennt die eben erwähnte Art derselben Illusionen. Oder das Medium nimmt infolge der Suggestion Dinge wahr, die in Wirklichkeit garnicht vorhanden sind, z. B. das Brennen seiner Kleider und das Wasser zum Ablöschen derselben. Diese Art der sogenannten Sinnestäuschungen nennt man Halluzinationen.

Es muß uns aber noch ein weiterer Unterschied auffallen. Wenn die hypnotisierte Person trotz ihres Schlafzustandes, trotz der geschlossenen Augen, sich in der sie umgebenden Außenwelt eben so gut zurecht findet, wie bei normalwachem Zustande, dann muß sie diese ihre Umgebung in irgend einer Weise erkennen, wahrnehmen; und da diese Wahrnehmung nicht vermittelst der normalen, äußeren Sinne stattfinden kann, so muß sie in einer anderen, also in einer übersinnlichen Weise vermittelt werden. Das gleiche muß wohl auch hinsichtlich der Wahrnehmung der vom Hypnotiseur ausgehenden Willensäußerungen, der Suggestionen, gelten. Der Hypnotiseur Krause bediente sich zwar zur Erteilung der Suggestionen zumeist der Sprache, und wir könnten also meinen, daß das Medium hiervon durch seinen Gehörsinn unterrichtet wurde; allein wenn wir bedenken, daß nach unserer Erfahrung Schlafende nicht hören, so müssen wir an der Richtigkeit dieser Meinung wieder zweifeln. Ueberdies hat Krause bei manchen Experimenten, bei denen den Zuschauern schon durch sein äußeres Benehmen allein klar war, in welcher Weise er das Medium beeinflussen wolle, den Gebrauch der Sprache unterlassen, z. B. damals, als er das Medium, vor ihm einhergehend, veranlaßte, ihm nachzufolgen, von der Bühne in den Zuschauerraum herabzusteigen und die dort befindlichen Stuhlreihen zu überschreiten; hier also war für die Uebertragung der Gedanken (des Willens) des Hypnotiseurs auf das Medium eine jede Vermittelung durch irgend welche äußere Sinne ganz unzweifelhaft ausgeschlossen, diese Gedankenübertragung mußte vielmehr in einer anderen, uns allerdings unvorstellbaren, übersinnlichen Weise erfolgen.

Wir sehen also: die Hypnose ist, wie der gewöhnliche Schlaf, kein Erlöschen des Bewußtseins; das hypnotische Bewußtsein ragt vielmehr sogar herüber in die Außenwelt, es erstreckt sich auch auf Wahrnehmungen des normalwachen Bewußtseins; diese Wahrnehmungen werden jedoch nicht durch die normalen äußeren Sinne vermittelt, sondern in einer anderen, übersinnlichen Weise, durch irgend welche innere Sinne. Sobald hingegen die hypnotisierte Person wieder erwacht, hat sie keine Erinnerung an die Vorgänge während der Hypnose: das normalwache Bewußtsein erstreckt sich also nicht zugleich auch auf das hypnotische.

Endlich zeigt uns das in der Hypnose gelungene, im späteren Wachzustande aber nicht ausführbare Experiment der Kopfstellung, daß im hypnotischen Schlafe mechanische Fähigkeiten eine Steigerung erfahren können, wie wir dies hinsichtlich der intellektuellen Fähigkeiten

beim gewöhnlichen Schlafe gesehen haben und auch beim hypnotischen Schlafe noch im weiteren Verlaufe dieser Darstellungen sehen werden.

Nachdem ich diese Ihnen als zweifelfrei bekannten Krauseschen Experimente und die aus denselben fließenden Folgerungen vorausgeschickt habe, dürften Ihnen die noch weiter folgenden Mitteilungen wohl weniger wunderbar und unglaublich erscheinen, als jemandem, dem eine jede Erfahrung über die Erscheinungen der Hypnose mangelt.

Daß das im hypnotischen Schlafe befindliche Medium in der That nicht seiner normalen äußeren Sinne bedarf, um die ihm erteilten Suggestionen wahrzunehmen und von ihnen beeinflußt zu werden, daß hierzu vielmehr der innerliche feste Wille des Hypnotiseurs, die Konzentrierung seiner Gedanken auf die Suggestion, genügt, daß also wirklich eine übersinnliche Gedankenübertragung vom Hypnotiseur auf das Medium stattfindet, das haben meines Wissens die zahlreichen Experimente dargethan, welche Dr. Carl Baron du Prel in seiner eigenen Wohnung in Gegenwart vieler Teilnehmer und — da die Berichte über diese Experimente veröffentlicht werden sollten — unter den strengsten Vorsichtsmaßregeln gegen jede Täuschung ausgeführt hat, und über welche er in seinem Werke: „Studien aus dem Gebiete der Geheimwissenschaften“[1]) berichtet. Das Medium — ein Fräulein, welches Dr. du Prel mit dem Namen Lina bezeichnet — wurde durch den Hypnotiseur, einen Mediziner, derzeit Med. Dr. Freiherrn von Schrenck-Notzing, in den hypnotischen Schlaf versetzt und der Eintritt der Hypnose kontrolliert. Darnach erst wurde der dem Medium zu suggerierende Befehl von Dr. du Prel oder von einem der übrigen Teilnehmer festgesetzt und zwar nicht mündlich, sondern schriftlich, abseits von dem Medium, manchmal in einem Nebenzimmer. Der Hypnotiseur las sodann stillschweigend den niedergeschriebenen Befehl, was auch den übrigen Teilnehmern freistand, setzte sich dem Medium gegenüber und forderte dasselbe in wenigen bestimmt gesprochenen Worten auf, seinen Gedanken aufzunehmen, auf den er sodann seine Aufmerksamkeit und seinen Willen konzentrierte, ohne ein weiteres Wort beizufügen. Die in dieser Weise erteilten Suggestionen wurden dann von dem Medium ausgeführt. Hier war also jede Vermittelung der Suggestion durch die äußeren Sinne, und jede Möglichkeit eines betrüglichen Einverständnisses ausgeschlossen; die Vermittelung durch bloße Gedankenübertragung ist unzweifelhaft.

Wir haben bisher nur solche Suggestionen oder Befehle behandelt, welche vom Medium noch während der Hypnose ausgeführt werden sollen. Man nennt dies die hypnotischen Befehle. Es ist aber weiter möglich, dem hypnotisierten Medium die Vornahme einer Handlung in der Art zu befehlen, daß es dieselbe erst nach seinem Erwachen aus der Hypnose, also im normalwachen Zustande, ausführen soll, und auch dieser Befehl

---

[1]) II. Teil, Seite 6—52.

wird vom Medium pünktlich befolgt. Dies sind die sogenannten posthypnotischen Befehle.

Wir haben an den Krauseschen Experimenten weiter gesehen, daß beim Medium während der Hypnose Illusionen und Halluzinationen hervorgerufen werden können. Aber auch hier kann der Befehl in der Weise erteilt werden, daß diese sogenannten Sinnestäuschungen erst in dem nachfolgenden Wachzustand, also posthypnotisch, eintreten sollen. In dieser Weise kann man es erzielen, daß das Medium nach dem Erwachen eine bestimmte Sache für etwas anderes ansieht, daß es eine anwesende Person, ja sogar sich selbst, für eine andere Person hält (posthypnotische Illusion); oder daß das Medium Dinge oder Personen sieht, welche in Wirklichkeit nicht da sind (posthypnotische positive Halluzination); oder endlich, daß es Sachen oder Personen nicht sieht, welche wirklich da sind (posthypnotische negative Halluzination). Diese posthypnotischen Erscheinungen können noch dahin kompliziert werden, daß dem diesfälligen Befehle der weitere Befehl beigefügt wird, die Sinnestäuschung habe wieder zu verschwinden, sobald eine bestimmte Thatsache eintritt, z. B. sobald von einem der Anwesenden ein bestimmtes Wort gesprochen wird oder eine bestimmte Zeit abgelaufen ist und dergleichen. Auch dies geht pünktlich in Erfüllung.

Dr. Carl du Prel berichtet, wie erwähnt, in seinem zitierten Werke über sehr zahlreiche Experimente mit derartigen hypnotischen und posthypnotischen Befehlen, Illusionen und Halluzinationen, welche alle ausschließlich durch bloße Gedankenübertragung in der vorgeschilderten Weise ausgeführt worden sind. In neuerer Zeit (1893) hat Professor von Krafft-Ebing in Wien solche Versuche mit einem Fräulein Clementine G. persönlich im Psychiatrischen Vereine ausgeführt, welche insbesondere auch deshalb interessant sind, weil bei ihnen die drei verschiedenen Bewußtseinszustände, nämlich der normalwache Zustand, der hypnotische Wachzustand und der hypnotische Schlafzustand, deutlich gesondert hervortraten. Nachdem Fräulein Clementine G. in den hypnotischen Schlafzustand versetzt worden war, erteilte ihr Professor von Krafft-Ebing bloß den einzigen Befehl, daß sie das sein müsse, was er wolle. Hierauf geweckt befand sich das Fräulein wieder im normalwachen Zustande, was durch entsprechende Fragestellung kontrolliert wurde. Die Frage nach ihrem Alter beantwortet das Fräulein richtig durch Angabe des Alters von 33 Jahren. „Nein, du bist 7 Jahre alt", entgegnet Professor Krafft-Ebing. Das Fräulein verneint dies lächelnd. „Ja, 7 Jahre bist du alt, 7 Jahre" wiederholt der Professor. — Und nun tritt eine merkwürdige Veränderung ein; der im früheren hypnotischen Schlafe erteilte Befehl, daß das Fräulein das sein müsse, was Professor Krafft-Ebing wolle, wird posthypnotisch wirksam; es tritt der hypnotische Wachzustand ein; das Fräulein benimmt sich nunmehr wie ein siebenjähriges Kind, spielt wie ein solches, gedenkt ihrer Spielgenossen aus jener Zeit usw. Durch neuerlichen Befehl wird das Fräulein in das Alter von

15 Jahren und darnach in das von 19 Jahren versetzt; immer benimmt sie sich diesen Lebensaltern entsprechend derart natürlich, daß die vollendetste Schauspielerin eine solche Verstellung nicht hätte ausführen können. — Wieder in den hypnotischen Schlafzustand versetzt beantwortet das Fräulein die Frage nach ihrém Alter abermals richtig mit der Angabe von 33 Jahren. Darnach geweckt, weiß sie von allen mit ihr vorgenommenen Experimenten nichts; sie ist wieder im normalwachen Zustande.

Kurz darnach experimentierte Professor von Krafft-Ebing mit demselben Fräulein in einem Privatkreise von 28 Aerzten. Hierbei wurde dem Fräulein in der Hypnose unter anderem suggeriert, daß sie nach dem Erwachen niemanden im Saale finden werde, als Professor von Krafft-Ebing und noch einen Herrn; und in der That sah sie nach dem Erwachen nur diese beiden, während die übrigen 27 Personen für sie optisch verschwunden waren; und sie konnte nicht begreifen, wie die von diesen letzteren ihr gereichten Gegenstände in der Luft schweben. Berichte über diese beiden Experimente sind in der „Deutschen Zeitung" vom 15. und 16. Juni, 15. Juli, 4. August und 15. Oktober 1893 und in der Monatsschrift „Sphinx" Band XVII, Seite 115 ff. und 197 ff. erschienen.

Ich will bereits hier bemerken, daß die Hypnose nichts anderes ist, als künstlich erzeugter Somnambulismus, welcher eben in natürlichen und künstlichen Somnambulismus geschieden wird. In dem folgenden Zitate aus dem Buche: „Magnetismus und Hypnotismus" von G. W. Geßmann ist der allgemeine Ausdruck „Somnambulismus" „somnambul" in beiderlei Sinn, also auch im Sinne von „Hypnose" „hypnotisch" gebraucht. In diesem Buche, welches den XXXV. Band der „Elektrotechnischen Bibliothek", also eines auf wissenschaftlicher Grundlage ruhenden Werkes, bildet, heißt es:[1])

„Bei allen in Hypnose befindlichen Individuen tritt die höchst beachtenswerte Erscheinung des Doppelbewußtseins ein. Während nämlich das im somnambulen Schlafe befindliche Subjekt sich aller Vorgänge zu erinnern vermag, die sein normalwaches und auch sein somnambules Leben betreffen, fehlt ihm im Wachen gänzlich die Erinnerung an alles, was sich während des somnambulen Stadiums zugetragen hat. Es zeigt sich also eine Spaltung des Erinnerungsvermögens, von welchem wir das des wachen Zustandes als normales oder waches, das des hypnotischen hingegen in Hinkunft als somnambules Erinnerungsvermögen bezeichnen werden. Wichtig ist ferner, daß in jeder nachfolgenden Periode des Somnambulismus mit dem Eintritt derselben alle früheren somnambulen Schlafperioden sofort dem Schlafenden in allen, selbst den geringfügigsten Einzelheiten erinnerlich werden, auch wenn dazwischen bedeutende Zeiträume verflossen sind. Es zeigt sich also eine Steigerung oder Schärfung des Gedächtnisses, die sich

[1]) Seite 162—163.

auf alle Ereignisse des wachen Lebens ausdehnt — selbst wenn sie schon längst vergessen waren.

„Wir werden uns also zu merken haben, daß im Somnambulismus:

a) Eine Spaltung in zwei Bewußtseinsformen, nämlich: in ein waches und in ein somnambules Bewußtsein eintritt, von welchen letzteres sämtliche Vorkommnisse der beiden Bewußtseinsformen umfaßt, während ersteres nur die des Wachens einschließt, und

b) eine Schärfung der Erinnerungsfähigkeit eintritt, die sich auf die Vorgänge beider Bewußtseinsformen und auf längere Zeiträume erstreckt ....

„Es giebt jedoch ein besonderes Mittel, um dem Somnambulen nach dem Erwachen die Vorgänge während des Schlafes erinnerlich werden zu lassen, und dies besteht darin, daß man ihm noch vor dem Erwachen befiehlt, sich des Gesagten oder des Geschehenen usw. zu erinneren".

Und an einer späteren Stelle dieses Buches heißt es:[1])

„Bei der posthypnotischen Suggestion ist die Erscheinung des doppelten Bewußtseins in besonders hoch entwickeltem Grade zu beobachten. Das Medium weiß nach dem Erwachen durchaus nichts von der ihm auferlegten Suggestion; sobald aber der Augenblick da ist, in welchem sie vollzogen werden soll, wird sie mit peinlichster Genauigkeit ausgeführt, selbst wenn zwischen dem Auftrag und der Ausführung des posthypnotischen Befehles bedeutende Zeitintervalle gelegen waren. Aber selbst im Augenblicke der Ausführung der Suggestion tritt kein normales Bewußtwerden derselben ein. Vielmehr ist es immer nur ein unbewußter Trieb, der das dem Versuche unterzogene Individuum veranlaßt, diese oder jene Handlung zu begehen. Auf die Frage, warum die betreffende Person so handle oder gehandelt habe, erhält man immer die Antwort: „Ich weiß nicht, aber ich mußte so thun". In den meisten Fällen sucht die Somnambule durch eine beliebige Ausrede ihre Handlungsweise gewissermaßen vor sich selbst zu entschuldigen".

Eine weitere Erscheinung, die sich bei Hypnotisierten zeigt, und deren ich für unsere Zwecke erwähnen will, ist die Erscheinung des sogenannten Hellsehens. Ich beschränke mich auf die Mitteilung der folgenden hierauf bezüglichen Stelle aus dem erwähnten Buche Geßmanns:[2])

„Die modernen Mediziner leugnen bekanntlich in der überwiegenden Mehrheit die Möglichkeit eines Hellsehens. Viel daran mag wohl der Umstand schuld tragen, daß man mit dem Worte „Hellsehen" immer den Begriff des Wunderbaren verband. Gerade in den letzten Jahren haben aber zahlreiche Forscher dieser Frage aufs neue ihre Aufmerksamkeit zugewendet und durch exakte Experimente den Nachweis geliefert, daß es

[1]) Seite 182.
[2]) Seite 199—200.

thatsächlich ein Hellsehen giebt, d. h. daß es möglich ist, in besonders geeigneten Personen die Fähigkeit zu erwecken, Wahrnehmungen ohne Vermittelung der normalen fünf Sinne zu machen. So berichten die Mitglieder der Münchener psychologischen Gesellschaft Dr. Baron du Prel, Dr. Freiherr von Schrenck-Notzing und Baron Hornstein über einen bezüglichen Versuch mit einer jungen Dame namens Lina. Sie wurde von Dr. Schrenck-Notzing mesmerisiert und ihr im somnambulen Zustande ein völlig unbekanntes Buch überreicht und ihr befohlen zu lesen, was auf einer bestimmten Seite des Buches stehe. Lina hielt das Buch an den Scheitel und vollführte die Aufgabe zur Zufriedenheit der genannten Berichterstatter".

Endlich will ich noch einer sehr merkwürdigen Erscheinung der Hypnose erwähnen. Die organischen Funktionen des Körpers, welche im normalen Zustande unbewußt verlaufen und weder dem eigenen Willen des Subjektes noch einem fremden Willen unterliegen, können im hypnotischen Zustande durch Suggestion beeinflußt werden. Es ist möglich, durch Suggestion nicht nur die Atmung und den Blutumlauf des Hypnotisierten zu beschleunigen oder zu verlangsamen, sondern sogar organische Veränderungen in seinem Körper hervorzubringen. Die letztere Erscheinung hat man „hypnotische Stigmatisation" genannt, und Experimente in dieser Richtung sind von medizinischen Autoritäten ausgeführt worden. Professor Beaunis berichtet in seinem Werke: „Le somnambulisme provoqué" über ein derartiges im Dezember 1884 ausgeführtes Experiment: einer Hypnotisierten wurde an einer zwischen den beiden Schultern befindlichen, den eigenen Händen nicht erreichbaren Stelle des Rückens ein einfaches Leinenläppchen aufgelegt und durch einen sorgsam ausgeführten Verband befestigt, worauf ihr suggeriert wurde, daß an dieser Stelle eine Brandblase entstehen werde. Die Versuchsperson wurde noch einige Zeit in der Hypnose belassen, der Verband sodann abgenommen und es zeigte sich, daß wirklich ein bedeutend gerötetes, einem Brandfleck ähnliches Mal entstanden war, welches in Größe und Umrissen dem aufgelegten Läppchen entsprach. Als die Versuchsperson hierauf geweckt wurde, äußerte sie ihre Verwunderung darüber, daß sie am Rücken nunmehr starke Schmerzen, wie von einer Verbrennung herrührend, verspürte. Bereits am nächsten Tage war an dieser Stelle ein stark entzündeter Fleck zu sehen und am folgenden Tage war eine vollkommene Brandblase von 5 cm Länge und 25 mm Breite entwickelt.[1])

In demselben Werke berichtet Professor Beaunis über ein ähnliches Experiment. Professor Bourru zeichnete mit einem beliebigen Instrumente auf den beiden Vorderarmen eines Hypnotisierten seinen Namenszug mit dem Befehle, um 6 Uhr nachmittags einzuschlafen und längs der bezeichneten Linien zu bluten. Zur angegebenen Stunde schlief die Versuchs-

[1]) G. W. Geßmann a. a. O. S. 179—181.

person ein, und auf dem einen Arme erschien, etwas erhaben, in lebhaftem Rot der Namenszug auf der blassen Haut. Einige Blutstropfen drangen an mehreren Stellen hindurch. Diese blutunterlaufenen Buchstaben waren nach drei Monaten zwar verblaßt aber noch leserlich.[1]) — Ueber ein von Professor Krafft-Ebing ausgeführtes Experiment dieser Art berichtet derselbe in seinem Buche: „Eine experimentelle Studie auf dem Gebiete des Hypnotismus".[2])

Berührt man die bloße Haut einer hypnotisierten Person mit einem beliebigen Gegenstande und suggeriert ihr dabei, daß dieser Gegenstand glühend sei, so entsteht an der berührten Hautstelle ein Brandmal. Benutzt man zu dieser Berührung beispielsweise einen Kautschukstempel, so entsteht genau entsprechend den Buchstaben des Stempels eine Rötung und Schwellung der Haut, so daß man die Worte auf der Haut lesen kann.[3])

Durch hypnotische Suggestion können aber krankhafte organische Veränderungen nicht nur erzeugt, sondern auch geheilt werden.[4])

Zu diesen merkwürdigen Erscheinungen der Hypnose bemerkt Dr. Carl du Prel in seinem Büchlein: „Das Rätsel des Menschen"[5]) folgendes:

„Der Hypnotismus lehrt, daß organische Veränderungen durch Suggestion herbeigeführt werden können, daß krankhafte Zustände beseitigt und jene organischen Prozesse durch Suggestion eingeleitet werden können, die der Arzt für angezeigt hält. Jene physiologischen Funktionen, welche für uns unbewußt verlaufen und unserer Willkür entzogen sind, z. B. Blutumlauf, Sekretionen usw. können durch Suggestion geregelt werden. Nun ist es aber ohne weiters klar, daß nicht etwa der Arzt gleichsam durch magisch wirkende Worte in einen fremden Organismus einzugreifen vermag; vielmehr kann die Suggestion nur dadurch wirken, daß sie vom Patienten[6]) akzeptiert wird, und diese seine Fügsamkeit erzielt man eben dadurch, daß man ihn in hypnotischen Schlaf versetzt, also in einen Zustand psychischer Abhängigkeit. Daher die Möglichkeit selbst verbrecherischer Suggestionen. *Die Fremdsuggestion ist also nur darum wirksam, weil sie widerstandslos in eine Autosuggestion verwandelt wird, und erst diese ist das eigentliche Agens.* Der Patient beherrscht also sein organisches Leben durch die *Vorstellung*, und damit ist der **Primat des Geistes vor dem Körper** erwiesen. *Der Materialismus, welcher umgekehrt den Geist zur bloßen Funktion des Körpers macht, ist*

[1]) Dr. Carl du Prel, „Studien aus dem Gebiete der Geheimwissenschaften", I. Teil, S. 239—240.

[2]) S. 59—60, siehe in Dr. du Prel: „Studien usw." II. Teil, S. 95—96.

[3]) G. W. Geßmann a. a. O. S. 135—136.

[4]) Ebenda S. 136.

[5]) Leipzig, Philipp Reclam jun., S. 31—32; siehe auch in „Sphinx" Band XIII, S. 162—163.

[6]) Unter dem Ausdrucke „Patient" ist hier nicht eine kranke Person gemeint, sondern diejenige Person, an welcher die Hypnotisierung vorgenommen wird, im Gegensatze zu dem „Agenten", der dieselbe vornimmt, und zu den „Zuschauern".

also auf den Kopf gestellt, wie man denn überhaupt so ziemlich immer die Wahrheit trifft, wenn man das auf den Kopf stellt, was der Materialismus lehrt".

Und ergänzend hierzu will ich noch das beifügen, was derselbe Autor in seinem Aufsatze: „Ueber den Einfluß psychischer Faktoren im Okkultismus" sagt:

„Im Okkultismus gilt also der Satz: der Glaube, daß etwas geschieht, ist die Ursache des Geschehens. Im Hypnotismus ist dieser Satz bereits anerkannt. Organische Veränderungen treten ein vermöge der Vorstellung derselben. Die Vorstellung liegt dominierend, ja isoliert im Bewußtsein des Patienten, von keiner Neben- oder Gegenvorstellung beeinträchtigt, und darum vermag sie so bedeutendes zu wirken. — In das Vorurteil, daß bei irdischen Phänomenen der psychische Faktor keine Bedeutung habe, ist also eine Bresche geschossen; auch in dieser Hinsicht bildet der Hypnotismus das mystische Eingangsthor. Darum eben, weil er zeigt, daß der Gedanke zur Kraft werden kann, geht seine Bedeutung viel weiter als die Klystierspritzologie es ahnt .... Wenn nun aber der Gedanke zur Kraft werden kann, und wir dehnen das auf alle Kräfte der Natur aus, dann sind wir angelangt bei dem paradoxen Eingangswort dieser Betrachtung: **Der Primat des Geistes vor der Materie**".[1])

„Geist" in diesem Sinne ist aber nicht identisch mit dem, was wir gewöhnlich darunter zu verstehen pflegen. Sprachgebrauch und Schulpsychologie versteht unter „Geist" unser Vorstellungsvermögen und Gedächtnis, Verstand und Vernunft, kurz unseren irdischen Intellekt, unser normales sinnliches Bewußtsein. Alles dieses aber ist ein Produkt unserer körperlichen Sinnesorgane mit ihrem Zentralorgane, dem Gehirn, ist also körperlich bedingter Geist. Die Erscheinungen des Hypnotismus aber zeigen uns, deutlicher noch als die Phänomene des Schlaf- und Traumlebens, daß der Mensch außer diesem sinnlichen Bewußtsein noch ein anderes Bewußtsein besitzt, das von den körperlichen Sinnen unabhängig und dem sinnlichen Bewußtsein weit überlegen ist, das den Körper und den körperlich bedingten Geist zu beherrschen vermag und das sich gerade um so höher entfaltet, je tiefer das sinnliche Bewußtsein sinkt. In diesem übersinnlichen Bewußtsein, in diesem die Materie beherrschenden Geiste, nicht aber in dem von ihr abhängigen irdischen Bewußtsein, müssen wir den Kern des Menschenwesens, das ist dasjenige suchen, was wir gewöhnlich mit dem Ausdruck „Seele" bezeichnen. —

Und das, was uns der Hypnotismus lehrt, finden wir in noch höherer Steigerung auch beim Somnambulismus wieder.

Was wir im gewöhnlichen Leben über den Somnambulismns wissen, beschränkt sich fast nur auf die allgemein bekannte Thatsache, daß es so-

[1]) „Sphinx", Band XVII, S. 179—180.

genannte „Schlafwandler“ giebt, gewöhnlich „Mondsüchtige“ genannt, welche nächtlicherweile im Schlafzustande sich aus ihren Betten erheben und umhergehen, ja sogar an senkrechten glatten Mauern emporsteigen und auf Dächern herumwandeln; daß dieselben aber, wenn sie aus diesem Schlafzustande geweckt werden, diesen ihren Halt plötzlich verlieren und herabstürzen; ferner daß sie nach dem Erwachen keine Erinnerung an das besitzen, was sie soeben im Schlafe ausgeführt haben. — Es ist dies wenig genug, was wir im Alltagsleben über den Somnambulismus wissen, aber selbst dieses wenige könnte uns wohl zum Nachdenken anregen, insbesondere die erwähnte Erscheinung des Emporsteigens an den Wänden und des Herabfallens nach dem Erwachen, also die Erscheinung, daß das im ganzen Weltall ausnahmslos herrschende Naturgesetz der Schwere für diese Schlafwandler während ihres eigentümlichen Schlafzustandes aufgehoben zu sein scheint, daß dieses Gesetz aber sofort wieder in Wirksamkeit tritt, sobald dieser Schlafzustand aufhört, der Schlafwandler erwacht. Statt dieser auffallenden Erscheinung nachzuforschen und eine Erklärung dieses scheinbaren Widerspruches mit den Naturgesetzen anzustreben, zieht es die Schulwissenschaft vor, dieselbe vornehm zu ignorieren.

Ich habe bereits früher erwähnt, daß es einen natürlichen und einen künstlichen Somnambulismus giebt, d. h. daß derselbe entweder als natürliche Anlage vorhanden ist, oder durch Hypnose künstlich hervorgerufen werden kann. — Die Erscheinungen des physischen Lebens, welche schon im gewöhnlichen Schlafe herabgedrückt sind und in den Anfängen des hypnotischen Schlafes noch mehr herabsinken, erreichen im somnambulen Schlafe ihren tiefsten Stand: Atem und Puls werden immer schwächer und sind schließlich kaum mehr wahrnehmbar; die Sinne sind fast erloschen; der Körper liegt unbeweglich da; die Körperwärme nimmt immer mehr ab; und der höchste Grad des Somnambulismus, der sogenannte Hochschlaf, zeigt äußerlich bereits große Aehnlichkeit mit jenen Erscheinungen, wie sie beim Sterben auftreten; viele Somnambule sprechen auch von diesem Zustande wie von dem des herannahenden Todes.

In demselben Maße aber, wie die Erscheinungen des physischen Lebens allmählich sinken, erfahren umgekehrt die Erscheinungen des psychischen Lebens, die transscendentalen Fähigkeiten, eine Steigerung.

Wir begegnen im Somnambulismus gleichfalls einer *enormen Steigerung des Erinnerungsvermögens* und der Fähigkeit des *Hellsehens*, wie wir diese Erscheinungen bereits in dem höheren somnambulen Stadium der Hypnose zu beobachten Gelegenheit hatten. Die Erscheinung des Hellsehens bei Somnambulen ist selbst der Wissenschaft schon seit Jahrzehnten bekannt; man nannte dieselbe „Sinnesversetzung“, Transposition des Gesichtssinnes, weigerte sich aber, dieselbe einer wissenschaftlichen Untersuchung zu unterziehen. Geßmann schreibt hierüber in seinem erwähnten Buche: „Magnetismus und Hypnotismus“: [1])

[1]) Seite 41.

„Kurze Zeit nachher (nämlich nach dem Jahre 1837) machte ein Mitglied der Académie (de Médecine in Paris) selbst, Dr. Burdin, den Vorschlag, Versuche über Transposition des Gesichtssinnes anzustellen. Es wurde ein Preis von 3000 Francs für jene Somnambule ausgeschrieben, die mit wohlverbundenen Augen zu lesen im stande wäre. Drei Magnetiseure folgten dem Aufrufe und präsentierten ihre Somnambulen; es waren dies die Doktoren Pigeaire, Hublier und Teste. Jedoch nur eine der von diesen Herren mitgebrachten Somnambulen, jene des Dr. Pigeaire, brachte es thatsächlich zu stande. Trotzdem aber ihr Kopf bis über die Nase verbunden und die Augen dreifach verdeckt waren, ließ sich die Kommission nicht überzeugen und lehnte jede weitere Untersuchung ein für allemal ab".

Sie sehen aus diesem Beispiele, daß die Männer der Wissenschaft vor 60 Jahren sich genau so klug benahmen, wie heutzutage.

Das Hellsehen der Somnambulen erstreckt sich aber auch weiter auf die Erkenntnis der inneren Organe ihres Körpers und ihrer Funktionen (Autodiagnose), auf die Erkenntnis des Verlaufes ihrer Krankheit (Prognose), und auf die Erkenntnis der hierfür dienlichen Heilmittel (Heilmittelinstinkt). Alles dies sind Erscheinungen, die von Aerzten an Somnambulen in unzähligen Fällen beobachtet und berichtet worden sind, und die auf dem Gebiete des Somnambulismus zu den Gemeinplätzen gehören.

Ein weiteres Phänomen des Somnambulismus ist die sogenannte Levitation, d. h. jene Erscheinung, nach welcher das Naturgesetz der Schwere für den Körper mancher Somnambulen keine Geltung zu haben scheint. Bezüglich der sogenannten Schlafwandler habe ich dieses Phänomens der Levitation als einer allgemein bekannten Thatsache bereits erwähnt; ich will nur noch einige wenige Beispiele aus Dr. Carl du Prels „Studien aus dem Gebiete der Geheimwissenschaften",[1]) woselbst auch die Quellen hierfür angegeben sind, mitteilen.

„Der Arzt Charpignon berichtet von einer horizontalen Erhebung einer Somnambulen durch Halten der Hände über dem Sonnengeflecht, und von einer vertikalen Erhebung, so daß ein freier Raum unter den Füßen sich ergab, durch das Auflegen der Hände auf den Kopf". — „Der Arzt Cleß erzählt von seiner Somnambulen: Sie geriet allmählich in immerwährendes Schweben und fliegende Bewegungen, wobei sich ihr Körper mit einer unbegreiflichen Leichtigkeit auf die graziöseste Weise nach allen Richtungen hin schwebend und wie im Fluge bewegte". — „Eunapius erzählt, daß der alexandrinische Philosoph Jamblichus bei seinen Andachten über der Erde schwebte, und es spricht unverkennbar für unbewußten, von Erinnerungslosigkeit gefolgten Somnambulismus, wenn wir lesen, daß Jamblichus seine Schüler wegen ihrer Leichtgläubigkeit auslachte, als sie ihm dieses sein Schweben mitteilten". — „Von der Seherin von Prevorst, wie seinerzeit von der Jungfrau von Orleans,

[1]) I. Theil, Seite 6—8.

wird erzählt, daß sie, mit Freundinnen spielend, mehr fliegend als laufend gesehen wurden, ein Uebergang zum ekstatischen Schweben". — „Lafontaine legte eine Somnambule auf eine Wage und sie verlor an Gewicht als er sie magnetisierte". — „Eine Somnambule Kerners sprang in einem Anfall von Wahnsinn zwei Stockwerke herunter, ohne sich zu verletzen". — „In der christlichen Mystik wimmelt es von solchen Geschichten; ich brauche nur an Franz von Assisi, Filippo Neri, die heilige Theresia, Ignaz von Loyola, Joseph von Copertino, Savonarola usw. zu erinnern". —

Eine weitere transscendentale Fähigkeit bei Somnambulen ist das Fernsehen, wie dies bereits beim gewöhnlichen Schlafe in den sogenannten Wahrträumen und — wie ich hier einschalten will — auch in dem somnambulen Stadium der Hypnose zu beobachten ist. Dr. Carl du Prel erwähnt in seiner „Monistischen Seelenlehre" [1]) folgenden Bericht des Arztes Charpignon: „Eine Somnambule, die in Orleans eingeschläfert wurde, sprach den Wunsch aus, ihre Schwester in Blois zu suchen und begab sich geistig dahin. In Meuny angekommen, erklärte sie, einen gewissen Jouanneau im Feiertagsanzug in der Nähe des Ortes zu sehen. Da nun einige der Anwesenden diesen Mann kannten, wurde er brieflich befragt, ob er zu jener Stunde am angegebenen Orte gewesen sei, was dieser bestätigte". [2])

Eine weitere Erscheinung bei Somnambulen ist das Fernwirken. Da aber dieses Phänomen unserer materialistischen Anschauungsweise und Denkgewohnheit, in der wir von Jugend auf erzogen wurden, allzusehr entgegen ist, und da ich Ihnen nicht gerne etwas bieten möchte, was Ihrem Zweifel begegnen könnte, so hatte ich ursprünglich die Absicht, über diese Erscheinung, wie über so vieles andere, in meinem Vortrage keine Erwähnung zu thun, trotzdem dieselbe im Okkultismus zu den Gemeinplätzen gehört. Inzwischen ist mir aber ein Artikel „Moderne Magie" [3]) von Sebald v. Werth in der Zeitschrift „Das Zwanzigste Jahrhundert" (Märzheft 1895) in die Hand gefallen und da diese Zeitschrift eine wissenschaftliche und jener Artikel nach seiner ausdrücklichen Erklärung gerade gegen die „Geisterwelt der Spiritisten" geschrieben ist, so dürften Sie wohl geneigt sein, wenigstens diesem Artikel kein Mißtrauen entgegenzubringen und ich will Ihnen daher folgenden kurzen Abschnitt aus demselben mitteilen.

Nachdem der Verfasser die Hypothese: „Erdmagnetismus ist polarische Gravitation" aufgestellt hat, fährt er fort: [4])

„Außer diesem hypothetischen Mittel liefert uns die Physik aber einen anderen völlig gesicherten Hebel, um gleich Archimedes die Geisterwelt

---

[1]) Seite 185.

[2]) Charpignon: „Physiologie du magnétisme animal". 88.

[3]) Diese Abhandlung ist mit bedeutenden Erweiterungen für die „Sphinx" umgearbeitet worden und im Septemberheft 1895 derselben (Seite 152 ff.) erschienen.

[4]) „Das Zwanzigste Jahrhundert". (Berlin, Hans Lüstenöder). 5. Jahrgang. Seite 513—514.

der Spiritisten aus der Angel zu heben: Telephonie und Telegraphie ohne Draht! Dem Elektriker des englischen Generalpostamtes in London, Henry Preece, ist es gelungen, zwischen zwei elektrischen Stationen ohne Drahtverbindung eine Verständigung zu erzielen. Auf jeder Station ist ein hochgespannter Wechselstrominduktor in Verbindung gebracht mit einem geschlossenen Leiter, der eine Strecke weit gut isoliert durch die Luft geht, um durch die Erde den Strom zurückzusenden. Wenn nun in beiden Stationen die Wechselzahl genau die gleiche ist, d. h. die elektrische Spannung (Wellenlänge) auf gleicher Ziffer (Tonhöhe), so tritt analog der Resonanz zwischen gleichgestimmten Saiten und Stimmgabeln eine elektrische Induktionsresonanz in den weitentfernten parallelen Leitern auf, deren rhythmisches Unterbrechen ein sicheres Telephonieren bezw. Telegraphieren gestattete. Taufen wir diesen Zukunftsmitteiler einen „Telephor". Wir haben hier also eine Art „telepathischer Sympathie" der nüchternen Praxis dienstbar gemacht und ein Edison des XX. Jahrhunderts wird uns die ungeheuren Kosten für Telegraphenkabel ersparen. Wenn auch die Volkstelepathie der „klingenden Ohren" nicht so ganz anerkannt werden kann, so gilt es dennoch in technosophischer Synthese jetzt zu fragen: Hat der Mensch auch ein Organ der Fernwirkung, dessen unbewußte Projektion jener „Telephor" ist?

„Da müssen wir auf die aufsehenerregenden Versuche von D'Arsonval in Paris hinweisen, der bei Untersuchungen über die Einwirkung riesiger elektrischer Solenoïde auf das menschliche Nervensystem die von ihm „Organische Induktion" genannte Entdeckung machte. Die „Psycho-Physik" — wie der geniale Physiologe, Professor Fechner, die Anwendung physikalischer Gesetze auf den psychischen Mechanismus organischer Zellenapparate nennt — giebt uns also Recht, wenn wir eine „organische Resonanz" zwischen gleichgestimmten Nervensystemen als zweifelfrei annehmen. Diese organische Resonanz in Verbindung mit der hypothetischen Dienstbarmachung der Gravitationsstrahlung erklären technosophisch alle mediumistischen Phänomene".

Telephonie und Telegraphie ohne jede sinnlich-materielle Verbindung, eine Fernwirkung zwischen meilenweit entfernten Stationen ohne vermittelnde Leitung des elektrischen Stromes — diese Behauptung wäre von der Wissenschaft noch vor kurzem in das Gebiet der Fabeln verwiesen worden. Heute steht die Wissenschaft vor derselben als vor einer Thatsache der Erfahrung und da sie auch die Phänomene des Okkultismus nicht mehr so rundweg ableugnen kann, so gelangt sie behufs wissenschaftlicher Erklärung der letzteren endlich zu der Hypothese einer organischen Resonanz, einer Fernwirkung, zwischen gleichgestimmten Nervensystemen. Wenn also selbst die heutige Wissenschaft, die nur mit Materie arbeitet und den Geist zu einem Produkte der letzteren degradiert, sich endlich gezwungen sieht, eine Fernwirkung zwischen organischen Wesen ohne sinnlich-materielle Ver-

mitteilung als zweifelsfrei anzuerkennen, dann dürften die folgenden Phänomene der Fernwirkung im Somnambulismus wohl auch uns nicht mehr als gar so unglaublich erscheinen, umsomehr als wir bereits in der Hypnose eine rein geistige Fernwirkung durch übersinnliche Gedankenübertragung kennen gelernt haben und zudem auch noch wissen, daß die psychischen Phänomene der Hypnose im Somnambulismus noch eine weitere Steigerung erfahren.

Wir brauchen uns übrigens nicht einmal bis zum Somnambulismus zu versteigen, um die Erscheinung der „seelischen Fernwirkung", der „psychischen Telepathie" oder „Telenergie", wie es zur Bezeichnung der aktiven Seite dieses seelischen Vorganges heißen könnte, kennen zu lernen; wir können diese Erscheinung schon im gewöhnlichen Leben beobachten. Schon Goethe sagt in dieser Hinsicht: „Unter Liebenden ist diese magnetische Kraft besonders stark und wirkt sogar in die Ferne. Ich habe in meinen Jünglingsjahren Fälle genug erlebt, wo mich auf einsamen Spaziergängen ein mächtiges Verlangen nach einer Geliebten überfiel, und wo ich so lange an sie dachte, bis sie mir wirklich entgegenkam. ‚Es wurde mir in meinem Stübchen unleidlich', ‚sagte sie; ich konnte mir nicht helfen, ich mußte hierher'". [1])

Und wenn Sie im stande sind, Ihre Gedanken durch längere Zeit ausschließlich und mit aller Kraft auf den Wunsch zu konzentrieren, daß ein in der Nähe befindlicher Freund zu Ihnen kommen möge, so wird er ganz gewiß auch wirklich kommen. Die große Schwierigkeit hierbei besteht aber eben in der Ausführung dieser Gedankenkonzentration, die wohl nur wenigen gelingen wird. Vielleicht hat aber doch mancher von Ihnen schon etwas ähnliches selbst erlebt.

Nach dieser Einleitung will ich Ihnen bloß drei Beispiele einer solchen Fernwirkung Somnambuler mitteilen.

„Die Idiosomnambule S. fragte ihren verreisenden Bruder Gottfried beim Abschiede, ob sie ihn nicht einmal besuchen sollte. Dieser, wohl merkend, in welchem Sinne es gemeint sei, wollte zwar nicht erschreckt werden, sie erklärte jedoch auf keine bösartige Weise ihn heimsuchen zu wollen. Einige Zeit darauf schlief sie magnetisch ein, gab ihre Absicht kund, den Besuch auszuführen und sagte, Gottfried sei auf seinem Stuhle eingeschlafen. Nach einigen Tagen kam ein Brief von diesem an die Eltern mit der Meldung, daß er — Tag und Stunde trafen pünktlich überein — ermüdet auf seinem Stuhle eingeschlafen, im Traume mit nie erreichter Klarheit seine Schwester gesehen, die mit einem Besen kehrend sich ihm genähert hätte und dann verschwunden sei. — Ein anderes Mal kündigte sie dem Arzte R. einen solchen Besuch an. Nach einigen Tagen, als er bereits zu Bette lag und seine Frau eben mit einem Lichte in der Hand ins Zimmer trat, öffnete sich die Thür, die Somnambule trat in

---

[1]) Eckermann: „Gespräche mit Goethe", III, S. 137. (Dr. Carl du Prel: „Monistische Seelenlehre", S. 224).

Nachtgewand und Pantoffeln herein und blies der Frau R. das Licht aus. Beide waren wach und hatten das Phantom deutlich gesehen. Sogleich schrieb der Arzt an die Eltern der Somnambulen und es ergab sich, daß diese zu jener Stunde in tiefem magnetischem Schlaf gleich einer Leiche dagelegen sei". [1])

„Die Seherin von Prevorst [2]) verfiel einst abends 9 Uhr außergewöhnlicherweise in den magnetischen Schlaf, in welchem sie wieder „aus sich herausgeführt wurde". Da rief sie: „Ach Gott!" aber dieses Wort tönte nur wie gehaucht. Sie erwachte wie unter dem Ausrufe dieses Wortes und sagte selbst, sie hätte sich doppelt gehört, als hätten zwei aus ihr gesprochen. Tags darauf kam die Nachricht, daß ihr Vater zu Oberstenfeld — vier Stunden entfernt — gestorben sei, und der behandelnde Arzt, Dr. Föhr, schrieb hierüber an Kerner: „Nach meiner Ankunft zu Oberstenfeld fand ich den Herrn Wanner bereits tot, hörte aber, als ich mich im Wohnzimmer befand, das an ein Nebenzimmer, in dem sich der Tote befand, grenzte, gegen neun Uhr nachts ganz deutlich eine Stimme — wie mir zu sein schien die Stimme des Verstorbenen — in jenem Nebenzimmer, wo niemand als dieser war, „Ach Gott!" rufen. Erst auf das dritte Mal, wo ich diesen Ruf hörte, ging ich in das Zimmer, da ich vermutete, Herr Wanner sei vielleicht nur scheintot; denn ich konnte nicht anders glauben, als es sei dieser Ruf von ihm gekommen. Ich besichtigte den Toten genau, weilte auch noch eine Stunde länger und versicherte mich von seinem völligen Tode". [3])

Ich habe nur noch beizufügen, daß auch die Somnambulen, ebenso wie die Hypnotisierten, nach dem Erwachen keine Erinnerung an das besitzen, was während ihres somnambulen Schlafes vorgegangen ist.

Auch aus den Phänomenen des Somnambulismus sehen wir also, daß der Mensch neben seinem normalen sinnlichen Bewußtsein noch ein höherstehendes übersinnliches Bewußtsein besitzt; zugleich machen wir aber noch die weitere Wahrnehmung, daß die Erscheinungen dieses übersinnlichen, psychischen Lebens zu desto höherer Entfaltung gelangen, je tiefer die Erscheinungen des sinnlichen, physischen Lebens sinken. Gewöhnlicher Schlaf, hypnotischer Schlaf, somnambuler Schlaf sind drei Stufen, auf denen das physische Leben immer tiefer und tiefer herabsinkt; in gleichem Maße aber wird das psychische Leben immer höher und höher entwickelt. — —

Was nun weiter? — Man nennt den Schlaf den Zwillingsbruder

---

[1]) Kerner: „Magikon" IV, S. 195—201. (Dr. Carl du Prel: „Monistische Seelenlehre", S. 213).

[2]) Bekannt aus den Werken Justinus Kerners.

[3]) Kerner: „Die Seherin von Prevorst", S. 94. (Dr. Carl du Prel, a. a. O., S. 237).

des Todes und die Erscheinungen beim somnambulen Hochschlaf ähneln, wie gesagt, schon sehr den Erscheinungen beim Sterben. Wenn also die Stufenleiter für das allmähliche Sinken des physischen und gleichzeitige Steigen des psychischen Lebens kein bloßer Zufall ist, sondern auf einem Naturgesetze beruht, dann können wir erwarten, daß die psychischen Phänomene beim Sterben, beim Einschlummern zum Todesschlafe, die höchste Steigerung aufweisen.

Und so ist es auch. —

Daß diese Steigerung des psychischen Lebens nicht bei jedem Sterbenden auch für seine Umgebung wahrnehmbar in die Erscheinung tritt, liegt eben in der Beschränktheit unseres rein sinnlichen Erkenntnisvermögens. Den ganzen übersinnlichen Vorgang, der sich während des Sterbens abspielt, können wir nur insoweit wahrnehmen, als er in unsere Sinne fällt, und das kann selbstverständlich nur ausnahmsweise geschehen; das Uebersinnliche kann sich nur ausnahmsweise auch in sinnlicher Weise kundgeben. Aber eine einzige solche Kundgebung übersinnlichen Lebens genügt, um das Vorhandensein eines solchen überhaupt darzuthun, sowie die Erscheinung eines einzigen weißen Raben genügt, um die Existenz solcher Raben überhaupt nachzuweisen, und den auf eine unvollständige Induktion gestützten Schluß auf die Nichtexistenz derselben über den Haufen zu werfen. Dazu kommt noch, daß solche Phänomene, auch wenn sie beobachtet werden, doch nur selten und ausnahmsweise in die Oeffentlichkeit dringen.

Trotzdem aber giebt es ungemein zahlreiche, vollkommen beglaubigte Berichte über solche Phänomene, welche auf eine enorme Steigerug des psychischen Lebens hinweisen.[1]) Es ist beobachtet worden, daß das Antlitz eines Menschen, das im Leben den Typus größtmöglicher Einfältigkeit zeigte, bei herannahendem Tode einen edlen, beinahe erhabenen Ausdruck annimmt und eine seltsame Verklärung über die Züge des Sterbenden sich ausbreitet;[2]) — daß die Sprache Sterbender veredelt wird, ein reiner Dialekt an die Stelle von Provinzialismen tritt, und die Worte voll Bilderreichtum und tiefer Innigkeit sind;[3]) — daß Menschen, welche während ihres ganzen Lebens nie mehr als den allereinfachsten Hausverstand gezeigt hatten, und deren Fassungsvermögen ungemein schwerfällig war, bei herannahendem Tode eine wunderbare Klarheit des Geistes erlangen und in klarer Erkenntnis der Nähe ihrer Auflösung über den Tod und die endliche Bestimmung des Menschen auf eine Weise sprechen, welche zu tiefer Bewunderung hinreißt;[4]) — daß Irrsinnige kurz vor dem Tode den normalen Verstandesgebrauch wiedererlangen, was — wie

---

[1]) Vgl. auch Dr. Maximilian Perty: „Die sichtbare und die unsichtbare Welt", S. 166—171.

[2]) Vgl. „Sphinx", Band XVI, S. 280.

[3]) Beispiele s. Dr. Carl du Prel: „Monistische Seelenlehre", S. 286—287.

[4]) Vgl. „Sphinx", Band XVI, S. 280.

Dr. du Prel sagt — auf eine Ablösung ihres sinnlichen Bewußtseins durch ein transscendentales hinweist. [1])

Auch das Gedächtnis, das schon in den somnambulen Zuständen der Hypnose eine große Schärfung aufweist, zeigt bei Sterbenden eine außerordentliche Steigerung. Alexander v. Humboldt, der den sterbenden Großherzog Karl August gesehen hatte, nannte die Lebendigkeit und geheimnisvolle Klarheit seines Geistes bei so großer körperlicher Schwäche ein „schreckhaftes Phänomen". [2])

Endlich zeigen sich bei Sterbenden auch die bereits erwähnten Phänomene des Fernsehens und Fernwirkens.

Ueber das Fernsehen Sterbender schreibt Dr. Carl du Prel in seiner „Monistischen Seelenlehre": [3])

„Daß eine Steigerung des Somnambulismus überhaupt das Fernsehen erweckt, zeigt sich eben bei Sterbenden und ist seit ältesten Zeiten bekannt. In der Bibel ruft der sterbende Jakob seine Söhne zusammen, um ihnen zu weissagen .... Calamus, indem er den brennenden Scheiterhaufen bestieg, verkündete dem Alexander seinen nahen Tod, der sodann in Babylon erfolgte. Cicero erzählt von einem sterbenden Rhodier, der sechs Personen hernannte und die Reihenfolge ihres Todes bestimmte. Bei der Pest in Basel, Ende des 16. Jahrhunderts, scheint dieses Fernsehen sogar als Massenerscheinung aufgetreten zu sein, indem die Sterbenden den Namen dessen riefen, der ihnen zunächst folgen würde. Schnurer in seiner „Chronik der Seuchen" sagt, daß bei der Pest im 14. Jahrhunderte in Europa viele Kranke hellsehend wurden, ihre eigene Todesstunde angaben und diejenigen bezeichneten, welche ihnen nachfolgen würden .... Im Mittelalter galt das Fernsehen Sterbender als eine bekannte Thatsache und noch der Begründer der modernen Naturwissenschaft, Baco von Verulam, spricht es als Erfahrungssatz aus: „Das Fernsehen wird überhaupt beobachtet in Träumen, in Ekstasen und bei herannahendem Tode; es ist selten im Wachen und wenn der Körper gesund und stark ist". Die Zweifel begannen erst in der Aufklärungsperiode, welche ihre eigene Seichtigkeit in die Probleme verlegte und die Tiefe des Welt- und Menschen-Rätsels in bloße Fläche verwandeln wollte".

Ueber das Fernwirken Sterbender mögen folgende Beispiele erwähnt werden:

Holtei erzählt, daß, als seine Frau, die früher beliebte Hofschauspielerin Luise Rogée, am 28. Januar abends neun Uhr in Berlin starb, zur gleichen Stunde zu Obernigk in Schlesien einige Freunde beisammen saßen und der Gutsherr Schauberth einen Pokal hervorsuchte und mit Ungarwein füllte, um auf die Genesung Luisens und auf das Namensfest

[1]) Dr. Carl du Prel, a. a. O., S. 282; derselbe: „Studien aus dem Gebiete der Geheimwissenschaften", I. Theil, S. 104—105.

[2]) Daumer: „Das Reich des Wundersamen", S. 298. (Dr. Carl du Prel, „Monistische Seelenlehre", S. 285—286).

[3]) S. 287—289.

Holteis anzustoßen. Da ertönte ein Klang wie von zersprungenem Glas und aus dem dicken Pokale fiel ein rundes Stück ganz von selbst auf den Tisch. Aus demselben Pokale hatte Luise vier Jahre vorher Dank genippt, als diese Freunde auf ihre Gesundheit als Neuvermählte getrunken hatten.[1])

In der „Schlesischen Zeitung“ wird erzählt, daß 1859, als die Mitglieder einer Beamtenfamilie beim Abendbrote versammelt waren, plötzlich das an einer Messingkette hängende Gewicht der Stubenuhr mit großem Getöse und ohne sichtbare Veranlassung sich ablöste und zu Boden fiel. Die Kette lag, als wenn ein elektrischer Strom sie zerrissen hätte, in ihre einzelnen Glieder zerstreut auf dem Boden umher. Eine Stunde später traf ein Telegramm ein, das den plötzlich eingetretenen Tod eines entfernt lebenden Verwandten meldete. Die angegebene Stunde und Minute stimmten genau mit jenem Ereignisse.[2])

Derartige Vorkommnisse sind im Volksmunde allgemein unter dem Namen „Anmeldungen“ bekannt.

Schopenhauer erzählt: Vor kurzem starb hier in Frankfurt, im jüdischen Hospitale, bei Nacht eine kranke Magd. Am folgenden Morgen ganz früh trafen ihre Schwester und Nichte, von denen die eine hier, die andere eine Meile von hier wohnt, bei der Herrschaft derselben ein, um nach ihr zu fragen, weil sie ihnen beiden in der Nacht erschienen war. Der Hospitalaufseher, auf dessen Bericht diese Thatsache beruht, versicherte, daß solche Fälle öfter vorkommen.[3])

Der Oberamtsarzt Seyffer war, als er zu Cannstadt in die lateinische Schule ging, von einer älteren Freundin mit besonderem Wohlwollen behandelt worden; eine philologisch gebildete Frau, repetierte sie mit ihm seine Aufgaben. Viele Jahre waren seither verflossen, Seyffer hatte sie seit einigen Wochen nicht mehr besucht, als an einem Morgen um 5 Uhr die achtzigjährige Frau wie im Leben vor seinem Bette erschien. Seine eigene Frau, der er zurief, sah nichts. Die Gestalt verschwand, immer blässer werdend. In der gleichen Stunde war jene Frau gestorben, hatte in letzterer Zeit oft von ihm gesprochen und sehr verlangt, ihn zu sehen.[4])

Hofrath G. H. Schubert erzählt in seiner Selbstbiographie, daß sein Vater, Hofmeister in einer Familie in Rochsburg, im Schlafe zweimal von seiner sterbenden Mutter gerufen wurde, schnell zu ihr zu kommen, wenn er sie noch einmal sehen wolle; er sah sie dann an seinem Bette stehen, sie reichte ihm die Hand, nahm Abschied und verschwand. Nachmittags

[1]) Holtei: „Vierzig Jahre“, Band IV, S. 162. (Dr. M. Perty, a. a. O., S. 167; Dr. Carl du Prel: „Monistische Seelenlehre“, S. 300).

[2]) Kreyher: „Die mystischen Erscheinungen des Seelenlebens“, Band I, S. 296. (Dr. Carl du Prel, a. a. O., S. 300).

[3]) Schopenhauer: „Parerga und Paralipomena“, Bd. I, S. 308. (Dr. Carl du Prel, a. a. O., S. 218).

[4]) Dr. M. Perty: „Die mystischen Erscheinungen“, Band II, S. 158. (Dr. Carl du Prel, a. a. O., 218—219).

brachte ein Bote die Nachricht, sie sei morgens mit dem sehnlichen Wunsche gestorben, ihren Sohn noch einmal zu sehen.[1])

Apotheker Frey lag abends in Karlsruhe wachend und noch ganz bei Sinnen im Bette, beide Hände auf der Bettdecke haltend. Er fühlte plötzlich, daß man ihm die Hand drücke und sah nun den mit ihm sehr befreundeten Stadtpfarrer Kirch vor dem Bette stehen, ihm freundlich nicken und zur Thür hinausgehen. Morgens schickte er ins Pfarrhaus und vernahm, Kirch sei zu jener Stunde gestorben.[2])

Medizinalrat Ruete behandelte gleichzeitig zwei junge Damen, die sich fremd waren und nur vom Ansehen bei ihren Spazierfahrten kannten. Beide waren schwindsüchtig; sie erkundigten sich oft bei ihm nach ihrem gegenseitigen Befinden. Nachts zu einer derselben gerufen, traf er sie sterbend an. Er blieb eine halbe Stunde und ging dann noch zur anderen, wo ihm die Mutter erschreckt öffnete und erzählte, die Tochter hätte vor einer halben Stunde die Erscheinung der anderen Kranken gehabt, die ihr freundlich winkte und ihr ankündigte, auch sie würde heute sterben. Die Tochter erzählte darauf dem Arzte die Vision mit denselben Worten und starb noch an diesem Tage.[3])

Rektor Vorkerodt hinterließ in Gotha eine Witwe, eine Tochter und einen Sohn, der in Halle studierte. Während die ersteren einst bei Tische saßen, hörten sie jemanden mit starken Schritten die Treppe heraufkommen. Als die Mutter hinausging, stand ihr Sohn vor ihr mit einer großen Wunde in der Brust, aus der Blut hervorströmte. Da sie ihn eben ansprechen wollte, sank er vor ihr nieder und verschwand. Am nächsten Tage kam die Nachricht, daß der Sohn zur gleichen Stunde auf der Saalebrücke in Halle erstochen worden sei.[4])

Der Baron R. hatte die Gewohnheit, sowohl sich selbst als anderen von Zeit zu Zeit die Haare vom Nacken kopfaufwärts zu streichen. Einem Freunde, der sich das mehrmals und schließlich ernstlich verbat, entgegnete der Baron, er würde ihm, ob er es nun leiden würde oder nicht, das Haar noch einmal in die Höhe streichen, und wäre es selbst in der Stunde seines Todes. Damit war die Sache lachend abgethan. Ein paar Jahre später erkrankte der Baron, ohne daß sein Freund darum wußte, der aber einen Schrei ausstieß, als ihm eine kalte Hand die Haare mit den Worten in die Höhe strich: So stirbt man! Er war sich der Bedeutung dieses Zeichens gleich bewußt, notierte die Stunde und erhielt nach acht Tagen die Todesnachricht mit genauer Uebereinstimmung der Zeit.[5])

---

[1]) Dr. Carl du Prel, a. a. O., S. 234; Perty: „Die sichtbare und die unsichtbare Welt", S. 181.

[2]) Kerner: „Blätter aus Prevorst", Bd. VII, S. 212. (Dr. Carl du Prel, a. a. O., S. 293—294).

[3]) Ruete: „Die Existenz der Seele", S. 95. (Dr. Carl du Prel, a. a. O., S. 294).

[4]) Hennings: „Von Geistern und Geistersehern", S. 730. (Dr. Carl du Prel, a. a. O., S. 294—295).

[5]) Horst: „Deuteroskopie", Band II, S. 135. (Dr. Carl du Prel, a. a. O., S. 299).

Cardanus erzählt, daß sein Freund Maurosenus, Ratsherr zu Venedig, im Traume einen seiner Brüder, den er sehr liebte, sah, der ihn umarmte und von ihm Abschied nahm, da er in die andere Welt gehen müsse. Drei Tage später kam die Nachricht seines Todes.[1])

Nun noch einige Fälle, wo Fernsehen und Fernwirken vereinigt auftreten.

Die schwerkranke Frau des Dr. J., sehr bedauernd, daß sie nicht in die Heimat ihres Mannes zu dessen Vater und Schwester reisen konnte, sagte einst beim Erwachen vergnügt, sie sei nun doch in dem Hause derselben gewesen, und beschrieb die Lokalität; sie habe den Vater gesehen und die Schwester habe eben in der Küche einen Fisch geputzt. Bald darauf starb sie. Dr. J. meldete alles nach Hause, aber mit seinem Briefe kreuzte sich einer des Vaters, welcher meldete, es sei zu jener Stunde ein unbekanntes Frauenzimmer in sächsischer Tracht in sein Zimmer gekommen, habe einen Augenblick Platz genommen, keine Antwort gegeben und sei schnell wieder hinausgegangen; der draußen befindlichen Tochter habe sie über die Schulter geschaut; als später der Brief von J. ankam, erinnerte sich die Tochter auch an den Umstand mit dem Fische. Der Vater war der Erscheinung sogleich nachgegangen, aber die Leute auf der Straße hatten niemanden aus dem Hause gehen sehen.[2])

Frau von M. in Ungarn, im Garten gehend und dabei besorgt ihres in Rom weilenden Sohnes gedenkend, sieht diesen plötzlich zwischen den Bäumen auf einem Ruhebett liegend, wie einen Sterbenden. Sie weicht entsetzt zurück und hört die mit gebrochener Stimme gesprochenen Worte: „Mein Gott! sie flieht vor mir!“ Eine Woche später traf aus Rom ein Freund des Sohnes ein, und erzählte, der Sohn habe sterbend seine Mutter zu sehen geglaubt, die sich aber entsetzt von ihm abwendete, worauf er mit jenen Worten auf den Lippen starb“.[3])

Eine Frau Goffe zu Rochester ging wegen Kränklichkeit aufs Land zu ihrem Vater nach West-Mulling, neun Meilen von Rochester. Am Tage vor ihrem dort eintretenden Tode verlangte sie, zu den unter der Pflege einer Wärterin zurückgelassenen Kindern verbracht zu werden, und da man ihr ihre Schwäche vorstellte, verlangte sie auf ein Pferd gehoben zu werden. Als abends 10 Uhr der Pfarrer zu ihr kam, klagte sie ihm ihren Jammer, die Kinder nicht mehr sehen zu können. Morgens 1—2 Uhr fiel sie in Ekstase, ihre Augen waren offen und starr, man konnte keinen Atem an ihr spüren und war zweifelhaft, ob sie noch lebe. Tags darauf erklärte die Sterbende, sie sei in der Nacht während ihres Schlafes bei den Kindern gewesen. Später bezeugte die Wärterin in Rochester und wollte einen Eid darauf ablegen, daß die Erscheinung der Frau Goffe

[1]) Dr. du Prel, a. a. O., S. 297.

[2]) Eckartshausen: „Sammlung der merkwürdigsten Visionen“, S. 95. — Perty: „Die mystischen Erscheinungen“, Bd. II, S. 133. (Dr. du Prel, a. a. O., S. 201—202).

[3]) Perty: „Die mystischen Erscheinungen“, Bd. II, S. 157. (Dr. du Prel, a. a. O., S. 235).

kurz vor zwei Uhr aus dem Zimmer, darin das ältere Kind lag, in das andere gekommen, wo das jüngere Kind mit der Wärterin schlief, und eine Viertelstunde dort stehen geblieben sei. Ihr Mund ging auf und zu, ohne daß man Worte hörte. Als die Erscheinung hinwegging, folgte die Wärterin, konnte aber nicht sagen, wohin sie geraten. [1])

Wer diesen und zahllosen anderen Thatsachen gegenüber sich noch auf das einfache Ableugnen verlegt, der gleicht einem Menschen, der die Augen zudrückt und das Sonnenlicht leugnet. — —

Werfen wir nun einen Rückblick auf die bisher besprochenen Erscheinungen. Je tiefer die Phänomene des sinnlichen, physischen Lebens sinken, desto höher entwickeln sich gleichzeitig Phänomene eines höheren, übersinnlichen, psychischen Lebens, die ihren höchsten Stand endlich dann erreichen, wenn der Mensch der dunkelen Todespforte naht. Unvernünftig und widersinnig ist hiernach der Gedanke, daß der Tod nunmehr plötzlich ein Erlöschen dieses bis dahin immer mehr und mehr gesteigerten Seelenlebens bedeutet und daß diese Seele, die sich gerade dann am stärksten äußert, wenn ihre materielle Hülle unmittelbar vor dem Zerfalle steht, ein Produkt dieser Materie ist. Treffend sagt Dr. du Prel in seiner „Monistischen Seelenlehre“:

„Nach der naturwissenschaftlichen Ansicht ist der Tod eine Entseelung des Leibes. Das lehrt in der Thar der alltägliche Augenschein; und wenn nun wirklich die Seele weiter nichts wäre als eine Funktion des Leibes, dann wäre mit eintretendem Tode zugleich die Individualität, die Seele, vernichtet; von der ganzen lebensvollen Erscheinung bliebe nach eingetretener Zersetzung nichts übrig als ein Haufen von Atomen.

„Gegen diese vulgäre Ansicht hat die Mystik einzuwenden, daß damit nur die negative Seite jenes Vorgangs bezeichnet ist, den wir Tod nennen. Die positive Seite desselben heißt Entleibung der Seele. Dies ergiebt sich schon daraus, daß gemäß der monistischen Seelenlehre der Leib das Produkt der Seele, d. h. ihrer organisierenden Funktion ist. Die Mystik liefert aber auch den empirischen Beweis für ihre Behauptung, und zwar aus dem Prozesse des Sterbens selbst: in demselben Maße als die durch den Leib und die Sinne vermittelten psychischen Funktionen im Sterben schwächer und schwächer werden, treten in aufsteigendem Maße transscendental psychologische Funktionen an ihre Stelle. Daß diese Erscheinung nicht alltäglich zur Beobachtung gelangt und relativ selten ist, giebt uns kein Recht, sie zu vernachlässigen; und wenn gleichwohl unsere psychologischen Lehrbücher sich solches erlauben, so ist es eben nur die Psychologie, in der nach diesem verwerflichen

[1]) Gerber: „Das Nachtgebiet der Natur“, S. 355. (Dr. Carl du Prel, a. a. O., S. 292—293).

Grundsatze doziert wird. Wenn ein Astronom das Auflodern neuer Sterne vernachlässigen würde, weil es selten eintritt; wenn ein Mineralog die in der Masse der Kieselsteine verschwindenden Meteorsteine totschweigen würde; wenn ein Litterar-Historiker den Shakespeare aus der englischen Litteraturgeschichte streichen würde, weil der Genius eine zu große Ausnahme sei; wenn ein Biolog das Skelett des Dodo (Didus ineptus) in seiner Sammlung nicht dulden würde, weil dieser Vogel ausgestorben sei: so wäre alle Welt einig darüber, gegen ein solches Verfahren zu protestieren. In der Psychologie jedoch blüht dieser Grundsatz; selbst in unseren dicksten Lehrbüchern findet sich kein Platz für transscendentale Psychologie, und zwar nur darum, weil dadurch das auf einseitiger physiologischer Definition des Menschen beruhende System aus den Angeln gehoben würde. Man giebt lieber die Thatsachen preis, als das System, was allerdings weder logisch noch moralisch ist . . . .

„Es ist für das transscendentale Erkennen und Wirken charakteristisch und eben nur aus der Leibfreiheit dieser Funktionen erklärbar, daß sie mit dem Sinken des physischen Lebens in äquivalenter Steigerung auftreten. Die Schale des übersinnlichen Lebens steigt in dem Maße als die Schale des sinnlichen Lebens sinkt. Im Schlafe, im Somnambulismus und im Sterben sind drei Stufen der Entseelung des Leibes gegeben; aber die auf allen drei Stufen wesentlich gleichen transscendentalen Funktionen steigern sich in derselben Reihenfolge zu immer deutlicherer Entleibung der Seele“.[1]) —

„Nach materialistischer Auffassung müßte die höchste Steigerung des Seelenlebens mit der höchsten Blüte des körperlichen Daseins zusammenfallen. Davon aber besteht das Gegenteil: die höchsten transscendentalen Funktionen treten bei der tiefsten Herabdrückung des körperlichen Daseins, nämlich im Sterben, in die Erscheinung. Daraus geht hervor, daß der Tod keine Vernichtung ist, sondern ein Freiwerden des transscendentalen Subjekts von seinen Fesseln des Organismus in bezug auf Vorstellung und Wirkung, eine Entleibung der Seele, die eben darum für unsere Sinne nur als eine Entseelung des Leibes sich darstellen kann . . . .

„Weil alle Persönlichkeit auf der Erinnerungsfähigkeit und dem Erinnerungsumfang beruht, garantiert uns die gesteigerte Erinnerung im Somnambulismus und im Sterben eine Erhöhung der Persönlichkeit durch den Tod, während nach materialistischer Auffassung diese Persönlichkeit vernichtet wird, nach pantheistischer in die Weltsubstanz zerfließt“.[2]) — —

Wenn nun aber mit dem Sinken des physischen Lebens das Seelenleben nicht nur eine stete Steigerung erfährt, sondern auch trotz seiner Uebersinnlichkeit mitunter in die sinnliche Erscheinung tritt, dann können wir folgerichtig erwarten, daß solche sinnliche Manifestationen auch nach dem gänzlichen Erlöschen des physischen Lebens, nach dem Tode,

---

[1]) Dr. du Prel: „Monistische Seelenlehre“, S. 279—280.

[2]) Ebenda S. 304 und 305.

eintreten können. Und mit dieser Schlußfolgerung gelangen wir auf das Gebiet des sogenannten Spiritismus. Viel Schwindel und Betrug wurde auf diesem Gebiete schon ausgeführt, aber auch viele echte Phänomene sind der Beobachtung und Untersuchung unterzogen worden, in neuester Zeit auch von Männern der Wissenschaft. Aber selbst um diese echten Phänomene richtig zu verstehen, um sie auf ihren wahren Wert zurückzuführen und nicht der Illusion einer gerade hier sehr nahe liegenden maßlosen Ueberschätzung zum Opfer zu fallen, dazu gehören ganz andere Vorkenntnisse, die nicht im Handumdrehen zu erlangen sind. Vom Spiritismus gilt, was Mephisto im „Faust" über die Theologie sagt:

Was diese Wissenschaft betrifft,
Es ist so schwer, den falschen Weg zu meiden,
Es liegt in ihr so viel verborg'nes Gift,
Und von der Arzenei ist's kaum zu unterscheiden.

Die Natur selbst hat über das Schicksal des Menschen nach dem Tode einen Schleier vor seinen äußeren Sinnen ausgebreitet, um ihm seinen sittlichen Wert zu wahren. Wer diesen Schleier vorwitzig mit roher Hand zu zerreißen sucht, um rasch mit seinen äußeren Sinnen das Geheimnis zu schauen, anstatt in mühevollem sittlich-ernsten Streben seine inneren Sinne zu schärfen, um mit geistigem Blick diesen Schleier allmählich mehr und mehr zu durchdringen, der verletzt das Gesetz der Natur, der frevelt gegen die in der Natur geheimnisvoll waltende Gottheit; und jede Verletzung eines Naturgesetzes rächt sich von selbst. In dichterisch-intuitiver Weise hat Schiller dies dargestellt in seinem herrlichen Gedichte: „Das verschleierte Bild zu Saïs". Wer also über das Schicksal des Menschen nach dem Tode aus spiritistischen Phänomenen rasch Belehrung schöpfen will, der kann nur Enttäuschungen zu seinem eigenen Schaden erleben. —

Das ungefähr waren meine Gedanken, als ich zuerst an jene Studien ging, von denen ich Ihnen soeben einen kleinen Auszug aus der Vorrede mitgeteilt habe. Deshalb habe ich niemals Belehrung gesucht in Studien aus dem Spiritismus; und was mir im Laufe der Zeit über diesen bekannt geworden ist, das ist nur geeignet zu bestätigen, was mir vorweg ein natürliches inneres Gefühl gesagt hat. Erwarten Sie also von mir keine Mitteilungen aus diesem Gebiete; nur das eine will ich Ihnen sagen: der Glaube, daß man es bei spiritistischen Manifestationen mit „Geistern", d. h. in der uns geläufigen Ausdrucksweise mit „Seelen" der Abgeschiedenen zu thun habe, ist ein gründlicher Irrwahn. — —

Kehren wir nunmehr nochmals zu den bisherigen Ergebnissen unserer Betrachtungen zurück. Der Mensch hat ein Doppelbewußtsein: ein höheres, übersinnliches, transscendentales, und ein niederes, sinnliches, phänomenales Bewußtsein. Das letztere umfaßt nur einen Teil des Menschenwesens und erlischt mit dem Tode, während das erstere den Tod

überdauert. Der Mensch ist, wie schon Kant gesagt hat, Ein Subjekt, welches in zwei Personen zerfällt,[1]) von denen die eine leiblicher, physischer, sinnlicher, phänomenaler Natur, die andere geistiger, metaphysischer, übersinnlicher, transscendentaler Natur ist.

Die Spaltung eines einheitlichen Subjektes in zwei Personen, welche der Erscheinung nach verschieden, dem Wesen nach aber dasselbe sind, ist für unser irdisches Begriffsvermögen allerdings schwer vorstellbar. Nichtsdestoweniger aber können wir uns wenigstens einigermaßen eine Erklärung schaffen.

„Nehmen wir an", sagt Dr. du Prel in seiner „Monistischen Seelenlehre", „daß unsere fünf Sinne von einander isoliert wären, daß die von ihnen aufgenommenen Eindrücke in kein gemeinschaftliches Bewußtsein flössen, sondern jeder Sinn ein getrenntes Bewußtsein hätte, so hätten wir offenbar kein Recht, von einer Person zu reden; es wären deren fünf vorhanden. Das Subjekt Mensch bestände also aus fünf Personen. Mehr noch: von diesen fünf Personen würde jede in einer anderen Welt leben; denn was das Auge sieht, hat nicht die mindeste Aehnlichkeit mit dem, was das Ohr hört, die Hand tastet usw. Wir hätten also fünf Personen und fünf Welten, und doch müßte man von beiden fünf sagen, daß sie räumlich zusammenfallen, was in der That offenbar wird, sobald an Stelle isolierter Bewußtseine der Einzelsinne ein gemeinschaftliches Bewußtsein für alle Sinne vorhanden ist. Darum ist unsere Person eine, trotz der Mehrzahl der Sinne, und die Welt eine, trotz ihrer Verschiedenheit für jeden Sinn.

„In der That sind also unsere fünf irdischen Personen einheitlich verschmolzen. Aber auf einer höheren Stufe ist das Verhältnis der Getrenntheit in Wirklichkeit vorhanden. Von der einheitlichen, im Grunde aber fünffachen irdischen Persönlichkeit ist das transscendentale Subjekt, außerhalb des irdischen Bewußtseins liegend, zu unterscheiden; und ebenso ist die sinnliche Welt, in der unsere irdische Person lebt, von der Welt des transscendentalen Subjekts zu unterscheiden. Die transscendentale Wahrnehmungsweise und die sinnliche fließen nicht in ein Bewußtsein, also haben wir zwei Personen unseres Subjekts; die Wahrnehmungsweisen sind aber auch ganz verschieden, also haben wir auch zwei, wiewohl räumlich zusammenfallende Welten. Diese beiden Personen aber und diese beiden Welten sind gleichzeitig.

„Der Tod nun vernichtet nur die irdische Persönlichkeit mit ihrer sinnlichen Erkenntnisweise; unser sinnliches Weltbild verschwindet also. Wir aber, soweit wir transscendentale Wesen sind, bleiben, und zwar werden wir nicht in ein räumlich getrenntes Jenseits versetzt, sondern zunächst jedenfalls am gleichen Orte bleiben. Das Jenseits ist nur ein Jenseits der Empfindungsschwelle".

---

[1]) Dr. du Prel: „Das Rätsel des Menschen", S. 21.

„Diese Empfindungsschwelle zieht sowohl unserem Bewußtsein, wie unserem Selbstbewußtsein Schranken; sie isoliert uns von mannigfachen Einwirkungen der Außenwelt, verbirgt uns daher auch unsere Reaktionsfähigkeit auf dieselben. Ein Teil der Welt und ein Teil unseres eigenen Wesens bleibt uns daher unbewußt. Das Bewußtsein erschöpft also nicht die Welt, und das Selbstbewußtsein nicht unser Wesen, d. h. es giebt eine transscendentale Welt und ein transscendentales Subjekt".[1])

[1]) Dr. du Prel: „Monistische Seelenlehre", S. 318—319.



Bemerkung.

Die obenstehende Abhandlung schließt sich an den Vortrag: „Das Rätsel des Lebens nach Naturwissenschaft und Okkultismus" von Dr. Josef Klinger (Dezemberheft der „Sphinx" 1895) an. H. G.



Indiens Zukunft.[1]

Ein Reisebrief aus dem Morgenlande.

Von

Dr. Hübbe-Schleiden.



Indien für die Indier — und für die Welt!

Indien hat in seiner fünftausendjährigen Vergangenheit drei große Glanzperioden erlebt.

Zuerst die Periode der Arier, die Herrschaft der Bharatas, deren Nachkommen noch heute die Radjputen sind und von denen alles Große und Gute im heutigen Hindutum herrührt. Diese Zeit können wir bis etwa 1000 v. Chr. rechnen. Ihr folgte der erste Verfall Indiens unter der Priesterherrschaft des Brahmanentums, und danach dessen erste Reformation durch den Buddha Gautamo im 6. Jahrhundert.

Die zweite Glanzperiode Indiens war die des buddhistischen Kaisers Ashoka im 3. Jahrhundert v. Chr. Aber im Laufe der Zeit versagte den indischen Volksführern abermals die geistige Lebenskraft, trotz einer zweiten Reformbewegung durch Shankara, den gelehrten Meister des Vedantasystems. Vom 10. bis 15. Jahrhundert erlag Indien der Uebermacht des erobernden Mohammedanismus.

Die dritte Glanzperiode, die des Großmoghuls, hatte ihren Höhepunkt in Akbar (1556—1605). Auch diese Herrschaft des Islam verfiel bald, schon unter Akbars 4. Nachfolger Aurangzib (1658—1707), der die Hindus arg verfolgte. Diese waren es dann, die sich unter Führung der Mahratten erfolgreich gegen das verhaßte Joch der Mohammedaner erhoben und sogar wieder ein eigenes Reich gründeten, das über ein Jahrhundert dauerte (1627—1748). Aber die Kraft Indiens war gebrochen, und die Zustände des Landes wurden immer trostloser. Zahllose Kriege und Streitigkeiten kleiner Fürsten verwüsteten das Land; mit wenigen Ausnahmen war es beständig im Zustande der Anarchie. Kunst und Industrie gerieten gänzlich in Verfall. Verkehrsstraßen gab es wenige und sie waren so unsicher, daß eine Wallfahrt von ein paar

[1]) Von Dr. Hübbe-Schleiden sind folgende „Reisebriefe aus Indien" in der „Sphinx" erschienen: 1. Im Morgenlande. März 1895, XX, 145—160; 2. Südindien. Juni 1895, XX, 337—347; 3. Ceylon. Juli 1895, XXI, 18—34; 4. Hindus und Buddhisten. August 1895, XXI, 91—98. 5. Madras in Aufregung. Dezember 1895, XXI, 321—337.

Hundert Kilometern einen Abschied für das Leben von Familie und Heimat bedeutete.

Seitdem nun ist Indien stetig einer vierten Glanzperiode unter der Herrschaft der Briten oder Angelsachsen entgegengegangen, einer Periode, die alle Vergangenheit überstrahlt und die auch wohl in geistiger Hinsicht wieder eine große Zeit für Indien bringen und von der auch wir Germanen und die ganze europäische Rasse unermeßlichen Gewinn ziehen mögen.

Die Angelsachsen haben sich Indiens bemächtigt, ähnlich wie die Römer einst des alten Hellas. Wie diese, so haben auch wir von den Indiern an feinsinniger Geisteskultur viel gelernt. Unsere Sanskritforschung hat uns die Schätze der alt-indischen Weisheit erschlossen, und wir erkennen in den Grundgedanken der Upanischads die höchste metaphysische Philosophie. Rom hatte freilich wenig Gutes von dem Besitze Griechenlands, und dieses wurde hülflos mit in den Verfall des römischen Reiches und der antiken Kultur hineingezogen. Anders heute Indien.

Großbritannien hat so überreichlichen Gewinn von dem Besitze Indiens, daß es erst durch dieses zur größten Weltmacht geworden ist. Und nicht England allein, nein, die gesamte Kultur der europäischen Rasse zieht wirtschaftliche und geistige Vorteile von Indien. Auch wird offenbar die Zukunft der britischen Weltherrschaft eine andere sein, als die der römischen war.

Das britische Weltreich allerdings mag bald zerfallen. Die meisten von uns heute Lebenden mögen das noch selbst mit ansehen können. Aber schon der Grund dieses Zerfalles wird dem des Römertums entgegengesetzt sein. Dieses ging an seiner eigenen inneren Schwäche zu Grunde. Das britische Weltreich könnte vielmehr an seiner eigenen Vollblütigkeit, am Ueberschusse seiner eigenen Lebenskraft zerfallen. Und das Angelsachsentum würde dadurch seinen Siegeszug über die Erde nur verdoppeln oder verzehnfachen. Die Schwäche des britischen Weltreiches liegt heutzutage in seinem Festhalten an einer erd-umspannenden Organisation, die aus lauter verwundbaren Angriffspunkten besteht. Würden sich aber alle Teile des britischen Weltreiches, wie Australasien und Südafrika, ebenso selbständig machen wie der Staatenbund von Nordamerika, an den sich Canada und Britisch-Westindien anschließen würden, so könnten wir ein halbes Dutzend Großbritanniens, lebenskräftiger angelsächsischer Länder in der Welt haben und in deren „Weltverein" den Keim einer friedlich vereinten Menschheit sich entwickeln sehen.

Und Indien? Was soll aus diesem alten Mutterlande unserer Kultur werden?

Indien wird erst dann den bisher ungeahnten Höhepunkt seiner jetzigen vierten Glanzperiode sehen.

Wird es dann die Kraft dazu haben? Wird es nicht von den russischen Barbaren unterworfen und geknutet werden? Wird in diesem neu aufblühenden Lande der politischen und geistigen Freiheit nicht wieder

die brutale Knechtschaft demoralisierter Tyrannei und die Finsternis russisch-katholischer Bigotterie ihren Einzug halten?

Nein! Nimmer! Denn Indien ist bereits erwacht; es regt die kräftigen Glieder seines Riesenleibes und es schult sie täglich mehr und mehr, in immer klarerem Bewußtsein seiner kommenden Zukunft, seiner künftigen Weltkulturaufgabe. Indien zeigt bereits, daß es noch heute seiner altarischen Kultur würdig ist und daß es völlig im stande ist, das frische Lebensblut der jung-arischen Kultur unserer europäischen Rasse in seine Adern aufzunehmen, sich mit uns zu einem solidarischen Ganzen zu verschmelzen und sich mit Hülfe aller unserer Kulturmittel zu einer selbständigen Einheit im Kreise der modernen Zivilisation zu erheben und als solche zu behaupten.

Und die Gründe für solchen Optimismus?

Die liegen in der Art, wie die Völker Indiens sich in die modernen Kultureinrichtungen hineinfinden und sie sich dienstbar machen. Aber durchaus nicht allein hierin, sondern vielmehr darin, daß ein eigenes neues einheitliches Leben ihnen als Gesamtheit fühlbar wird, daß sie sich durch die einheitliche Sprache, einheitliche Rechtspflege und sonstige Zivilverwaltung, Wirtschaftspolitik, Münzwährung, Militärorganisation, Erziehungswesen usw. zu einem gemeinsamen Ganzen verbunden wissen. Die Völker Indiens würden heutzutage mit der gleichen verzweifelten Ausdauer gegen das Eindringen russischer Barbarei kämpfen, wie sie sich vordem gegen die mohammedanischen Eroberer wehrten — aber mit besserem Erfolge, weil sie heute unter vortrefflicher einheitlicher Führung fechten würden. Und ist heute auch zweifellos die Verwirklichung des großen Indiens der Zukunft noch ein fernes Ziel, so würde dennoch eine notwendige Frühgeburt dieser Selbständigkeit Indiens durch einen etwaigen Zerfall des Britischen Weltreiches die Erreichung jenes Zieles nur beschleunigen. Ja, selbst ein ernster Kampf, den Indien zur Abwehr erobernder Eindringlinge führen müßte, würde schon mehr als vielleicht irgend etwas anderes dazu beitragen, das Gefühl der Solidarität zwischen den sämtlichen Völkern Indiens und ihrer gemeinsamen Regierung europäischer Rasse intensiv zu beleben und zu befestigen.

Aller Widerstand politischer Bestrebungen gegen einige Regierungsmaximen in Indien hat heutzutage unter der Herrschaft des freisinnigen und großmütigen Geistes der angelsächsischen Rasse einen so zahmen und gesetzmäßigen Charakter, daß er lange nicht an den Eifer einiger Parteien in Deutschland hinanreicht. Aber im Falle des Eintretens einer der beiden eben erwähnten Eventualitäten, eines Kampfes der indischen Regierung gegen Rußland oder eines Selbständigwerdens Indiens durch Auflösung des Britischen Weltreiches würde für den Augenblick jeder innere Widerstreit in Indien aufhören; das gemeinsame Lebensinteresse würde Alle mit einheitlichem Willen und Gedanken durchblitzen.

Man denke sich nur den Fall einer Selbständigkeitserklärung Indiens aus. Die jetzt im Lande lebenden Europäer haben sich alsdann zu ent-

scheiden, ob sie die indische Nationalität erwerben wollen oder ferner als Fremde im Lande zu bleiben vorziehen, ohne Teilnahme an der Regierung. Alle europäischen Indier würden dann — wie es heute schon die Anglo-Indier mit weniger Erfolg thun — eine eigene Kaste bilden, zwar nicht gesetzlich, aber doch thatsächlich als die herrschende und mächtigste Partei, die sie naturgemäß in der Regierung bilden werden. Sie sind dann von den unzähligen Kasten der Hindus nicht mehr verschieden als die 60 Millionen Mohammedaner, die 7½ Millionen Buddhisten, die 2 Millionen Sikhs, die 1½ Millionen Djains, die 90 Tausend Parsen und die 17 Tausend Juden. Die Zahl solcher europäischer Indier mag dann vielleicht nicht mehr als 100 oder 150 Tausend sein; sie werden aber jedenfalls dann weniger entbehrlich sein, als irgend welche dieser anderen Rassen oder Religionsgemeinschaften.

Jeder ernste Widerstand gegen diese Indo-Europäer und jeder Gegenstand der Beschwerde über sie wird fast ganz hinfällig mit dem Augenblicke, wo sie ihre eigenen Interessen mit denen Indiens identifizieren; und irgend welcher Antagonismus indischer Parteien gegen die Regierung Indiens wird im wesentlichen auch nur so lange fortbestehen, wie diese Regierung, ähnlich dem römischen Januskopfe, gleichzeitig zwei verschiedene Gesichter herauszukehren hat.

Schon heute kämpft die indische Regierung für ihre Selbständigkeit in der Vertretung indischer Interessen gegenüber denen der Heimatregierung und zwar sowohl gegen die Einmischung des britischen Kolonialministers (des Staatssekretärs für Indien und seines Rates) wie auch noch mehr gegen die des Parlamentes. Im Prinzipe, wenn auch vielleicht nicht immer in allen einzelnen Ansichten, hat in diesem Kampfe die Regierung stets die öffentliche Meinung Indiens auf ihrer Seite. — Aber sie ist eben thatsächlich dem Staatssekretär der Londoner Regierung untergeordnet, und dieser hängt wieder verfassungsmäßig vom britischen Parlamente ab. Daher hat die indische Regierung, vielfach gänzlich gegen ihren Wunsch und ihr Gefühl, britischen Heimatsinteressen, wie z. B. denen der Lancashire-Baumwollenindustrie, zum Nachteil der Fabrikation in Indien nachzugeben. Sobald die Vertretung aller solcher fremden Interessen in der indischen Regierung aufhören, so wird in der Hauptsache auch die Gehässigkeit gegen die Indo-Europäer schwinden. Man wird sich in Ruhe und Ordnung über die beste Wahrnehmung aller gemeinsamen Interessen, sowie auch aller berechtigten Parteibedürfnisse durch gesetzliche Beschlüsse einig werden. Und die Anhänglichkeit der übrigen Indier an die Indo-Europäer wird um so stärker sein, weil sie diese einerseits nicht entbehren können, und doch andererseits nur eine so beschränkte Zahl von ihnen haben, die für 300 Millionen Einwohner des ganzen Landes viel geringer ist, als wünschenswert sein wird. Aber je mehr Europäer sich dann in Indien niederlassen und einheimisch machen werden, um so besser wird die Industrie gedeihen. Und wer möchte leugnen, daß nicht Indien gar das Land sein könnte, in dem viele soziale Fragen der europäischen

Rasse anfänglich leichter und erfolgreicher gelöst werden könnten, als in irgend welchem anderen Erdteile mit rauherem Klima und mit anspruchsvollerer Bevölkerung. Aber ohne die dauernde Mitwirkung der Europäer wird Indien freilich niemals wieder groß werden.

Doch mehr als alle diese Schlußfolgerungen und Vermutungen läßt mich die Thatsache des nunmehr seit einem Jahrzehnt alljährlich tagenden Indischen National-Kongresses hoffen, daß Indien eine große Zukunft hat, daß es dereinst wieder der Mittelpunkt der ganzen Zivilisation im Morgenlande sein wird.

Der geistige Ursprung dieses National-Kongresses ist folgender. Seitdem die Angelsachsen sich der Neuorganisation Indiens angenommen haben, herrschen hier nicht nur Ordnung und Sicherheit, sind hier nicht nur Wege und Kanäle, Eisenbahnen und Telegraphen gebaut, musterhafter Postverkehr, Universitäten und ein weit verzweigtes Schulwesen eingerichtet: es zeigt sich auch wieder ein eigenes Geistesleben unter den Indiern. Zwar ist dieses begreiflicherweise zuerst durch den berechtigten Widerstand des indischen Geistes gegen fremde minderwertige Einflüsse angeregt worden und hat sich zum Teil sogar demselben angepaßt, immerhin aber ist es der eigene indische Geist, der sich so geltend machte.

Eine der ersten Bewegungen in dieser Richtung war der Brahmo Samadj (Gesellschaft), dessen Wesen sich wohl am besten kennzeichnet als eine Ausprägung brahmanischer Religionsanschauungen in der Form eines geläuterten Theismus, wie er sich bei aufgeklärten Christen findet. Dies war eine Konzession und zugleich ein Protest gegenüber den mit der europäischen Kultur eingeführten sozialen und religiösen Begriffen.

Einen Schritt weiter ging der Arya Samadj, eine Gesellschaft, die streng an den Lehren der Vedantaphilosophie festhält, und zwar in der eigenartigen Form ihrer Auslegung durch den Begründer dieser Bewegung, Dayanand Saraswati.

Noch weiter ging die theosophische Bewegung, die hier durch die Uebersiedelung des Zentralsitzes der Theosophischen Gesellschaft nach Indien (jetzt in Adyar bei Madras) angeregt wurde. Der Gedanke, auf dem diese Bewegung hauptsächlich beruht, ist der, daß zwar „Theosophie", die „göttliche Weisheit", aller Völker aller Zeiten, in allen großen Kulturreligionen enthalten ist, daß sie sich aber am vollendetsten in den alt-indischen Ueberlieferungen ausgeprägt findet, und daß nirgends in der Welt so vorzüglich wie in eben diesen die nötige Schulung zum Verständnisse und zur praktischen Verwirklichung dieser Weisheit zu erlangen ist. — Niemals hat irgend eine geistige Bewegung in Indien so schnell und so weit um sich gegriffen, wie die theosophische; und das ist um so erstaunlicher, als sie durchaus der Initiative unserer europäischen Rasse entsprang und noch heute hauptsächlich von wissenschaftlich gebildeten Europäern getrieben wird. Indessen sind es doch eben die Indier selbst, die sich mit ihren innersten Lebensinteressen zu dieser Bewegung hingezogen fühlen und sich auch nach Kräften in ihr bethätigen. So hat die

Gesellschaft bis heute über 150 Zweiggesellschaften in Indien und 22 in Ceylon gegründet, von denen noch über 100 propagandistisch wirken.

Was nebenbei die Theosophische Gesellschaft für die Uebersetzung von indischen Originalwerken in das Englische, für die Beschaffung seltener neuer Manuskripte, für die Begründung und Vervollständigung der Adyar-bibliothek, für die Errichtung von Volksschulen und anderen Unternehmungen geistiger Kultur und sozialer Reform geleistet hat, kommt hier weniger in Betracht. Von allem Guten und Großen aber, was aus ihrer Anregung hervorging, ist das großartigste Werk und das bedeutsamste Ereignis der Indische National-Kongreß.

Die großen Versammlungen, welche die Theosophische Gesellschaft alle Jahre in der Weihnachtszeit zur Feier ihres Jahrestages in Madras hält, führen stets Hunderte von Indiern der verschiedensten Altersstufen und Herkunft nach Kasten, Religionen, Sprachen und Völkerabstammungen zusammen, und zwar jedes Jahr in wachsender Anzahl. Zur letzten Jahresversammlung drängten sich über Tausend Interessenten der Bewegung zu den Festvorträgen heran. Das wurde vordem in Indien, dem Lande der kleinlichsten Kastenvorurteile, für vollständig unmöglich gehalten. Die Theosophische Gesellschaft hat dies durch die Thatsache ihres Erfolges als Irrtum erwiesen.

Was Wunder nun, daß auch zuerst im Schoße dieser Gesellschaft der mutvolle Gedanke auftauchte, diesen Versuch auf weiterem Felde und für mehr greifbare Zwecke des öffentlichen Lebens zu wiederholen. Die gemeinsame Grundlage der englischen Sprache und Schulbildung, auf der die theosophische Bewegung in Indien ruht, gilt auch für das politische und nationale Leben des modernen Indiens. Die demokratische Grundrichtung der heutigen europäischen Kultur ist für das öffentliche Leben Indiens noch wichtiger und wirksamer als für die theosophische Bewegung. Es bedurfte nur der großen, alle Indier begeisternden Idee, um die vorhandenen Widerstände kleiner, persönlicher Interessen zu überwinden.

Diese Idee war die der Selbsterziehung Indiens zu einem großen national-geeinten, selbstverwalteten und selbständigen Reiche. Man war sich völlig klar darüber, was dazu an Selbsterziehung der indischen gebildeten Gesellschaftsklassen in Indien zu voller sozialer und politischer Reife nötig war. Dies wurde von dem Hauptbegründer dieser Bewegung, Allan O. Hume, folgendermaßen ausgesprochen:

„Der Kongreß soll alle leitenden und einflußreichen Männer aus allen Teilen des Reiches alljährlich zusammenführen und in persönlicher Freundschaft zum Werke der Regeneration Indiens vereinigen, er soll durch mündlichen Gedankenaustausch allen ermöglichen, ihre Kenntnis von den thatsächlichen Zuständen Indiens zu vervollständigen und ihr Urteil über dieselben zu berichtigen, alle lokalen sektiererischen, persönlichen und sonstigen Vorurteile und Eifersüchteleien zu überwinden, sich daran zu gewöhnen, persönliche Opfer für das Gemeinwohl aller zu bringen, Zeit,

Kosten und die Mühe weiter Reisen für das ideale Ziel aufzuwenden und in eben diesem Sinne Gesinnungsgenossen, die von anderen Orten kommen, gastlich aufzunehmen, alle selbstischen Interessen den Bemühungen um die großen nationalen Fragen, dem echten Gemeinsinne und der wahren Menschenliebe (Altruismus) unterzuordnen, sich ferner auch an klares Denken und Wollen und an kurzen, genauen und fließenden Gedankenausdruck in öffentlicher Rede zu gewöhnen, sich in Selbstbeherrschung und Mäßigung zu üben und sich zur staatlichen Selbstverwaltung zu befähigen; auf diese Weise soll der Kongreß eine einheitliche öffentliche Meinung über alle nationalen Angelegenheiten und über alle gerechten Beschwerden anbahnen und endlich diese Meinungen und Wünsche des Volkes der Regierung vortragen, nicht in irgend welchem feindseligen Sinne, sondern lediglich als wohlgemeinte Ratschläge zum allseitigen Wohle des gemeinsamen Reiches".

Nicht nur Allan O. Hume selbst war früher Mitglied der Theosophischen Gesellschaft, sondern auch die meisten anderen Männer, welche an den ersten Vorberatungen Teil nahmen. Es waren Theosophen, die auf dem ersten Kongresse 1885 den Ton angaben, und noch heute bilden die Theosophen den besten Grundstock dieser ganzen Nationalbewegung. Auch daß als Ort der ersten Zusammenkunft des Kongresses Puna bei Bombay gewählt wurde, war mit durch die Teilnahme der dortigen Theosophen an dieser Bewegung veranlaßt. Indessen wurde die Versammlung in Puna dadurch vereitelt, daß im letzten Augenblicke dort die Cholera ausbrach. Schnell entschlossen, übertrug man dann sofort die ganze Einrichtung auf Bombay; und dies war offenbar zum Vorteil der Bewegung.

Bombay ist die zweitgrößte und wirtschaftlich fast die bedeutendste Stadt Indiens. Mit Enthusiasmus wurde dort sogleich die Bewegung aufgenommen. Die Bombay Presidency Association und der Vorstand des Goculdas Tedjpal Sanscrit College lieferten sofort die nötigen Räume und rüsteten sie in der trefflichsten Weise für die Festversammlung her. Man hatte anfangs in den Vorberatungen nur von der Begründung einer ständigen National-Konferenz gesprochen. Nun wurde aber sogleich ein für allemal der National-Kongreß daraus, und die Bewegung ist seitdem riesenhaft gewachsen. War die erste Versammlung kaum mehr als ein Versuch, so war die zweite schon ein wirklicher National-Kongreß und die dritte wurde nicht ganz mit Unrecht, wenn auch etwas volltönend, bezeichnet als „der gesundeste Triumpf der britischen Verwaltung Indiens und ein Ruhmeskranz der britischen Nation".

Zu den folgenden Angaben über die Zunahme der Abgeordnetenzahl bei den verschiedenen Sitzungsperioden des Kongresses ist zu bemerken, daß hier diejenigen Kongreßperioden weggelassen sind, die durch besondere Umstände beeinflußt wurden. Dies waren die IV. 1888 in Allahabad, die V. 1889 in Bombay und die VIII. 1892 wieder in Allahabad. Bis 1887 war die Kongreßbewegung von der Regierung begünstigt worden

und deshalb in diesem gefahrlosen Fahrwasser des breiten Stromes der Politik leicht, aber fast zu bequem angewachsen. 1888 wandte sich der Vizekönig Lord Dufferin aus persönlichen Rücksichten gegen die Bewegung und mit ihm sein Vizegouverneur der Nordwest-Provinzen (Sir Auckland Colvin), in dessen Hauptstadt Allahabad in jenem Jahre der Kongreß zu tagen beabsichtigte. Alle nur erdenklichen Schwierigkeiten wurden dem Empfangskomitee des Kongresses in den Weg gelegt; keiner von den Plätzen, die man sich zur Erbauung der Versammlungshalle aussuchte, wurde bewilligt und alle möglichen anderen Chikanen bereitet. Dieses Vorgehen der Regierung hatte aber ganz dieselbe Wirkung, wie jede solche reaktionäre Bevormundung; man erinnere sich nur der Züchtung der sozialdemokratischen Partei durch das Sozialistengesetz. Durch ganz Indien wurde allgemein ein lebendiges Interesse für den National-Kongreß geweckt, und er wurde durch den Widerstand, dem er begegnete, erst recht eine nationale Bewegung. Die weitere Wirkung davon war, daß sich die Abgeordnetenzahl mehr als verdoppelte, von 607 (1887 in Madras) auf 1245 stieg. Diese Einflüsse wirkten im folgenden Jahre bei der fünften Kongreßperiode in Bombay noch nach. Hinzu kam aber dann noch die Teilnahme der Indier an der kurz vorher in England verfolgten Freiheitsbewegung, an deren Spitze Charles Bradlaugh stand. Dieser sagte seine Teilnahme an diesem fünften Kongresse in Bombay zu, und außerdem erleichtert diese Stadt als wirtschaftlicher Mittelpunkt des ganzen westlichen Indiens das Zusammenströmen vieler Menschen. Diese Umstände hoben die Abgeordnetenzahl auf 1889 (die gleiche Zahl, wie die des Jahres dieser Kongreßperiode). — Man hatte aber gefunden, daß es für das Interesse der Bewegung wünschenswert sei, mehr auf die Qualität als auf die Quantität der Abgeordneten zu halten und beschränkte deshalb für das nächste Jahr (in Calcutta) die Zahl auf ein Drittel. Als nun im Jahre 1892 abermals die (achte) Sitzungsperiode in Allahabad war, fiel die Zahl der Abgeordneten von 812 im Vorjahre (in Nagpur) auf 625 — und zwar aus dem entgegengesetzten Grunde, warum sie das erste Mal dort so sehr gestiegen war; es lag in jenem Jahre eben nichts Besonderes vor. — Das normale Wachstum der Kongreßbewegung wird daher richtig durch folgende Zahlen dargestellt:

Sitzungsperiode.	Jahr.	Ort.	Zahl der Abgeordneten.
I.	1885	Bombay	72
II.	1886	Calcutta	431
III.	1887	Madras	607
VI.	1890	Calcutta	677
VII.	1891	Nagpur	812
IX.	1893	Lahore	867
X.	1894	Madras	1160

Während die zugelassenen Besucher des ersten Kongresses etwa nur 100 waren, belief sich deren Zahl beim letzten (zehnten) Kongreß auf über 5000, beide Angaben einschließlich der Abgeordneten;

Die Zwecke des Kongresses werden kurz zusammengefaßt, wie folgt:

„1. Alle verschiedenen und noch einander widerstreitenden Elemente der Bevölkerung Indiens zu einem nationalen Ganzen zu verschmelzen.

2. In allen Teilen die geistige, sittliche, soziale und politische Hebung (Wiedergeburt) dieser zu entwickelnden Nation zu fördern; und

3. das Band (die Gemeinschaft) zwischen Indien und England (der Regierung) zu fördern, indem eine Umgestaltung aller ungerechten und nachteiligen Zustände in Indien angestrebt wird“.

Unter den 26 Beschlüssen, die der letzte (zehnte) Kongreß in Madras gefaßt hat, seien hier die folgenden (in abgekürzter Form) hervorgehoben:

I. Protest gegen die Erhebung einer Acciseabgabe von den in Indien fabrizierten Baumwollenwaren; der Kongreß ist überzeugt, daß dadurch dieser Produktionszweig Indiens den Interessen Lancashires geopfert wird; sollte aber die Accise nicht mehr verhindert werden können, so sollten wenigstens die Waren von Nr. 20 bis 24 von dieser Auflage befreit bleiben.

II. Forderung einer langjährigen Festsetzung der Landabgaben in möglichst allen Landesteilen und Sicherung gegen Erhöhung der Abgaben für eine Periode von mindestens 60 Jahren, um den Landinhabern hinreichend Zeit zu geben, Kapital zur Verbesserung des Landes anzulegen und den Vorteil davon zu genießen.

III. Angesichts der Thatsache, daß 50 Millionen der Bevölkerung sich beständig in Hungersnot befinden, dringende Bitte um Maßregeln zur Abhülfe.

IV. Abschaffung des Beirates des Staatssekretärs für Indien (in London) und Ersetzung desselben durch ein ständiges Komitee des Abgeordnetenhauses (House of Commons).

V. Erachtung der bisherigen Parlamentsuntersuchung über die Ausgaben der indischen Regierung für durchaus ungenügend; Forderung, daß diese Untersuchung auch auf die Frage ausgedehnt werde, ob die indische Bevölkerung die übergroßen Kostenaufwendungen der Regierung und die Belastung mit der Entwertung der indischen Silberwährung gegenüber der englischen Goldwährung tragen könne.

VI. Forderung, daß für den Dienst des Ingenieurwesens und der Forstverwaltung, sowie für den Telegraphen- und den höheren Polizeidienst die Examina gleichzeitig in England und auch in Indien abgehalten werden sollten, um den Indiern die gleichen Vorteile der Bewerbung um solche Stellungen wie den Europäern zu bieten.

VII. Besetzung der Richterstellen mit geschulten Juristen mehr als bisher der Fall.

VIII. Organisation des ärztlichen Zivildienstes nach den Grundsätzen anderer zivilisierter Länder; Trennung vom Militärdienste; Ernennung

einer gemischten Kommission zur Regelung auch des Dienstes der ärztlichen Unterbeamten; Erhebung des Dienstes für chemische Analysen auf die Stufe von Spezialisten.

IX. Begründung eines gesetzgebenden Rates für den Pandjob und Verbesserung der Grundsätze des Indian Councils Act of 1892 in freisinnigerem Geiste.

XI. Ausdehnung des Systems der Schwurgerichte.

XII. Trennung der Gerichtsbarkeit von dem Verwaltungsdienste; Einsetzung von Kommissionen in allen Provinzen, um Vorschläge für die Einzeldurchführung dieser Trennung zu machen.

XIV. Meinungsäußerung, daß das einzige Mittel zur Verbesserung der finanziellen Lage der indischen Regierung in einer erheblichen Beschränkung der Ausgaben für die Militärverwaltung, ferner für die Kosten in Europa und den indischen Zivildienst zu suchen ist.

XV. Dringendes Ersuchen, die Kostenaufwendungen für das Erziehungswesen und die Unterrichtsanstalten nicht zu beschränken, sondern in allen Zweigen zu vermehren und insbesondere technische Schulen und Kollegien einzurichten.

XVI a. Ermäßigung der Salzabgabe;
b. Erhebung des steuerpflichtigen Einkommensatzes von 500 auf 1000 Rupies;
e. Grundsätzliche Reform der Polizeiverwaltung (mit näheren Einzelangaben);
f. Erweiterung der Berechtigung von Privatpersonen zur Konzession Waffen zu führen;
g. Einrichtung von Militär-Unterrichtsanstalten in Indien;
h und i. Organisierung eines Milizdienstes und eines Volontärdienstes auch für eingeborene Indier.

Die Einwendungen gegen eine baldige Erfüllung dieser letzteren Wünsche liegen wohl besonders nahe und sind auch kaum unberechtigt. Denn es ist zweifelhaft, ob alle Indier heute schon einsehen, wie notwendig für sie die Herrschaft der Europäer in Indien ist und immer sein wird.

Es ist bereits beiläufig erwähnt worden, daß seit dem Jahre 1887 sich zum Schlusse jeder Sitzungsperiode des National-Kongresses an denselben eine Sozialkonferenz anschließt. Diese hielt im letzten Jahre zu Madras am 30. Dezember 1894 ihre achte Sitzung. Indessen ist hierbei keineswegs an irgend welche Art von Sozialismus zu denken. Es handelt sich dabei lediglich um die Beseitigung der unzähligen Vorurteile und Uebelstände, an denen das bürgerliche Leben Indiens mehr als irgend eines anderen Landes krankt. So faßte beispielsweise diese letzte Konferenz unter andern folgende Beschlüsse:

2. Die Abschaffung der Kinderheiraten und Beschränkung der Eheschließungen auf das heiratsfähige Alter und für die Männer außerdem

auf die Zeit, daß sie ihre Erziehung vollendet haben und ihren Unterhalt erwerben können;

4. Das Singen und Tanzen öffentlicher Mädchen (Nautsch oder Bajaderen) bei Familienfesten und religiösen Feierlichkeiten möglichst zu unterdrücken;

6. Die strengen Unterschiede und Regeln der verschiedenen Kasten zu mäßigen und möglichst auszugleichen.

7. Die Wiederverheiratung von Witwen, insbesondere derjenigen, die schon im frühesten Kindesalter Witwen wurden, zu begünstigen und die gegenwärtige harte Behandlung und Entstellung der Witwen zu verhindern;

8. Mäßigkeit und Enthaltung von berauschenden Getränken zu fördern.

9. Die Uneinigkeit zwischen den Hindus und den Mohammedanern durch Verhandlungen und Uebereinkünfte auszusöhnen;

10. Den gesellschaftlichen Verkehr (das Zusammenspeisen und unter einander Heiraten) der Unterabteilungen je einer und derselben Kaste zu begünstigen;

11. Dem Grundsatze Geltung zu verschaffen, daß jeder die Selbstlosigkeit und Sittenreinheit, die er lehrt, vor allem in seinem eigenen Leben zu bewähren hat;

12. Die Erziehung der Mädchen und Frauen in Indien zu verbessern und zu verallgemeinern.

Aus diesen Beschlüssen ist ersichtlich, daß diese Sozialkonferenz in Indien eine unentbehrliche Ergänzung des National-Kongresses ist, und daß die Ziele des letzteren ohne die Wirksamkeit dieser Konferenz garnicht erreicht werden können. Fraglich ist nur, ob die Konferenz durch ihre Beschlüsse viel bewirkt.

Diese Frage aber muß entschieden bejaht werden; nur muß man sich klar machen, was für eine Wirkung man erwarten darf. Man sollte nicht vergessen, daß die 300 Millionen Eingeborenen Indiens erst zu einem ganz verschwindend kleinen Teile irgend welchen Einfluß des modernen europäischen Geistes individueller Freiheit und Selbständigkeit empfinden, vielmehr sämtlich in den aufeinander folgenden Generationen seit 3000 Jahren in den Vorurteilen indischer Mißbräuche erzogen worden sind. Unter diesen Umständen wird kein verständiger Mensch erwarten, daß sich diese Mißbräuche bei solcher Bevölkerung in kurzer Zeit abschaffen lassen. Und es ist daher auch nicht wünschenswert, daß eine Reformbewegung, die dieses zum Zwecke hat, zu schnell voraneilt und dadurch ihre Verbindung und ihren Einfluß auf die Volksmassen, für die sie wirkt, gänzlich verliert. Unterstützt aber wird die Sozialkonferenz bereits durch eine große Anzahl von Gesellschaften, die sich der einzelnen Reformen in den verschiedenen Landesteilen annehmen und somit als das nötige Bindeglied zwischen der Konferenz und dem Volke dienen. Und zwar sind diese Erfolge durchaus nicht auf die schon ganz britischen Landesteile beschränkt, sondern erstrecken sich auch auf die einheimischen Schutzstaaten,

wie Mysore, Radjputana, Cambay, Baroda und Kaschmir, die für besondere Hochburgen indischer Orthodoxie gelten.

Es ist aber durchaus notwendig, daß die Forderungen dieser Konferenz dem indischen Publikum, insbesondere den Hindus, möglichst oft eindringlich zum Bewußtsein gebracht werden; indessen darf sich der Kongreß nicht selbst damit befassen, um nicht den Widerstand der orthodoxen und bigotten Hindus gegen sich unnötig zu erregen.

Was ist nun der lebendige Eindruck, den dieser Kongreß auf uns Europäer macht? Und was sind seine Mängel? — Das sind wohl die Fragen, die der Leser zunächst beantwortet haben möchte.

Die äußere Erscheinung der bunten Versammlung von 5000 Orientalen aller Art in einer offenen Halle von Bambus und Palmen beschrieb ich schon in anderem Zusammenhange. Hier handelt es sich nur um die Beurteilung vom Standpunkte der politischen Technik.

Die Zahlen der glänzenden, — der gut geschulten klaren, aber nüchternen, — der mäßigen — und der schlechten Redner schienen mir nicht wesentlich von den Verhältnissen unseres deutschen Reichstags abzuweichen. Die geschäftsmäßige Ordnung unter dem Vorsitze des (irischen) Member of Parliament, Alfred Webb, war musterhaft und wurde — ich möchte aus Opposition gegen alles Einförmige und Langweilige fast sagen: leider — nur durch den früher geschilderten einen Zwischenfall unterbrochen.

Der hauptsächlichste und vielleicht der einzig wesentliche Mangel des Kongresses war seine Einseitigkeit. Er vertrat nicht die ganze Nation, nicht alle Klassen derselben, nicht einmal alle wichtigsten, sondern er ist bisher nur eine Parteiversammlung; und es geht dort nicht einmal so lebhaft her, wie in den Versammlungen politischer Parteien in Europa. Zu eigentlicher Debatte, ja zur Aeußerung verschiedener Meinungen kam es kaum. Es wurde (mit Ausnahme eines einzigen Antrages in der Sozialkonferenz) im wesentlichen immer nur im Sinne der vorliegenden Anträge selbst geredet; und ein einziges Amendement, das bei dem zweiten Kongreßantrage gestellt ward, wurde kaum erst angehört.

Wie nicht anders zu erwarten ist, beruht diese Bewegung bisher hauptsächlich auf denjenigen Gesellschaftsklassen, die vermöge ihres Kapitalbesitzes und ihrer Erziehung zur wirtschaftlichen und politischen Selbstständigkeit am ehesten reif sind. Das sind die großen Grundbesitzer, Fabrikanten und Kaufleute, denen sich, wie überall, die praktischen und klugen Juristen anschließen. Die Interessen der Arbeiter und der kleinen Bauern kommen wohl zur Sprache, sie werden aber eigentlich erst erwähnt, nicht mit handgreiflichen Vorschlägen wirksam vertreten. Und vor allem fehlt bis jetzt im Kongresse noch die Partei der Indo-Europäer oder vielmehr die der jetzigen Anglo-Indier und ihrer britischen Landesregierung.

Zwar traten zwei englische Parlamentsmitglieder und außerdem noch zwei oder drei andere Europäer redend auf, aber keiner von ihnen verfocht die spezifischen Interessen der Anglo-Indier oder gar den Standpunkt der Regierung gegenüber den Beschwerden, Forderungen und

Wünschen des Kongresses. Alle traten ausschließlich für die Partei des Kongresses selbst ein. Dieser Mangel würde gehoben werden, sobald Indien selbständig würde und die Regierung dann notwendig ihre Stütze und Grundlage im eigenen Lande suchen müßte und finden würde. Es mag dabei alsdann dem „Indischen National-Kongreß“ ebenso gehen, wie in Deutschland einst der „Nationalliberalen Partei“. Der künftige indische Reichstag mag vielleicht nicht die unmittelbare Fortsetzung des indischen National-Kongresses werden, aber jedenfalls wird er die jetzt noch kaum gehoffte übervolle Verwirklichung all seiner Wünsche, Ziele und Erwartungen sein.

Die indische Kongreßbewegung hat gar manche Aehnlichkeit mit der Nationalliberalen Partei zur Zeit des „Deutschen Bundes“. Es sind in ihr verhältnismäßig dieselben Gesellschaftsklassen thätig und obwohl sie für die Regierung arbeitet, wird sie von dieser jetzt doch mit demselben Argwohn, mit derselben Abneigung, man möchte fast sagen Verachtung angesehen. Doch hat auch hierin die indische Regierung geschwankt oder ihre Stellungnahme gewechselt, sogar mehr, als die preußische in Deutschland.

Allan O. Hume, der „Vater“ der Kongreßbewegung, war ein hoher indischer Regierungsbeamter. Er stand mit dem Vizekönig Lord Dufferin in bestem Einvernehmen, war von diesem zum Vizegouverneur der Nordwestprovinzen ernannt worden, zog aber vor, in den Rat des Vizekönigs selbst einzutreten. Für diesen wurde er jedoch vom Londoner India-Office nicht bestätigt. Indessen minderte ihm dieses nicht Lord Dufferins Gunst; und so war dieser auch anfangs der Kongreßbewegung günstig. Während der zweiten Sitzungsperiode in Calcutta empfing der Vizekönig die leitenden Mitglieder derselben am 29. Dezember 1886, zwar selbstverständlich „nicht als offizielle Vertreter des Landes, sondern als hervorragende Gäste seiner Hauptstadt und als Privatleute, deren Ansichten über öffentliche Angelegenheiten er kennen zu lernen wünschte“. Erst später, als das gute Einvernehmen zwischen Hume und Lord Dufferin gestört wurde, wechselte auch des letzteren Verhalten gegen den Kongreß, wie oben erwähnt.

Ebenso freundlich gesinnt, wie Dufferin anfangs, zeigte sich auch Lord Connemara, der Gouverneur der Madraspräsidentschaft, als der Kongreß 1887 in Madras seine dritte Sitzungsperiode hielt, und er bewahrte der Bewegung gegenüber bis zum Ende seiner Regierung mindestens eine wohlwollende Neutralität. Nicht minder günstig als er zeigte sich ebenfalls Lord Reay, der Gouverneur der Bombaypräsidentschaft, als der Kongreß 1889 dort seine fünfte Sitzungsperiode hielt. Auch Lord Wenlock, der gegenwärtige Gouverneur von Madras, hat sich nie gegen die Bewegung erklärt.

Es ist freilich seit der Wendung Lord Dufferins 1888 allen indischen Regierungsbeamten untersagt, am Kongresse öffentlichen Anteil zu nehmen. Doch ist das wohl eine leicht zu rechtfertigende Maßregel, da der Kongreß in der Hauptsache Beschwerden gegen Unzulänglichkeiten der Regierung

vorbringt und für die Verbesserung der Landesregierung bisher nur die Oppositionspartei vertreten kann.

Daß die anglo-indischen Privatleute, ja auch die einzelnen anglo-indischen Beamten und Offiziere mit Geringschätzung und Gehässigkeit über die Kongreßpartei reden, ist ebenso natürlich, wie daß ihrer Zeit die preußischen Büreaukraten und die adligen Konservativen ebenso über die Nationalliberalen in Deutschland verächtlich aburteilten. Und diese beiden letzteren Parteien trafen doch bereits zu gemeinsamem Wirken im preußischen Abgeordnetenhause zusammen, während für die beiden indischen Parteien noch gar kein gemeinsames Podium zur Verhandlung über ihre gegenseitigen Interessen vorhanden ist. Und was endlich im britischen Parlamente daheim und in den Londoner Tagesblättern über die indische Kongreßbewegung geäußert wird, kommt um so weniger in Betracht, als es von ebenso großer Unkenntnis der gegenwärtigen Sachlage in Indien, wie von beschränktem Gesichtskreise zeugt, für den jedwede großartige Zukunft eines selbständigen indisch-nationalen Reiches noch vollständig jenseits und hinter der Horizontlinie liegt.

Ein näheres Eingehen sowohl auf die einzelnen Gegenstände der Kongreßverhandlungen, wie auch der Urteile darüber in der anglo-indischen Presse in Indien und in der englischen Presse daheim, muß ich mir hier versagen. Ich komme darauf wohl gelegentlich bei Behandlung einzelner besonders interessanter Gegenstände zurück. Was aber die Aufgabe der Europäer in der National-Kongreßbewegung Indiens ist, und was ihre Stellung in deren späterer vollständigen Verwirklichung ihrer Ziele sein wird, das kann uns schon jetzt eine Vergleichung mit den kleineren Verhältnissen der Theosophischen Bewegung zeigen.

Auch in dieser sind wenige Europäer unter Hunderten von Indiern die treibenden und leitenden Kräfte. Diese Europäer erfüllen damit lediglich eine Pflicht unserer Rasse gegenüber den Völkern Indiens. Wir haben diese mit unserer äußerlich übermächtigen Kultur zu neuem Leben angeregt, aber wir haben sie damit zugleich auch in den Wirbel unserer fast ganz der Sinnenwelt angehörigen Interessen hineingerissen. Die innerlich hoch beanlagten Indier sind dadurch gewissermaßen auf eine geistig minderwertige Ebene hinabgezwängt und vielfach dadurch verleitet worden, Geldbesitz und angesehene Stellung, äußerliche Vorteile und die Befriedigung sinnlicher Neigungen als die Ideale der sich ihnen als Vorbilder aufdrängenden Europäer anzusehen. Und doch ist auch unsere europäische Rasse nicht ausschließlich sinnlich und intellektuell veranlagt; im Gegenteil, in keiner Rasse finden wohl die tiefsten, innerlichsten Seiten des Menschengeistes und -gemütes reichlichere Nahrung und Entwickelung als bei uns. Solange dies aber den Indiern nicht zum Bewußtsein gebracht wird, solange wird unsere Kultur den treuen Söhnen der altarischen Kultur verächtlich sein, und ihre untreuen Söhne werden nur einem Zerrbilde täuschenden Glückes nachjagen. Die Schüler der anglo-indischen Universitäten werden noch heute unbeabsichtigt in diesen Irrwahn

eines theoretischen und praktischen Materialismus hinein erzogen; und das lebendige Beispiel der Europäer in Indien befestigt und bestärkt fast durchweg diese Geistesrichtung. — Diesen Fehler des europäischen Einflusses will die Theosophische Bewegung wieder gut machen. Sie will aus dem Geiste unserer Rasse heraus tiefe und ernste Töne im Gemüt der Indier anschlagen, die dessen Saiten voll und reich mitklingen machen. Der Irrwahn, zu dem die Indier verführt worden sind, ging von uns Europäern aus; von uns muß daher auch die Abhülfe kommen; niemand anders hat das gleiche autoritative Ansehen bei den Irrgeleiteten.

Aehnlich die Aufgabe der Anglo-Indier oder Indo-Europäer in politischer und nationaler Hinsicht! Bisher haben sie nur ihre eigenen Interessen vertreten, ohne sie dem Gemeinwohle Indiens hinreichend anzupassen. Indien gilt Ihnen bisher nichts gegenüber Alt-England, an dem sie mit all ihren Interessen und Ideen hangen. Das haben sie wieder gut zu machen, und das werden sie wieder gut machen!

Die Europäer sind der einzige Volksstamm in Indien, der seiner Reichsregierung die sittlich-geistige Grundlage unbedingter Zuverlässigkeit, Vertrauenswürdigkeit und Gesetzlichkeit bietet, wie sie für die Lebensfähigkeit jeder Regierung, künftig mehr noch, als schon heute, unerläßliche Vorbedingungen sein werden. Die Indo-Europäer sind daher das einzige Element in Indien, das die übrigen Völkerstämme dort zu diesen Eigenschaften heran erziehen kann. Das haben sie bisher bereits mit allseitig anerkanntem Erfolge gethan. Diese Kulturaufgabe aber werden sie in vervielfachtem Maße leisten können und leisten müssen, wenn sie ihre Interessen erst vollständig mit denen aller anderen Indier verbinden. Dann wird ihnen auch die volle Sympathie des gemeinsamen Interesses entgegengetragen werden, statt wie jetzt ein fürchtender Haß gegen die fremdländischen Eroberer. Eine solche Wandlung ist freilich nicht eher möglich, als bis Indien ein selbständiges Reich wird; und vorher giebt es auch keinen indischen Reichstag!



Die Lehre des Herzens.

Von

Annie Besant.[1])



Lerne das Wahre vom Falschen, das Ewig-flüchtige vom Ewig-dauernden zu unterscheiden. Vor allem aber lerne die Gelehrsamkeit des Kopfes von der Weisheit der Seele, die Lehre des Auges von der des Herzens zu trennen.
„Stimme der Stille".

Zwei Dinge zeigten sich meinem Geist, die besonders jene angehen, welche das innere Leben suchen: das erste betrifft alle; das zweite spezieller diejenigen, die einen größeren Teil ihrer Zeit der Arbeit der Theosophischen Gesellschaft zu widmen, in der Lage und willens sind.

Wir alle haben die Thatsache erkannt, daß der Okkultismus an uns Anforderungen stellt, die eine gewisse Isolierung und strenge Selbstzucht erfordern. Sowohl von unserer Lehrerin H. P. Blavatsky, wie aus den Ueberlieferungen des okkulten Lebens haben wir gelernt, daß Verzichtleistungen und strenge Selbstkontrolle von dem gefordert werden, der durch den Thorweg des Tempels schreiten möchte. Die Bhagavad Gita lehrt wiederholt Gleichgültigkeit gegen Schmerz und Lust, vollkommenen Gleichmut unter allen Umständen, ohne die kein wahrer Yoga[2]) möglich ist. Diese Seite des okkulten Lebens wird theoretisch allerseits anerkannt; einige bemühen sich auch gehorsam, sich ihr praktisch anzupassen. Auf die andere Seite des okkulten Lebens ist in der „Stimme der Stille" hingewiesen; sie besteht aus jener Sympathie mit allen fühlenden Wesen, aus jener Hülfsbereitschaft gegenüber jeder menschlichen Notlage, deren vollkommener Ausdruck bei denjenigen, denen wir dienen, in dem dieser gegebene Titel „Meister des Mitleides" ausgedrückt ist. Diese Seite des praktischen täglichen Lebens ist es, auf welche ich Ihre Gedanken lenken möchte; denn gerade diese übersehen wir am meisten in unserem Leben, wie sehr auch deren Schönheit in seiner Vollendung unser Herz berühren mag. Der wahre Okkultist bringt, indem er gegen sich selbst der Richter, der rigoroseste Zuchtmeister ist, seiner ganzen Umgebung die vollste Sympathie der Freundschaft, der gütigsten Hülfsbereitschaft entgegen. Diesen Grad von Güte und Sympathie zu erreichen, sollte das Streben

[1]) Aus „Lucifer" (Mai 1895). Uebersetzt von L. Deinhard. Das hier Folgende sind Briefe aus Indien. Dieselben sind an angehende Theosophen und namentlich an die in Deutschland bis jetzt so kleine Schar derer gerichtet, die ihre Kräfte der Verbreitung theosophischer Lehren im Dienst der Theosophischen Gesellschaft widmen wollen.

[2]) Wörtlich Vereinigung (mit dem Höchsten).

eines jeden von uns sein; es kann nur durch unablässiges Ausüben desselben gegen unsere ganze Umgebung ohne Ausnahme erreicht werden. Jeder, der ein Okkultist sein will, sollte in seinem eigenen Heim, in seinen eigenen Kreisen eine Person sein, von der ein jeder in Sorge, Angst und Sünde mit Sicherheit Sympathie und Hülfe erwarten kann. Auch der wenigst Anziehende, der Stumpfsinnigste, der Stupideste, der Abstoßendste sollte das Gefühl haben, in ihm wenigstens einen Freund zu besitzen. Jedes Sehnen nach einem besseren Leben, jedes aufkeimende Verlangen nach selbstlosem Dienen, jeder halberwachte Wunsch nach einem edleren Leben, sollte in ihm einen stets bereiten Tröster und Retter finden, so daß jeder Keim des Guten in der erwärmenden und anregenden Gegenwart seiner liebevollen Natur zur Entwickelung kommt.

Diese Dienstfertigkeit zu erreichen, ist eine Sache der Selbstzucht im täglichen Leben. Zuerst muß die Erkenntnis aufgehen, daß das Selbst in allen ein und dasselbe ist, so daß wir in jeder Person, mit der wir in Berührung kommen, alles Unliebenswürdige ihrer äußeren Schale ignorieren und das im Herzen gelegene Selbst erkennen sollen. Das Nächste ist, zu fühlen, nicht bloß theoretisch zu erlernen, daß das Selbst durch alle trennenden Hüllen hindurch nach Ausdruck ringt, und daß die durchaus liebenswürdige innere Natur durch die ihm anhaftenden Hüllen entstellt wird. Dann sollten wir uns mit diesem Selbst identifizieren, daß wir seinem Wesen nach thatsächlich sind, und in seinem Kampf gegen die niederen Elemente, die seinen Ausdruck ersticken, mit ihm zusammenarbeiten. Und da wir durch unsere eigene niedere Natur auf die unseres Bruders einwirken müssen, so ist der einzige Weg, der wirklich Hülfe bringt, der, die Dinge gerade so anzusehen, wie dieser Bruder sie ansieht, mit seinen Einschränkungen, seinen Vorurteilen, seiner verkehrten Auffassung; indem wir sie so betrachten und in unserer niederen Natur von ihnen berührt werden, müssen wir ihm in seiner Weise, nicht in der unsrigen helfen; denn nur so kann wirkliche Hülfe geleistet werden. Dies ist okkulte Trainierung. Denn auf diese Weise lernen wir, uns unserer niederen Natur zu entziehen, lernen diese kennen, empfinden ihre Gefühle, ohne von denselben affiziert zu werden, und unsere Gemütsbewegungen bleiben unserem Intellekt unterworfen.

Diese Methode müssen wir zur Unterstützung unseres Bruders anwenden, indem wir fühlen, wie er fühlt, den Ton empfinden, in dem diese zusammengesetzte Saite erklingt; wir müssen unser losgelöstes „Ich“ gebrauchen, um zu urteilen, zu raten, aufzurichten; es aber immer so anwenden, daß unser Bruder sich bewußt ist, daß es seine bessere Natur ist, die sich durch unseren Mund kundgiebt.

Unser Verlangen muß es sein, unser Bestes herzugeben; nicht zurückzuhalten, sondern zu geben, ist das Leben des Geistes. Oft dürfte auch unser „Bestes“ für denjenigen nichts Anziehendes haben, dem wir helfen möchten, wie etwa eine edle Poesie für ein kleines Kind; in welchem Fall sollten wir aber wenigstens das Beste hergeben, das er in sich aufnehmen

kann, und das Andere zurückhalten, nicht weil wir es jenem mißgönnen, sondern weil er es nicht anwenden kann. Auf solche Art helfen uns die Meister des Mitleids, uns, die wir ihnen gegenüber wie Kinder sind; und auf solche Art müssen auch wir denjenigen zu helfen suchen, die im Leben des Geistes jünger sind als wir.

Lassen Sie uns nicht vergessen, daß die Person, die gerade mit uns zusammen ist, uns von unserem Meister gesandt ist, ihr zu dienen. Wenn wir aber durch Sorglosigkeit, durch Ungeduld, durch Gleichgültigkeit es unterlassen, ihr Hülfe zu bringen, so versäumen wir eine uns von unserem Meister gestellte Aufgabe. Ich selbst habe oft infolge meiner Beschäftigung mit anderer Arbeit diese unmittelbare Pflicht versäumt, indem mir das Verständnis dafür mangelte, daß es gerade momentan meine Pflicht gewesen wäre, der mir gesandten Menschenseele Hülfe zu leisten; ich mache Sie deshalb, gestützt auf die Erfahrung eigenen Irrtums, auf diese Gefahr aufmerksam, die umso schwieriger erkennbar ist, als man mit der einen Pflicht gern die andere verhüllt und durch Mangel an Einsicht den Mangel an Pflichterfüllung herbeiführt. Wir dürfen selbst in irgend einer theosophischen Thätigkeit niemals ganz aufgehen; allerdings wollen wir immer thätig sein, allein mit freier Seele und immer bereit, auch das leiseste Flüstern dessen zu beachten, der vielleicht irgend einem Hülflosen durch uns Hülfe zu teil werden lassen möchte.

Die Strenge gegen sich selbst, von der ich oben sprach, ist eine Grundbedingung für diese Hülfsbereitschaft; denn nur der, der sich nicht um sich selbst kümmert, der gegen sich selbst in bezug auf Schmerz und Freude gleichgültig ist, besitzt hinreichende Freiheit, um anderen seine volle Sympathie zu schenken. Da er selbst nichts braucht, so kann er alles anderen geben. Ohne Liebe zu sich selbst, ist er die verkörperte Liebe zu anderen. Unsere Studien haben den Zweck, uns leben zu lehren. Denn das Studium okkulter Werke führt nur dann zur Entwickelung des Geistes, wenn wir uns bemühen, ein okkultes Leben zu führen; es ist das Leben, nicht das Wissen, die Reinheit des Herzens, nicht der vollgepfropfte Kopf, der uns zu des Meisters Füßen führt.

Der zweite Punkt betrifft die Notwendigkeit, wenn wir im Dienst der Theosophischen Gesellschaft nach außen wirken wollen, uns dazu heranzubilden.

Viele junge Leute kommen zu mir und sagen: „Wir möchten für die Theosophische Gesellschaft arbeiten". Dies ist ein guter und lobenswerter Wunsch. Allein es bedarf mehr, als eines Wunsches. Und ich finde, daß man dabei meistenteils vollkommen die Pflicht außer acht läßt, sich für diese Arbeit auch heranzubilden. Mit den Arbeitern des Meisters zusammen zu dienen, ist kein geringes Vorrecht, und jemand, der den Wunsch hegt — außer den täglichen häuslichen und geschäftlichen Pflichten — hierbei mitzuarbeiten, sollte auch die nötige Qualifikation dazu mitbringen. Er sollte zunächst soviel wie möglich aus sich selbst zu machen, sein Gedächtnis zu üben, seinen Willen zu stärken und alle seine Fähig-

keiten zu vervollkommnen suchen. Hat er zu sprechen oder zu schreiben, so sollte er sich mit Ueberlegung dazu vorbereiten; gut grammatikalische Ausdrucksweise, gewählte Sprache, sorgfältige Aussprache, Klarheit, passende Bilder — alles das muß erworben werden. Er hat kein Recht dazu, die Lehre des Meisters ihrer Anziehungskraft und Wirkung zu berauben, indem er Fehler macht, die er meiden sollte. Dann sollte er sich irgend eine spezielle nützliche Kenntnis aneignen, um in den Dienst der Theosophischen Gesellschaft zu treten. Wenn er z. B. sein Leben in Europa zubringen will, so sollte er mindestens eine der weniger bekannten europäischen Sprachen — schwedisch, holländisch, spanisch, russisch, dänisch — lernen. Dann kann er auch sofort bei dieser Arbeit etwas leisten, und die Korrespondenz mit Mitgliedern, die in dem Lande wohnen, dessen Sprache er gelernt hat, eröffnet ihm ein nützliches Arbeitsfeld. Wir brauchen in der Theosophischen Gesellschaft gebildete Leute, die die weniger bekannten Sprachen schriftlich beherrschen; warum sollten nicht einige der jüngeren Mitglieder die eine oder andere lernen, um uns zu helfen? Hat jemand die Absicht, sein Leben in Indien zuzubringen, so sollte er sich dafür vorbereiten, indem er mindestens eine der einheimischen Sprachen lernt und die Religionen des Landes studiert. Und so in allen Stücken: ich würde es sehr gern sehen, wenn unter den jüngeren Mitgliedern der Loge das Verlangen, sich für diese Mitarbeit vorzubereiten und der Wunsch nach Selbsterziehung erwachte, welcher aus der Erkenntnis der hohen Bedeutung der Dienstleistungen hervorgeht, an der sie sich beteiligen wollen. Ich verlange von Ihnen, meine jüngeren Brüder, hier nichts, was ich nicht selbst gethan hätte und zu thun fortfahre; ich bereitete mich selbst durch schweres Studium der Philosphie, der Naturwissenschaft und der vergleichenden Religionswissenschaft vor, um öffentlich als Lehrerin auftreten zu können und studiere noch immer zu demselben Zweck. Warum sollten Sie nicht dasselbe thun? Das Allerbeste, was wir aus uns machen können, ist unserer Meister unwürdig; allein lassen Sie uns wenigstens unser Bestes beisteuern.



Allerlei Okkultes.

Mitgeteilt von

Anna Zimmermann.



„Wenn gründen alle sich nicht auf Geschichte? Geschrieben oder überliefert! — Und Geschichte muß doch wohl allein auf Treu' und Glauben angenommen werden? — Nicht?"[1]) — Ja gewiß! Denn auch unsere religiöse Ueberzeugung — wie geschäftig auch Selbsterlebtes und Nachdenken mitgearbeitet haben mögen, ihr Fundament zu legen — gründet sich doch immer zum größten Teil auf „Geschichte, geschrieben oder überliefert", die von uns „auf Treu' und Glauben angenommen" wurde. Und wohl uns, wenn wir in uns diese Fähigkeit schon entwickelt finden! Denn „Werfet euer Vertrauen nicht weg, welches eine große Belohnung hat", das gilt ja nicht nur vom Gott- und Selbstvertrauen, sondern auch von dem Vertrauen zu den Menschen. Um wieviel Freude und Segen bringt sich der Mißtrauische, der überall Lüge, Betrug und selbstische Berechnung wittert! er hindert sich und andere am Fortschritt, verbittert sich und anderen das Leben. Vertrauen wirkt auf Menschenherzen, wie Tau und Sonnenschein auf Blütenknospen; sie erschließen sich und lächeln uns entgegen, und manchmal werden wir dabei überrascht durch ungeahnte Schönheit. Vertrauen lockt das Gute aus der Menschennatur hervor, denn es spornt sie an, sich dessen würdig zu erweisen, und sie leistet dadurch oft Höheres, Edleres, als sie in ihrer Alltagsstimmung vermocht und gewollt hätte. So wird durch Vertrauen höheres Leben geweckt und gefördert. Und das Frohgefühl Dessen, der solches hervorrief, wirkt belebend und befruchtend auch auf sein eigenes höchstes Wollen. Ja, ist nicht das Vertrauen eigentlich die Grundbedingung alles wahren Lebens? Denn Vertrauen zu dem Guten in der Menschennatur ist ja nichts anderes als Vertrauen zu Gott; und Gottvertrauen nichts anderes als das Vertrauen zu unserem wahren Selbst. So zweifelt also an sich selbst, wer an Gott und Menschen zweifelt, und — „der Zweifel hat Verzweiflung oft geboren". —

Nun! „Auf Treu' und Glauben angenommen" sind auch die nachstehenden Mitteilungen aus dem okkulten Gebiete; ich habe mich bemüht, dieselben inhaltlich nach Möglichkeit so wiederzugeben, wie sie mir von Bekannten und Verwandten mündlich überliefert wurden; vielleicht sind auch sie an irgend einem Platze als bescheidene Fundament- oder Bausteine zu gebrauchen. —

* * *

[1]) Lessings „Nathan der Weise".

Hellsehen. — Dem Gerichtsvollzieher C., welcher einen Knecht suchte, stellte sich ein Mann vor, welcher ihm einen recht vertrauenerweckenden Eindruck machte, und da er überdies gute Zeugnisse vorlegte, so wurde er von Herrn C. engagiert, welcher hoffte, ihm den einen Fehler schon abzugewöhnen, welcher immer der Entlassungsgrund gewesen war: das Verschlafen. Herr C. ermahnte den Knecht von vornherein, sich zusammenzunehmen, da auch er keinen Langschläfer gebrauchen könne. Der Knecht versprach es. Aber eines Tages verschlief er sich doch, und das wiederholte sich zum zweiten- und drittenmale. Traurig und schweigend ließ er die ersten beiden Male den Tadel über sich ergehen. Beim drittenmale, als Herr C. darauf drang, die Ursache zu erfahren und mit Entlassung drohte, bat der Mann um Nachsicht: „Herr, schicken Sie nicht auch mich fort! ich bekomme ja immer schwerer einen neuen Dienst und kann es doch beim besten Willen nicht ändern. Aber Sie sind der Erste, dem ich es sage: Wenn in der Gegend herum, wo ich gerade bin, jemand stirbt, dann muß ich das immer sehen. Da bleibe ich denn so lange wach und nachher verschlafe ich mich". „Sprich nicht so dummes Zeug! ich will die Wahrheit wissen!" rief Herr C. „Herr, das ist die Wahrheit; einen anderen Grund hat es nicht". „So?! na, da sag' mal: wo ist denn in dieser Nacht jemand gestorben?" Der Knecht nannte das nächste Dorf. „In der ersten Kathe, die an der Straße steht, ist in dieser Nacht ein kleines Kind gestorben". „So? Ich werde mich davon überzeugen. Sattle mir das Pferd. Wehe Dir, wenn Du mich belogen hast!"

Als Herr C. sich dem Dorfe näherte, sah er schon von weitem, daß vor dem ersten Häuschen an der Straße zwei Frauen standen, von denen die eine die Augen mit der Schürze trocknete. Er ritt heran und erkundigte sich nach der Ursache ihres Kummers, worauf die Frau ihm schluchzend erzählte, daß ihr kleines Kind in dieser Nacht gestorben sei. —

In Th., einem kleinen Städtchen der Weichselniederung, erzählen sich die „aufgeklärten" Bewohner spottend von dem Glöckner der dortigen lutherischen Kirche, daß der Mann sich stets fürchte, im Dunkeln die Treppen des Glockenturms zu besteigen, weil er dann auf denselben immer unheimlich schweigende, menschliche Gestalten zu sehen behaupte, zwischen denen hindurchzuschreiten ihm Grauen verursache. —

In Br. lebte ein Arzt, welcher selbst erzählte, daß er „von Geistern verfolgt" werde. Eine Dame, welche in Gesellschaften mit ihm zusammen gewesen war, berichtete, daß er mitten in der Unterhaltung plötzlich aufsprang und hastig sprach: „Da rufen sie mich schon wieder! ich muß zu ihnen, mit ihnen sprechen; sie lassen mir keine Ruhe!" Und dann eilte er hinaus. Einmal ging die Gesellschaft ihm bis in den Garten nach. Da lag er auf den Rasen hingestreckt und sprach unter lebhaften Bewegungen. Man empfing den Eindruck, daß er sich mit mehreren unterhielt, obwohl man außer ihm niemanden sah noch hörte.

Nach seinen eigenen Aussagen soll er unter diesen Verfolgungen sehr gelitten haben und er ist schließlich daran zu Grunde gegangen, er fand auch kein rechtes Verständnis für sein Leiden, das man für eine Geistesstörung zu halten geneigt war.

* * *

Doppelgänger. Eine gute Bekannte meiner Schwester erzählte aus ihrer Jugendzeit diesen selbsterlebten Fall. Sie hatte sich von ihrem ersten Manne, den sie sehr liebte, seiner lasterhaften Neigungen wegen scheiden lassen müssen. Tief in ihre gramvollen Gedanken versunken, ging sie eines Tages allein auf einsamer Landstraße dahin. Und während sie, nichts um sich her gewahrend, vor sich hinstarrte, sah sie plötzlich ihre eigene Gestalt, in denselben schwarzen Gewändern, die sie gerade trug, vor sich hergehen. Kaum war es ihr zum Bewußtsein gekommen, daß sie eine Verdoppelung ihrer selbst erblicke, so war diese auch schon verschwunden.

Der zweite Mann dieser Frau endete im Irrenhause. In der Nacht, in welcher er starb, befand sie sich ungefähr sechs Meilen fern von ihm bei ihrem Bruder. Gegen Morgen, in schlafwachem Zustande, sah sie plötzlich die Thür zu ihrem Schlafzimmer sich öffnen und ihren Mann eintreten. Er schritt auf ihr Bett zu, beugte sich zu ihr nieder und küßte sie, worauf er wieder hinausging. Beim Nachdenken über das Sonderbare dieser Erscheinung wurde sie tagwach, zündete Licht an und sah nach der Zeit, es war vier Uhr. Als sie am Morgen den Ihrigen beim Kaffeetische von der nächtlichen Erscheinung sprach, langte ein Telegramm an, welches ihr meldete, daß ihr Mann in der Nacht um vier Uhr gestorben sei.

* * *

Alpdrücken. Oefters ertappten wir spät abends unser Dienstmädchen darauf, daß sie, schon im Bette liegend, eingeschlafen war, ohne die ihr ganz nahe zu Häupten stehende Lampe ausgelöscht zu haben. Verstört schreckte sie auf, wenn sie jemand von uns kommen hörte, blieb aber hartnäckig stumm auf unsere Fragen, warum sie die Lampe brennen lasse. Weder Warnungen noch Tadel vermochten sie zu bessern; einmal fand meine Mutter sogar die Thür verschlossen und das Schlüsselloch verhängt. Endlich, nach langer Zeit, berichtete sie, sie leide an „Alpdrücken" und lasse die Lampe deshalb so gern brennen, weil sie glaube, es könne sie bei Licht nicht so leicht überkommen. Es hat sie zum erstenmal überfallen, als sie sechszehnjährig war, und wiederholte sich zu jener Zeit bis zu drei Malen in einer Nacht. Wenn sie im Einschlafen war, so nahte es sich von außen her wie mit leisem Sausen und legte sich bleischwer auf ihren Körper, am schwersten aber auf den Kopf, mit knetendem Drucke. Sie war dann wie gelähmt und nicht im stande, die Arme zu gebrauchen, um die Last von sich zu schieben, vermochte auch nicht klar zu denken. Aber sie hatte das angstvolle Gefühl von etwas Bösem, Unreinem, Schlechtem, das sich ihr nahte, und weil sie glaubte, es sei ein

schlimmes Zeichen für ihren Charakter, daß ihr dergleichen widerführe, so wollte sie es uns nicht sagen. In früheren Jahren wartete sie in stummer Angst widerstandslos ab, daß es sich entferne, in den letzten Jahren aber machte sie Anstrengungen, es zu verscheuchen; sie bat, sie schalt, wie sie's gerade vermochte. Und mit dem stärker werdenden Widerstand stellte es sich immer seltener ein. Sie erinnerte sich, bei dem letzten Anfall vor mehr als Jahresfrist ganz leidenschaftlich gerufen zu haben: „Mein Gott im Himmel, was hab' ich denn gethan!? bin ich denn so schlecht, daß ich so schrecklich gequält werde?!" Das scheint den bösen Geist endgiltig verjagt zu haben.

(Man vergleiche damit, was Annie Besant über Mediumismus sagt. „Sphinx", November 1894, Seite 380—82.) Unsere Johanne wurde übrigens einigermaßen dadurch getröstet, daß sie Leidensgefährten fand; und zwar, außer in dem Mädchen unseres Hauswirtes, sogar in ihrer eigenen Schwägerin, welche schneller als sie mit dem Feinde fertig geworden ist. Diese Schwägerin schlief als Mädchen einmal bei offenem Fenster, als sie auch fühlte, wie sich etwas bleischwer auf sie zu legen begann. Aber noch ehe es sie ganz lähmte, raffte sie sich energisch zusammen, griff danach und erfaßte etwas wie einen großen Knäuel, den sie mit dem Aufgebot ihrer ganzen Kraft zum offenen Fenster hinausschleuderte; — auf Nimmerwiederkehr. —

Von ihrer Mutter erzählt unser Mädchen, daß dieselbe jahrelang nach dem Tode ihres Mannes (und dann Jahre hindurch) nachts von dem Kommen desselben beunruhigt worden sei. Sie hörte und fühlte im Dunkeln seine Nähe. „Gustchen, Gustchen", rief er stets mehrmals im Flüstertone ganz nahe ihrem Ohr und drängte sich, gleichsam Schutz suchend, dicht an sie heran, so daß sie die Berührung an der Schulter empfand. Aber in dem Grauen, daß sie jedesmal überfiel, schob sie ihn unwillig von sich und sprach: „Laß mich in Ruh und geh' dahin, wo Du hingehörst". Und dann verließ er sie. —

Ein Verwandter von mir, der Kaufmann L., verlor seine erste Frau durch den Tod. Kurze Zeit danach spielte sein damals im vierten Lebensjahre stehendes Töchterchen Frida eines Tages mitten im Zimmer auf dem Fußboden, nur von der Wärterin beaufsichtigt, und diese erzählte nachher, das Kind habe plötzlich das Spielzeug fallen lassen, sei eilig aufgestanden und mit ausgebreiteten Armen und dem Freudenrufe: „Ach Mama, Mama!" in den einen Winkel des Zimmers gelaufen. — Der Volksmund spricht: Jede junge Mutter kommt noch sechs Wochen lang nach ihrem Tode, um nach ihren hinterlassenen kleinen Kindern zu sehen. Wie so manches mutterlos gewordene Kindchen könnte vielleicht, wenn es die Sachlage zu beurteilen und sich auszusprechen vermöchte, Zeuge sein für das Vorhandensein der übersinnlichen Welt. —

* * *

Folgende zwei Fälle scheinen es zu bestätigen, daß dem Menschen schon während seines Hinscheidens ein Vorschmack des Zustandes werden kann, in den er nach seinem Tode, entsprechend seiner Gedankenwelt und seiner Lebensführung, eingehen wird.

Frau Ingenieur B. verlor ihren außergewöhnlich guten, liebevollen, sehr begabten und frühreifen ältesten Sohn im Alter von acht Jahren. Von seinem Mitgefühl legte er u. a. auch dadurch Zeugnis ab, daß er, aus der Schule heimkehrend, häufig arme Kinder oder Bettler mitbrachte, denen er auf der Straße begegnet war. „Komm mit", sagte er dann zu einem solchen, indem er dessen Hand erfaßte, „meine Mama wird Dir etwas zu essen geben". — In seiner Todesstunde setzte sich der Knabe mit einem Male aufrecht im Bettchen hin, hob den Zeigefinger in die Höhe und flüsterte, während Freudenglanz sein Gesichtchen verklärte: „Ach Mama — hörst Du? o wie schön! — O Mama, komme doch zu mir!" und er schlang den Arm um den Nacken der Mutter und drückte seine Wange an die ihrige. Höre doch, höre doch — wie wunderschön!" —

Aehnliches erfuhr mein Onkel Hermann in seiner Todesstunde. Er war ein streng rechtlicher, dabei sanfter Mann, voll Religiosität, ein liebevoller Gatte und Vater gewesen. Kurz vor seinem Verscheiden trat sein Freund und Nachbar W. an sein Lager, und indem er diesen freundlich zunickte, sprach er: „Lieber W., hörst Du auch, wie schön die Nachtigallen singen?" Draußen aber lag der Schnee.

Daß der Seele die irdischen Schranken weichen, wenn sie das grobstoffliche Leibgewand von sich streift, davon zeugen wohl die Worte, welche mein sterbender Großvater mit emporgerichtetem Blicke sprach: „Das Dach ist offen!" —

* * *

Eine Bekannte unseres Dienstmädchens erzählte dem letzteren, ihr Vater habe einmal zugesehen, „wie der leibhaftige Tod mit einem Menschen kämpfte". Er war bei dem schweren Todeskampfe eines Mannes zugegen und sah, wie der Sterbende unter Aechzen und Stöhnen mit einer Gestalt rang, die auf ihm lag und ihn furchtbar zu quälen schien, so daß der Zuschauer selbst den Anblick nicht zu ertragen vermochte, weshalb er hinausging. Die übrigen Anwesenden hatten von der Gestalt nichts wahrgenommen. Dieser Mann jedoch verfiel, nachdem er über das, was er gesehen, gesprochen hatte, in eine sehr schwere Krankheit, die er als eine Strafe für sein Ausplaudern empfand, weshalb er sich gelobte, über etwaige fernere Gesichte nichts mehr zu erzählen.

(Die Erscheinung war entweder das aus dem Sterbenden herausgetretene Spiegelbild seiner von Gewissensqualen gepeinigten Seele, oder ein von Rachegefühlen gegen den Sterbenden beseelter Gedanke aus Kama Loka, in Form einer bei dem Sterbenden erregten Halluzination.)

* * *

Vor einigen Tagen erzählte mir die junge Frau M., welche sich seit einiger Zeit für Okkultismus zu interessieren begonnen hat, folgendes Erlebnis, das bei ihr das Interesse an der Sache geweckt hat. Sie saß mit Mann und Schwiegervater um 11 Uhr abends im Wohnzimmer, als plötzlich alle drei erschrocken zusammenfuhren infolge eines lauten Krachs, der durch das Büffet ging, so stark, daß die Gläser darin klirrten. Sie waren äußerst verwundert, besichtigten den Schrank von außen und innen, konnten aber nicht die Spur einer Veränderung an ihm entdecken. Im Laufe des nächsten Vormittags erhielten sie die Nachricht von dem am vorigen Abend um 11 Uhr nach monatelanger Krankheit erfolgten Tode einer älteren Dame, welche dem Mann der jungen Frau fast sein Leben lang in mütterlicher Liebe zugethan war. —

An demselben Abend hatte, durch diesen Vorfall angeregt, der Schwiegervater der Frau M. folgendes Erlebnis seiner, damals in Danzig wohnenden Schwester erzählt. Der Mann dieser Dame war einst in Geschäften nach Rußland gereist, als die Frau in einer jener Nächte, während sie noch wach war, hörte, wie das gefüllte Wasserglas auf einem, inmitten des Zimmers stehenden Tische plötzlich umfiel. Sie machte Licht und sah, daß das Wasser über Tisch und Fußboden gelaufen war, aber die Ursache, welche das Glas zu Fall gebracht hatte, konnte sie nicht herausfinden. Am nächsten Morgen erhielt sie von fremder Hand einen Brief aus Rußland, worin sie aufgefordert wurde, dahin zu kommen, da ihr Mann von einer epidemischen Krankheit ergriffen worden sei. Sie machte sich sofort auf die Reise; als sie jedoch an dem bezeichneten Orte anlangte, sagte man ihr, daß ihr Mann inzwischen gestorben und auch schon begraben sei, und bei weiterem Nachforschen erfuhr sie, daß sein Tod in jener Nacht erfolgt war, in welcher in ihrem Schlafzimmer daheim das Wasserglas auf so rätselhafte Weise umgefallen war. —

(Das waren also beides telekinetische Phänomene; Beweise für die okkulte Fähigkeit der Seele u. a. auch (ohne Mitwirkung des materiellen Körpers) Bewegungen in der Ferne hervorzubringen, und ein Beweis, daß die Zeit des Sterbens diejenige ist, in welcher auch diese Fähigkeit aus ihrer sonst normalen, irdischen Gebundenheit befreit wird.)

* * *

Todesvorzeichen. Die Schwiegereltern meines Onkels feierten in Rüstigkeit das Fest ihrer goldenen Hochzeit. Während des Abendessens fiel von dem vor dem Jubelpaare stehenden Baumkuchen plötzlich die ihn krönende Ananas auf die Tafel herab. Nach beendigter Mahlzeit sagte der erste Lohndiener, welcher den Vorgang mit angesehen hatte, zu meiner Tante, der Tochter des Jubelpaares, es sei eine schlimme Vorbedeutung, daß der Baumkuchen vor dem Paare seine Spitze verloren habe. Meine Tante verwies ihm lächelnd seinen „Aberglauben", er aber behauptete, das aus Erfahrung besser zu wissen und sagte: „Das bedeutet: das Haupt des Hauses wird fallen! und noch in diesem Jahre!"

— Und so geschah es. Das Fest fand im April statt, und im September desselben Jahres fiel das Haupt des Hauses unter der Sense des Schnitters Tod.

(Welches mag wohl die Quelle derartiger Phänomene sein? Hat hier vielleicht das eigene transszendentale Subjekt des Jubilars seinem Träger einen mahnenden Wink geben wollen durch einen telekinetischen Vorgang? Der alte Herr war schwerhörig; vielleicht begünstigte das, inmitten der rauschenden Fröhlichkeit, ein kurzes Untertauchen des Tagesbewußtseins in das transszendentale Bewußtsein und eine momentane Entfesselung seiner okkulten Kraft.)

In dem Haushalte einer, der obigen nahe verwandten Familie wurde in jedem Herbste ein auf dem Markte eben erstandenes Schwein geschlachtet. Bei einer solchen Gelegenheit besichtigte ein älteres Mädchen, das öfters zu Hilfeleistungen in dieser Familie herangezogen wurde, sehr aufmerksam die Milz des Schweines. Nach dem Grunde davon befragt, erwiderte sie, sie sehe, ob die Milz eine Grube habe, weil das immer einen Todesfall in der Familie bedeute, in deren Hause das Schwein geschlachtet werde; und hier habe sie sogar zwei Gruben gefunden, eine große und eine kleine. Es würden demnach ein Erwachsener und ein Kind in diesem Hause noch in diesem Jahre sterben. Und als man sie wegen ihres „Aberglaubens" auslachte, erwiderte sie ernsthaft, das sei kein Aberglaube, denn sie habe noch jedesmal die Bestätigung dafür erlebt. In demselben Jahre starb auch wirklich die Mutter des Hausherrn und sein zehnjähriges Töchterchen.

Diese Prophezeihung erinnert daran, daß man schon in den Tempeln des alten Aegypten aus den Eingeweiden der geschlachteten Opfertiere kommende Ereignisse und Schicksale voraus verkündete; dasselbe geschah ja auch aus der Beobachtung des Fluges der Vögel. Ueberkommt einen dabei nicht eine wunderbare, andächtige Ahnung von dem einen Leben, dem einen Atem, von der Seele des Weltalls? Ohne diese Erklärung wären ja solche Beziehungen ganz unbegreiflich.

Eine Freundin wußte mir folgenden Fall von telekinetischer und telephanischer Wirkung zu erzählen:

Auf ihrer ersten Erzieherinstelle in der Familie des Barons v. d. G. war Anna v. R. eines Abends auf ihrem Zimmer allein am Schreibtisch beschäftigt, als sie die Thür hinter sich öffnen und schließen hörte. Sie meinte, es sei das Stubenmädchen eingetreten; als aber alles still blieb, wendete sie sich und sah, daß niemand gekommen war. Sogleich ging sie hinaus, um auf Flur und Treppe nachzusehen, — es war aber alles still und menschenleer. Sie fand die Sache doch sonderbar genug, um am nächsten Morgen beim Kaffeetische davon zu sprechen, und da sagte man ihr: es sei an diesem Morgen noch etwas anderes, ganz Merkwürdiges geschehen, wovon das eine Dienstmädchen erzählt habe. Dasselbe war früh in einem Zimmer beim Ofenheizen beschäftigt gewesen

und hatte da gesehen, wie von außen durch das Fenster eine, in eine weiße Wolke gehüllte Gestalt ins Zimmer herein und am Schreibtische vorüber durch die offene Thür in das Nebenzimmer schwebte. Als das beherzte Mädchen sofort mit brennendem Licht der Erscheinung dahin folgte, war dieselbe spurlos verschwunden.

Am Abend dieses Tages traf auf dem Gute eine Depesche ein, welche meldete, daß die Schwester der Frau Baronin früh morgens in Berlin an den Folgen einer Operation gestorben sei.

* * *

Träume. Bald nach dem Tode der Frau des Kaufmanns L., dessen kleine Tochter die Vision ihrer verstorbenen Mutter gehabt hatte, kam die Frau, welche für das Haus die Wäsche besorgte, eines Tages mit der Frage an, was wohl das Wort „irdisch" bedeute. Nachdem man es ihr erklärt hatte, erzählte sie, ihr sei im Traum der letzten Nacht die verstorbene Frau L. erschienen, und sie (die Wäscherin) habe zu ihr gesagt: „Ach Madamchen, warum sind Sie doch von uns gegangen! warum sind Sie nicht bei uns geblieben, das wär' doch viel besser gewesen!" Darauf habe Frau L., den Kopf schüttelnd, geantwortet: „Nein, das ist mir zu irdisch". —

Auffallend ist hieran, daß die Frau über die Bedeutung des Wortes „irdisch" nicht im Klaren gewesen war. Daraus läßt sich wohl schließen, daß ihr transszendentales Bewußtsein die Quelle dieses Traumes gewesen ist.

Vierzehn Tage vor ihrem Tode träumte die Schwiegermutter meines Onkels Hermann, daß zu ihr ins Zimmer ein Mann trete, den sie aus ihrem früheren Wohnort her kannte, und er sprach zu ihr: „Nun Frau R., ordnen Sie nur schnell ihre Angelegenheiten; Sie werden bald sterben!" — Am folgenden Nachmittage wurde sie von einem Ehepaar aus eben jenem Orte besucht, und sie fragte dasselbe, wie es wohl jenem Manne ergehe, von dem sie geträumt hatte. „Ach", hieß es, „der ist vor einiger Zeit gestorben". Eigentümlich davon berührt, erzählte sie darauf ihren Traum. — Am nächsten Sonntage fühlte sie sich getrieben, zur Kirche zu gehen, und wunderbar wurde sie von dem Text der Predigt ergriffen, welcher lautete: „Mensch, bestelle dein Haus; denn du mußt sterben". — Sie fühlte sich nun wirklich getrieben, alles zu ordnen und zu regeln, was ihr noch übrig blieb, und vierzehn Tage nach dem Traum schlug ihre Scheidestunde.

* * *

Frau C. leitete als Mädchen einen Kindergarten in Ohra bei Danzig. Einst war einer ihrer kleinen Schüler an Diphtherie erkrankt, als es ihr träumte, es käme ein Kanarienvogel an ihr Fenster geflogen und klopfte mit dem Schnabel gegen die Scheibe. „Was willst du?" fragte sie ihn. Er winkte mit dem Köpfchen nach der Seite und schaute sie dabei an. „Was soll ich denn?" fragte sie wieder. Er winkte nochmals

in derselben Weise und sprach: „Komm mit“. Sie folgte ihm. Er aber nahm den Flug nach dem nahen Kirchhofe, setzte sich dicht an ein frisch aufgeworfenes kleines Grab und schaute mit abwärts gesenktem Köpfchen hinein. Damit war der Traum zu Ende. — „Mama“, sagte das junge Mädchen am nächsten Morgen, „ich weiß, daß der kleine K. sterben wird“. Und nicht lange, so erhielt sie die Nachricht, daß der schwerkranke Knabe morgens gegen 9 Uhr gestorben sei. Um Mitternacht aber — die junge Dame meinte, dies sei die Zeit ihres Traumes gewesen — hatte er noch den Versuch gemacht, zu singen: „O Tannenbaum o Tannenbaum“ — ein Beweis, daß seine Gedanken bei dem Kindergarten und der „Tante“ geweilt haben mußten. „So eine Kinderseele“, sagte die junge Frau, als sie mir diesen Traum erzählte, „ist ja auch so leicht, wie ein Vögelchen“. — Sie fügte hinzu, daß sie nur selten, aber immer vorbedeutend träume.

* * *

Der folgende Traum erscheint mir als das Bedeutendste von allem, was ich hier niedergeschrieben habe; es fand in ihm Hellsehen statt, das ein telesomatisches Phänomen hervorrief, welches von einer zweiten Person wachend gesehen wurde. Er erinnert an die Thatsache, welche Aksákow im zweiten Bande seines Werkes „Animismus und Spiritismus“ im Inhaltsverzeichnis mit den Worten anführt: „Ein schlafender Schiffbrüchiger erscheint auf einem englischen Handelsschiffe in der Kajüte des Kapitäns, schreibt einen Befehl für den Steuermann und rettet dadurch seine, mit ihrem Schiff in einem Eisberg eingeschlossenen Gefährten“. Mein Seitenstück dazu trug sich folgendermaßen zu:

Der Fleischermeister N. aus Danzig fuhr, wie so oft, eines Tages über Land, um Schlachttiere einzukaufen. Beim Abschiede sagte er seiner Frau, er werde wohl unterwegs übernachten, sie möge nicht auf ihn warten. Frau N. legte sich abends ruhig nieder und schlief ein. Nach geraumer Zeit erwachte sie von Pferdegetrappel und dem lebhaften Geräusch eines rasch auf den Hof fahrenden Wagens; einige Augenblicke später sah sie ihre Schlafzimmerthür sich öffnen und ihren Mann hereintreten. Sie bemerkte sofort, daß der Rock, den er anhatte, nicht sein eigener sei, und öffnete schon die Lippen zu einer Frage, als er ihr winkte und den Finger auf den Mund legte. Unterdessen hatte er die Thür einer Nebenkammer erreicht, in welche er hineinging, um sofort wieder mit einem Schlauche in der Hand zurückzukehren, welcher dort für den Fall der Feuersgefahr bereit hing. Mit diesem Schlauche in der Hand entfernte sich der Mann schweigend, wie er gekommen war, und kurz darauf hörte die Frau den Wagen wieder davonfahren. Nachdem sie den Bann ihres Staunens von sich geschüttelt hatte, stand sie auf und weckte den schlafenden Gesellen mit der Weisung, aufzustehen und nachzusehen, ob er entdecken könne, wo das Feuer sei; denn der Herr sei dagewesen und habe den Schlauch geholt. Der Geselle zeigte sich ganz ungläubig und sagte der Frau, daß sie gewiß nur geträumt habe. Sie verwahrte sich sehr ent-

schieden dagegen und forderte ihn auf, mit ihr in die Kammer zu gehen, denn da werde ihm das Fehlen des Schlauches ja beweisen, daß sie nicht geträumt habe. Aber sie wurde ganz verwirrt, als sie beim Eintritt in die Kammer den Schlauch an seinem Platze hängend fand, aber dennoch der Thatsache, nicht geträumt zu haben, ganz sicher zu sein meinte. Am anderen Tage wurde die Verwunderung allgemein infolge der Einsicht, daß man hier etwas Unerklärlichem gegenüberstehe; denn der am nächsten Morgen heimkehrende Mann hörte aus dem Munde seiner Frau das als ihr Erlebnis erzählen, was zu seinem eigenen Traume der letzten Nacht gehörte, den er geträumt hatte, während er in einer entfernten Ortschaft im Hause eines Bekannten schlafend im Bette lag. Den Antrieb zu der geträumten Heimfahrt nach dem Schlauche hatte die Vision eines Feuers gegeben, welches, wie sich's später herausstellte, in der That in der Ortschaft Theerbude stattgehabt und das der Schläfer hellsehend wahrgenommen hatte. Der Wunsch, löschen zu helfen, gab ihm den Gedanken ein, den Schlauch von daheim zu holen, und was seine Frau gehört und gesehen, stimmte mit seinem übrigen Traume völlig überein; bis auf den fremden Rock sogar, der seinem Gastfreunde gehörte und den er, in der Hast fortzukommen, anstatt seines eigenen, ergriffen hatte.

Die Tochter dieses Ehepaares ist jene Frau Sch., welche berichtete, daß sie einmal ihren eigenen Astralkörper erblickt, sowie auch ihren, weit von ihr entfernt sterbenden Mann in seiner Todesstunde bei sich eintreten gesehen habe. Eine Großtochter dieser Leute ist eine Zeitlang Nachtwandlerin gewesen und ihre Mutter beteuerte mir, gesehen zu haben, wie sich das junge Mädchen dabei schwebend, also ohne auch nur mit den Zehenspitzen den Fußboden zu berühren, fortbewegt habe. — Diese okkulten Erscheinungen bei verschiedenen Gliedern derselben Familie legen den Schluß auf körperliche Vererbung nahe. Aber wir sollen nicht vergessen: „Das Wesen der Vererbung ist die Verwandtschaft" der Individualitäten. —

* * *

Frl. Marie R. machte mir über ihre Mutter die Mitteilung, daß dieselbe schon seit ihrer Kindheit von Zeit zu Zeit, ohne äußere Ursache, ganz deutlich die Melodie eines Sterbeliedes höre, welche sie dann eine geraume Weile lang verfolge. Jedesmal danach erfährt sie dann von einem im Kreise ihrer Nachbarn Verwandten oder Bekannten um jene Zeit eingetretenen Todesfall. —

* * *

Ahnungen. Dieselbe Dame, Mutter von sechs Kindern, erzählte ihrer ältesten Tochter, diesem Fräulein Marie, sie sei bei dem erstmaligen Anblick sowohl ihres ersten, wie ihres letztgeborenen Kindes von einem tieftraurigen Gefühl erfaßt worden, aus dem heraus sie mitleidsvoll habe sprechen müssen: „Du armes Kind! warum mußtest du geboren werden!" — Ihre bange Ahnung hat sich insofern erfüllt, als beide Kinder, welche

scheinbar ganz gesund geboren wurden, fast unausgesetzt körperlich leidend und zeitweilig sehr schwer leidend sind, während die übrigen vier Kinder, bei deren Geburt sie keine traurigen Empfindungen gehabt hat, immer recht gesund sind.

* * *

Folgendes Erlebnis erzählte mir unser Dienstmädchen als eine Episode aus ihres Vaters Jugendzeit. Es war ihr dabei ersichtlich schauerlich zu Mute, und sie sagte, sie habe sich bisher gescheut, davon zu sprechen.

In der Zeit, da der Betreffende auf einem Dorfe das Schuhmacherhandwerk erlernte, verlangte sein Meister an einem dunkelen Abend, es solle einer von den Gesellen aus dem nächsten Städtchen Leder holen. Als die Gesellen sich furchtsam weigerten, erbot sich der Lehrjunge dazu. Er fürchtete sich nicht, denn es war ihm ja noch nie etwas Unheimliches begegnet, und so begab er sich auf den Weg. Ruhig schritt er eine gute Strecke weit auf dem menschenleeren Wege durch die Dunkelheit dahin. Aber plötzlich überkam ihn ein unerklärlich banges, unheimliches Gefühl. Er wollte es bannen, indem er sich „segnete“, das Zeichen des Kreuzes schlagend; aber wenige Schritte weiter — und er blieb erschrocken, wie angewurzelt stehen, denn dicht zu seinen Füßen gewahrte er eine Wasserfläche; noch ein paar Schritte weiter — und er wäre in den Tod gegangen. Er hatte sich vom Wege verirrt. Was nun?

Angstvoll begann er zu beten. Da ertönte ganz in seiner Nähe ein helles, höhnisches Lachen, begleitet von lautem, schadenfroh klingendem Händeklatschen. — Dann war es lautlos still, wie zuvor. Von Grauen gepackt betete der Knabe mit ganzer Inbrunst, Gott wolle ihn behüten und ihn den richtigen Weg finden lassen; dabei wandte er dem Wasser den Rücken und, immer betend vorwärtstappend, kam er denn auch glücklich auf seinen Weg, den er ohne weitere Gefährdung zurücklegte. Aber nie wieder ist er im Dunkeln allein über Land gegangen.

* * *

Telepathie. Herr Ingenieur E. W. besitzt in einem Kollegen und Altersgenossen einen Freund, welcher seine höchsten Interessen mit ihm teilt. Im vorigen Winter verlebten sie in harmonischem Gedankenaustausch viele schöne Stunden miteinander. Sie wohnten beide innerhalb des Postbezirks L. und konnten einander von ihren Wohnungen aus auf zwei verschiedenen Wegen erreichen. Um sich aber nicht zu verfehlen, wenn einer den anderen besuchen wollte, hatten sie verabredet, von diesen beiden Wegen immer nur einen und denselben zu benutzen. „Oftmals“, so erzählte Herr W., „wenn ich dann abends ein paar Stunden einsam über meinen Büchern gesessen hatte, hielt ich das Alleinsein nicht mehr aus; ich sehnte mich nach Aussprache mit meinem Freunde. Dann klappte ich die Bücher zu und machte mich auf den Weg zu ihm. Und da hat es sich so manchesmal zugetragen, daß wir gerade auf der Hälfte des

Weges zusammentrafen. Mein Freund hatte sich dann immer um die nämliche Zeit, wie ich, von dem gleichen Verlangen erfaßt, zu mir auf den Weg gemacht.

* * *

Vision. Der älteste, sehr begabte Sohn meiner Urgroßmutter hatte sich, wohl ohne sich über seine Gefühle und Gemütsansprüche recht klar zu sein, auch auf das Zureden von Verwandten, mit einem reichen jungen Mädchen verlobt. Vor der Hochzeit starb er; und man flüsterte, er habe aus Furcht vor der Ehe mit einer ungeliebten Frau sich selbst den Tod gegeben, weil er keinen anderen Ausweg sah. Jedenfalls machte seine Mutter sich viele schwere Sorge um sein Schicksal im Jenseits, an das sie als fromme Mennonitin fest glaubte. Sie wurde immer schwermütiger und stiller, ihre Kräfte nahmen ab, und die Ihrigen bangten schon um ihren Verstand. Da, eines Nachmittags, als sie still und traurig mit ihrem Gram allein im Zimmer saß, hatte sie eine Vision. Vor ihrem Auge lag plötzlich wie hingezaubert ein schöner Garten; in demselben standen, nicht weit von ihr, zwei Gestalten. Die eine erkannte sie mit Entzücken als ihren geliebten Sohn; die andere hohe, hehre konnte nach ihrem Dafürhalten wohl kein anderer, als der Heiland und Erlöser selber sein. Das herrliche Bild verschwand; aber in der umdüsterten Seele der Schauenden war es wieder licht und still geworden. Nun war sie fest überzeugt, daß ihr Sohn in Gnaden angenommen sei; und seit dieser Stunde war sie dem Leben und den Ihrigen wiedergegeben.



Für die Redaktion verantwortlich:
Dr. Göring in Berka an der Werra (W.-Eisenach).

Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig.

Druck von Appelhans & Co. in Braunschweig.

Sphinx

Kein Gesetz über der Wahrheit!

Wahlspruch der Maharadjahs von Benares.

XXII, 120. Februar 1896.

Der Okkultismus als Vorstufe der Theosophie.

Von

Dr. Josef Klinger,
Rechtsanwalt in Kaaden (Böhmen).



Ich bin nunmehr am Schlusse meiner Darstellungen aus dem Gebiete der Wissenschaft und der Mystik angelangt. Mit Absicht habe ich mir Beschränkung auferlegt, glaube aber, daß das Wenige genügt, um zum Selbstdenken anzuregen. Für alle jene nun, die aus diesem Wenigen geistige Anregung empfangen haben, sei mir gestattet noch folgende Betrachtungen anzuschließen.

„Was ist der Mensch?“ — Diese Frage ist so alt als die kulturgeschichtliche Erinnerung. „Γνῶθι σεαυτόν“, „Erkenne dich selbst!“ lautete eine der Inschriften auf dem Tempel des Apollo zu Delphi, welche von Thales, dem Weisen von Milet, herrühren soll. Der Sinn dieses Spruches ist aber nicht der: Erkenne deinen Charakter, deine Tugenden und deine Laster, damit du dich bessern kannst; das ist bloß die exoterische Bedeutung; der eigentliche esoterische Sinn dieses Spruches ist vielmehr: Erkenne dein inneres Wesen, deine wahre Natur, dein wahres Selbst!

„Der Mensch besteht aus Leib und Seele“, so lehrt die Schulpsychologie und die Kirche; und so denkt auch jeder, der noch nicht im Sumpfe des Materialismus erstickt ist. Was der Leib ist, darüber herrscht kein Zweifel; den können wir mit unseren Sinnen wahrnehmen; er ist das Grobstoffliche am Menschen. Was aber ist die Seele? — Das Geistige im Menschen! — Gut. Unsere Betrachtungen haben uns aber gezeigt, daß dieses Geistige zweifacher Natur ist: abhängig von den Sinnen oder unabhängig von ihnen.

Durch seine fünf Sinnesorgane in Verbindung mit ihrem Zentralorgane, dem Gehirn, besitzt der Mensch das Vermögen, sich von den Dingen der Außenwelt anschauliche Vorstellungen zu bilden, den von diesen gelieferten Stoff zu abstrakten Vorstellungen, d. i. zu Begriffen zu verarbeiten und diese wiederum zu Urteilen und Schlüssen zu verbinden, d. h. zu denken. Alles dieses bildet den Inhalt seines Intellektes und

seiner Intelligenz, seines Verstandes und seiner Vernunft, seines irdischen, sinnlichen Bewußtseins. Aber alle diese geistigen Fähigkeiten des Menschen wurzeln doch nur ausschließlich in seinen körperlichen Sinnesorganen mit ihrem Zentralorgane, dem Gehirn, und mit Hilfe dieser Organe schöpft er den Stoff ausschließlich aus der äußeren Sinnenwelt, um ihn dann geistig zu verarbeiten. In jeder Beziehung also sind diese geistigen Fähigkeiten bedingt durch die körperlichen Organe. Wenn wir also für diese Fähigkeiten die Bezeichnung „Geist" beibehalten wollen, dann müssen wir sagen: das irdische Bewußtsein des Menschen, Verstand und Vernunft, ist körperlich bedingter Geist, der mit seinen Trägern, den Sinnesorganen und dem Gehirn, im Tode erlischt.

Aber außer diesem besitzt der Mensch noch etwas anderes Geistiges, das von seinen Sinnen vollständig unabhängig ist. Schon dem irdischen Bewußtsein wird dieses Etwas erkennbar als das Gemüt, das Herz, als ein inneres Gefühl für das Schöne und Gute, das seinen inneren Ausdruck (sofern dieser Widerspruch erlaubt ist) findet im sittlichen Wollen, im Charakter, seinen inneren Richter in der Stimme des Gewissens. Dieser vom Körper und seinen Sinnen unabhängige, also nicht körperlich bedingte Geist tritt uns auch in den mystischen Erscheinungen des Schlaf- und Traumlebens, der Hypnose, des Somnambulismus und des Sterbens entgegen als ein übersinnliches Bewußtsein, als ein geistiges Leben, das sich zu um so höherer Blüte entfaltet, je tiefer das physische Leben herabsinkt, das also, vom grobstofflichen Leibe und seinen Sinnesorganen unabhängig, die Vernichtung dieser im Tode überdauern muß. — In diesem übersinnlichen Bewußtsein, in diesem nicht körperlich bedingten Geist, haben wir also den Sitz dessen zu suchen, was wir in der uns geläufigen Ausdrucksweise die Seele nennen.

Und die Unterscheidung dieser zwei Richtungen im geistigen Wesen des Menschen ist uns allen auch im gewöhnlichen Verkehr geläufig: wir unterscheiden genau den „Geist" und das „Gemüt" eines Menschen, „Kopf" und „Herz", und wir wissen, daß diese beiden oft genug im Leben miteinander streiten; — das Antlitz, das Auge eines Menschen nennen wir „geistreich" oder aber „seelenvoll", und wir wollen hiermit zwei ganz verschiedene Seiten seines geistigen Wesens bezeichnen; — einen albernen Menschen nennen wir „geistlos", nicht aber „seelenlos"; einen Leichnam hingegen bezeichnen wir nicht als „geistlos", sondern als „entseelt". —

Daß der Körper, der physische Leib, der untergeordnetste Teil des Menschenwesens ist, das stoffliche Werkzeug nur für das Geistige in ihm, darüber herrscht kein Zweifel; aber auch darüber sind wir (wie ich schon früher sagte) im gewöhnlichen Leben nicht einen Augenblick zweifelhaft, welche der beiden Seiten seines geistigen Wesens höher steht: das Herz, das Gemüt, der Charakter ist das Höhere, ist dasjenige, was dem Menschen seinen eigentlichen, wahren Wert verleiht, nicht aber sein Kopf, sein Geist, sein Talent. —

Und so gelangen wir also mindestens zu einer Dreiteilung des Menschen in Körper, körperlich bedingten Geist und nicht körperlich bedingten Geist oder Seele. Solange wir aber an der üblichen Zweiteilung festhalten in Leib und Seele, und dabei die Seele und den körperlich-bedingten Geist identifizieren, d. h. solange wir das Wesen der Seele in unser irdisches Erkenntnisvermögen versetzen, solange bleibt uns die Unsterblichkeit der Seele, allen philosophischen und kirchlichen Beweisen zum Trotze, eine unfaßbare Idee; denn nichts steht fester, als die Vernichtung unseres irdischen Intellektes durch den Tod. —

Was ist nun wohl die Lebensaufgabe des Menschen? — Wir haben gesehen, daß sich durch die ganze Natur ein Gesetz stetiger Höherentwicklung hindurchzieht, wie ein roter Faden. Von der Formlosigkeit zur regelmäßigen Gestalt, vom toten Stoff zum unbewußten Leben, von diesem endlich zum Bewußtsein; und auch dieses entwickelt sich wiederum immer höher und höher, vom rein sinnlichen zum vernünftigen und endlich zum sittlichen Bewußtsein, zum ethischen Gefühl mit seinem unerbittlichen Richter, dem Gewissen. Wir haben gesehen, daß dieser Faden der stetigen Höherentwickelung mit dem Tode unmöglich plötzlich abreißen kann, daß vielmehr der geistige Wesenskern des Menschen, das was wir Seele nennen, den Tod überdauern muß und einer weiteren Höherentwickelung entgegengehen soll. Ich sage: „soll“, nicht: „muß“. Höherentwickelung freilich verlangt das Naturgesetz. Aber der Mensch hat die Macht, zwar nicht diesem Gesetze selbst, wohl aber den in die Erscheinung tretenden Anforderungen desselben entgegenzuwirken und dadurch einen maßgebenden Einfluß auf sein eigenes Schicksal zu üben. Mit der von ihm erreichten Entwickelungsstufe „Vernunft“ hat er die Fähigkeit des Denkens erlangt, als selbstthätigen Motivator seines Wollens; mit dieser Vernunft steht er aber zugleich genau in der Mitte zwischen zwei anderen Entwickelungsstufen: zwischen der letztvorhergegangenen, niederen, von ihm noch nicht ganz überwundenen Stufe selbstsüchtiger Sinnlichkeit, und der nächstfolgenden höheren, von ihm noch nicht vollständig erreichten Stufe selbstloser Moral. Vermöge seiner Vernunft hat er die Wahl: er kann mehr abwärts trachten nach sinnlich-materiellem Genuß, er kann mehr aufwärts streben nach sittlich-geistiger Entwickelung. — Was soll der Mensch thun? Darüber giebt es keinen Zweifel: aufwärts geht der Weg, aufwärts weist das Gesetz der Entwickelung, dieses Gesetz der Natur und der in ihr geheimnisvoll waltenden Gottheit; und jede Verletzung eines Naturgesetzes rächt sich von selbst, früher oder später. — Und dies bestätigt uns auch die tägliche Erfahrung. „Es ist ein Wahn“, heißt es in Subhadra Bhikschu's „Buddhistischem Katechismus“[1]), „den der sinnliche, vom Willen zum Leben, vom Trachten nach Dasein und Genuß erfüllte Mensch zu seiner eigenen Qual hegt, daß die Befriedigung der Begierden und Neigungen Glück gewähre. Alle Begierden werden durch

[1]) Punkt 104, Anm.*). (4. Auflage.)

Erreichung des Begehrten nur auf kurze Zeit gestillt, erwachen aber immer aufs neue, und zwar um so stärker, je mehr man ihnen nachgiebt. Jeder erfüllte Wunsch erzeugt einen neuen und keine endliche Befriedigung ist auf diesem Wege auch nur denkbar. Dazu kommt noch, daß alle die unvermeidlichen Enttäuschungen und Fehlschläge, der Streit, Kampf und Hader mit unseren Mitmenschen, die das gleiche Ziel verfolgen, mit in den Kauf genommen werden müssen. Dieser ewige Kampf kann nur auf Kosten unserer leiblichen und geistigen Kräfte durchgeführt werden. Je mehr wir also den Begierden und Neigungen die Zügel schießen lassen, desto mehr nehmen sie zu, und desto mehr nehmen zugleich unsere Kräfte, welche doch das einzige Mittel des Genusses sind, ab. Zunahme der Begierden und gleichzeitige Abnahme der Mittel zur Befriedigung derselben — dies ist das unerbittliche Naturgesetz, dem solch verkehrtes Streben unterliegt. Es muß daher jedem, der ernstlich darüber nachdenkt, einleuchten, wie thöricht es ist, den sinnlichen Genüssen nachzujagen, da das so sehnsüchtig erstrebte Glück ja nimmermehr zu erreichen ist". —

Darum lautet das erste Gebot auf dem Wege zum geistigen Vorwärtsstreben: Selbstbeherrschung! Beherrschung der auf das Sinnliche gerichteten Gedanken und Gefühle, Begierden, Triebe, Neigungen und Leidenschaften! — Aber diese Selbstbeherrschung soll Maß und Ziel haben. Zweigestaltig sind des Menschen höchste Güter: vernünftiges und sittliches Bewußtsein; kaltgrübelnder Verstand und warmfühlendes Gemüt. Beider Stimme muß er hören, wenn er die Wahrheit finden will; nur was den Anforderungen nach beiden Seiten hin entspricht, kann als Wahrheit gelten. Kopf allein, oder Herz allein verfällt dem Irrtum. Zweifach sind demnach auch die Irrwege, welche die Menschheit gewöhnlich wandelt: Der Rationalist, der, nur seiner sinnlichen Erkenntnis folgend, dieses kurze Erdendasein für sein alles hält, sucht nur in den durch dieses gebotenen sinnlichen Gütern Genuß, ohne jemals wahre Befriedigung zu erlangen; der Pietist hingegen, der auf einen Himmel hofft, ohne sich über diesen und über die Mittel zur Erreichung desselben einen rechten Begriff machen zu können, verbittert sich sein kurzes Erdenleben durch maß- und ziellose Entbehrungen und Entsagungen jeder Art. Beide sind das Opfer ihres eigenen Irrwahnes. — Vernünftiges Maß und Ziel muß auch in der Selbstbeherrschung sich zeigen, sonst wird auch sie zu einem Verbrechen gegen die Natur.

In seinem Buche: „Die weiße und schwarze Magie oder das Gesetz des Geistes in der Natur"[1]) sagt Dr. Franz Hartmann: „Die Natur läßt sich nicht ungestraft beleidigen; sie läßt sich nur von demjenigen beherrschen, der über sie erhaben ist. Eliphas Levi nennt „Verbrechen gegen die Natur" die gewaltsame Zurückdrängung der Leidenschaften ohne eine

[1]) Seite 167.

Erhabenheit über dieselben. Wo dies stattfindet, da sammeln sich die zurückgestauten Gewässer, und da ihnen der gesetzliche Ausweg verschlossen ist, so suchen sie sich einen anderen Ausweg, und die Natur des Menschen wird dadurch verkehrt. Hiervon liefert uns die Geschichte sowohl als die tägliche Erfahrung zahlreiche Beispiele. Das Wort: „Celibat" kommt von coelum (Himmel) und dieser Stand gehört denjenigen zu, die in ihrem Bewußtsein bereits im Himmel (im Geistigen) leben und mit dem Irdischen nichts mehr zu schaffen haben. Wer ein wirklicher Geistlicher ist, d. h. ein Mensch, der im Geiste lebt, der lebt selbstverständlich im Celibat, und wollte auch nicht anders leben. Wo aber das „Celibat" ein erzwungenes ist, da rächt sich auch die Natur." —

Das Werk der Selbstbeherrschung ist freilich schwierig; aber doch nicht so schwer, als man gewöhnlich meint; wie in allen Dingen, so muß man auch hier mit kleinem anfangen, wenn man großes erringen will. Sobald wir das erstemal einen zornigen Gedanken, eine sinnliche Begierde, niederkämpfen, ist der Anfang schon gemacht; und wer so täglich, wenn auch nur wenig, vorwärts strebt, kommt sicher ans Ziel; gar bald wird er finden, daß Vorkommnisse, die ihm früher große Aufregung, Zorn, Verdruß, Qual bereiteten, nunmehr spurlos an ihm vorübergehen, und die hieraus gewonnene innere Befriedigung, Gemütsruhe, Glückseligkeit, wird ihn anspornen zu weiterem Streben; und je weiter er vorwärts schreitet auf dieser Bahn, destomehr werden seine sinnlichen Neigungen und Triebe zurücktreten und endlich ganz erlöschen. Dann endlich hat er jene wahre Freiheit errungen, nach welcher der Weltmensch vergeblich sucht und strebt, die innere geistige Freiheit. Solange der Mensch noch seinen sinnlichen, selbstsüchtigen Regungen folgt, sind diese seine Herren und er ist ihr Sklave; frei wird er erst dann, wenn er seine Begierden beherrscht; so verlangt es das Naturgesetz: der Geist muß herrschen über die Materie! — Dr. Franz Hartmann schreibt in seinem eben erwähnten Buche: „Weiße und schwarze Magie oder das Gesetz des Geistes in der Natur": [1]) „Jahrtausende lang war der Mensch dem Wirken blinder Naturkräfte hülflos gegenübergestellt, weil er deren Gesetze nicht kannte. Durch die Erkenntnis der Naturgesetze und indem er dem Gesetze der Natur gemäß vorging, wurde er bis zu einem gewissen Grade Herr über die Natur. Er lernte die Erde, das Wasser, die Luft und das Feuer, Licht, Dampf und Elektrizität sich dienstbar zu machen; die Naturgewalten, seine früheren Herren, wurden nun seine Diener. Dadurch hat sich der irdische Mensch die Herrschaft über die Erde gesichert. Aber noch Höheres wartet auf ihn. Wie der vergängliche irdische Mensch die Erde, so soll der himmlische unvergänglische Mensch den Weltenraum, den Himmel, beherrschen. Auch dort herrschen Gewalten, deren Macht von unendlich größerer Tragweite

---

[1]) Seite 23—24.

ist, als die blinde Kraft der Elemente in der Welt der Erscheinungen. Von der Kenntnis dieser Gewalten, von der Ueberwindung der auf ihn einwirkenden unsichtbaren Mächte, hängt sein Glück, seine Moral, seine Unsterblichkeit ab; und wie der Mensch die äußere Natur überwindet, indem er in Uebereinstimmung mit dem Naturgesetz handelt, so kann er sich zum Herrn der sogenannten geistigen Welt emporschwingen, indem er die dort herrschenden Gesetze kennen lernt und in Uebereinstimmung handelt mit dem Gesetze des Geistes in der Natur". — „Durch Widerstand gegen die Leidenschaft wird der wahre Frieden gefunden, nicht aber in ihrer Dienstbarkeit", sagt Thomas a Kempis.[1]) —

Die ganze Welt schreit heutzutage nach Freiheit, und dieses Geschrei ist zu einem jener gehaltlosen, unverständigen Schlagworte geworden, mit denen die heutige Welt so leicht zu regieren ist, weil hierzu so wenig Verstand gehört. Man schreit nach Freiheit und bedenkt dabei nicht, daß diese so sehnlich gewünschte äußere Freiheit für jeden einzelnen doch nur auf Kosten der Freiheit anderer zu erreichen ist, die aber eben so laut nach der gleichen Freiheit schreien. Was man dem einen giebt, das muß man einem andern nehmen; der erstere wird dadurch nicht befriedigt und schreit nach mehr; der letztere aber wird noch unzufriedener. Und so werden die Gegensätze, die Erbitterung, der Haß immer größer von Tag zu Tag. Wahre Freiheit kann nur jener erringen, der sich selbst befreit aus den Banden äußerer Begierden; diese Freiheit kann ihm niemand anderer geben als nur er sich selbst; sie kann ihm aber auch von niemand anderem jemals wieder genommen werden.

„Der bleibende Maßstab für die steigende Entwicklung bis zu den höchsten Stufen der Vollendung und Glückseligkeit" — sagt Dr. Hübbe-Schleiden in seinem „Programm für die Theosophische Vereinigung"[2]) — „ist die zunehmende innere Freiheit. Diese wächst mit der Entwöhnung von allen sich auf das persönliche Selbst richtenden Leidenschaften und mit der Sammlung aller Kräfte in dem einen Mittelpunkt des Göttlich-Geistigen im eigenen Innersten. Im gleichen Maße, wie göttliche Liebe den Menschen erfüllt, wird er frei. Frei ist nur derjenige, der sich seinem inneren Wesen nach vernunftgemäß entwickelt und auslebt mit liebevollem Verständnis für die Gleichberechtigung jeder anderen Individualität. Doch wahrhaft frei ist nur, wer frei von aller Selbstsucht, allem Stolze[3]) und aller Eitelkeit vollständig unverletzbar ist, der sich auf nichts mehr etwas einbildet, sei

[1]) Dr. Franz Hartmann: „Die Bhagavad Gita", Seite 16, Anmerk. zu Vers 36.

[2]) „Sphinx", Band XV, Seite 193.

[3]) Stolz heißt berechtigtes Selbstvertrauen und das Bewußtsein des eigenen sittlichen Wertes. Statt Stolz sollte also besser stehen: „Hochmut". **Göring.**

es auf seine Anlagen oder Leistungen, Kraft oder Schönheit, Reichtum oder Stand, Erfahrung oder Tugend, Wissen oder Können. In solchem Geistesmenschen wächst mit seiner Freiheit nicht allein die Liebe und die Weisheit, sondern auch die Hoheit und die Kraft des in ihm sich bewußt werdenden Gottes!"

Das ist der große Unterschied zwischen der unechten äußeren Freiheit des Weltmenschen und der wahren inneren Freiheit des Geistesmenschen: Die erstere kann nur erzielt werden durch Verletzung der gleichen Freiheit anderer; die letztere birgt in sich selbst das „liebevolle Verständnis für die Gleichberechtigung jeder anderen Individualität". Allgemeine Menschenliebe, Liebe zu allen Wesen, das ist die letzte und schönste Frucht, welche die Menschheit auf der Bahn naturgemäßer Entwickelung erreichen kann und — endlich einmal — auch erreichen wird und muß, bis die ganze Menge von Leid, Kummer und Qual, welche die jetzige materialistische Entwicklungsrichtung auf die ganze Menschheit so reichlich ausschüttet, das volle Maß der Unerträglichkeit erreicht haben und zur Umkehr von dieser Bahn und zur Einkehr in sich selbst zwingen wird.

Und was anderes hat unser erhabener Religionsstifter Jesus von Nazareth gelehrt?: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst". [1]) „Ihr habt gehört, daß gesagt worden ist: Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen. Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde, thut Gutes denen, die euch hassen, und betet für die, welche euch verfolgen und verleumden . . . . denn wenn ihr die liebet, welche euch lieben, was sollt ihr da für einen Lohn haben? Thun dies nicht auch die Zöllner? Und wenn ihr nur euere Brüder grüßet, was thut ihr da mehr? Thun dies nicht auch die Heiden"? [2]) —

Mit der Selbstbeherrschung geht aber auch gewissenhafte, selbstlose Pflichterfüllung harmonisch Hand in Hand. Selbst jener, der noch nicht tiefer eingedrungen ist in die Lösung der großen Rätselfrage, warum er hier auf Erden gerade in diese und nicht in andere, günstigere Lebensverhältnisse gestellt ist, wird die gewissenhafte Erfüllung aller mit dieser seiner Stellung verbundenen Pflichten als eine notwendige und selbstverständliche Konsequenz betrachten, sobald er nur erst recht begriffen hat, daß die Beherrschung seiner auf das Wohlleben gerichteten Gedanken und Gefühle die erste und vorzüglichste Pflicht seines Lebens ist. Und wer sich selbst zu beherrschen vermag und dabei gewissenhaft und selbstlos alles thut, was er als seine Pflicht erkennt, der kann mit Ruhe und Gleichmut alles andere jener Fügung überlassen, die der Materialismus das „Schicksal", das Christentum die „göttliche Gerechtigkeit", der Brahmanismus und Buddhismus das „Karma" nennt. Und in gleichem Sinne sagt Jesus von Nazareth: „Sorget euch also nicht ängstlich

[1]) Matthäus XXII, 39.
[2]) Matthäus V, 43 ff.

und saget nicht: Was werden wir essen, oder was werden wir trinken, oder womit werden wir uns bekleiden? Denn nach allem diesem trachten die Heiden. Denn euer Vater weiß, daß ihr alles dessen bedürfet. Suchet also zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit: so wird euch dieses alles zugegeben werden".[1])

Die Erfüllung der keineswegs leichten Lebensaufgabe des Menschen ist aber nicht gut denkbar, ohne ein vernünftig-sittliches Motiv, wie es eben nur in dem Bewußtsein der eigenen individuellen Unsterblichkeit gefunden werden kann. Freilich ist dieses Motiv scheinbar ein egoistisches; aber dieser Egoismus gehört nicht mehr der materiell-sinnlichen Begierdenwelt an und seine Konsequenz ist nicht die Schädigung, sondern vielmehr das Wohl der Nebenmenschen. „Man kann es", sagt Dr. Carl du Prel in seiner „Monistischen Seelenlehre" (S. 310), „dem Unsterblichkeitsglauben nicht vorwerfen, daß er die Moral auf transscendentalen Egoismus gründe; denn dieser transscendentale Egoismus bekämpft den irdischen Egoismus, und darum allein handelt es sich in aller Moral, deren Zweck somit erreicht wird durch den transscendentalen Egoismus. Eine Moral ohne jede egoistische Grundlage ist zudem ganz undenkbar und kein logisch angelegter Mensch wird einer, zum Nachteil nicht nur des irdischen, sondern auch des transscendentalen Wesens gepredigten Moral irgend welche Motivationskraft zusprechen können. Welcher irgend wie vernünftige Grund läßt sich zudem gegen den transscendentalen Vorteil unseres Wesens noch einwenden, sobald derselbe mit dem irdischen Wohle unserer Nebenmenschen nicht mehr in Konflikt kommt, ja dasselbe mit fördert?" [2])

Unsere Betrachtungen haben uns nun gezeigt: Die Idee individueller Unsterblichkeit des Menschen entspricht gleichmäßig unserem ethischen Gefühl wie auch unserem vernünftigen Denken; aber nicht das sinnliche Bewußtsein unserer irdischen Persönlichkeit, nicht unser irdisches liebes „Ich" ist dasjenige, was den Tod überdauert; ein höheres übersinnliches Bewußtsein ist es, in welchem wir den Kern unseres Wesens, unsere geistige Individualität, zu suchen haben, und welches, von den leiblichen Sinnen unabhängig, den Untergang dieser im Tode überleben kann und überleben muß. — „Persona" heißt „Maske". Unsere irdische Person, das heißt unser irdischer Leib mit seinem bloß sinnlichen Bewußtsein, ist nur die Maske, welche unsere geistige Individualität während der Rolle ihres Erdenlebens trägt, und die sie wieder ablegt, sobald sie die irdische Bühne verläßt.

[1]) Matthäus VI, 31—33.

[2]) Dieser transscendentale Egoismus ist also im letzten Grunde kein Egoismus. Ein nichtegoistischer Egoismus ist aber vom Standpunkte unserer irdischen Vernunft ein Widerspruch. Es zeigt sich hier eben, wie widerspruchsvoll metaphysische Begriffe erscheinen, wenn man es versucht, sie in Worte und Begriffe unseres physischen Denkens zu kleiden.

Daß nun nicht unser irdisch-sinnliches Bewußtsein das Ueberlebende ist, daß wir dieses vielmehr im Tode einbüßen, das ist wahrlich nicht zu bedauern. Denn wie wir gesehen haben, sind es ja gerade unsere Sinne, die sich zwischen uns und die Wirklichkeit stellen, die diese Wirklichkeit nach ihrem eigenen Zuschnitt umgestalten und uns ein gefälschtes, unwahres Bild derselben geben, die uns also die Erkenntnis der Wahrheit, des „Dinges an sich" wie Kant es nennt, unmöglich machen; sind diese trügenden Sinne erst einmal im Tode ganz beseitigt, dann werden wir der Erkenntnis der Wahrheit jedenfalls etwas näher gerückt sein.

Das Erlöschen unseres irdisch-sinnlichen Bewußtseins ist aber zudem auch keineswegs so schrecklich wie alle jene glauben, bei denen im irdischen Leben ihr liebes „Ich" leider die Hauptrolle spielt. Ist denn der Mensch, selbst schon im irdischen Leben, nicht wirklich erst dann am glücklichsten, wenn er sich selber vergißt? Warum geht man denn ins Theater? warum liest man Gedichte und Romane? Gewiß nur deshalb, um auf einige Stunden sein eigenes Ich mit all seinen unbefriedigten Wünschen und quälenden Sorgen zu vergessen. Hat man aber dabei zugleich auch seine eigene Individualität verloren? — Und ist nicht auch schon der tägliche Schlaf jener milde Tröster, der den Armen und Leidenden sein Ich mit all seinen Sorgen und Schmerzen vergessen macht, ohne zugleich seine Individualität zu vernichten? — Wer aber schon während seines irdischen Daseins die Lebensaufgabe des Menschen richtig erfaßt hat, für den hat das Erlöschen seines irdisch-sinnlichen Bewußtseins alle seine eingebildeten Schrecken bereits gänzlich verloren; denn das erste Gebot auf dem irdischen Lebensgang lautet: Selbstbeherrschung! und wer in dieser Tugend Meister ist, für den ist sein liebes Ich schon während seines Erdendaseins ganz verschwunden, der braucht darum nicht erst auf den Tod zu warten.

Der Tod ist also nicht eine Vernichtung dieses unseres Individualitätsbewußtseins, sondern nur eine Aenderung der Form desselben vom sinnlichen zum übersinnlichen. Wie aber diese neue Bewußtseinsform geartet sein mag, wie ein Bewußtsein beschaffen sein mag, das sich zwar nicht als das uns in unserem irdischen Dasein nur allein bekannt und lieb gewordene sinnliche Bewußtsein unserer werten Person, aber doch als das Bewußtsein unserer Individualität darstellt, darüber können wir uns vermittelst unseres gegenwärtigen nur an die sinnlichen Erkenntnisformen gebundenen irdischen Intellektes allerdings keine klare Vorstellung machen. Wie ein Blindgeborener sich keine Vorstellung machen kann von dem Lichte und von der Pracht der Farben, ein Taubgeborener keine Vorstellung von den Tönen und von dem Zauber der Musik, weil beiden die zur Erkenntnis nötigen Sinnesorgane fehlen, ebenso können wir uns mit allen unseren Sinnen keine Vorstellung machen über etwas, das jenseits der Grenzen dieser Sinne gelegen, übersinnlich, ist.

Nichtsdestoweniger aber bietet uns schon unser irdisches Bewußtsein

Anhaltspunkte zur Bildung einer solchen, wenngleich nur dunklen und ahnungsvollen Vorstellung. Denn nirgends in der ganzen Natur ist ein unvermittelter Sprung vom Niederen zum Höheren, überall giebt es vermittelnde Uebergänge. Auch bei einer jeden der verschiedenen Entwickelungsstufen auf unserer Erde ist dasjenige, was in der nächsthöheren voll entwickelt ist, in der unmittelbar vorhergehenden Stufe schon der Anlage nach vorhanden. Gesetzliche Gestalt hat der Krystall und die Pflanze; bei dieser letzteren ist sie aber bereits gesteigert zum Organismus und mit diesem beginnt schon das unbewußte Leben; dieses steigert sich beim Tiere zum bewußten Leben, bleibt aber hier noch bei dem bloß sinnlichen Bewußtsein stehen; letzteres finden wir auch beim Menschen wieder, und bei diesem ist es abermals höher entwickelt zum sinnlich-vernünftigen Bewußtsein; daneben regt sich aber im Menschen schon wieder ein höheres Bewußtsein, ein inneres Gefühl für alles Schöne und Gute, also eine neue Anlage zu weiterer Höherentwickelung des Bewußtseins. Zugleich bemerken wir noch weiter, daß die Vernunft den Stoff zu ihrer Thätigkeit noch ganz aus der materiellen Außenwelt schöpft, daß sie denselben aber gleichzeitig innerlich geistig umwandelt in Gedanken; daß dagegen jenes innere Gefühl für alles Gute seinen Stoff bereits ausschließlich aus der geistigen Innenwelt, tief aus dem Menschenherzen, schöpft. Und so sehen wir, daß der Mensch schon auf dieser Erde gleichzeitig in zwei verschiedenen Welten lebt, in einer sinnlich-materiellen Außenwelt der Erscheinungen und in einer übersinnlich-geistigen Innenwelt der Gedanken und Gefühle.

Und in der That sprechen wir ja selbst im gewöhnlichen Verkehr von einer solchen Welt der Gedanken und Gefühle.

Denken wir uns einen Gelehrten in seiner Studierstube in tiefes Sinnen über wissenschaftliche Probleme verloren. Alle seine äußeren Sinne sind erstorben; er sieht nicht das bunte Treiben der Menschen vor seinen Fenstern; er hört nicht den Lärm des Straßengetümmels; auch die Bedürfnisse seines leiblichen Ich, Hunger, Durst, Schlaf, sind in den Hintergrund getreten; die ganze Außenwelt und sein eigenes Ich ist für sein Bewußtsein entschwunden und vergessen, als ob er im Schlafe, oder im Grabe läge. Aber in seinem Inneren da ist er wach und lebendig; da drängen sich die Gedanken in klarbewußter Reihenfolge, da lebt er vollständig selbstbewußt in einer von ihm selbst geschaffenen geistigen Welt, in der Welt seiner Gedanken. — Und ein ähnliches Bild können wir uns machen über die Gefühlswelt eines wahrhaft edlen, selbstlosen Menschen, der sein einziges Glück nur in der Beglückung anderer findet.

Ganz dasselbe beglückende Vergessen seines eigenen Ich nun, das der Weltmensch in der Welt seiner sinnlichen Vergnügungen, der Vernunftmensch in der Welt seiner Gedanken, der Gemütsmensch in der Welt seiner Gefühle nur für kurze Zeit findet, ganz dasselbe, aber ungleich mehr beglückende Selbstvergessen erreicht der wahre Geistes-

mensch durch eine zur Gewohnheit gewordene Selbstbeherrschung für seine ganze Lebenszeit. Wer seine Gedanken und Gefühle bereits soweit zu beherrschen vermag, daß er nichts mehr für sich selbst begehrt, für den ist sein eigenes Ich verschwunden und vergessen; dennoch aber behält er das Bewußtsein seiner Individualität.

Nach diesen irdischen Vorbildern also, wenn wir sie geistig erfassen, können wir uns, zwar keine klare Vorstellung, wohl aber eine dunkele Ahnung bilden von unserem nachirdischen Bewußtsein. Was wir in diesem Leben mit Hülfe unseres irdischen Intellektes an Erfahrungen gesammelt und zu unserem geistigen Eigentum verarbeitet haben, das ist auch für unser nachirdisches Leben nicht verloren, sondern geradezu maßgebend. Wir haben gesehen, daß diese Erfahrungen sich in drei verschiedenen Richtungen bewegen, die zugleich drei Entwickelungsstufen bedeuten: Sinnlichkeit, Vernunft, Sittlichkeit. Mit Hülfe der in der Mitte stehenden, das Denken und hiermit eine übersinnliche Erkenntnis ermöglichenden Vernunft soll der Mensch die Sinnlichkeit ganz überwinden und sich emporarbeiten zu einem reinen Streben nach dem Guten, zur Moral. So verlangt es das Naturgesetz der Entwickelung. Die Gelegenheit hierzu bietet dem Menschen das Erdenleben. Was er in diesem Leben zumeist anstrebt, entwickelt und ausbildet, das wird auch in seinem nachirdischen Leben die Herrschaft führen. Wer hier auf Erden sein Streben zumeist nur auf das Niedere, das Sinnliche mit seinem ganzen Anhang an selbstsüchtigen Gedanken und Gefühlen richtet, bei dem werden auch in seinem nachirdischen Bewußtsein diese Gedanken und Gefühle noch lange nachzittern mit aller Höllenqual der Nichtbefriedigung; denn Befriedigung der Sinnlichkeit ist in einer übersinnlichen Welt schon ganz unmöglich. Wer aber im Erdenleben sein Streben vorzüglich dem Höheren, dem Sittlich-Guten, selbstlos zuwendet, den werden seine edlen Gedanken und Gefühle auch in seinem nachirdischen Leben begleiten mit der Himmelswonne geistigen Genusses; denn für diese ist die übersinnliche Welt die eigentliche Heimat. Hier auf Erden ist das Arbeitsfeld, wo der Mensch säet; nach der Mühe und Plage dieses Lebens aber kommt die Zeit der Ruhe, wo der Mensch erntet. Nichts mehr und nichts anderes kann er ernten, als was er gesäet hat; aber auch nichts neues kann er säen. Das ist es, was auch Jesus von Nazareth gelehrt hat: „Was der Mensch säet, das wird er ernten. Wer in seinem Fleische säet, der wird vom Fleische Verderben ernten; wer aber im Geiste säet, der wird vom Geiste ewiges Leben ernten".[1]) Und weiter: „Ich muß wirken die Werke Desjenigen, der mich gesandt hat, solang es Tag ist: es kommt die Nacht, da niemand wirken kann".[2]) —

[1]) Galater VI, 8.

[2]) Johannes IX, 4.

Darum ist dieses Erdenleben aber auch so wichtig; darum hat es einen so hohen sittlichen Zweck und Wert. Nicht unseres Vergnügens halber leben wir hier, sondern zwecks unserer sittlichen Höherentwickelung. Wer diesen Zweck erkennt, der wird das Leben nicht lieben seiner sinnlichen Vergnügungen wegen, wohl aber wird er es achten und schätzen um seines sittlichen Zweckes und Wertes willen, und in diesem Sinne wird er das Leben auch weise benutzen. Wer diesen Zweck verkennt, und seinen sinnlichen Vergnügungen lebt oder aber sich selbst das Leben nimmt, der wird die Früchte dafür ernten, daß er dem Naturgesetze der Entwickelung entgegengehandelt hat; keiner von beiden kann diesem Gesetze entrinnen, und jede Verletzung eines Naturgesetzes rächt sich von selbst.

In dem Büchlein „Licht auf den Weg" von Mabel Collins, einem jener Bücher metaphysisch-religiösen Inhaltes, die in einer dem Weltmenschen unverständlichen Zeichenschrift geschrieben sind, welches man das Buch der Widersprüche nennt, weil, wie schon gesagt, die metaphysische Wahrheit widerspruchsvoll erscheint, sobald wir sie in Worte und Begriffe unseres physischen Denkens kleiden, heißt es:[1])

„Ertöte die Liebe zum Leben.

Achte das Leben gleich denen, die's lieben.

Suche den Weg.

Suche den Weg in der innern Versenkung.

Suche den Weg, indem kühn du heraus aus dir selbst trittst.

Doch such' ihn nicht in einer Richtung nur. Es dünket einer jeden Sinnesart zwar eine Richtung die versprechendste. Doch Hingebung allein bahnt nicht den Weg, nicht frommes Sinnen, eifrig Vorwärtsstreben, die Arbeit nicht, die jedes Opfers fähig, und nicht des Lebens emsiges Erforschen. Vereinzelt hebt dich jedes eine Stufe, doch alle Stufen bilden erst die Leiter. Die Laster auch, besiegt eins nach dem andern, sie müssen dir zu Stufen werden. Und Stufen sind auch deine Tugenden, notwendig und um keinen Preis zu missen. Doch ob des Wetters und des Windes Gunst, ob eine frohe Zukunft sie dir schaffen, sind nutzlos sie, wenn sie vereinzelt stehn. Nur wer sein ganzes Wesen weise nützt, vermag den Weg der Wahrheit zu betreten. Ein jeder Mensch ist schlechterdings sich selbst der Weg, die Wahrheit und das Leben. Doch dann nur ist er's, wenn er fest erfaßt sein ganzes Wesen, wenn er mit Kraft des geistigen, in ihm geweckten Willens dies Wesen schaut nicht als sein eignes Selbst, als das Geschöpf nur, das er unter Mühsal zum eigenen Gebrauch sich selber schuf, mit dem, wenn erst die Einsicht ihm gewachsen, das Leben er einst zu erringen hofft, das jenseits liegt, von aller Zeitlichkeit. Erkennt er dies als Zweck des wunderbar verwobnen Sonderseins, nur dann hat er, doch dann fürwahr hat er den Weg gefunden. Such' ihn, indem du

---

[1]) Seite 5, 6, 9—11.

tauchst in deines Inneren geheimnisvolle, wunderbare Tiefen. Such' ihn durch Prüfung jeglicher Erfahrung, durch Nützung deiner Sinne, um Bedeutung und Wachstum deines Wesens zu ergründen, um zu verstehn die Schönheit und das Dunkel der Bruderkeime göttlicher Natur, die neben dir empor sich ringen als Glieder deines eigenen Geschlechts. Such' ihn in der Erforschung der Gesetze des Seins und der Natur und des Gebiets des Ueberirdischen, das euch verschleiert. Such ihn, indem du tief in die Seele neigst vor jenem Stern, der dämmernd in dir strahlt. Wie du ihn stetig hütest und verehrst, wird stetig auch sein Licht erstarken. Dann hast des Weges Anfang du gefunden. Und hast sein Ende du erreicht, dann plötzlich wird sein Licht zum ewigen Lichte". —

Auch unsere Betrachtungen haben uns gezeigt, daß die Wahrheit nicht in der Außenwelt zu finden ist, sondern in der Innenwelt. Die Außenwelt wird uns durch unsere Sinne gefälscht; es ist unmöglich, mit unseren Sinnen die Wahrheit zu ergründen. In unser inneres Wesen müssen wir uns vertiefen, wenn wir der Wahrheit näher kommen wollen. Dorthin verliert sich der rote Faden der Höherentwickelung; dort regt sich jenes innere Gefühl für alles Schöne und Gute, unser ethisches Bewußtsein, das hinausweist über die bloß sinnlich-vernünftige Erkenntnis; dort regt sich auch eine dunkle Ahnung über jenes geheimnisvolle Etwas, das sein muß als der Urquell alles Daseins; jenes von unserem Verstande als notwendig geforderte und ihm dennoch unfaßbare Etwas, das, erhaben über Raum und Zeit, unentstanden und unvergänglich, ewig und unendlich, ebenso das ganze Weltall umfaßt, wie es wiederum in jedem einzelnen Atome lebt und webt und wirkt und schafft; jenes Etwas, das wir unmöglich mit unserem armseligen Verstande begreifen, sondern nur tief im Herzen ahnen und fühlen können; das wir mit dem geheimnisvollsten aller Namen, mit dem Namen „Gottheit" bezeichnen; von dem Goethe seinen Faust zu Gretchen sagen läßt:

Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub' ihn?
Wer empfinden
Und sich unterwinden
Zu sagen: ich glaub' ihn nicht?
Der Allumfasser,
Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, sich selbst?
Wölbt sich der Himmel nicht dadroben?
Liegt die Erde nicht hierunten fest?
Und steigen freundlich blinkend
Ewige Sterne nicht herauf?

Schau' ich nicht Aug' in Auge dir,
Und drängt nicht alles
Nach Haupt und Herzen dir,
Und webt in ewigem Geheimnis
Unsichtbar, sichtbar neben dir?
Erfüll' davon dein Herz, so groß es ist,
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn' es dann, wie du willst,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist alles;
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut.

Nicht in der Außenwelt — in unserem eigenen Innern müssen wir den Schlüssel suchen zur Ergründung der Wahrheit über das Geheimnis der Natur und der in ihr waltenden Gottheit. Das sagen uns auch die größten Denker und Dichter:

„Drum, edle Seele, entreiß' dich dem Wahn,
Und den himmlischen Glauben bewahre!
Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sah'n,
Es ist dennoch das Schöne, das Wahre!
Es ist nicht draußen, da sucht es der Thor;
Es ist in dir, du bringst es ewig hervor".

(Schiller: „Die Worte des Wahns").

„Nach Innen geht der geheimnisvolle Weg! In uns oder nirgends ist die Ewigkeit mit ihren Welten, die Vergangenheit und Zukunft. Die Außenwelt ist die Schattenwelt, sie wirft ihren Schatten in das Lichtreich. Jetzt scheint es uns freilich innerlich so dunkel, einsam, gestaltlos; aber wie ganz anders wird es uns dünken, wenn diese Verfinsterung vorbei und der Schattenkörper hinweggerückt ist".

(„Novalis Schriften". Herausgegeben von Friedr. Schlegel und Ludw. Tieck. Berlin 1802, Seite 477.)

„Des reinen Herzens Ahnung, wenn das Auge hinausblickt in Gottes geheimnisvolle Schöpfungen, ist kein täuschendes Trugbild! Aber die Ahnung kommt nicht von außen! Denn dein Auge sieht nur einen Punkt der Unendlichkeit! Innen, wo ein Funke ewigen Lichtes glimmt, innen forsche nach der Quelle! Was des dort ist, soll hier werden! Also will es der ewige, heilige Urquell! Horche seiner Stimme in dir! Ehre sie! Denn der Urquell ehrte dich! Folge ihr! Was sie schafft ist ewig! Aber vergänglich ist das Werk menschlicher Thorheit!"

(„Kepler und die unsichtbare Welt". Eine Hieroglyphe. Berlin 1819. Anonymer Verfasser: Ernst Gottfried Fischer.)

„Und ich danke Dir, der Du in mir bist! Und ich danke Dir, der Du über mir bist!

Ich habe Dich gefühlt — und Deine Flammen haben mich trunken gemacht!

Mein Auge war durstig nach den Melodien Deines Lichtes — und mein Herz klopfte Dir entgegen.

Und ich habe Dich gefunden: in mir, in meinem Innersten.

Wer Dich da erkannt hat, der kennt keine Reue mehr und keine schleichenden Schmerzen; der weiß nichts von Sünden und ahnt sein wahres Ich.

O Du großer Geist, Du All-Liebe, ich danke Dir!"

(Franz Evers: „Der fünfte Psalm". „Sphinx", Band XVI, S. 6.)[1])

„Trachte nach dem nur, was in dir wohnt ... Denn in dir wohnt das Licht der Welt — das einzige, das deinen Weg bestrahlt. Vermagst du nicht es in dir zu erkennen, du wirst es anderwärts vergebens suchen".

(Mabel Collins: „Licht auf den Weg". 2. Aufl. Seite 7 und 8.)

„Lerne die letzten Laute deiner Menschlichkeit vergessen und lausche nach innen, wenn du dich berufen fühlst. Denn nur dort ist das Echo Gottes und aller anderen".

(„Sprüche aus der Höhe", Punkt 18. Leipzig. Verlag „Kreisende Ringe" [Max Spohr].)

„In dem Wesen der Seele können wir Gott sehen und erkennen und je mehr ein Mensch in diesem Leben dem Wesen der Seele mit seiner Erkenntnis nahe kommt, desto näher ist er der Erkenntnis Gottes. In dir selber liegt und wohnt die Wahrheit. Niemand findet sie, der sie in äußeren Dingen sucht. Gott finde ich am sichersten in meinem Innern".

(Eckhart.)[2])

In uns selbst, in unserm eigenen innersten Wesen, liegt ein Funke des göttlichen Geistes verborgen, den zur alles verzehrenden Flamme anzufachen, unsere Aufgabe ist. Vom Standpunkte der esoterischen Entwickelungslehre stellt sich diese Auffassung folgendermaßen: Da sich aus keinem Dinge etwas herausentwickeln kann, was nicht wenigstens der Anlage nach, potentiell, schon darin enthalten, gleichsam eingewickelt, ist, darum muß auch dieser Funke göttlichen Geistes schon von Anfang an in uns gewesen sein; darum müssen wir

[1]) Vorstehende Zitate siehe in Dr. Ferd. Maack: „Geeinte Gegensätze", Heft II, Seite 38—39.

[2]) Aus Dr. Franz Hartmann: „Die Bhagavad Gita", Seite 11, Anmerkung zu Vers 12.

vormals in einer uns unvorstellbaren Weise von der Gottheit ausgegangen sein, wie von der Sonne die Strahlen, die mit dieser eins sind und unzertrennbar von ihr. Dieser göttliche Strahl sank immer mehr herab zur materiellen Entwickelung, zur Evolution, und wurde durch die Materie immer mehr verdunkelt; im Menschen erreicht diese Entwickelung endlich ihren Höhe- und Wendepunkt; der in seinem Inneren verschlossene und verdunkelte Gottesfunke entzündet im Menschen wiederum das Licht der Erkenntnis und strebt wieder zurück zur geistigen Entwickelung, zurück zur Wiedervereinigung mit seinem göttlichen Ursprunge, zur Involution. — Alles dies ist selbstverständlich bloß bildlich gesprochen.

Und ganz dasselbe lehrt auch unsere Bibel in ihrer bildlichen Sprache. Wer die Bibel nicht herabwürdigt zu einem naturwissenschaftlichen Lehrbuche, sondern sie beläßt auf der geistigen Höhe eines geheimnisvollen Buches, welches in Bildern und Gleichnissen unserem Verstande dasjenige faßlich zu machen sucht, was ihm an sich unfaßbar ist, der wird in der biblischen Darstellung der Schöpfungsgeschichte nur eine Versinnbildlichung des eben Gesagten erkennen. Gott schuf den ersten Menschen nach seinem Ebenbilde und Gleichnis, und setzte ihn in das Paradies, wo er in ewiger Glückseligkeit leben sollte; nachdem aber der Mensch gegen das Gebot Gottes gesündigt, verurteilte ihn Gott zu harter Arbeit und zum Tode; und er machte den Menschen Röcke von Fellen und that sie ihnen an und vertrieb sie aus dem Paradiese.

Die Erschaffung des Menschen nach dem Ebenbilde und Gleichnisse Gottes, das bedeutet die Gleichheit des geistigen Wesens beider; die Glückseligkeit und Unsterblichkeit im Paradiese, das ist der frühere geistige Zustand des Menschen; der Sündenfall und die Vertreibung aus dem Paradiese, das ist die Materialisierung, die Geburt des Menschen in diese materielle Welt mit ihren Leiden und Qualen und mit ihrem Tode; denn da alle Materie vergänglich ist, so muß der Materialisierung notwendigerweise die Dematerialisierung, der Tod, folgen; und die Röcke von Fellen, die Gott den gefallenen Menschen anthat, das sind die irdischen, materiellen Leiber, deren sie sich schämten, während sie sich ihrer früheren Nacktheit, das ist ihres früheren geistigen Leibes, nicht schämten.[1])

Daß der Wesenskern des Menschen göttlicher Natur ist, das lehrt unsere Bibel des alten und neuen Testamentes in ihrer Bildersprache auch an anderen Stellen. In den Psalmen heißt es: „Ich habe gesagt, ihr seid Götter und Söhne des Höchsten alle“.[2]) Und Jesus von Nazareth sagt unter Berufung hierauf zu den Juden: „Steht nicht in euerem Gesetze geschrieben: Ich habe gesagt: ihr seid Götter?“[3]) Und er nennt die Menschen „Kinder Gottes“.[4]) Und dasselbe lehrt auch der die tiefste

---

[1]) Vergl. Dr. Carl du Prel: „Das Rätsel des Menschen“. (Leipzig, Reclam.) Seite 98.

[2]) Psalm 81 (82), 6.

[3]) Johannes X, 34.

[4]) Matthäus V, 9, 45; Lukas VI, 35; XX, 36.

esoterische Erkenntnis enthaltende Vedanta der Inder, indem er das wahre Selbst des Menschen, das Atman, als identisch bezeichnet mit der Gottheit, dem Brahman.

Daß wir endlich diesen göttlichen Wesenskern in uns entwickeln, und aufstreben sollen zur Wiedervereinigung mit der Gottheit, das ist ebenfalls die Lehre Jesu und des Vedanta.

Der Ausgang des Menschen von der Gottheit und die Rückkehr zu derselben, das ist also die innere, geistige Seite der Entwickelung, von welcher die Wissenschaft nur die äußere materielle Seite in Betracht zieht. Nach der Lehre der Wissenschaft ist das jetzige Weltall entstanden aus einem einheitlichen Urnebel und wird dereinst wieder in diesen zurückkehren; die wissenschaftliche Formel dieser äußeren Entwickelung lautet also, wie schon gesagt:

„Vom All zurück zum All".

Wir müssen diese wissenschaftliche Formel nach der inneren Seite ergänzen durch die religiöse Formel:

„Von Gott zurück zu Gott".

Dem unseren äußeren Sinnen offenbaren Kunstbau der Natur und des Weltalls muß aber auch ein ihnen geheimer innerer sittlicher Wert entsprechen. Das verlangt übereinstimmend Verstand und Gemüt. Die äußere, materielle Welt ist nur die unseren groben Sinnen wahrnehmbare Manifestation einer inneren, geistigen Welt, nicht aber umgekehrt. Wie nun diese materielle, physische Welt von allgemein gültigen Naturgesetzen harmonisch beherrscht wird, die mit zwingender Notwendigkeit und Folgerichtigkeit auftreten als unzerreißbare Kette von Ursache und Wirkung, ganz ebenso muß auch die geistige, metaphysische, psychische Welt von allgemein gültigen geistigen, ethischen Gesetzen mit derselben zwingenden Notwendigkeit und Folgerichtigkeit harmonisch regiert werden. Was uns äußerlich als Naturgesetz erscheint, das muß innerlich als Moralgesetz ergründet werden können; beide müssen sich gegenseitig harmonisch entsprechen, und das Naturgesetz kann nur der Ausdruck des Moralgesetzes sein. — Kopf und Herz verlangen für den äußeren Kunstbau des Weltalls auch eine dementsprechende innere, sittliche Weltordnung; und ein Mensch, dem diese Forderung fremd ist, der da glaubt, daß all das Elend und all der Jammer dieses Erdenlebens Selbstzweck, und nicht bloß Mittel zum Zweck ist, und der sich bemüht, aus dem für ihn geheimnisvollen Sinne der Weltordnung mit seinem plumpen Verstande einen Unsinn zu machen, ein solcher Mensch ist nur zu bedauern, sowohl bezüglich der Reife seines Urteiles, als auch bezüglich der Tiefe seines Gemütes.

Wie oft haben wir schon den bildlichen Ausdruck gehört und selbst gebraucht: Die Natur ist ein Buch, aufgeschlagen vor dem Menschen, damit er darin lese, um den Willen, die Gedanken des Schöpfers zu enträtseln. — Jeder Gedanke des Menschen findet seinen

Ausdruck durch Wort oder Schrift. Ein Buch mit seiner Vielheit von einzelnen Abschnitten und Unterabschnitten, von Absätzen und Sätzen, von Worten und Buchstaben, ist nichts anderes als der sinnenfällige Ausdruck von Gedanken, die zuletzt in einen einheitlichen höchsten Gedanken zusammenfließen. Auch das Weltall mit seiner Vielheit von Systemen und Untersystemen, von Sonnen, Planeten und Monden, endlich von allen einem jeden Weltkörper eigenen Einzelerscheinungen, wie sie auf unserer Erde im Mineral-, Pflanzen-, Tier- und Menschenreiche sich darstellen, ist ebenfalls nichts anderes, als der Ausdruck von Gedanken der Gottheit, ein großes Buch, in dem diese Gedanken in Abschnitte und Unterabschnitte, Absätze und Sätze, Worte und Buchstaben zerlegt erscheinen. Nur wer im stande ist, diese geheimnisvollen Buchstaben zu deuten, sie zu Worten zusammenzufügen, die Worte zu Sätzen zu verbinden und die Sätze in logischer Folge aneinander zu reihen, bis der ganze reiche Inhalt des großen Buches erschöpft ist, nur der kann in diesem Buche lesen und den Sinn der in demselben ausgedrückten Gedanken erfassen; für jeden andern bleiben diese Buchstaben — Druckerschwärze! Das letztere ist der Standpunkt der Materialisten; für sie ist das ganze wunderbare Weltall nichts anderes als ein großer Topf voll Druckerschwärze. Wahrhaftig, ein erhabenes Resultat einer Geistesarbeit von Jahrtausenden! —

Und die Symbolik des Johannes-Evangeliums spricht vom „Worte Gottes". „Im Anfange war das Wort, und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort. Dieses war im Anfange bei Gott. Alles ist durch dasselbe gemacht worden und ohne dasselbe wurde nichts gemacht was gemacht worden ist. In ihm war das Leben und das Leben war das Licht der Menschen".[1]) — Das Wort Gottes, ausgedrückt in der ganzen Natur, wo jedes Wesen ein Laut ist.

Und Rückert sagt:

„Die Welt ist Gottes unausdenklicher Gedanke,
Und göttlicher Beruf, zu denken ohne Schranke.
Nichts in der Welt, das nicht Gedankenstoff enthält,
Und kein Gedanke, der nicht mitbaut an der Welt.
Drum liebt mein Geist die Welt, weil er das Denken liebt,
Und sie ihm überall soviel zu denken giebt".[2])

Und unser Dichterheros Schiller:

„Und ein Gott ist; ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke.
Und ob alles in ewigem Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist".[3])

---

[1]) Johannes I, 1—4.

[2]) Rückert: „Die Weisheit des Brahmanen", Seite 350.

[3]) Schiller: „Die Worte des Glaubens".

Giebt es aber eine sittliche Weltordnung, dann muß auch das Gute seinen Lohn, das Böse seine Strafe finden. Das ist auch die Grundlehre aller Religionen. „Was der Mensch säet, das wird der Mensch ernten“ lehrt auch das „Neue Testament“.[1]) Da uns aber die alltägliche Erfahrung lehrt, daß dies während des irdischen Lebens sehr oft nicht der Fall ist, daß vielmehr sehr oft der Gute und Edle in Not und Elend, in Kummer und Qual dahinlebt, während der Böse und Lasterhafte den Becher irdischer Lust in vollen Zügen trinkt, darum muß es eine Fortdauer nach dem Tode geben, und diese Fortdauer muß eine individuelle sein; wir können unmöglich nach dem Tode sofort in die Weltsubstanz zerfließen, wie der Pantheismus lehrt. —

Daß wir mit unserem Verstande allein das Welträtsel nicht lösen, die Wahrheit nicht ergründen können, das ist nach dem bisher gesagten wohl klar. Dazu eben haben wir außer unserer Vernunft noch unser inneres ethisches Gefühl, unser Gemüt. „Alles Philosophieren“, sagt Jacobi, „geht aus von einer dem Menschen innewohnenden Sehnsucht nach einer Erkenntnis, die er die Erkenntnis des Wahren nennt, ohne sich selbst genügend erklären zu können, was ihm dieses über alles bedeutende Wort denn eigentlich bedeute. Er weiß es, und weiß es nicht. Das, womit er es weiß, nennt er seine Vernunft; das, womit er es nicht weiß, aber es zu erforschen bemüht ist, seinen Verstand“.[2])

Die Wahrheit kann nicht vom Kopfe, vom Verstande gedacht und gewußt, sondern auch vom Herzen, vom Gemüte gefühlt und geglaubt werden; nicht rein verstandesmäßiges Erkennen und Wissen kann uns das entschleiern, was jenseits seiner Grenzen liegt, sondern nur ahnungsvoller Glaube. Und das haben auch die weisesten und edelsten aller Völker aller Zeiten, die größten Denker und Dichter der Menschheit erkannt und ausgesprochen.

„Nur das Dunkel der Nacht enthüllt uns die höheren Welten,
Blendendes Sonnenlicht deckt sie mit nichtiger Luft.
Also Vernunft: die Erderleuchterin hellet die Nähe,
Aber verbirgt uns das Land, welches dem Glauben nur strahlt“.
(Salis: „Vernunft und Glaube“).[3])

„Wodurch giebt sich der Genius kund? Wodurch sich der Schöpfer
Kundgiebt in der Natur, in dem unendlichen All.
Klar ist der Aether und doch von unermeßlicher Tiefe,
Offen dem Aug, dem Verstand bleibt er doch ewig geheim.
(Schiller: „Genialität“).

---

[1]) „Paulus an die Galater“. Kap. 6, Vers 7.

[2]) Jacobi „Werke“, II, 101. (Dr. Ferd. Maack: „Geeinte Gegensätze“, Heft II, Seite 41).

[3]) J. G. v. Salis: „Gedichte“. (Wien u. Prag, bei Franz Haas, 1804.) S. 97.

„So wahr er in dir ist, der diese Welt erhält,
So wahr ist er auch in, nicht außerhalb der Welt.
Doch in ihm ist die Welt, so wahr in ihm du bist,
Der nicht in dir, noch Welt, nur in sich selber ist.
Solang du denken nicht die Widersprüche kannst,
O denke nicht, daß du durch Denken Gott gewannst".

(Rückert.)

„Der Glaube an einen Gott ist Instinkt. Er ist dem Menschen natürlich, sowie das Gehen auf zwei Beinen. Modifiziert wurde er bei manchen, bei manchen gar erstickt".

(Lichtenberg.)

„Ich berufe mich auf ein unabweisbares, unüberwindliches Gefühl als ersten und unmittelbaren Grund aller Philosophie und Religion; auf ein Gefühl, welches den Menschen gewahren und innewerden läßt: er habe einen Sinn für das Uebersinnliche".

(Jacobi: „Werke", IV, Seite 21.)

„Alle Philosophen gingen darauf aus, hinter die Gestalt der Sache, das ist zur Sache selbst, hinter die Wahrheit, das ist zum Wahren zu kommen: sie wollten das Wahre wissen — unwissend, daß, wenn das Wahre menschlich gewußt werden könnte, es aufhören müßte, das Wahre zu sein".

(Jacobi: „Werke", III, Seite 30.)

„Ueberhaupt erkennt unser Herz einen Gott. Und dieses nun der Vernunft begreiflich zu machen, ist freilich schwer, wo nicht gar unmöglich. — Es wäre eine Frage, ob die bloße Vernunft, ohne das Herz, je auf einen Gott gefallen wäre. Nachdem ihn das Herz erkannt hatte, suchte ihn die Vernunft auch".

(G. Chr. Lichtenberg: „Reclam", Nr. 1286, Seite 71.)

„Wen die reinen Gefühle des Schönen und Guten, der Bewunderung und Liebe, der Achtung und Ehrfurcht, nicht überzeugen, daß er in und mit diesen Gefühlen ein von ihnen unabhängig Vorhandenes wahrnehme, welches den äußeren Sinnen und einem auf ihre Anschauungen allein gerichteten Verstande unerreichbar ist: wider den ist nicht zu streiten".

(Jacobi: „Werke", II, Seite 76.)[1])

Nicht rein vernunftmäßiges Wissen, sondern nur ein durch dieses gestützter ahnungsvoller Glaube kann uns der Wahrheit, der Gottheit,

[1]) Die vorstehenden Zitate siehe in Dr. Ferd. Maack: „Geeinte Gegensätze". Heft II, Seite 39—42.

näher bringen. Und warum es so ist, das sagt treffend E. Madach in seiner Tragödie des Menschen:

„Wär es Tugend etwa, hier zu leiden,
Sobald du *siehst*: nach flüchtigem Erdendasein
Erwartet deine Seele ewges Leben?
Und *weißt* du, daß die Seele einst zerfällt,
Was sollte dich zu höhrem Streben spornen,
Entsagend dem Genuß der Gegenwart?
Nun aber ist die Zukunft dir *verschleiert* —
Und schmettert dich die Gegenwart zu Boden,
So stärkt dich das Gefühl der *Ewigkeit*;
Und sollte dieses deinen Stolz entfesseln,
So zügelt dich des *Daseins kurze Frist*;
Und so gesichert wachsen *Tugend, Größe*". [1])

Freilich darf man hierbei, wie schon gesagt, nicht wiederum in den Irrtum verfallen, *Vernunft* und *Wissenschaft* gänzlich bei Seite zu schieben. Sie bilden eine notwendige Stufe in der Leiter der Erkenntnis der Wahrheit, die erstiegen werden muß, wenn man zur Wahrheit gelangen will; aber sie sind nicht die Wahrheit selbst. Sie können die Wahrheit nicht erfinden, sondern nur *die Hindernisse hinwegräumen, die Irrtümer und Täuschungen beseitigen, welche die Wahrheit für unsere Sinne mit trügerischen Hüllen verdecken. Ist dies geschehen, dann zeigt sich die Wahrheit von selbst.* Dr. Franz Hartmann schreibt in seinem mehrerwähnten Buche: „Weiße und schwarze Magie": [2])

„Wie aber gelangt der Mensch zur Offenbarung der Wahrheit? Die Wahrheit ist ewig, selbstexistierend und keines Menschen Werk. Man kann sie weder durch Händearbeit noch durch intellektuelle Thätigkeit erschaffen oder erzeugen. Ihr Sein hängt nicht von der Erkenntnis des Menschen ab, wohl aber die Erkenntnis des Menschen von der Gegenwart der Wahrheit. Wäre keine Wahrheit, so könnte sie auch niemand erkennen. Wäre sie ein Produkt des Menschen, so wäre die Wahrheit des einen von der des anderen verschieden. Die Wahrheit ist die ewige Wirklichkeit, die wohl erkannt, aber nicht verfertigt werden kann; sie ist überall gegenwärtig und gelangt in uns zur Erkenntnis, wenn keine Hindernisse vorhanden sind, welche ihre Offenbarung in unserem Bewußtsein verhindern. Alles was der Mensch mit seinem vermeintlichen *Wissen* und *Forschen* erreichen kann, ist deshalb nur *ein Hinwegnehmen der Täuschungen, welche sich der Erkenntnis der Wahrheit entgegenstellen, nicht aber eine Erzeugung der Wahrheit.* Wem die Wahrheit sich nicht aus eigener Kraft offenbart, der hat keine wahre Erkenntnis, wenn er auch noch so viel Gelehrsamkeit hätte und im Besitze von allen erdenklichen Meinungen wäre".

[1]) „Sphinx", Band XIX, Seite 303 und 395.
[2]) Seite 30.

Und an einer anderen Stelle dieses Buches [1]) heißt es:

„Wie viele Menschen giebt es, die vielerlei wissen, aber keine Ahnung davon haben, weshalb sie auf der Welt sind; dennoch hängt das Ziel, welches sie erreichen, von ihrer Erkenntnis ab. Wäre ihre Weltanschauung eine höhere, so wäre auch ihr Streben ein höheres; sie würden nicht dem Aberglauben anhängen, daß das irdische Leben der Endzweck des Lebens sei, sondern dasselbe als eine Schule zu einem höheren Dasein betrachten, welches in der Erkenntnis der Wahrheit besteht. Die Wahrheit aber kann kein Mensch erschaffen, erkaufen, verfertigen oder aus eigenem Willen erlangen; sie ist ein Geist, ein Licht, das niemand erkennen kann als derjenige, in dem sie sich offenbart. Alles Lernen und alle Erfahrungen haben daher nur den einen Zweck, die Hindernisse, die Irrtümer und verkehrten Anschauungen, welche sich der Erkenntnis der ewigen Wahrheit in den Weg stellen, hinwegzuräumen. Sind diese hinweggeräumt, so offenbart sich die Wahrheit von selbst".

Und Eckhart sagt: „Der Mensch soll Gott nicht fürchten. Das allein ist die rechte Furcht, wenn man fürchtet, Gott zu verlieren. Was den Menschen von Gott trennt, das ist nur das Aeußerliche, Unwesentliche; im Wesen ist er schon mit Gott eins; es handelt sich bloß darum, daß er diese Einheit in sich selber erkennt, indem er die Hindernisse, die sich dieser Erkenntnis in den Weg stellen, überwinden lernt". [2]) — —

Und wer, auf den Irrwegen des menschlichen Verstandes ruhelos umhergetrieben, nirgends einen Ausweg aus dem Wirrsal findend, endlich die Armseligkeit irdischen Wissens erkannt und den Weg eines sittlich-vernünftigen Glaubens gefunden hat, der wird, unbeirrt und fest entschlossen mit eiserner Ausdauer vorwärtsschreitend, immer höher sich erheben über den Wahn rein irdischer Erkenntnis; immer mehr wird seine Fernsicht sich erweitern und sein Glaube wird sich mehr und mehr umwandeln in ein sicheres Wissen. — Das ist vielleicht auch der tiefere Sinn des Dichterwortes:

„Zu dem Adler sprach die Taube:
Wo das Denken aufhört, da beginnt der Glaube. —
Recht — sprach jener — mit dem Unterschied jedoch:
Wo du glaubst, da denk ich noch".

Ein Gedanke aber könnte sich doch jedem aufdrängen, der hinausblickt auf das wunderbare Walten der Natur im kleinen wie im großen: von dem Staubkorn, das wir Erde nennen bis zu den Sternsystemen des unermeßlichen Weltalls; von der kurzlebigen Alge bis zur mehrhundertjährigen Eiche; vom Wurme, der in die Finsternis der Erdscholle gebannt

---

[1]) Seite 99—100.

[2]) Dr. Franz Hartmann: „Die Bhagavad Gita", Seite 155, Anmerk. zu Vers 5.

ist, bis zum Menschen, der seinen Blick richtet auf das Licht der Sonne und der strahlenden Sterne in unermeßlichen Fernen, seine Gedanken auf die Unendlichkeit und Ewigkeit, sein Gefühl auf das Schöne und Gute — ein Gedanke könnte sich dann jedem aufdrängen, wenn er sich die Frage stellt über das Schicksal des Menschen nach dem Tode; der Gedanke: die Natur und die in ihr geheimnisvoll waltende Gottheit wird auch dieses Rätsel weit schöner und herrlicher lösen, als die ausschweifendste menschliche Phantasie sich nur irgend vorzustellen im stande ist! — Aber auch noch ein zweiter Gedanke könnte ihm dabei aufstoßen, wenn er den Blick tiefer senkt: Der Mensch steht höher als das Tier; in sich selbst hat er die Fähigkeit, seine niederen Leidenschaften zu beherrschen oder aber ihnen als Sklave zu dienen. Selbst ist der Mann! Will der Mensch sich höher entwickeln seinem erhabenen Ziele entgegen, dann muß er selbst das seinige dazu thun; nicht mühelos fällt die Frucht ihm in den Schoß. Wir alle wandeln dem gleichen Ziele zu, aber verschieden sind die Wege; kurz und blumenreich der eine, langgedehnt und dornenvoll der andere; ein jeder von uns hat selbst sein Schicksal in der Hand. — —

Tief im Herzen aller Völker aller Zeiten, von den Kulturnationen bis herab zu den Wildesten der Wilden, von der Gegenwart bis zurück in die graue sagenhafte Vorzeit, wurzelt der Glaube an eine Gottheit und an die Unsterblichkeit, mag dieser Glaube auch äußerlich in den verschiedensten Formen auftreten; und der krasseste Materialismus, mit dem eine hochachtbare aber mißverstandene Wissenschaft unser sogenanntes Jahrhundert der Kultur und Humanität gesegnet hat, ist nicht im stande gewesen, diesen Glauben aus dem Herzen der Menschen zu reißen und die Kirchen zu leeren: Beweis genug dafür, daß alle wissenschaftlich-materialistische Aufklärung jene innere Stimme nicht zum Schweigen bringen kann, die dem zeitlichen Sinnentaumel das Schreckgespenst der eigenen Ewigkeit entgegenhält. Mag der Ausdruck dieses inneren Gefühles, die Pflege der Religiosität, bei unzähligen Menschen auch noch sosehr entstellt erscheinen zu einem Zerrbilde äußerlicher Frömmelei mit innerlichem Gottesbetrug: der religiöse Glaube besteht und ist nicht auszurotten.

Und das ist nach unserer esoterischen Auffassung der Entwickelung nicht zu verwundern; nach ihr ist dieser Glaube nichts anderes, als die durch das allmähliche Herabsinken des göttlich-geistigen Wesenskernes des Menschen bis in die materielle Hülle mit ihren Fesseln und Banden nach und nach immer mehr und mehr verdunkelte, niemals aber gänzlich erloschene Erinnerung des Menschen an seinen göttlichen Ursprung; er ist das Heimweh der Seele nach ihrem himmlischen Vaterlande, nach dem verlorenen Paradiese. „Nach ihm, als nach einem besseren Zustande, sehnen wir uns, sagt Dr. Ferd.

Maack.[1]) „Wir kennen aber schon die transscendentale Welt. Denn nach Unbekanntem, nach etwas, was nicht existiert, haben wir kein Verlangen. Ignoti nulla cupido. Auf unserer Weltreise ist uns die Sehnsucht nach Hause geblieben. Dieses Heimweh ist der Schlüssel, das Menschenrätsel zu lösen. Es sagt uns, daß wir eigentlich garnicht in diese fremde Welt hineingehören, in die wir verschlagen worden sind, daß unsere Wurzeln in einer anderen Welt liegen. Wohin wir auf unserer Reise auch immer blicken: wir fühlen, daß es etwas in uns giebt, welches anders ist als das, was wir außer uns sehen. Wir sind Fremdlinge in der Welt. Das setzt uns in Erstaunen, in Verwunderung. Dieses θαυμάζειν ist nicht nur der Ursprung aller Philosophie, es ist zugleich der beste Beweis, daß zwei verschiedene sogenannte Prinzipien in uns stecken: Seele und Geist, Gemüt und Verstand (welche sich aber mit dem dritten sogenannten Prinzip, dem Körper, auf das eine Urprinzip der Seele zurückführen lassen), sonst wäre jene Verwunderung in uns unmöglich". —

Die gänzliche Verkehrtheit der heutigen wissenschaftlich-materialistischen Weltanschauung zeigt sich mit großer Brutalität auch an ihren Konsequenzen in der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung. Unsere gesellschaftlichen Zustände sind bereits vollständig unerträglich geworden; alle bisher ersonnenen materialistischen Heilmittel haben die Uebel nicht nur nicht beseitigt, sondern noch vermehrt und vergrößert, und unaufhaltsam geht die ganze moderne Gesellschaftsordnung einem gewaltsamen Zusammenbruch entgegen. Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen einen Aufsatz mitteile, der nicht etwa in der „Sphinx" oder in einem Buche über „Mystik", für welches ein echtfärbiger Wissenschaftler nur ein mitleidiges Lächeln bereit hat, geschrieben steht, sondern in der „Deutschen Zeitung", vom 30. Oktober 1894, also in einem Blatte, welches von dem Verdachte, mystischer Anwandlungen vollständig frei ist. Es heißt dort:

„Wenige Wochen ists her, da fand am Deutschen Theater in Berlin die Erstaufführung von Gerhardt Hauptmanns Schauspiel „Die Weber" statt. Und als die Szene kam, in welcher die tierische Natur im Menschen die Oberhand gewinnt und für die Mißhandlung in jahrelanger Lohnknechtschaft durch blindwütige Zerstörung ausgleichende Rache sucht, als vor den Augen des Publikums Tische und Stühle zertrümmert wurden, da schrie und brüllte und stampfte die Hörerschaft auf den Galerien Beifall, und zierlich behandschuhte, mit Schmuck und Brillanten behängte Damen und nach der neuesten Mode gekleidete Herren in den samtüberzogenen Logen begleiteten klatschend den tobenden Chor. Wohl niemals seit dem Ende der großen Revolution ist der gärende Gedanke unserer Zeit, das Ahnen einer großen sozialen Umwälzung, so sinnfällig zum Ausdruck gekommen, als an jenem Abende, wo manche hyperbolisch angehauchte über-

[1]) „Geeinte Gegensätze", Heft II, Seite 59—60.

schwängliche Gemüter sogar eine Verbrüderung aller Stände zum bevorstehenden Umsturz der heutigen Gesellschaftsordnung erblicken zu können glaubten.

„Wir tanzen auf einem Vulkan .... Unbefriedigt seufzt das versinkende Jahrhundert nach Erlösung“.

„Dieses drängende Gefühl findet auch seinen Ausdruck in den zahllosen Schriften, die sich alle mit der sozialen Frage befassen und eine Fülle von Theoremen und Reformvorschlägen in sich schließen, an deren Erfüllung aber weder der Staat, der vielberufene Retter in der Not, noch einzelne durch Bildung oder Besitz bevorzugte Gesellschaftsklassen jemals denken. Und wenn nun ein geistvoller Sozialpolitiker mit seinem Ausspruche recht hat, daß es heute nur zwei Möglichkeiten gebe, Reform oder Revolution — tertium non datur —, so scheint es unter diesen Umständen zur Gewißheit zu werden, daß die gegenwärtige Gesellschaftsordnung unaufhaltsam und unabwendbar, man könnte fast sagen nach dem Gesetze der Trägheit, ihrer gewaltsamen Auflösung entgegengeht. Und dies sollte nun das Ende sein all der gepriesenen Errungenschaften unseres mit allen Hilfsmitteln der Technik und der modernen Naturwissenschaften ausgestatteten Jahrhunderts? Darum all das lange, mühselige Ringen der Geister, um förmlich mit einem bengalischen Feuerwerk den Zusammenbruch der staatlichen Ordnung zu beleuchten? Wahrhaftig, man müßte es eine blutige Satire auf das menschliche Dasein nennen, man müßte an dem ehrlichen Ringen und Streben der Menschheit verzweiflen, wenn dies zur Wahrheit werden könnte.

„Was uns vor allem notthut, ist die klare und volle Erkenntnis unserer Lage. Nicht mit sozialen Theoremen kann der kranken Gegenwart geholfen werden, nicht damit, daß der soziale Zukunftsstaat in brennenden Farben ausgemalt wird, und auch nicht mit dem leeren Strohgedresche von der sozialen Gleichheit aller Stände. Als vor mehr als zweitausend Jahren der spartanische Gesetzgeber dieses Problem durch gleichmäßige Verteilung von Ackerland und durch Einführung von gewichtigem Eisengeld, welches die übermäßige Anhäufung von Reichtümern verhindern sollte, zu lösen versuchte, da hatte er auch nicht die Verschiedenartigkeit der geistigen Begabung der Menschen in Betracht gezogen, da ging die Lösung in die Brüche, und mutatis mutandis ist dies so geblieben bis auf den heutigen Tag. Und wenn es wirklich möglich wäre, dieses künstliche „gleiche Besitzrecht für alle“ auch nur für die verhältnismäßig kurze Zeit durchzuführen, so könnte die menschliche Produktionsfähigkeit dem zweifellos in geometrischer Progression steigenden Bedürfnis nicht folgen. Dieses „Besitzrecht“ ist aber gerade der Angelpunkt, um welchen sich alles dreht. Nicht mit Unrecht wird unser Zeitalter das „materialistische“ genannt; in dem ruhelosen Jagen nach Besitz, in dem Drange nach Befriedigung jener durch unsere modernen Errungenschaften potenzierten und verfeinerten Lebensgenüsse ist die sichere Stetigkeit, die ausgleichende Ruhe der Seele und die Fähigkeit der Mäßigung in den ge-

steckten Zielen und in den Mitteln, sie zu erreichen, abhanden gekommen. Und was ist die moderne soziale Bewegung anderes, als der aus diesem Zeitgeiste geborene Drang, allen Schichten des Volkes den Zutritt zu diesen Genüssen zu verschaffen, gleichviel ob auf dem Wege eines friedlichen Ausgleiches oder, wenn dieser unmöglich ist, auf dem eines gewaltsamen Aufruhrs! Daß dieser letztere Ausweg heute auch schon in den Bereich der Möglichkeit gezogen wird, ist eben eine Folge des verlorenen Gleichgewichtes in der Seele des Volkes, der verlorenen Mäßigung. Sehr treffend sagt C. v. Massow in seinem Werke „Reform oder Revolution" (Otto Liebermanns Verlag, Berlin): „„Heute sind wir noch nicht reif für die Revolution, aber mit jedem Jahre der Verzögerung notwendiger Reformen reifen wir ihr immer mehr entgegen. Die Sozialdemokratie unserer Tage ist noch im Banne der ihr anerzogenen Gesinnungen. Mag sie theoretisch alles und jedes leugnen, was mit der derzeitigen Ordnung im Zusammenhange steht, die Prinzipien dieser Ordnung sind ihren Anhängern eingeimpft durch Kirche, Schule und Haus, ihre Väter und Mütter glaubten noch an Gott und Vaterland, hatten Ehrfurcht vor Altar und Thron, achteten das Eigentum usw. Von Jahr zu Jahr aber, in immer stärkeren Scharen, tritt in die Reihe der Genossen eine Generation ein, die von Kindesbeinen an großgezogen ist in dem Hasse alles Bestehenden, mit der Tendenz, es umzustürzen und die goldene Zeit, die ihr gepredigt ist, aus der Theorie in die Wirklichkeit zu übersetzen, koste es, was es wolle; eine Generation, welche vor der Gewalt nicht nur nicht zurückscheut, sondern sie vom Knabenalter an auf ihr Panier geschrieben hat, die in Fürsten, Geistlichen, Edelmann, Offizier, Beamten, Kapitalisten, ja in jedem Besitzenden den Erbfeind sieht. Mit dieser Generation haben wir zu rechnen, der Kampf mit ihr kann uns nicht erspart bleiben. Es fragt sich nur: Soll dieser Kampf auf geistigem Gebiete mit geistigen Waffen oder mit dem Bayonnet ausgefochten werden?""

„Es scheint uns aber, als ob sich der Verfasser dieses Werkes in einem Hauptpunkte einer Täuschung hingiebt: er glaubt noch an die rettende Heilkraft von Reformen — und nicht wenige teilen mit ihm diesen Optimismus. Man frage sich doch ehrlich: müßten diese Reformen auf sozialem Gebiete nicht so einschneidend, so weitgehend sein, um dem Volke das erhoffte Glück der Erlösung zu bringen, daß sie selbst schon eine Revolution bedeuten würden? Und haben wir Männer, welche die Macht, den Willen und die Fähigkeit besitzen, um eine derartige „legitime Revolution" durchzuführen? Die Antwort darauf glauben wir uns erlassen zu dürfen".

Die weiteren Ausführungen dieses Artikels will ich Ihnen ersparen; sie enthalten das von der „Deutschen Zeitung" entdeckte Heilmittel, welches zwar nicht ein Atom von alle dem gesellschaftlichen Elend und Jammer, wohl aber die Gefahr der Revolution beseitigen und darin bestehen soll, daß dem deutschen Volke sein Kraftbewußtsein und sein Selbstgefühl wiedergegeben werden möge. —

Wenn Sie nun die in diesen Ausführungen enthaltenen Ideen betrachten: die Idee, daß das Jagen aller Schichten des Volkes nach materiellem Besitz und Genuß die Krankheit unseres materialistischen Zeitalters ist; daß Reformen auf sozialem Gebiete, also auf materieller Grundlage, nicht helfen können; daß insbesondere die Lehre von der Gleichheit aller Stände und von dem „gleichen Besitzrecht für alle" ein Unsinn ist; daß wahre Seelenruhe nur durch Mäßigung in den gesteckten Zielen und in den Mitteln, sie zu erreichen, also durch Selbstbeherrschung, erlangt werden kann; daß nur der Glaube an Gott, die Ehrfurcht vor Altar und Thron, die Achtung vor dem Eigentum gegenwärtig noch den gewaltsamen Umsturz der bestehenden Gesellschaftsordnung, die soziale Revolution, verhindert, daß diese aber mit der, der jetzt heranwachsenden Generation anerzogenen Glaubenslosigkeit von Jahr zu Jahr näher gerückt wird — wenn Sie, sage ich, diese Ideen betrachten, so werden Sie finden, daß dieselben weit besser in eines der verhöhnten „mystischen Bücher" als in die „Deutsche Zeitung" passen; und der Erklärungsgrund dafür, daß sie trotzdem in dieser Zeitung zu finden sind, liegt darin, weil die in denselben enthaltenen schönen Lehren über Mäßigung, Ehrfurcht vor Gott und Behörde usw. nach Inhalt jenes Artikels eben nicht allen Menschen, sondern nur dem unterdrückten Teile der Menschheit gegeben werden.

Ich will Ihnen aber auch noch eine Stelle aus einem solchen „mystischen Buche", das noch dazu dieses Brandmal an der Stirn trägt, mitteilen, worin Sie ganz dieselben Gedanken wiederfinden werden, aber als Richtschnur für die ganze Menschheit. In dem Buche: „Was ist Mystik?" von Carl Grafen zu Leiningen-Billigheim heißt es:[1])

„Während allenthalben in der Gegenwart ein neuer Geist sich zu regen beginnt, die Sehnsucht nach einem höheren Leben des Geistes, der Durst nach Wahrheit und Wissen in jenem unbekannten Lande des übersinnlichen Lebens erwacht, so sind andererseits aber auch die Gegensätze unseres täglichen Lebens auf jedem Gebiete sozialer Ordnung, auf jeder Sphäre geistigen Schaffens bis zur Unerträglichkeit gestiegen. Während einerseits eine höhere Auffassung des Lebens, des Menschen und seiner Bestimmung auf Erden sich Bahn zu brechen beginnt, und auf die im Menschen schlummernden geistigen, göttlichen Kräfte hinweist, auf sein unsterbliches Teil, das einzig ihn aus dem Staube des Elends und der Nacht der Verzweiflung zu erheben vermag, und die wahre Menschenliebe als die erste, edelste und notwendigste Bedingung menschlichen Beieinanderlebens lehrt, versinkt die Gegenströmung immer tiefer in die Lehre des Materialismus, der folgerichtig nur den Genuß zum Zwecke des Lebens machend, zum Apostel des rohesten Egoismus wird, dessen Tugenden Genußsucht und die daraus folgende Habsucht sind, und als dessen Losung das Wort des alten Cäsar gelten könnte: Paucis humanum vivit genus.[2])

[1]) Seite 81 ff.
[2]) Nur für einige Wenige lebt das ganze Menschengeschlecht.

„Die Folge davon bietet sich in jedem Zweige des Lebens. „„Ihr werdet frei und aufgeklärt sein wie die Götter““ hatte das Versprechen der alten Schlange gelautet und die fundamentalste Wahrheit, auf der Würde und Bestand, ja alle Voraussetzungen aller Ordnungen im Leben der Menschheit beruhen, die Ueberzeugung, daß der Mensch einen unsterblichen, göttlichen Geist in sich trage, dessen Entwickelung und Vervollkommnung Ziel und Zweck des Erdendaseins bildet, ist ihnen abhanden gekommen. Damit aber ward jener Lügengeist des Jahrhunderts heraufbeschworen, der, den Genuß zum Zweck des Lebens machend, die vollste Emanzipation aller Stände und Klassen von allen Rücksichten und Schranken verlangt, und die Auflehnung gegen jede Autorität des Gesetzes und der Moral zur Folge hat, anderseits aber im Drange der Ereignisse, in Mißgeschick und Leid keinen Trost und keine Hoffnung zu geben vermag. Daher denn auch nicht irdisches Glück und Gut, nicht das Bewußtsein höchster Stellung und Pflichten vor jener Verzweiflung und Verödung des Herzens bewahrt, die mit dem Selbstmord endigt.

„Derselbe Geist läßt den Arbeitgeber in seinen Arbeitern nicht seine Brüder und Mitmenschen, sondern nur die „Hände“ sehen, die ihn bereichern. Von jedem wird verlangt, soviel und mehr als er leisten kann, er wird ausgequetscht wie der Saft einer Zitrone, deren gebrauchte Schale man wegwirft, denn ist dieser erschöpft, so nimmt ein anderer seine Stelle ein, er wird entlassen und kann gehen und Hungers sterben. Daher die verzweifelte Konkurrenz aller Firmen, Geschäfte, Völker, Weltteile, daher jedes Kleingewerk und Kleinhandel verschlungen; die Menschen werden in die Stränge und Karren vor die Maschinen gespannt, um den Göttern der Erde Kapital zu schaffen, denn diese sind die pauci, die Wenigen, denen leben und sterben darf das humanum genus (das Menschengeschlecht).

„Aber der große Riß, der das Ganze spaltet, muß sich tausendfach auszittern in der Scholle, die das Einzelleben trägt und nährt. Darum allüberall die gärende Kluft, welche, nachdem sie das gottgewollte Gefüge sozialer Ordnung mutwillig zersprengt hat, diesseits den „reichen Prasser“ in seinem babylonischen Luxus und Hochmut, jenseits aber den „armen Lazarus“ sehen läßt — d. h. dreiviertel der Menschheit, welche, nachdem man ihnen die Aussicht auf „Abrahams Schoß“ einer ausgleichenden Gerechtigkeit des Himmels geraubt, sich vor Neid und Verzweiflung rasend erheben aus den „Brosamen, Lumpen, Hunden und Geschwüren“ und mit Axt und Brandfackel und Dynamit bewaffnet, schon hineinstieren in die „herrlichen Mahlzeiten, den Byssus und Purpur“ des reichen Viertels der Menschheit. Dieses nennt sich „herrschende Partei“, nennt sich „Staat“ und „Kulturmenschheit“; beherrscht als „Majorität“ die gesamte Volksvertretung und Gesetzgebung, als „Bank- und Industrie-Adel“ den Geldmarkt, als „Tendenzprofessorentum“ die sogenannte Wissenschaft, als „Presse“ die öffentliche Meinung, als „Regierung“ das Wohl und Wehe des gesamten Volkes. „Paucis humanum vivit genus“. — Was Wunder, wenn allenthalben die Unterdrückten sich erheben und Recht zu schaffen suchen.

„Aber nicht mit neuen Gesetzen, die nur dazu da sind — um umgangen zu werden, nicht mit äußeren Vorschriften und Polizei darf man diese Frage lösen, nicht durch die kindische Träumerei von Zukunftsländern, in welchen gleiche Arbeit und gleicher Besitz herrschen soll, gegründet auf das Sophisma: „Alle Menschen sind gleich", wogegen die Wahrheit lauten müßte: „Alle Menschen sind so verschieden, daß keine zwei gleichen Menschen auf Erden zu finden"; nicht durch äußere Mittel ist jene Krankheit der Zeit zu heilen, sondern nur von innen heraus, d. h. durch die innere Verwandlung des Menschen und das Ersetzen seiner niederen selbstsüchtigen Zwecke durch höhere Ziele der Menschenliebe. Nicht also neuer Gesetze bedürfen wir, nicht neuer Verfassungen und Länder, sondern neuer Menschen". —

Und in Dr. Franz Hartmanns Buche:

„Die weiße und schwarze Magie, oder das Gesetz des Geistes in der Natur" heißt es: [1])

„Würden die Menschen sich zu einer höheren Weltanschauung entschließen, so würden sich alle sozialen Verhältnisse von selbst anders und besser gestalten. Solang aber unsere Weltverbesserer selbst keine Selbsterkenntnis besitzen, gleicht die Welt einem Narrenhaus, in welchem derjenige, welcher sich für den Doktor hält, nicht der geringste Narr ist. Da ist alles nur auf die Befriedigung des Egoismus der einzelnen oder der Klassen berechnet, und was dem einen Vorteil bringt, ist dem anderen zum Nachteil". —

Und all diesem sozialen Elend und Jammer stehen auch die Kirchen machtlos gegenüber. Ganz natürlich; anstatt sich gegen den gemeinsamen Feind, den Materialismus, zu gemeinsamer Abwehr zu verbünden, bekämpfen sie sich leider selbst gegenseitig — zum großen Schaden der Menschheit.

„Wenn man", sagt Lazar Baron Hellenbach, „den allen Religionen gemeinsamen Kern herausschält, nämlich die Schlacken beseitigt, welche Priester und Kommentatoren im Laufe der Zeit zugefügt, so ergeben sich Sätze, die mit den Ansichten der Denker zusammenfallen; es herrscht zwischen beiden volle Uebereinstimmung. Wenn man aus den Lehren eines Zoroaster, Buddha Gotamo, Laotse, Confucius, Kapila, eines Pythagoras, Sokrates, Plato, Christus, Paulus, Tertullian oder der Neuplatoniker und Kabbalisten das allen Gemeinschaftliche heraushebt, ergeben sich drei wesentliche Sätze:

1. Der Mensch ist nicht die höchste Stufe der Entwickelung in der Welt; es kann höherstehende Daseinsformen, es kann ein höchstes Wesen geben.

---

[1]) Seite 160.

2. Die Geburt des Menschen ist nicht der Beginn, der Tod nicht das Ende seiner Existenz.

3. Der Zustand nach dem Tode steht im innigen Zusammenhange mit unserer Lebensführung.

„Diese Anschauung tritt als Offenbarung, Tradition oder philosophische Lehre auf, ohne nähere Begründung; sie war und ist der instinktive Glaube der Menschheit".[1])

Das ist der gemeinsame innere Kern aller Religionen; aber die äußeren Formen, in denen jeder Religionsstifter das geistige Wesen der Religion dem Verstande und Gemüte faßlich zu machen suchte, mußten notwendigerweise verschieden sein je nach dem Stande der intellektuellen und ethischen Bildung jenes Volkes, zu dem er sprach; und diese Darstellungsformen, welche das Uebersinnliche versinnlichen sollten, konnten überdies selbstverständlich nur in Bildern und Gleichnissen bestehen, welche nicht wörtlich genommen, sondern geistig durchschaut werden müssen, um hinter ihrem äußeren Gewande den inneren Kern zu erblicken. Die Kirchen nun erheben diese Darstellungsformen allzusehr zum Wesen, und da diese verschieden sind, bekämpfen sie sich gegenseitig; jede behauptet, sie und nur sie allein sei im Besitze der Wahrheit, und was die anderen lehren, sei eitel Lug und Trug. Was Wunder, wenn die Menschheit hierdurch an der Wahrheit selbst irre wird, das Kind mit dem Bade verschüttet und meint, jede Religion sei falsch, und nur eine betrügliche Erfindung, dazu bestimmt, die Menschheit hier auf Erden im Zaume zu halten, indem sie die übergroße Menge der Armen und Elenden durch die Hoffnung auf einen Himmel und durch die Furcht vor einer Hölle gefügig macht zum Dienste für die wenigen Reichen und Mächtigen der Menschheit. Und so gelangen der Materialismus und seine Früchte zu immer schönerer Entwickelung.

Religion ist in erster Linie Sache des Herzens, des Gemütes. Das hat insbesondere die katholische Kirche ganz und voll begriffen und mit wahrer Meisterschaft hat sie all ihre Einrichtungen dahin getroffen, um auf das Gemüt und auf den in jedem Menschenherzen wohnenden Hang zum Geheimnisvollen, auf jenes unbewußte Gefühl des Göttlichen im Menschen, zu wirken. Leider kommt ihr dieses Verständnis immer mehr und mehr abhanden. Das zeigt sich schon in der Schule. Anstatt in dem unverdorbenen, warm fühlenden Herzen des Kindes die Liebe zu allem Schönen und Guten zu entzünden und es zu erwärmen an der Glut der Liebesworte unseres erhabenen Meisters Jesus von Nazareth, der seine Gottesweisheit nicht nur gelehrt, sondern auch gelebt und mit dem Tode besiegelt hat, wird der noch gänzlich unentwickelte Verstand des Kindes gefüttert mit den ihm vollständig unbegreiflichen Lehren eines der Sprache des Herzens entbehrenden Katechismus: „Die Engel sind reine Geister, welche

[1]) „Sphinx", Band XIII, Seite 294.

Verstand und Willen, aber keine Leiber haben" usw. Das Kind kann solche rein metaphysische Wahrheiten unmöglich begreifen; es lernt sie mühsam auswendig und plappert sie endlich ohne jedes Verständnis nach wie ein abgerichteter Papagei. Und diese tierische Dressur nennt man Religionsunterricht, und der arme Katechet hat dabei die schwierigste und undankbarste Aufgabe. — So wird eine ernste und heilige Sache, die dem wärmsten Gefühlsleben zugehört, herabgedrückt zu einer kalten, geistlosen Gedächtnisarbeit und das einzige Gefühl, das dabei im Kinde erzeugt wird, ist das der Abneigung gegen den Katechismus selbst; so wird das religiöse Gefühl schon im Keime erstickt, anstatt gepflegt und entwickelt zu werden. Kein Wunder, daß in den heranwachsenden Generationen der Mangel an jedem religiösen Gefühl immer mehr und mehr um sich greift von Jahr zu Jahr; und wenn dieser Mangel nicht bereits ein allgemeiner und vollständiger geworden ist, so ist dies nur eben ein Beweis dafür, wie tief das religiöse Gefühl im Menschenherzen wurzelt, daß es trotz aller von frühester Jugend an erfahrenen Mißhandlung doch nicht gänzlich auszurotten ist. — Uebrigens hat die Kirche, wie ich höre, diesen Mißgriff bereits eingesehen und befaßt sich mit der Ausarbeitung eines neuen Katechismus.

Ein ähnlicher Mißgriff geschieht mit den Dogmen. Die Dogmen der katholischen Kirche haben einen tiefen Sinn, aber solange er der großen Menge nicht begreiflich gemacht werden kann, ist er verloren. Im jetzigen Zeitalter führt die Wissenschaft das Wort; die Menschheit begnügt sich nicht mehr mit einem blinden Glauben, sie verlangt ein klares Wissen. Wir haben gesehen, daß ein verstandesmäßiges Wissen des Uebersinnlichen unmöglich ist, daß aber andererseits auch blinder Glaube auf Irrwege führt; es muß eben beides zusammenwirken, Verstand und Gemüt, die beiden höchsten Güter des Menschen. Mit blanken Dogmen, die dem Verstande unfaßbar sind, und die das Herz nicht zu erwärmen vermögen, wird die Kirche nicht einen einzigen Materialisten bekehren. Unser Meister Jesus von Nazareth hat seinen Aposteln gesagt: „Euch ist gegeben, das Geheimnis des Reiches Gottes zu wissen; denen aber, die draußen (ἔξω) sind, wird alles in Gleichnissen vorgetragen".[1]) Diese Worte sollte die Kirche beherzigen. Das esoterische Verständnis der Dogmen gehört für die Priester allein und für jene Wenigen, die in dasselbe einzudringen im stande sind; für das Volk gehört eine exoterische Lehre, welche die esoterische Wahrheit in Bilder und Gleichnisse kleidet, die dem Verstande faßlich sind und zum Herzen sprechen. Blinden Glauben zu verlangen, und jeden zu verdammen, der ein Dogma nicht glaubt, weil er es nicht versteht, das ist für die Geistesrichtung der Gegenwart gewiß nicht der richtige Weg. Das sollte die Kirche bedenken und befolgen, dann könnte sie selbst heute noch viel gutes wirken.

Und so sehen wir, daß die jetzige in Glaubenslosigkeit aufwachsende

---

[1]) Markus IV, Seite 2.

Generation in Wort und Schrift und That immer fürchterlicher rüttelt an den Grundfesten der staatlichen und kirchlichen Gesellschaftsordnung, und daß die Hilflosigkeit des Staates und der Kirche immer mehr und mehr wächst von Jahr zu Jahr. Das endliche Resultat ist unschwer vorherzusagen: der Zusammenbruch der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung ist nur mehr eine Frage der Zeit.

Zum Schlusse nur noch zwei kurze Andeutungen:

Giebt es für den Menschen, d. h. für sein inneres, geistiges Wesen, ein ewiges Fortleben nach dem Tode, dann muß es für ihn auch ein ewiges Vorleben vor der Geburt gegeben haben. Eine Ewigkeit nur nach einer Richtung hin, nach der Richtung der Zukunft, ist ein mathematischer und logischer Widerspruch. Ewige Postexistenz bedingt notwendigerweise auch ewige Präexistenz. — Giebt es weiter eine sittliche Weltordnung, nach welcher das Gute wie das Böse mit Notwendigkeit Lohn und Strafe finden muß in diesem oder in einem künftigen Leben, dann kann auch das sogenannte Schicksal des Menschen in seinem jetzigen Erdenleben kein zufälliges sein, sondern es muß sittlich-kausal bedingt sein durch sein Verhalten in einem früheren Dasein.

Und mit diesen beiden Rätselfragen will ich schließen. — —

Wären wir von Jugend auf mit den Phänomenen der übersinnlich-geistigen Welt ebenso bekannt, wie mit jenen der sinnlich-materiellen, im metaphysischen Denken ebenso geschult wie im physischen, dann würde alles das, was ich Ihnen vorgetragen habe, und noch vieles mehr, zu den Gemeinplätzen unseres Wissens gehören. So aber haben wir in der Schule unserer rein materialistischen Wissenschaft nur die Phänomene der Sinnenwelt kennen gelernt und sind nur an ein diesen entsprechendes wissenschaftlich-materialistisches Denken gewöhnt. Deshalb erscheinen uns die in das rein materialistische System der Wissenschaft nicht hineinpassenden Phänomene einer übersinnlichen Welt unglaublich, und in ein diesen entsprechendes, uns aber ungewohntes metaphysisches Denken können wir uns nicht so leicht und schnell hineinfinden. Diese Erwägungen mußten für mich maßgebend sein. Für den ersten Versuch, meine geehrten Zuhörer in das ihnen vollständig unbekannte Gebiet des Uebersinnlich-Geistigen einzuführen, konnte ich aus diesem unermeßlichen Gebiete nur einen verschwindend kleinen Teil herauswählen, und selbst bei diesem Wenigen mußte ich mir im Einzelnen große Beschränkung auferlegen, um verständlich zu bleiben. Nicht ein vollständig in sich abgeschlossenes System, sondern nur einige wenige leitende Gesichtspunkte konnte ich geben, um Ihnen eine Fernsicht in jenes unbekannte Land zu erschließen und Sie dadurch zum weiteren Selbstdenken anzuregen, insbesondere darüber, daß überall hinter der sinnlich-materiellen Erscheinungsform ein übersinnlich-geistiger Wesenskern verborgen ist; daß dieser Geist die Materie beherrscht, nicht aber umgekehrt; daß folglich auch der Mensch seinen Geist zum

Herrn machen soll über seine Sinnlichkeit, nicht aber zum Sklaven derselben; daß also nicht sinnlicher Genuß, sondern sittliche Vervollkommnung den Zweck unseres Erdenlebens bildet; und daß wir demnach das Leben nicht seiner sinnlichen Genüsse wegen lieben, sondern um seines ethischen Wertes willen achten und nützen sollen.

Die anerkannte offizielle Schulwissenschaft klebt an der Materie und deren äußerer Form; den inneren geistigen Wesenskern hat sie bisher unbeachtet gelassen. Wir haben gesehen, daß sie damit nicht auskommt; selbst bei dem wenigen, was wir der Betrachtung unterzogen, haben wir die Wissenschaft auf ihrem eigenen Gebiete dreimal im materialistischen Sumpfe stecken bleiben sehen: bei dem Probleme der anschaulichen Erkenntnis der Urzeugung, und des Schlafes; und zur Lösung der von uns in Betracht genommenen mystischen Probleme ist sie schon vollends unfähig. Andererseits aber haben wir gesehen, daß diese Wissenschaft doch wiederum bereits heute gezwungen ist, den „Hypnotismus" anzuerkennen; daß dieselbe ferner schon dabei angelangt ist, das „Leben" unter die „konstanten Naturkräfte" einzureihen und weiter eine „organische Resonanz zwischen gleichgestimmten Nervensystemen", also eine Fernwirkung zwischen „Organismen" anzunehmen, die sie noch als „Mechanismen organischer Zellenapparate" bezeichnet. Hiermit hat die offiziell anerkannte Schulwissenschaft, allerdings in der ihr eigenen materialistischen Form, Dinge ausgesprochen, die ihrem geistigen Wesen nach selbst für den allerjüngsten Schüler der offiziell nicht anerkannten, und daher sogenannten Geheimwissenschaft, des Okkultismus, zum A B C seines Wissens gehören; hiermit hat sie endlich nach Jahrtausenden Dinge entdeckt, die dem Okkultismus bereits vor eben soviel tausend Jahren längst bekannt und geläufig waren. Hiermit steht also die offizielle Wissenschaft bereits mit beiden Füßen auf dem Boden des Okkultismus; bald wird sie gezwungen sein, noch weitere Entdeckungen zu machen, welche dem Okkultismus gleichfalls bereits längst bekannt, von der offiziellen Wissenschaft aber bisher nur mitleidig belächelt worden sind; und endlich wird auch die materialistische Hülle fallen müssen, in welche sie diese Entdeckungen kleidet, und mit welcher sie, wie mit einem Feigenblatte, ihre Blöße jetzt noch zu decken sucht.

Was ich vorgetragen habe, das habe ich nicht aus mir geschöpft, sondern den Gedanken der besten und edelsten der Menschheit, der größten Denker und Dichter, entlehnt. Wer sich besser und weiser dünkt als alle diese, der mag über die vorgetragenen Gedanken spotten; wer aber von sich selbst etwas bescheidener denkt, dem werden dieselben gewiß Stoff bieten zum weiteren selbsteigenen Denken.





Die schöpferischen Kräfte des Menschen.[1]

Von

Annie Besant.



„Jeder voll entwickelte Gedanke eines Menschen geht in die innere Welt ein und wird durch Verschmelzung mit einem Elementarwesen d. h. mit einem der halbvernünftigen Kräfte der „Königreiche", ein selbstständig thätiges Wesen. Es bleibt als ein denkendes Lebewesen, als ein Geschöpf des erzeugenden Geistes, gemäß der Stärke der Gehirnthätigkeit längere oder kürzere Zeit lebendig. So wird ein guter Gedanke zu einer wohlthätigen Macht, ein böser zu einem unheilbringenden Dämon. So bevölkert der Mensch den ihn umgebenden Luftraum beständig mit seiner eigenen Welt, mit den Kindern seiner Launen, Wünsche, Triebe und Leidenschaften; dieser Strom von „lebenden Bildern" wirkt gemäß seiner Stärke auf jedes mit ihm in Berührung kommende sensitive oder nervöse Wesen. Diesen Strom nennt der Buddhist das „Skandha", der Hindu das „Karma" des Menschen. Der Adept bringt diese Gestalten mit Bewußtsein zur Entfaltung; unwissende Menschen lassen sie bei Seite liegen, ohne zu wissen, was sie thun".

Niemals ist ein klareres Bild des eigentlichen Wesens des Karma gezeichnet worden, als in obigen Worten, welche wir den alten Briefen des Meisters K. H. entnehmen. Bringt man ihnen klares Verständnis entgegen und sucht man ihre richtigen Folgerungen, so wird die Verworrenheit des Lebens größtenteils verschwinden und die hauptsächliche

[1] Diese Ausführungen bilden den Anfang einer Abhandlung von Frau Annie Besant über Karma.

Wirksamkeit des Karma klar werden. Daher vermögen obige Worte dem aufrichtig Suchenden den Weg zu zeigen. Wir wollen also damit beginnen, die schöpferischen Gewalten zu betrachten, welche dem Menschen gegeben sind. Als Vorrede bedürfen wir nur der klaren Einsicht von der Unwandelbarkeit des Gesetzes und von den drei großen Ebenen, in welche sich das Gebiet der Natur teilt.

Die Unwandelbarkeit des Gesetzes.

Daß wir im Gesetzesbereiche leben und von unverbrüchlichen Gesetzen umgeben sind, ist eine allgemein anerkannte Wahrheit. Wenn wir aber dieser Thatsache wirklich und mit Ernst nähertreten und ihre Gültigkeit nicht nur in dem leiblichen, sondern auch in dem geistigen und sittlichen Gebiete erkannt haben, dann überkommt uns ein gewisses Gefühl der Hülflosigkeit, wie wenn wir durch eine mächtige Gewalt willenlos hin- und hergeschleudert würden. In Wahrheit ist gerade das Gegenteil der Fall, denn die recht begriffene „mächtige Gewalt" wird uns gehorsam dahin tragen, wohin *wir* wollen; alle Naturkräfte sind dem Menschen so weit dienstbar, als er begriffen hat. „Durch Gehorsam wird die Natur erobert" und ihre Kräfte stehen uns widerstandslos zu Gebote, sobald wir durch unsere Erkenntnis uns mit ihnen verbündet und nicht mehr verfeindet wissen. Dann vermögen wir aus ihrem unermeßlichen Vorrate die Kräfte auszuwählen, welche unserem Vorsatze für den Augenblick oder für immer dienen sollen und gerade ihre Unveränderlichkeit verbürgt uns den sicheren Erfolg.

Auf der Unwandelbarkeit des Gesetzes beruht die Beweiskraft des wissenschaftlichen Versuches und die Berechtigung, das wissenschaftliche Ergebnis als ein für alle Zeit allgemeingültiges hinzustellen. Auf sie verläßt sich der Chemiker, sicher, daß die Natur ihm auf die gleichen Fragen stets ganz die gleichen Antworten geben werde. Erhält er ein verändertes Ergebnis, so nimmt er ohne weiteres an, daß in seiner Untersuchung, aber nicht in der Natur, eine Veränderung eingetreten sei. So ist es mit allen menschlichen Handlungen; je mehr sie auf Wissenschaft beruhen, desto sicherer können sie vorher berechnet werden. Der „Zufall" ist nur das Ergebnis der Unwissenheit und wo immer er auftritt, beruht er auf der Wirksamkeit unbekannter oder nicht in Berechnung gezogener Gesetze. So gut wie im Bereiche der Körper können auch in dem des Geistes und der Sittlichkeit die Ergebnisse vorhergesehen, geplant und berechnet werden. Die Natur betrügt uns nie; nur durch unsere Blindheit werden wir betrogen. Auf allen Gebieten bedeutet wachsende Kenntnis auch wachsende Macht, und Allwissenheit und Allmacht sind eins.

Daß die Gesetze im Gebiete des Geistes und der Sittlichkeit ebenso unveränderlich sind, wie die im Gebiete der Körper, ist von vornherein einleuchtend, da ja das Weltall aus dem einen fließt und das, was wir Gesetz nennen, nur ein Ausdruck für die Göttlichkeit der Natur ist. Wie

aus einem Leben alles fließt, so regiert ein Gesetz alles; auf diesem Felsen der göttlichen Natur, als auf einem festen, unwandelbaren Grunde, beruhen alle Welten.

Die drei Ebenen in der Natur.

Um das Wirken des Karma auf der von dem Meister angegebenen Linie zu erkennen, müssen wir zunächst eine klare Vorstellung von den drei großen Ebenen oder Gebieten des Weltalls und ihrer unterscheidenden Eigenschaften gewinnen. Hierbei soll uns eine Uebersicht behülflich sein, welche uns die drei Ebenen und ihre Eigenschaften, sowie die Hülfsmittel zeigt, vermittelst welcher ein denkendes Wesen jene betreten kann. Im praktischen Okkultismus lernt der Schüler, diese Ebenen zu betreten und durch seine eigenen Untersuchungen die Theorie in Erfahrung umzusetzen. Nebenbei ist noch zu erwähnen, daß der unten gebrauchte Ausdruck „feiner Körper" eine Mannigfaltigkeit astraler Körper bezeichnet, gemäß den verschiedenen Bedingungen des sehr verwickelten Gebietes, welches wir die „psychische Ebene" nennen.

Geistige Ebene.		Atma-Buddhi-Manas	Hülfsmittel: ursächlicher Körper.
Psychische oder astrale Ebene.	Höhere psychische Ebene	Kama-Manas	Hülfsmittel: feiner Körper.
	Niedere psychische Ebene.	Kama Astral	
Physische Ebene.		Körper.	Hülfsmittel: grober Körper.

Auf diesen Ebenen ist der Stoff nicht gleich; im allgemeinen gilt: Der Stoff jeder Ebene ist dichter, als auf der nächsthöheren Ebene. Dies entspricht der Natur selbst, denn die abwärtsgerichtete Entwickelung geschieht aus dem Weiten in das Dichte, aus dem Feinen in das Grobe. Zahllose Wesen wohnen auf diesen Ebenen, von den erhabensten Geisteswesen der geistigen Ebene abwärts bis zu den niedrigsten unterbewußten Naturwesen der physischen Welt. Auf jeder Ebene sind Geist und Stoff in jedem kleinsten Teilchen miteinander verbunden; jeder kleinste Teil hat

den Stoff als seinen Körper und den Geist als sein Leben und alle unabhängigen Verbindungen der Teilchen, alle getrennten Gestaltungen jeder Art und jeglicher Bildung sind durch diese lebenden Wesen beseelt, welche gemäß ihrer höheren oder niedrigeren Verkörperung voneinander verschieden sind. Keine körperliche Gestaltung, die nicht beseelt wäre! aber das sich verkörpernde Wesen kann das erhabenste Geisteswesen, das niedrigste Naturwesen oder eines der unzähligen zwischen ihnen sich abstufenden Wesen sein. Während unseres Menschseins haben wir hauptsächlich mit den Wesen der psychischen Ebene zu thun, denn diese geben uns den Begierdenleib (Kama Rupa) oder den Empfindungsleib, wie er oft genannt wird; sie haben ihn in seine astrale Gebärmutter hineingebaut und beleben seine astralen Sinne. Sie sind, um den technischen Ausdruck anzuwenden, die Rupa Devatas, d. h. die gestaltenden Naturgeister der Welt tierischen Geistes; durch sie werden die Nervenschwingungen in Empfindungen umgesetzt.

Das am meisten in die Augen springende Kennzeichen der kamischen Naturwesen ist Empfindung, d. h. nicht nur die Macht, auf Nervenschwingungen in Thätigkeit zu treten, sondern auch sie zu fühlen; die psychische Ebene ist von solchen mit verschiedenen Bewußtseinsgraden ausgestatteten Wesen bevölkert, welche Eindrücke aller Art empfangen und sie zu Empfindungen vereinigen. Also jedes Wesen, welches einen Körper besitzt, in den diese Naturgeister hineingebaut worden sind, kann empfinden, und vermittelst dieses Körpers empfindet der Mensch. Das Bewußtsein eines Menschen liegt nicht in den Teilchen oder Zellen seines Körpers; diese haben vielmehr ihr eigenes Bewußtsein, vermittelst dessen sie die verschiedenen Vorgänge des vegetativen Lebens vollziehen. An ihrem Bewußtsein hat der Mensch, dessen Körper sie bilden, keinen Teil; weder unterstützt noch hindert er bewußterweise ihr Auswählen, Insichaufnehmen, Absondern, Aufbauen; in keinem Augenblicke vermag er sein Bewußtsein in so enge Beziehung mit dem Bewußtsein einer Zelle seines Herzens zu setzen, um genau angeben zu können, was sie gerade thut. Sein Bewußtsein bewegt sich vielmehr auf der psychischen Ebene aber auch in den höheren psychischen Gebieten, wo die Vernunft zu wirken beginnt, finden wir sie noch mit der Begierde (Kama) verbunden, da die reine Vernunft auf der psychischen oder astralen Ebene noch nicht wirken kann.

Die astrale Ebene ist gedrängt voll von niederen Geisteswesen, ähnlich denen, welche sich Einlaß in den Begierdenleib des Menschen verschaffen und auch den weniger kunstvollen Begierdenleib der niederen Tiere bilden. Durch solche Beschaffenheit seiner Natur tritt der Mensch in unmittelbare Beziehungen zu jenen Geisteswesen niederer Ordnung; vermittelst ihrer bildet er um sich Kreise, bestehend aus allen den Dingen, die ihn anziehen oder abstoßen. Durch seinen Willen, seine Gemütsbewegungen, seine Begierden beeinflußt er diese zahllosen Wesen, welche einen empfänglichen Boden für alle die Gefühlsäußerungen bilden, die er in alle Richtungen entsendet. Sein eigener Begierdenleib bildet die Vorrichtung, durch welche

die von auswärts kommenden Schwingungen zu Gefühlen vereinigt und ebenso die innerhalb entstehenden Gefühle zu Schwingungen auseinander gezogen werden.

Die Erzeugung der Gedankenbildungen.

Jetzt sind wir in der Lage, die Worte des Meisters besser verstehen zu können. Wenn der Geist in seinem eigenen Gebiete schafft, d. h. in dem feinen Stoff der höheren psychischen Ebene, dann erzeugt er Bilder, Gedankenbildungen. Die schöpferische Eigenschaft des Geistes nennen wir sehr passend: Einbildung; das ist sie in einem viel wörtlicheren Sinne, als mancher sich träumen läßt, der das Wort gebraucht. Diese bilderschaffende Fähigkeit ist die bezeichnende Macht des Geistes, und das Wort ist nur ein plumper Versuch, ein geistiges Gebilde teilweise darzustellen. Eine Idee, ein geistiges Gebilde ist ein zusammengesetztes Etwas und bedarf vielleicht eines ganzen Satzes, um genau beschrieben zu werden; darum fassen wir nur eine auffällige Eigenschaft auf, und das Wort, welches diese Eigenschaft nennt, soll dann in unvollkommener Weise das Ganze bezeichnen. Wir sagen z. B. „Dreieck", und dieses Wort ruft im Geiste des Hörers ein Bild hervor, welches zu seiner vollständigen Darstellung in Worten eine lange Beschreibung erfordern würde; wir denken klar in Sinnbildern und müssen dann in mühevoller und unvollkommener Weise die Sinnbilder in Worte zwängen. Nur dort, wo der Geist zum Geiste spricht, findet ein vollkommener Ausdruck des Gedachten statt, den Worte nie zu geben vermögen. Auch dann, wenn in beschränkter Weise eine Gedankenübermittelung stattfindet, werden in Wahrheit nicht Worte, sondern Gedanken mitgeteilt. Der Redende legt in seine Worte die ihm zu Gebote stehenden Gedankenbilder und diese Worte rufen im Hörer die entsprechenden Bilder hervor; denn der Geist befaßt sich mit Bildern und Abbildungen, nicht mit Worten, und die Hälfte aller Streitigkeiten und Mißverständnisse kommt daher, daß man denselben Worten verschiedene Bilder unterlegt oder verschiedene Worte zur Bezeichnung desselben Bildes gebrancht.

Ein Gedanken- oder ein Seelenbild wird durch den Geist geschaffen oder gebildet aus dem Feinstoff der höheren psychischen Ebene, wo er, wie oben gesagt, thätig ist. Ein solches Bild besteht aus den in schneller Bewegung befindlichen Stoffteilchen jener Ebene und teilt seine Bewegung seiner ganzen Umgebung mit. Diese sich fortpflanzende Bewegung wird den zur Empfänglichkeit geeigneten Wesen zu Klang- und Farbempfindungen werden, und sobald ein solches Gedankenbild aus seiner Ebene heraustritt oder abwärts sinkt, oder wie man sonst den Uebergang in eine andere Ebene bezeichnen will, und in den dichteren Stoff der niedrigeren psychischen Ebenen gelangt, so wird es mit seinen Schwingungen wie eine singende Farbe nach jeder Richtung hin ausklingen und sich mit den seiner Farbe entsprechenden Elementarwesen in Verbindung setzen.

Alle Elementarwesen, wie überhaupt alle Dinge im Weltall, gehören

einem oder dem anderen der sieben Urstrahlen, der sieben erstgeborenen Lichtsöhne, an. Das weiße Licht kommt aus dem dritten Logos, dem offenbargewordenen, göttlichen Geist; in den sieben Strahlen sehen wir „die sieben Geister vor dem Throne"; jeder dieser sieben Strahlen hat seine sieben Teilstrahlen und so weiter in immer weiteren Unterabteilungen. Unter den zahllosen Teilen, welche ein Weltall bilden, befinden sich daher Elementarwesen, welche verschiedenen Unterabteilungen und einer Farbensprache angehören, welche ihrer eigenen Farbe entspricht. Aus diesem Grunde wird die wahre Kenntnis der Töne, Farben und Zahlen so sorglich gehütet, (denn die Zahlen sind sowohl vom Ton als auch von der Farbe abhängig), weil der Wille durch sie mit dem Elementarwesen spricht und weil die Kenntnis Macht verleiht, sie zu beherrschen.

Meister K. H. spricht sehr klar über diese Farbensprache wie folgt: „Wie können wir uns diese halbintelligenten Kräfte klar machen, welche sich mit uns nicht durch gesprochene Worte, sondern durch Töne und Farben gemäß den zwischen beiden bestehenden Schwingungsverhältnissen in Verbindung setzen? Denn Ton, Licht und Farbe sind die Hauptbildner dieser Art von Intelligenzen, dieser Wesen, deren Dasein Sie sich nicht träumen lassen, ja, an die Sie nicht einmal glauben dürfen, Sie Atheisten und Christen, Materialisten und Spiritualisten, Sie alle lehren gegen solchen Glauben Ihre verschiedenen Gründe und am strengsten von allen verurteilt diesen erniedrigenden Glauben die sogenannte Wissenschaft".

Kenner des Altertums werden sich erinnern, daß sich hier und da dunkle Anspielungen auf eine Farbensprache finden; sie werden der Thatsache gedenken, daß im alten Aegypten heilige Bücher in Farben geschrieben worden sind und daß der Abschreiber einen Irrtum mit dem Tode büßen mußte. Aber ich will Sie nicht auf diesen Weg führen, so anziehend er sein mag. Wir haben es hier nur mit der Thatsache zu thun, daß Elementarwesen vermittelst Farben angerufen werden und daß ihnen Farbenworte so verständlich sind wie gesprochene Worte den Menschen.

Der Klang der singenden Farbe hängt von der Beschaffenheit des Beweggrundes ab, welcher den Schöpfer des Gedankenbildes beseelt hat. Ist dieser Beweggrund lauter, liebevoll und wohlwollend, so wird die hervorgebrachte Farbe dem Gedankenbilde ein Elementarwesen zuführen, welches die dem Bilde durch den Beweggrund gegebenen charakteristischen Züge annimmt und gemäß der so bezeichneten Linie auch handelnd weitergeht; dieses Elementarwesen geht in das Gedankenbild ein und verleiht ihm einen Teil einer Seele; auf diese Weise entsteht ein unabhängiges Wesen in der astralen Welt, ein Wesen wohlwollenden Charakters. Ist in einem anderen Falle der Beweggrund unlauter, rachedürstig und böswillig, so wird die hervorgebrachte Farbe dem Gedankenbilde ein Elementarwesen zuführen, welches gleicherweise die dem Bilde durch den Beweggrund gegebenen charakteristischen Züge annimmt und gemäß der so bezeichneten Linie auch handelnd weitergeht; auch in diesem Falle geht das Elementarwesen in das Gedankenbild ein und verleiht ihm einen

Teil einer Seele; so entsteht ein unabhängiges Wesen in der astralen Welt, ein Wesen bösartigen Charakters. Ein zorniger Gedanke wird z. B. einen roten Strahl verursachen, da die Schwingungen eines solchen Gedankenbildes das Rote hervorbringen. Dieser rote Strahl zieht Elementarwesen einer zerstörenden, vernichtenden Art an, sie werden in die Richtung des Anreizes fortgezogen und einer von ihnen tritt in das Gedankenbild ein und verleiht ihm eine selbständige Thätigkeit. Ohne es zu wissen, reden die Menschen fortwährend in dieser Farbensprache und rufen dadurch einen Schwarm dieser Elementarwesen um sich herbei, welche ihren Aufenthalt in den ihnen entsprechenden Gedankenbildern nehmen. Auf diese Weise bevölkert ein Mensch den ihn umgebenden Raum, wo er geht und steht, mit seiner eigenen Gedankenwelt; mit den Gebilden seiner Launen, Wünsche, Neigungen und Leidenschaften. Engel und Dämonen unserer eigenen Schöpferkraft umgeben uns auf allen Seiten, bringen unseren Nächsten Wohl und Weh', bringen Wohl und Weh' uns selbst, fürwahr eine karmische Schar!

Hellsehende vermögen diese beständig wechselnden Farbenstrahlen in dem Luftraume jedes Menschen zu schauen: jeder Gedanke, jedes Gefühl, wenn es sich in die astrale Welt überträgt, ist dem astralen Auge sichtbar. Personen, welche mehr als die gewöhnlichen Hellsehenden entwickelt sind, können auch noch die Gedankenbilder und die Wirkungen wahrnehmen, welche die Farbenstrahlen unter den Scharen der Elementarwesen erzeugen.







Mensch, Tier und Vivisektion.[1]

Von

Richard Wolf.



Es ist kein Zeichen eines besonderen Kulturfortschrittes, daß in unseren Tagen so oft die Bestrebungen der Wissenschaft mit denen der Ethik kontrastieren, ja daß die erstere sogar gegen die Forderungen der Sittlichkeit ausgespielt wird. Chemie und Physik vereinigen ihre Kräfte, um neue Maschinen für den Massenmord in der Menschheit zu erfinden, ein ganzes Gebiet der Medizin beschäftigt sich damit, den Menschen zügellose Unsittlichkeit zu erleichtern oder doch ihre unangenehmen Folgen zu beseitigen, und die modernste aller Wissenschaften beweist uns als Statistik mit innigem Wohlbehagen, daß auf eine bestimmte Einwohnerzahl bestimmter Orte so und so viele Selbstmorde, so und so viele Meineide kommen müssen und, statt der Mittel zu gedenken, wodurch Abhülfe geschafft werden könnte, zählt sie und erzählt sie die Gesetze, nach welchen diese grauenerregenden Ziffern in stetiger von den modernen sittlichen Bestrebungen unabhängiger Steigerung begriffen sind. Und nachdem wir in dem einen Teile der naturwissenschaftlichen Aufklärung Belehrung über unsere Stellung in der Natur empfangen haben, — wie Mensch und Tier Brüder eines Stammes seien, in denen gleiche Gesetze des Lebens wirken, und wie wir demgemäß heilige sittliche Pflichten gegen die Tiere haben, — kommt die klügere Physiologie und sagt uns, daß dies bloßer Gefühlstaumel sei, daß allein der Nutzen, wie weiland schon im alten Testamente, unser Verhalten gegen die Tiere bestimme, daß die Bande der Zusammengehörigkeit leerer Wahn seien für den Mann der Wissenschaft, für den Mann, der da — geistig und körperlich — in vollen Zügen genießen will. Weil der Mensch sich, dem Beispiele der verachteten Raubtiere folgend, daran gewöhnt hat, anstelle der ihm nach dem Schöpfungsplan offenbar zugedachten reinen Pflanzenkost, den blutigen Leichnam anderer

[1]) Vortrag für die Theos. Vereinigung zu Breslau, gehalten am 31. März 1895.

mit Empfindung und Erinnerung begabter Lebewesen im Zustande der Totenstarre oder beginnenden Fäulnis hinabzuschlingen und er einen Genuß darin fand, behauptet die Physiologie, das müsse so sein und schließt sich den von ihr so bekämpften dualistischen Religionsmeinungen an, die da lügen: Die Tiere sind für die Menschen geschaffen.

Ja noch mehr. Sie behauptet sogar, daß es ihr erlaubt sei, die Tiere ohne Grund und Zweck, aus Langeweile und Eitelkeit, oder unter dem Vorgeben, den Menschen dadurch gewisse Dienste zu leisten, jeden erdenklichen Qualen und Martern der Zerstückelung, Verbrennung und Verstümmlung zu unterwerfen. Diese Tierquälerei im Dienste der Wissenschaft nennen wir Vivisektion. Ueber und gegen dieselbe zu sprechen, habe ich mir heute zur Aufgabe gemacht. Ihre wahren Ursachen und ihre Folgen, sowie die Vorwände, welche zu ihrer Verteidigung herbeigebracht werden, will ich Ihnen, so weit es meine Kräfte und die Kürze der Zeit gestatten, darzulegen suchen.

Unser Jahrhundert steht unter der Wirkung eines geistigen Gestirns, welches den Namen Erfahrungswissenschaft, Empirie, trägt. Der Versuch, das Experiment, ist die Seele aller Forschung geworden. Nur, was wir sehen und hören, soll Geltung, was wir wägen und prägen, soll Gewicht haben, vorausgesetzt natürlich, daß es sich nicht um spiritistische Thatsachen handelt. Und wie man in den Zeiten scholastischer Irrungen nicht mehr den Wert der Spekulation ermaß, sondern in dieser selbst, in ihrem Eigenwert Vergnügen und Befriedigung fand, so hat auch der Versuch heute seinen Eigenwert erhalten. Der Versuch selbst, nicht sein praktischer Nutzen, wird als wissenschaftliches Ziel gepriesen. Nun hasse ich selbst das Pochen auf den Nutzen als einen traurigen Grundsatz und gebe gern zu, daß eine Wissenschaft Selbstzweck haben kann, insofern sie die Erkenntnis fördert und nicht zur Spielerei wird. Da aber wahre Erkenntnis sittlich wirken soll, dürfen die Wege zu ihr nicht durch die Unsittlichkeit führen. Das aber ist der Pfad der Vivisektion. Sie hat das Denken verlernt und versucht nur noch. Sie hat das Tier durchsucht vom Kopf bis zur Zehe. Es giebt keinen Muskel, keinen Nerv, welcher nicht tausendmal gereizt, zerschnitten, verbrannt, geätzt worden wäre, kein Eingeweide, das die blutigen Henkershände nicht durchwühlt hätten, kein Sinnesorgan, das der Verstümmlung und Zerstörung entgangen wäre. Aber eins ist bei der Experimentierfreudigkeit ausgeblieben: die Erkenntnis. Ja man hat vergessen zu denken und hat dafür experimentiert, hat an hundert gequälten Tieren konstatiert, was der eine Blick auf den lebenden Menschen schon zu lehren im stande war. Müßige, von Eitelkeit und Langeweile geplagte Gelehrte haben einmal die ebenso müßige Frage aufgeworfen, obwohl im rechten Teile des Herzens dieselbe Temperatur herrsche, wie im linken. Hätten diese Herren außer der Empirie auch noch etwas vom Denken gewußt, so hätten sie sich folgendes gesagt: die rechte Herzkammer liegt auf dem Zwerchfell auf, an derselben Stelle liegt unter letzterem die Leber und der Magen. Diese, als Organe energischsten chemischen Umsatzes,

haben eine etwas höhere Temperatur, als die anderen Eingeweide; so wäre es ganz wahrscheinlich, wenn auch das rechte Herz eine etwas höhere Wärme hätte. Damit wäre die Frage eigentlich schon erledigt gewesen. Statt dessen hat man den armen Tieren Thermometer in die Herzkammern geschoben und gemessen. Und die armen Tiere lagen, vielleicht nur mit Curara vergiftet, vollständig gelähmt da, ihre Lungen wurden durch die künstliche Atmung zur Funktion gezwungen, das Gefühl aber blieb bestehen. Denn Curara lähmt nur den Bewegungsapparat, aber nicht die Empfindungen. Dann nahm man den Tieren Leber und Magen fort und legte eine mit kaltem Wasser gefüllte Blase an diese Stelle. Und das Blut der rechten Herzkammer kühlte sich ab. Welche Entdeckung!

Ein anderes Bild. Man will wissen, wohin die chemischen Spannkräfte des Muskellebens kommen. Ein Teil wird zur mechanischen Arbeitsleistung verwandt. Das war bekannt. Aber war das alles? Konnte nicht auch Wärme dabei erzeugt werden? Nun, daß man bei angestrengter Arbeit, d. h. im Zustande, wo im Muskel energischer Stoffumsatz stattfindet, schwitzt und warm wird, sollte den Forschern eigentlich auch bekannt gewesen sein. Statt dessen stach man unschuldigen Fröschen und Hunden Nadeln aus zweierlei Metall, sogenannte Thermosäulen, ins Fleisch und fand bei Reizung der den Muskeln zugehörigen motorischen Nerven wirklich, was man längst wissen konnte!

Die ganzen Versuche über die Wirkungsweise elektrischer Ströme auf die motorischen Nerven und ihre Dauer, welche Millionen wehevoller Stunden lebender Tiere und abermillionen Todesqualen gekostet haben, kann man am gewöhnlichen menschlichen Arme durch Elektrisierung des subkutanen Nervus medianus prüfen, ohne dadurch Schmerzen und Gefahren zu erzeugen.

Ein weiser Mann hat gefunden, daß man bei einem Meerschweinchen durch bloßes Klopfen auf den Schädel Epilepsie erzeugen kann. Und doch wußte man vom Menschen her schon längst, daß zu den möglichen Ursachen der Epilepsie auch Gehirnerschütterungen gehören. Ich habe hier nur möglichst zahme Versuche als Beispiele gewählt, es ist für die Hörer und für den Redner selbst eben keine Annehmlichkeit, einen wirklichen Weg in das empirische Gebiet der Vivisektion und ihrer Roheiten zu unternehmen. Wer sich näher dafür interessiert, findet die Details in jedem Lehrbuch der Physiologie oder, wenn eine solche Lektüre zu gelehrt ist, in den Schriften des internationalen Vereins zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Tierfolter.

Das wenige aber wird Ihnen gezeigt haben, wie sehr man das Denken aufgegeben hat, das doch gewiß mehr wert ist, als alle gedankenlosen Versuche. Der Versuch hinkt eben dem Gedanken meist nach, vorausgesetzt, daß sich jemand die Mühe des Denkens gegeben hat. Copernicus fand die Gesetze der Welten durch reines Denken, Erasmus Darwin die der Lebewesen nur als Dichter und Denker. Spätere — hie Keppler — hie Charles Darwin lieferten die Beweise der Thatsachen. Wahrhaftig,

die Thatsachen sind subaltern. „Um Wissenschaft zu werden, müßte die Physiologie begrifflich werden, denn dem Begrifflichen kommt man nur durch Denken bei, nicht aber durch Stöchiometrie und Mikroskopie, deren Resultate erst durch begriffliches und oft nur durch spekulatives Denken verwertet werden können". Heutzutage aber ist „ein physiologisches Lehrbuch nur eine Sammlung empirischer Aphorismen". Wer wie die Physiologen „nur zugiebt, was er sieht, verlernt schließlich das Denken". (Jatros.)

Will man aber Erfahrungen, wie die oben erwähnten, immer wieder durch Versuche erhärten, wie dies ja täglich im Hörsale vor den Studenten der Medizin zu geschehen pflegt, dann sollte man wenigstens nicht am Tiere dann schmerzhafte Operationen vornehmen, wo uns eine schmerzlose Beobachtung am Menschen die gleichen Resultate liefert. Diese Logik sollte auch für Vivisektoren begreifbar sein. Aber die Neugierde läßt sich nicht zähmen, die Eitelkeit nicht und nicht die wissenschaftliche Habsucht. Versuche wie die obigen haben zudem gar keine praktische Bedeutung für die Heilkunde. Die Sucht der Forscher, neues zu finden und damit den Lorbeerkranz — oder die fette Pfründe der Professur zu erreichen, haben sie ausgedacht. Das ist auch so ein Kampf ums Dasein, der mit seiner Rücksichtslosigkeit die gänzlich unschuldigen Hunde und andere Tiere trifft.

Denn auch die Wissenschaft führt in unserer besitzgierigen Zeit einen Kampf ums Dasein. Wenn eine Wissenschaft nicht fortwährend neue Fortschritte macht, und der staunenden Menge zu imponieren versteht, gleiten die Wellen des Lebens über sie hinweg, sie gerät in Vergessenheit. Und da auch in die idealen Räume der Wissenschaft das gemeine egoistische Utilitätsprinzip, die Habsucht, eingezogen ist, so opfert auch sie Sittlichkeit und Sitte gern dem Götzen „Nutzen". Als der edle Brite das Schlagwort vom Kampf ums Dasein in die Welt warf, da ahnte er freilich nicht, daß dies Gesetz der Bestien von den Menschen sofort zur Rechtfertigung der eigenen Bestialität mißbraucht werden würde, zur Rechtfertigung jeder Roheit, die sich der Starke gegen den Schwachen erlaubt. Der Materialismus, welcher heutzutage ja den Darwinismus am energischsten vertritt, ebenso Darwin selbst, tragen daran keine Schuld. Der Erzmaterialist Büchner hat ein herrliches Werk über das Seelenleben der Tiere geschrieben, Darwin und Brehm zeigen eine Liebe zu den verwandten Lebewesen, die uns vorbildlich erscheinen kann. Ihren Ursprung hat die Tierverachtung, welche zur Tierausbeutung und Tierquälerei führt, vielmehr in den dualistischen Religionssystemen, welche allzulange Europa beherrscht haben. Der Materialismus ist eine monistische Weltauffassung, er begreift die Lebewesen in ihrem Zusammenhang und ihrer Verwandtschaft. Aus solcher Einsicht aber muß, meine ich, moralisches Verhalten gegenüber den Lebewesen folgen, nicht die bewußte „Unterdrückung der niederen Wesen". Der Dualismus aber leugnet die Seele der Tiere und damit ihren Verstand und ihr Empfinden. Das christliche Mittelalter, aller Naturforschung Feind, konnte die Erkenntnisse des alten Plutarch betreffs der

Tierseele nicht billigen und spitzte seine Ansichten zu den berüchtigten Behauptungen Descartes zu, der die Tiere nur für belebte Maschinen hielt und als Automaten ansah. Ein schöne Rechtfertigung für die Tierquäler! Dazu aber mußte ja die christliche Anschauung von der Stellung des Menschen schließlich führen. Wenn trotzdem in unserem noch recht christlichen Jahrhundert, die Tierschutzbestrebungen so herrlich erblühen, so zeigt dies nur, daß, wie Büchner sagt, die Menschen besser sind, als ihre Religion. Das hochmütige Judentum will den Gläubigen begreiflich machen, daß alles Bestehende ihm zuliebe geschaffen ist, er also aus ganz anderem Stoffe geformt sei. „Wie sehr eine derartige Anschauung den Menschen herabwürdigt, statt ihn zu erheben, wird dem Denkfähigen alsbald klar" — urteilt Alfred Behm. Das Christentum ist zwar die Religion der Nächstenliebe, aber da es aus Palästina, nicht aus Indien kam, so fehlte ihm jedes Bewußtsein, daß auch das Tier unserer Liebe und Hilfe wert sei. Keine der zahlreichen Orthodoxien hat die Beziehungen der Menschen zu den Tieren je erörtert, ein Recht der Tiere als Lehrbegriff anerkannt.

Der edle Naturforscher und Philosoph Bonnet, welcher ein Werk über die Tierseele und ihr Fortleben schrieb — der aber doch auch ein guter Christ bleiben wollte, weiß sich nicht anders zu helfen, als daß er spricht zu denjenigen, „welche aus blindem Eifer für die Religion die Immaterialität der Tierseelen bestritten": „Es wäre zu wünschen, daß man nie die Religion in Dinge, die nicht zu ihr gehörten, gemischt hätte". Aber leider — es gehört eben zur Religion. Und Schopenhauer geißelt einmal die Stellung des Christentums zur Tierfrage mit bezug auf „die Eigenheit mancher Sprachen, namentlich der Deutschen, daß sie für das Essen, Trinken, Sterben und den Leichnam der Tiere ganz eigene Worte haben, um nicht die gebrauchen zu müssen, welche jenen Akt beim Menschen bezeichnen, und so unter der Verschiedenheit der Worte die vollkommene Gleichheit der Sache zu verstecken" — er geißelt sie mit folgenden Worten:

„Da die alten Sprachen eine solche Duplizität der Ausdrücke nicht kennen, sondern unbefangen dieselbe Sache mit denselben Worten bezeichnen, so ist jener elende Kunstgriff ohne Zweifel das Werk europäischer Pfaffenschaft, die in ihrer Profanität nicht glaubt, weit genug gehen zu können im Verleugnen und Lästern des ewigen Wesens, welches in allen Tieren lebt, wodurch sie den Grund gelegt hat zu der in Europa üblichen Härte und Grausamkeit, auf welche ein Hoch-Asiate nur mit gerechtem Abscheu herabsehen kann".

Institutionen, wie das Tierhospital in Bombay und an vielen Orten Indiens, würden bei uns als Unternehmen wahnsinniger Schwärmer gelten, man würde entrüstet darüber sein, daß jemand, anstatt etwa für die Errichtung einer Klinik für Syphilitische sein Scherflein beizutragen, die Qualen eines im Dienste der Menschheit erkrankten Pferdes zu lindern sich bestrebt. Man vergißt, daß der Mensch sich immerhin helfen kann, — das Tier aber ganz und gar auf unsere Gnade angewiesen ist. Ich er-

innere mich noch der sittlichen Empörung, die irgend eine liberale oder sozialdemokratische Zeitung heuchelte, als ein Arzt in einer kleinen Stadt eine notwendige Operation an einem erkrankten Hunde im Hospital für kranke Menschen vornehmen ließ. Daß aber unter dem Vorwande, die Heilkunde zu fördern, Millionen gleicher Tiere geopfert werden, das stört die hochsinnigen Verteidiger der Menschenwürde nicht. Denn das — bringt ihnen Nutzen, das ist Kampf ums Dasein.

Der Hund, der für seinen Herrn stirbt, die Tigerin, die sich für die Jungen opfert — sie kennen den eigenen Nutzen nicht. Aber der moderne Mensch hat, nachdem er das Utilitätsprinzip für den Himmel in Form der dem Guten verheißenen ewigen Belohnung entlarvt hat, dem Götzen Nutzen einen Tempel auf Erden errichtet. Und wie er das Tier opfert, so auch den Mitmenschen. Er läßt Tausende von Arbeitern ein verkümmertes Halbleben führen und baut auf den Trümmern dieser Leben sich ein glänzendes, strahlendes Vollleben, ein Genußleben auf. Moral ist vom Standpunkte der Utilität aus ein Unding, welches den Genuß beschränkt. Darum mußte sie wegfallen. Die Folgen werden nicht ausbleiben.

„Mit der Verkennung unseres Verhältnisses zu den Tieren sehen wir eine, im schlimmen Sinne selbst vertierte, ja mehr als vertierte, eine verteufelte Welt vor uns. Es giebt nicht eine Wahrheit, die wir, selbst wenn wir sie zu erkennen fähig sind, aus Selbstsucht und Eigennutz uns zu verdecken nicht bereit sind: denn hierin eben besteht unsere Zivilisation". So spricht Richard Wagner in seinem Briefe über Vivisektion.

Leider muß ich bei dieser Uebersicht zu meinem Bedauern konstatieren, daß kürzlich auch ein Spiritist, Herr Dr. Kühlwetter, bei einer Kritik des Werkes: „Was ist Mystik?" in den „Psychischen Studien" für die Vivisektionsroheit eingetreten ist. Wenn derselbe nun behauptet, daß die Schriften des Herrn von Weber von keinem wissenschaftlich Denkenden mehr ernst genommen werden, so hat er Ursache, eben diejenigen, welche anders darüber, also wohl nicht wissenschaftlich, denken, um ihren Ernst zu beneiden. Auch der Hinweis aufs Chloroform, der den Grafen Leiningen als im Irrtum befangen hinstellen soll, genügt uns leider nicht, wie wir später noch sehen werden.

Wenn wir das Verhältnis vom Menschen zum Tiere für ein Kriterium des Wertes einer Weltanschauung ansehen, so ist selbst der Materialismus höher zu stellen als alle dualistischen Religionen. Aber der Materialismus ist ein roher Monismus, er erhebt sich nicht über den Staub.

Der Materialismus, insofern er von der Einheit ausgeht, kann die Ethik des Mitleids beanspruchen und sie stützen. Aber er kann sie nicht begründen, da das Mitleid als solches schon transscendentaler Natur ist, also außerhalb des Materialismns steht. Den ethischen Ansprüchen des Materialismus fehlt das überzeugende und zwingende, das durch ethisches Streben gekennzeichnete Erlösungsbedürfnis des in jeder begrenzten Form unfreien Geistes. Gemeine Naturen werden den Materialismus

mit seiner Zwecklosigkeitslehre stets für ihre unmoralische Zwecke mißbrauchen, nicht ohne einen Schein der Berechtigung. Dem Materialismus fehlt der Glaube an die Erlösungsbedürftigkeit und Erlösungsfähigkeit. Die dualistischen Religionen lösen dies Problem einseitig, insofern die Erlösung nur die Menschenseele, nicht die übrige Welt betrifft, und unsittlich, indem ihre Erlösungslehre einem höheren Egoismus huldigt, der als Person das Höchste erlangen will. Nur der geistige Monismus, wie ihn Brahmanismus und Buddhismus verkörpern, löst das Erlösungsproblem auf selbstlose Weise, durch die Lehre von der Metempsychose. Er begründet darum die höchste Moral. In den Weltreligionen Hochasiens finden wir allein das moralische Prinzip des Mitleids und der Gerechtigkeit auf alle Wesen, auch auf die Tiere ausgedehnt, wie Schopenhauer dies so sehr zu rühmen weiß.

„Daß das Tier nur durch den Grad seiner intellektuellen Begabung vom Menschen verschieden sei, daß das, was aller intellektualen Ausrüstung vorausgeht, begehrt und leidet, in Jenem aber ganz derselbe Wille zum Leben sei, wie im vernunftbegabtesten Menschen, und daß dieser Wille es ist, welcher in dieser Welt der wechselnden Formen und vergehenden Erscheinungen sich Beruhigung und Befreiung erstrebt, sowie endlich, daß diese Beschwichtigung des ungestümen Verlangens nur durch gewissenhafte Uebung der Sanftmut und des Mitleidens für alles Lebende zu gewinnen war — dies ist dem Brahmanen und Buddhisten bis auf den heutigen Tag unzerstörbares religiöses Bewußtsein geblieben. Wir erfahren, daß um die Mitte des vorigen Jahrhunderts englische Spekulanten die ganze Reisernte Indiens aufgekauft hatten, und dadurch eine Hungersnot im Lande herbeiführten, welche drei Millionen der Eingeborenen dahinraffte: keiner dieser Verhungernden war zu bewegen gewesen, seine Haustiere zu schlachten und zu verspeisen; erst nach ihren Herrn verhungerten auch diese". So erzählt es uns Richard Wagner.

Die Erkenntnis des Weisen schildert der Meister mit folgenden Worten:

„Als es menschlicher Weisheit dereinst aufging, daß in dem Tiere das Gleiche atme was im Menschen, dünkte es bereits zu spät, den Fluch von uns abzuwenden, den wir, den reißenden Tieren selbst uns gleichstellend, durch den Genuß animalischer Nahrung auf uns geladen zu haben schienen: Krankheit und Elend aller Art, denen wir bloß von vegetabilischer Frucht sich nährende Menschen nicht ausgesetzt sahen. Auch die hierdurch gewonnene Einsicht führt zu dem Innewerden einer tiefen Verschuldung unseres weltlichen Daseins: sie bestimmte die ganz von ihr Durchdrungenen zur Abwendung von allem die Leidenschaften Aufreizenden durch freiwillige Armut und vollständige Enthaltung von animalischer Nahrung. Diesen Weisen enthüllte sich das Geheimnis der Welt als eine ruhelose Bewegung der Zerrissenheit, welche nur durch das Mitleid zur ruhenden Einheit geheilt werden könne. Das einzig ihn bestimmende Mitleid mit jedem atmenden Wesen erlöste den Weisen von dem rastlosen Wechsel aller

leidenden Existenzen, die er selbst bis zu seiner Befreiung leidend zu durchleben hatte. So ward der Mitleidlose um seines Leidens willen von ihm beklagt, am innigsten aber das Tier, das er nur leiden sah, ohne es der Erlösung durch Mitleid fähig zu wissen. Dieser Weise mußte erkennen, daß seine höchste Beglückung das vernunftbegabte Wesen durch freiwilliges Leiden gewinnt, welches er daher mit erhabenem Eifer aufsucht und brünstig erfaßt, wogegen das Tier nur mit schrecklicher Angst und furchtbarem Widerstreben dem ihm so nutzlosen und absolutem Leiden entgegensieht. Noch bejammernswerter aber dünkte jenen Weisen der Mensch, der mit Bewußtsein ein Tier quälen und für seine Leiden teilnahmlos sein konnte, denn er wußte, daß dieser noch unendlich ferner von der Erlösung sei als selbst das Tier, welches im Vergleich zu ihm schuldlos wie ein Heiliger erscheinen durfte".

Nun, die Fortsetzung des Buddhismus bildet für uns die Theosophie, welche natürlich ganz auf dem Standpunkte des großen deutschen Tonmeisters und seines Philosophen Schopenhauer in der Beurteilung des Tieres steht.

Wenn ein bekannter Physiologe seinen Zuhörern versichert, daß jede metaphysische Begründung der Welterscheinungen hervorgegangen sei aus Verwirrung und Anmaßung, so müssen wir dagegen feststellen, daß auf Grund unserer Verwirrung und Anmaßung das sittliche Verhältnis der Menschen zu einander und zu den Tieren zu seinem Rechte kommt, daß aber die Bescheidenheit und Klarheit der physiologischen Tierquäler mit ihrer nüchternen Empirie nur ein — freilich recht klares und bescheidenes Ergebnis gehabt hat, welches der berüchtigte Vivisektor Claude-Bernard in die Worte zusammenfaßt: „Unsere Hände sind leer".

* * *

Welche Früchte sollen wir auch von diesem mit Blut und Todesröcheln gedüngten Baume erwarten? Es giebt keine Roheit gegen das Tier, welche man alltäglich verübt sehen könnte, die sich nicht mit frecher Stirn dadurch entschuldigt glauben möchte, daß ja täglich von gebildeten Männern der Wissenschaft mit Hilfe und auf Kosten des Staates ganz andere Grausamkeiten am Tiere begangen werden. Der Kutscher, der das Pferd am schweren Lastwagen zu Tode prügelt, der Clown, der seinen Pudel mit Schlägen, Fußtritten und Hungernlassen dressiert, die Köchin, welche dem lebenden Aal die Haut abzieht, der Käfersammler, der — auch eine Frucht habsüchtiger Wissensgier — den Käfer aufspießt, ohne ihn getötet zu haben — sie sind unschuldsvolle, mitleidige Waisen im Vergleich mit dem Physiologen, der folgenden „moralischen Versuch", wie er es nennt, anstellte: Er blendete seinen Hund auf beiden Augen, zerstörte sein Trommelfell und goß Wachs in die Gehörgänge, er quälte ihn auf jede erdenkliche Weise, um zu sehen, wie weit die Treue desselben gegen ihn, seinen Herrn, gehen werde. Und der blinde, taube, von Schmerzen durchwühlte Hund leckte seinem bestialischen Schinder noch die Hand!

Welche Wirkung solche Dinge auf die Charakterentwickelung derjenigen ausüben müssen, die zum Heilen und Helfen berufen sind, liegt auf der Hand. Wer mit vergnügtem Lächeln die Leiden des Tieres verursachen und ansehen kann, wird auch bald den Leiden und Schmerzen der kranken Menschen gegenüber das Mitleid verlieren, das doch so wichtig für die geistige Wirkung des Arztes auf den Patienten ist. Ja, er wird schließlich in den ihm anvertrauten Menschen nur Arbeitsmaterial für seine physiologische Neugier sehen und, soweit das irgend möglich ist, zu verwerten suchen. Wissen Sie, was der berühmte Wiener Anatom und Menschenfreund Hyrtl dazu sagt?

„Für die Bildung praktischer Aerzte, und diese ist doch der Hauptzweck medizinischer Studien, könnte es nur ersprießlich sein, wenn die Physiologie der Schule sich mehr mit dem Menschen, als mit Fröschen, Kaninchen und Hunden beschäftigte und mehr das Bedürfnis des Arztes ins Auge faßte. So lange dieses bei uns nicht geschieht, wird die Physiologie von den Studierenden nur als eine rigorose Plage gefürchtet, nicht als treue und nützliche Gefährtin auf dem Wege der praktischen Medizin geliebt und gesucht. Mögen deshalb die Lehrer der Physiologie recht oft an Bako denken: vana omnis eruditionis ostentatio nisi utilem operam secum ducat, und die Freunde der empörendsten und nutzlosesten Grausamkeit (nur von dieser rede ich) es beherzigen, daß die Worte der Schrift: „der Gerechte erbarmt sich auch des Tieres" — nicht bloß für die Wiener Fuhrknechte geschrieben wurden; sie gehen auch einige Professoren daselbst an. Was am lebendig sezierten Tiere gesehen wird, können die Schergengesichter der Vivisecanten auch am frisch getöteten sehen. Wer da glaubt, an wochenlang zu Tode gemarterten Tieren etwas für die Wissenschaft finden zu können, der thue es allein zwischen seinen vier Wänden. In den Schulen die gaffende Menge öffentlich mit Atrozitäten zu unterhalten, deren Ergebnisse so oft widerspruchsvoll ausfallen, sollte gesetzlich verboten werden. Das divum humanitatis ministerium (göttliche Amt der Humanität) des Arztes legt ihm die Pflicht auf, dieses Verbot mit allem Nachdruck zu fordern. Wer es ruhig mit ansehen kann, wie der Professor einer auf die Marterbank gebundenen Hündin die Jungen herausschneidet und eines nach dem anderen der Mutter hinhält, welche sie winselnd beleckt und sich in ein Stück Holz mit wütendem Ingrimm verbeißt, der soll ein Schinderknecht, aber kein Arzt werden".

Ich möchte an dieser Stelle jene vor etwa zwei Jahren in einem Staate Nordamerikas zirkulierende und von Tausenden von Aerzten und Laien unterschriebene Petition an die betreffende Regierung in Erinnerung bringen, welche dahin ging, zu gestatten, daß den Verbrechern bei genügender Narkose Brust und Kopfhöhle sollte vollständig eröffnet werden dürfen, um die Funktion der inneliegenden Organe am Lebenden zu sehen und zu studieren.

Oder denken sie einmal zurück an die Greuel der ersten, auf Tier-

versuche gestützten elektrischen Hinrichtung, bei welcher der Delinquent thatsächlich minutenlang elektrisch gebrannt und gequält worden ist. Dahin führt die Vivisektion! Der Mensch wird gleichgiltig für die Menschlichkeit gegenüber dem Selbstzweck einer verrohten und entarteten Wissenschaft.

Deshalb werden heute so viele Krankheiten studiert und kuriert und so wenig Kranke gesund gemacht. Das ist die Wirkung der systematisch anerzogenen Gefühlsverrohung.

Die Freundschaft zum Tiere, unser sittliches Verhältnis zu ihm ist aber nicht nur in dem Augenblicke zerstört, wo wir es aus Neugier und falschen Utilitätsbegriffen quälen, sondern auch dann, wenn wir es einfach ermorden, um uns an seiner Leiche zu mästen.

Wäre es wirklich wahr, daß die Heilung so manches Menschen, daß unser aller leibliches Wohlergehen nicht anders möglich wäre, als dadurch, daß Millionen von Tieren täglich getötet oder gar aufs entsetzlichste gequält würden, wer möchte mit voller Ueberlegung und ruhigem Gewissen dieses Opfer annehmen? Ich frage jeden Denkenden, ob sie ein Plus ihres Lebens von einigen Stunden, Tagen, selbst einigen Jahren mit solchen Grausamkeiten, so vielen Todesqualen und Schmerzen anderer lebender, mit Gefühl und Erinnerung begabter Wesen erkaufen möchten? Aber wir wollen unser Problem noch ein wenig zuspitzen. Nehmen Sie an, daß Sie selbst alle die Unthaten, diese Peinigungen, durch welche Ihr Leben für kurze Zeit zu erhalten wäre (denn selbst das längste Menschenleben kann ein kurzes Dasein genannt werden), persönlich vollbringen müßten, würden Sie, selbst wenn Sie sich zu diesem Heroismus der Lebensbejahung aufgeschwungen hätten, noch ohne ewige Gewissensqualen und furchtbare Vorwürfe bei der Erinnerung an die brechenden Augen der leidenden Tiere leben können. Aber noch einen Schritt weiter! Denken Sie sich kein beliebiges Versuchstier, sondern den treuen Hund, welcher Sie wohl in der Einsamkeit getröstet und mit seinen närrischen Künsten und seelenvollen Blicken die Wolke des Kummers von Ihrer Stirn gescheucht hat, die graue Katze, die sich liebend an Ihre Wange anschmiegte, den Vogel, der jubelnd am Frühmorgen auf Ihren Finger hüpfte und die Körnchen von Ihren Lippen küssend in Empfang nahm, denken Sie sich solch ein Tier als das Opfer aller erdenklichen Qualen, als die Labung eines genußsüchtigen Magens ausersehen — könnten Sie sein Peiniger, sein Mörder werden? Nun, Ihr Haustier ist darum, weil es das Ihre ist, nicht besser als seine Schwestern und Brüder; was von ihm gilt, gilt auch logischerweise von diesen, aber Sie dürfen auch keinen anderen Menschen, keinem bezahlten Physiologen und Fleischer etwas zumuten, was zu thun Sie aufs tiefste verabscheuen würden. Und wenn Sie trotzdem sehen, daß Menschen sich mit den Qualen der Tiere ihr wissenschaftliches Amüsement bereiten, vorgebend, Sie heilen zu wollen, dann ist es sittlich, solchen Leuten auf die Finger zu klopfen und ihnen klar zu machen, daß nicht Ihre Heilung, sondern eigene Naseweisheit und Gefühlsverrohung diese Thaten verschulde.

„Unsere Tage sind gezählt“, sagt Franz Cobbe, „und ohne der Medizin zu nahe zu treten, kann man sagen, daß sie so gar viel nicht thun kann, dieselben zu verlängern. Steht dieses Wenige im Verhältnis mit den Qualen von Tausenden von Tieren? Wer möchte eine Heilung oder Linderung um solchen Preis erkaufen! Und so thut die Vivisektion am Ende nichts, als die Summe des sublunaren Elends zu vergrößern“. Und Richard Wagener faßt diese Ansicht in folgende Worte zusammen: „Wir verachten den Menschen, der das ihm verhängte Leiden nicht standhaft erträgt und vor dem Tode in wahnsinniger Furcht erbebt: gerade für diesen aber vivisezieren unsere Physiologen Tiere, impfen ihnen Gifte ein, welche jener durch Laster sich bereitet, und unterhalten künstlich ihre Qualen, um zu erfahren, wie lange sie etwa auch jenem Elenden die letzte Not fernhalten können. Wer wollte in jenem Siechtum, wie in dieser Abhilfe ein sittliches Moment erblicken?“

Dasselbe gilt meines Erachtens auch von der gewaltsamen Tötung der Tiere. Wenn es wahr ist, daß unser heutiger Körperbau die Fleischkost fordert, die Sittlichkeit uns aber den Genuß derselben verbietet, so werden wir der Sittlichkeit folgen und der Kultur beweisen, daß die durch sittliches Handeln erhöhte Geistesstärke im stande ist, die menschliche Natur wieder auf ihren ureigenen Standpunkt zurückzuzwingen; denn der Mensch stammt von fruchtessenden Tieren und $^3/_5$ der Menschheit, darunter vor allem die geistig-intellektuell und mystisch-hochentwickelten Hochasiaten, sind — letztere freiwillig, andere aus Zwang — reine Vegetarier.

* * *

Angesichts so klarer Forderungen der Sittlichkeit müssen es wohl gar sehr schwerwiegende Gründe sein, welche die Vivisektoren zur Rechtfertigung ihres Thuns und Treibens vorbringen können. Da tritt uns vor allem die Behauptung in den Weg, daß man nur am lebenden Tiere die Funktionen der einzelnen Organe, der Gefäße und Nerven genügend studieren könne, so, daß dadurch die Vorbedingungen für die Heilkunde gegeben würden. Dies ist jedoch eine arge Täuschung. Was von den Tieren gilt, gilt nicht immer vom Menschen. Eine bittere Mandel vermag eine Taube zu töten; der Igel fürchtet den Biß der Kreuzotter nicht und erleidet keinen Schaden durch ihn. Die Gesetze der Gehirn- und Nervenphysiologie, welche man am Tiere fand, versagen, auf den Menschen angewendet.

Der bedeutendste unter den englischen Vivisektoren, Dr. Brown-Sequard, hat sich dahin ausgesprochen, „daß die Lehren der Vivisektion über die Funktionen des Gehirns, also des wichtigsten Kapitels der Nervenphysiologie (dem sich die Vivisektion zur Zeit beinahe ausschließlich zugewendet hat), ein Gewebe von Irrtümern gewesen sind, welche nur erst durch klinische Beobachtungen am Menschen korrigiert worden sind“.

Der englische Physiolog Charles Bell spricht sich über den wissenschaftlichen Wert der Vivisektion mit folgenden trockenen Worten aus:

„Das Oeffnen lebendiger Tier hat mehr dazu beigetragen, den Irrtum zu perpetuieren, als die richtige Einsicht, die wir dem Studium der Anatomie entnehmen, zu bestätigen". (Nervous System, 2. Teil, Seite 184.)

Dr. Roche, Mitglied der französischen Akademie, sagt betreffs der Vivisektion: „Sehen wir nicht alltäglich unbestreitbare Resultate der Vivisektion des Vorabends durch andere des folgenden Morgens Lügen gestraft werden? Wenige Fälle ausgenommen führt die Vivisektion fast regelmäßig zu den trügerischsten Resultaten und ist an und für sich ganz unfähig, irgend etwas sicheres aufzubauen".

Die Behauptung, daß die Wirkung neuer Arzneigifte nur am Tiere ausgeprobt werden könnte, beweist doch wahrhaftig nichts für die Notwendigkeit dieser Stoffe, welche meistens ebenso schnell und plötzlich vom Markte verschwinden, wie sie gekommen sind — freilich ohne ihre Schuldigkeit gethan zu haben. Statt Tausende von Tieren mit Chloroform, Morphium, Cocain und Curare zu vergiften hätte man lieber die psychischen Heilkräfte des Magnetismus und Hypnotismus studieren sollen und man hätte eine Wissenschaft bekommen, deren Wurzeln nicht von Todesqualen und Schmerzensgestöhn vergiftet sind. „Bisher", sagt Prof. Dr. Bernheim in Nancy, „haben die Aerzte nur den Leib des Menschen behandelt, und ohne diese neue psychische Heilmethode, die auf die den Menschen vom Tiere unterscheidende Seele wirkt, giebt es nur Tierärzte". (Diese letzte Behauptung scheint uns vom monistischen Standpunkte aus freilich sehr ungerecht den Tieren gegenüber.) Wenn dagegen die Chirurgie eine neue gewagte Operation von thatsächlichem Werte erst am Tiere versuchen will, ehe sie an das Krankenbett des Menschen tritt, so dürfen wir ihr, aber auch ihr allein, das Tier anvertrauen; denn die Chirurgie hat das Bestreben, mit so wenig Schmerzen als möglich für den Patienten so viel Gutes zu erreichen, wie sie sich als hohes Ziel gesteckt hat. Das ist aber die entgegengesetzte Aufgabe wie die der Physiologie, welche so viel Schmerzen, so komplizierte Qualen, wie ihr möglich wird, hervorzubringen für ihren Selbstzweck erachtet.

Zum Schlusse eine Frage: Was kann der einzelne gegen die Vivisektion thun? Antwort: Augenblicklich nichts, als die Reihen derer zu verstärken, welche auf die Abschaffung der wissenschaftlichen Tierfolter hinarbeiten. Denn nur von unbedingter Abschaffung, nicht von thunlichster Beschränkung derselben unter Staatsaufsicht dürfte die Rede sein können. Die Tierschutzgesetze müssen erweitert und auch auf die Thätigkeit in den Vivisektionssälen ausgedehnt werden. Dann erst wird der Friede in den Mauern der Wissenschaft einziehen, wenn der Weg zur Erkenntnis nicht mehr durch die Schuld führt. Aber auch wir dürfen nie vergessen, daß der erste Ausdruck des Mitleids, dem bekanntlich alle Sittlichkeit entstammt, lautet: Töte nicht! vernichte nichts Lebendes auf seinem Aufwärtswege!

Breslau, 23. März 1895.



Wie die Liebe entstanden ist.

Ein Märchen.

Von

Richard Wolf



Ein Engel stand vor Gottes Thron und fragte: „Wer bin ich? Es ward Morgen und es ward Abend, ich wanderte durch alle Welten und ich erkannte alles, nur mich selbst nicht. Sage, Herr, wer bin ich?"

Da sprach Gott zu ihm: „Denkst du nicht und fühlst du nicht? vermag nicht das Gute dein Herz zu entflammen, runzelt nicht der Zorn über das Böse deine Stirn? Du atmest Güte und Reinheit und sprichst Worte der Erkenntnis. Was fragest du noch: wer bin ich?"

Und flehend blickte der Engel zu ihm auf: „Ja, Herr, alle Welten stehen vor meinem Blick und ich erkenne ihren Lauf. Das Gute und Böse wandelt vor meinen Augen und ich erkenne sein Wirken. Nur ich selbst kann nicht vor mich treten und mich sehen und meine Seele belauschen und sagen: Ich kenne mich, ich habe mich erkannt".

Thränen rannen über seine Wangen, als er wissensdurstig und verzweifelnd in seinem ungestillten Sehnen wieder zum Herrn schrie: „Wer bin ich Herr! Lehre mich, mich selbst zu finden. Denn meine Seele lechzet nach meinem Bilde".

Sprach Gott, der da der Vater ist, zu ihm: „Du sollst dich erkennen. Und noch mehr. Aus deinem Sehnen soll das höchste hervorgehen, was an Tugend und Schönheit, an Reiz und Würde die Erde trägt. Ich will die Liebe erschaffen".

Der Engel aber fiel in tiefen Schlaf. Und Gott nahm aus seinem Herzen den Mut und die Stärke, den wägenden Verstand und die Kraft des Beharrens. Leuchtenden Nebel goß er um die edlen Eigenschaften der Seele; der nun formte sich zu menschlichen Zügen.

So schuf Gott eine Menschenseele und sprach zu ihr: „Steige zur Erde hinab und sei Mann!"

Dann nahm er, was übrig war, Sanftmut und Gefühl, Sehnsucht und Herzensreinheit. Und bald wallte der goldene Nebel um diese Tugenden.

So schuf Gott eine Menschenseele und sprach zu ihr: „Steige zur Erde hinab und sei Weib!"

Als sie nun ausgesandt waren, da rief Gott seine Engel zusammen und sprach zu ihnen: „Mann und Weib schuf ich heute, aus einem Geiste formte ich sie und zusammen gehören sie. Bald wird das tiefe Gefühl

der Einheit sie beide durchflammen, zu einander werden sie streben und Liebe wird sie vereinen".

Am Himmel aber, hoch oben im Norden, ging ein neuer Stern auf bei Gottes Wunderthat. Den Stern der Liebe nennen ihn die Engel, die Menschen aber den Polarstern. —

Die Erde war damals bewohnt von Riesen, von einem Geschlecht, das ihr selbst entsprossen war. Unkundig der Liebe, lebte es gewaltthätig eine lange Zeit und sank dann zurück in den Schoß der Mutter.

Nun geschah es, daß unter diesen Riesen vom Himmel herabsteigend die ersten Menschen erschienen. Sie zog zusammen ein mächtiges Gefühl und miteinander verbrachten sie ihre Tage. Und Liebe nannten sie ihre Sehnsucht. Doch sie erkannten nicht ihren Ursprung, nicht den einen Geist, dessen Teile sie waren. So trennte sie der Tod wieder. Die Erkenntnis war noch nicht gekommen.

Im Himmel aber entstand Aufruhr, denn alles strebte dem ersten Engel nach in der Sehnsucht nach Selbsterkenntnis.

Da ward die große Erde bevölkert, zurück in seine Klüfte floh das Geschlecht der Riesen, die Erde verschlang dieselben und sie erschienen nie wieder am Licht der Sonne. Aber blühende Felder dehnten sich über Berg und Thal und fleißige Menschen hausten auf ihnen.

Adam und Eva aber, denen der wahren Liebe Erkennen noch nicht aufgegangen war, wurden wiederum zur Erde gesandt. Doch die Erkenntnis ist schwer. Und sie gingen und kamen, einmal, zweimal, tausendmal.

Jedes Leben aber brachte sie dem Ziele näher, sie wurden besser und edler und lernten sich selbst vergessen in der Liebe zu den anderen. Die eiserne Schranke, die sie voneinander trennte, schmolz mehr und mehr vor der Flamme der Liebe, die immer reiner und göttlicher in ihnen emporschlug.

Eines Abends nun, da schienen die Sterne so sanft und der Mond leuchtete. Adam und Eva gingen durch blühende Gärten und sprachen von den Zeiten, die längst vergangen, die viele, viele hundert Jahre von ihnen trennten. Doch die alten Bilder stiegen vor dem Auge ihrer Seele auf, wie die Sonne am goldenen Frühmorgen.

Und Adam schaute der Eva ins Auge und sprach: „Ich kenne dich und ich liebe dich".

Und Eva schaute dem Adam ins Auge und sprach: „Ich kenne dich und ich liebe dich".

Zu dieser Stunde ward ihnen beiden die Wahrheit offenbar, daß sie eins seien im Geiste.

Die Selbsterkenntnis war vollendet. Was trennende Schranke war, die Persönlichkeit, wurde von da an äußerer Schein. Denn vereint lebten die Seelen in reinster Liebe.

Als sie nun die Erde verließen, kam ihnen der Allvater entgegen. Sie knieten vor ihm nieder; er aber hob segnend seine Arme. Da schwand

der Schein und der Engel stand wieder vor ihm. Er fiel vor dem Herrn aufs Angesicht und sagte:

„Du gabst mir die Liebe und so erkannte ich mich selbst, denn durch die Liebe werden zwei, die zusammengehören, wieder eins vor Gottes Thron".

Es jubelten die Himmel, die Chöre der Engel sangen göttliche Lieder. Segnend breitete der Herr seine Arme aus. Sein Wort erschallte mahnend:

„Nur vom Baume der Liebe wird wahre Erkenntnis auf Erden gepflückt".



Lesenswerte Bücher:

Annie Besant: Neuere Werke. Vergleiche Seite 104.

Dr. **Franz Hartmann:** Die weiße und schwarze Magie oder das Gesetz des Geistes in der Natur. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 7 Mk.

— — Die Geheimlehre in der christlichen Religion nach den Erklärungen von Meister Eckhart. Ebenda. 3 Mk.

— — Das Palladium der Weisheit (Viveka Chudamani) von Sankaracharya. Ebenda. 2 Mk.

— — Atma Bodha (Selbsterkenntnis) von Sankaracharya. Ebenda. 50 Pf.

— — Tattwa Bodha (Daseinserkenntnis) von Sankaracharya. Ebenda. 1 Mk.

— — Der Führer im Geistigen oder Grundriß zu einem Katechismus der Selbsterkenntnis von Satya Kama Nara. Ebenda. 1 Mk.

— — Lotusblüten. Ebenda. Jahrgang in 12 Heften 10 Mk. Einzelne Hefte 1 Mk.

Von Lesern und Mitarbeitern, welche die hier genannten Werke aufmerksam durchgearbeitet haben, bitte ich mir Zuschriften aus, in denen der Hauptinhalt dieser Werke dargelegt wird. Wer über denselben steht, mag sie mit gründlicher Sachkenntnis kritisieren. Auch die Darstellung des Eindruckes, den irgend ein Buchinhalt, eine Gedankenreihe, eine dem Leser bisher neue Idee auf diesen gemacht hat, ist mir sehr erwünscht. Hoffentlich ergiebt sich aus diesen Arbeiten neues wertvolles Material für die „Sphinx". Daraus wird eine heilvolle Wechselwirkung zwischen der Geistesarbeit der Leser und des Herausgebers erwachsen. Von vornherein schließe ich jeden Beitrag von berufsmäßigen Kritikfabrikanten aus, die ein Buch kritisieren, ehe sie es nur gesehen haben. Dieses Lügensystem möge der „Sphinx" fern bleiben. Dr. Göring.



Bemerkung über „Erziehung zu religiösem Leben".

Zu der unter diesem Titel im Oktoberhefte der „Sphinx" erschienenen Abhandlung von Dr. Göring teile ich die Erfahrungen aus meiner Kinderzeit mit. In unseren englischen Kirchen wird beim Gottesdienste abwechselnd aus dem neuen und dem alten Testamente gelesen. Ein Kind, das unter dem Drucke einer harten Erziehung und der kalten Strenge seines Vaters aufgewachsen war, sagte, als es hörte, daß Gott unser „Vater" sei, ganz enttäuscht: „Wenn Gott wie ein Vater ist, kann ich ihn nicht lieben".

Ein anderes Kind hörte aus dem Texte des alten Testamentes, daß Gott eifersüchtig sei; da sagte es: „Der ist garstig!"

Ein Kind nannte eines seiner Geschwister „du Narr!" Da setzte die fromme Mutter dem Kinde auseinander, daß es sich in große Gefahr bringe, wenn es dieses Wort gebrauche: „Du bist in Gefahr, in das höllische Feuer zu kommen! wie meine Hand hier nach unten hängt, wenn ich sie über den Rand dieses Buches lege, so schwebst du über einem Abgrunde, in den du fallen wirst, wenn du so gegen das Gebot Jesu handelst!" Das Kind, das die Liebe und Güte seiner Mutter kannte und davon überzeugt war, daß seine gute Mutter ein ohne Bedacht und ohne Bewußtsein gesprochenes halbscherzendes Kinderwort nicht mit so unmenschlicher Grausamkeit bestrafen könne, und daß Gott, der die Liebe sein soll, noch weniger grausam sein könne, als der beste Mensch, hielt diese Drohung nur für einen erzieherischen Scherz, machte dabei eine auf ganz anderem Gebiete liegende Beobachtung und dachte: „Was hat doch meine Mutter für eine schöne Hand!"

Eine strenggläubige Stiefmutter, die ihren Buchstabenglauben für Frömmigkeit hielt, gegen ihre Stiefkinder aber kaltherzig, hart, lieblos, ja selbst boshaft war, gab diesen Kindern alle möglichen Lehren nach dem Wortlaute des Katechismus. Aber vergeblich. Die ohne Liebe behandelten Kinder hatten auch den Glauben an die Mutter verloren, und so blieb alles, was sie ihnen sagte, nur leerer Schall. Es ist selbstverständlich, daß Glaube, Vertrauen, Zuversicht, Glaubensfestigkeit, Gottvertrauen, sittliche Erkenntnis und Wahrheit nur durch Liebe gewonnen werden.

In dem Buche „Story of an African Farm" von Olive Schreiner legt die Verfasserin einem Kinde, welches von dem Gotte des alten Testamentes und dem Heiland des neuen Testamentes gehört hatte, die ohne allen Zweifel aus der Erfahrung des Kindeslebens geschöpften Worte in den Mund: „Ich liebe Jesus, aber ich hasse Gott".

Solche Erfahrungen können Erziehern, Eltern und Lehrern bei der religiösen Bildung der Kinder nicht genug ans Herz gelegt werden.

Lucy T. Straith.

Für die Redaktion verantwortlich:
Dr. Göring in Berka an der Werra (W.-Eisenach).

Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig.

Druck von Appelhans & Co. in Braunschweig.

SPHINX

Kein Gesetz über der Wahrheit!

Wahlspruch der Maharadjahs von Benares.

XXII, 121. März 1896.

Die höhere Seite der theosophischen Studien.

Von

Mohini M. Chatterji. [1])



Das Studium der Theosophie, in das wir eingetreten sind, ist ein solches von einer ganz besonderen Art. Die esoterische Wissenschaft, wie wir die Theosophie auch bezeichnen können, erfordert, da sie gleichzeitig Physik, d. h. Naturwissenschaft, Ethik und Metaphysik ist, die Hingabe aller Eigenschaften des Menschen, um sie vollständig zu begreifen. Unähnlich jenen einzelnen Wissensgebieten, denen man für gewöhnlich sein Interesse schenkt, beschäftigt sich dagegen die Theosophie direkt mit dem großen Probleme des menschlichen Glücks, eines vollkommenen und ewigen Glücks. Hervorbringung von Glück ist das Endziel jeder Anstrengung und die Dinge um uns her erregen unser Interesse nur soweit, als wir sie zur letzten Vollendung unseres Daseins — zum Glück für förderlich halten. Es folgt daraus, daß, wenn die Theosophie thatsächlich beansprucht will, die Wissenschaft des Glücks zu sein, sie alle Gegenstände menschlichen Interesses umfassen muß. Sie erfordert demnach Allwissenheit. Die hier versuchte Definition ist ohne Zweifel von grenzenloser Ausdehnung und würde jeden, der Anspruch auf eine vollständige Kenntnis derselben erheben wollte, der äußersten Geringschätzung und Lächerlichkeit würdig, ja vielleicht selbst dieser unwürdig erscheinen lassen. Eines jedoch ist sicher: die erhabene Wissenschaft des höchsten Wissens, wie sie im Osten heißt, ist auch die Wissenschaft der höchsten Seligkeit und die Kunst, diese zu erlangen.. Als Wissenschaft giebt sie die Richtung an, in welcher unsere höchsten Fähigkeiten die Entfaltung des Daseins als die Richtung nach dem Glück erfassen, und betrachtet jede Abweichung von dieser Richtung als verhängnisvoll. Als Kunst bekümmert sich die Theosophie naturgemäß

[1]) Siehe „Theosophist" vom März 1885.

um Dinge, die unser höchstes Interesse besitzen, um uns selbst, unsere Persönlichkeiten, und faßt vom Standpunkte dieser aus das Problem des Glückes ins Auge. Diese Persönlichkeiten oder persönlichen Egos sind die Kandidaten für das Glück und deshalb berechtigt, besonders in Betracht gezogen zu werden. Es hat keinen Zweck, hier die manchmal gehörte Behauptung zu besprechen, daß Handlungen, Leben oder Dasein auch möglich seien, ohne gerade auf Glück gerichtet zu sein. Schon eine oberflächliche Untersuchung zeigt ja, daß auch dann, wenn der Mensch anscheinend nach etwas Unangenehmem strebt, das wirkliche Motiv gleichwohl das Verlangen nach Glück bleibt. Der Verfasser der „Upanishads" beweist große Weisheit durch seine Frage: „Wer hätte sich bewegt, wer hätte überhaupt gelebt, wenn nicht Glück den ganzen Weltenraum durchdränge?"

Die allgemein zugänglichen Beziehungen des persönlichen Ego zu den Dingen, die man ihrer Nicht-Identität mit dem Selbst der Persönlichkeit wegen gewöhnlich als Außenwelt auffaßt, müssen erkannt werden, ehe irgend eine Methode, ein Hülfsmittel zur Erlangung von Glück angegeben werden kann. Dieser Teil der Untersuchung ist auf das Gebiet dessen beschränkt, das man im gewöhnlichen empirischen Sinn positives Wissen nennt, und das der physischen Natur angehört; erreichbar ist es mit Hülfe der physischen Sinne.

Nachdem wir aber einmal den Gegenstand, der glücklich zu machen ist, in dem Selbst gefunden, wird es nötig sein, dessen Natur zu untersuchen, um so zu entdecken, wie es glücklich gemacht werden kann. Dieser Zweig der Untersuchung, welcher metaphysischer Natur ist, muß mit Hülfe der, wie wir sagen können, superphysischen Sinne, oder des höheren Intellekts in Angriff genommen werden. Gewöhnlich finden wir, daß alle Handlungen im Leben, die aus einem System von Versuchen und Fehlgriffen hervorgehen, jenes Glück zu erreichen suchen, in der die Hoffnung auf ein unveränderliches Genießen und Ruhen winkt. Schreitet aber die Untersuchung der wahren Elemente des Glückes weiter, so kommt eine sehr wichtige Thatsache, die sich auf unsere Auffassung der Zeit bezieht, zum Vorschein. Wir sehen, daß die Persönlichkeit, die Streberin nach Glück, das Charakteristische besitzt, daß sie ohne Wechsel des Bewußtseins unfähig ist, zu existieren, und existieren muß sie doch. Das, was ist, kann niemals absolut aufhören, zu sein; keine echte verwandtschaftliche Beziehung läßt sich aufstellen zwischen einem Ding und dessen völliger Negation. Jene Vorstellung von Glück also, welche die Persönlichkeit in ihrer Unwissenheit über ihre eigene Natur sich bildet, muß aufgegeben werden, wenn es sich um ihr wahres Glück handelt. Um wirklich glücklich zu werden, muß also die Persönlichkeit ihre fortwährende Unbeständigkeit erkennen, und das Resultat einer derartigen Erkenntnis wird dann die Aufgabe des Verlangens nach der Fortdauer irgend eines besonderen Zustandes ihrer Existenz sein, ein Verlangen, das nur aus der Unkenntnis ihrer eigenen Natur hervorgeht. Sobald diese Unkenntnis gehoben ist, und

sobald sich die Persönlichkeit ihrem eigenen naturgesetzlichen Wechsel anzupassen beginnt, ändert sich auch der Charakter des Ego vollständig, sodaß die frühere Persönlichkeit mit all ihren Plänen und Absichten ausgelöscht erscheint. Um den verschiedenen Zustand zu kennzeichnen, nennen wir die menschliche Wesenheit dann eine Individualität. Es liegt außerhalb des Rahmens dieses Aufsatzes, in eine Diskussion über die Existenz der Individualität einzutreten, während die Persönlichkeit andauert, oder genauer ausgedrückt, während die Persönlichkeit die Aufmerksamkeit für sich beansprucht. Es genügt, hervorzuheben, daß, wenn man das Universum vom Standpunkte der Ewigkeit aus überblicken könnte, es dann keinen Wechsel gäbe, alles würde gegenwärtig, wechsellos, immerdauernd erscheinen. Allein die Bedingungen für einen solchen Ueberblick sind uns verschlossen. Die einzig existierende Ewigkeit ist eine Ewigkeit der Veränderung. Veränderung allein ist permanent. Uneingedenk dieser Thatsache bauen unsere Persönlichkeiten Luftschlösser von Glück, in welchem der Wunsch nach Andauern eines besonderen Zustandes eine hervorragende Stelle einnimmt. Eine Folge davon ist das Leid, das wir empfinden, wenn dieser Wunsch auf unvermeidliche Enttäuschung stößt. Eine vollständige Erkenntnis der beständigen Veränderlichkeit der Existenz ist also ein wesentliches Erfordernis für vollkommenes Glück. Um das äußerste Maß von Glück zu erreichen, müssen wir auf jeden Wunsch nach Glück, als dem Resultat unserer Arbeit, verzichten und dieses nur in der Arbeit selbst finden.

Nachdem dieses festgestellt ist, ist der nächste Schritt der, unsere Arbeit kennen zu lernen. Eine richtige Untersuchung der Natur des Wechsels, des Gesetzes, welchem die nach Glück trachtende Persönlichkeit unterworfen ist, liefert uns dann jene Kenntnis, indem die höchsten Fähigkeiten eines jeden mit den Strahlen ihres glänzenden Lichts die massive Dunkelheit durchdringen, die gleicherweise Vergangenes und Bestehendes umhüllt. Wenn wir die wahre Natur unseres Bewußtseins untersuchen, so finden wir, daß die einzige Ursache alles Leids und jeglicher Mühsal in der Persönlichkeit selbst oder mit anderen Worten — in dem großen Interesse zu suchen ist, das wir in der Ueberzeugung von ihrem Sonderdasein, von ihrem Gegensatz zu anderen Persönlichkeiten für sie empfinden.

Allein die Veränderlichkeit der Persönlichkeit erfordert notwendigerweise die Existenz einer permanenten Basis, und die Abgetrenntheit setzt eine darunterliegende Wesenheit voraus. Diese permanente Basis darf jedoch nicht als eine bestimmte Wesenheit aufgefaßt werden. Es ist nur ein Zustand, der ohne Wechsel nicht mehr existieren kann, als Wechsel ohne ihn. Je mehr die Persönlichkeit diese Permanenz, diesen Zustand von Einheit aller Persönlichkeiten verwirklicht, zu denen sie sich in ihrem gegenwärtigen Zustande so sehr im Gegensatz fühlt, desto mehr wächst ihr Glück. Denn jeder Schritt dieser Verwirklichung vermindert die Zahl der von der Persönlichkeit sich selbst gesetzten Schranken und erzeugt Glück.

Das Bestreben, das Ideal einer allgemeinen Verbrüderung zu verwirklichen — die Gegenwirkung des Gemütes gegen das Bewußtsein der Einheit, welche den verschiedenen Formen der Manifestation zu Grunde liegt — heißt gewöhnlich praktische Moral. In dem Maße, wie die Arbeit der ethischen Entwickelung voranschreitet, werden die Fesseln der Persönlichkeit, die ja das Bewußtsein des Selbst im Gegensatz zu den übrigen Selbstheiten hervorbringt, schlaffer und schlaffer, die Persönlichkeit dehnt sich immer mehr aus, bis sie sich ganz verliert. Das Vorhandensein von Gegensätzen ruft Schmerz hervor, welcher im selben Verhältnis, wie das Gefühl des Sonderseins nachläßt; die Glückempfindung wächst mit dem Wachstum der mehr permanenten Interessen und erreicht seine Vollendung, wenn der „Tautropfen in das leuchtende Meer gleitet", d. h. die Persönlichkeit ihre Grenzen durchbrechend, im All versinkt und aufhört zu sein.

Die Höhen der Vollendung, welche die entfesselte Individualität dann zu ersteigen beginnt, liegen weit jenseits des menschlichen Gesichtskreises. Niemals aber verliert sie sich „in der Glorie ihres Weiterschreitens, niemals hört sie auf, zu sein".

Der Weg jedoch, auf dem diese Wahrheit — dieses Glück — gefunden wird, ist nicht für alle der gleiche. Gerade der Umstand, daß eine Persönlichkeit eine bestimmte und nicht eine andere ist, beweist, daß jede ihren eigenen Weg einzuschlagen hat. Kein Mensch im Universum ist überflüssig. Auch das Dasein der niedrigsten Kreatur hat seinen Zweck. Die entgegengesetzte Behauptung involvirt die Voraussetzung der Allwissenheit und wäre gleichbedeutend mit der Leugnung der Existenz der Vernunft selbst. Jeder Mensch hat daher Anspruch auf vollkommene Freiheit des Gewissens und Niemand hat das Recht, über seinen Nebenmenschen zu urteilen. Jeder ist berechtigt, seine eigene Meinung zu haben, aber nicht, sie andern aufzunötigen. Eine Vernachlässigung dieser Regel hätte zur Folge, daß die ganze menschliche Rasse sich in zahlreiche Ebenbilder eines einzigen Individuums umwandelte, was, weil es im Widerspruch mit der naturgesetzlichen Verschiedenheit der Manifestation steht, notwendig Leiden verursachen müßte. Nichts in der Natur läßt sich vernichten und alle Versuche, das Unmögliche möglich zu machen, würden nur Unheil stiften. Lassen wir deshalb auch dem geringsten Individuum sein Geburtsrecht der Gewissensfreiheit. Wenn die Handlungen eines andern unseren Pfad der Pflicht kreuzen und unser Schicklichkeitsgefühl oder unser Eigentum verletzen, so haben wir ein Recht, die That zu verurteilen, und zu versuchen, deren üble Wirkung aufzuheben; allein Unrecht ist es, unsere Herzen gegenüber dem Thäter zu verschließen; er hat ein Recht auf alles Mitleid, dessen unsere Natur fähig ist. Denn nach dem Karmagesetz

Wird gestraft die falsche Zunge durch die Lüge, die sie spricht,
Giebt der schleichende Dieb, der Räuber wieder, was er raubt.

Das Karmagesetz bringt die wahre Ordnung in unsere persönliche Erfahrung, sobald wir diese im Lichte jener Manifestation der Natur betrachten, die man gewöhnlich Kausalität nennt. Das, was einmal ist, kann nicht aufhören zu sein. Allein es kann auch nicht in einem Zustande der Permanenz verharren; denn dies würde die Idee der Aufeinanderfolge zerstören, die mit dem Begriff Existenz unlösbar verknüpft ist. Unsere Thaten leben demnach in ihren Wirkungen oder deren entsprechenden Formen fort.

Dieser Aufsatz, welcher nur die praktische Seite unserer Studien behandelt, ist nicht der geeignete Platz, um das Gesetz von Karma und Reinkarnation zu beleuchten, oder auch nur die Haupteinwände dagegen zu widerlegen. Es soll hier aber wenigstens auf die Thatsache hingedeutet werden, daß dieses Gesetz eine befriedigende Erklärung der anscheinenden Ungerechtigkeiten des Lebens liefert. Wir finden rings um uns her nicht nur Schmerz und Leid, sondern auch eine moralische Reinheit und eine Verderbtheit, die in den Individuen durch Umstände hervorgerufen worden ist, über die diese selbst gar keine Gewalt haben. Keinerlei Spekulation, kein Dogmatismus vermag eine Erklärung zu dieser Anomalie zu geben, ohne daß die Wahrheit des eben erwähnten Gesetzes erkannt wird. Einwendungen gegen dieses Gesetz basieren häufig auf der Annahme, es widerspreche der Gerechtigkeit, daß ein Mensch die Folgen einer früheren Handlung zu tragen habe, ohne die Erinnerung an dieselbe in seinem Gedächtnis bewahrt zu haben. Es ist kaum nötig, hier auszuführen, daß sich dieser Einwand auf die Voraussetzung stützt, das Wort Gerechtigkeit habe, auf die Naturgesetze angewandt, dieselbe Bedeutung, wie im Verkehr der Menschen unter einander mit ihrem beschränkten Wissen und ihren egoistischen Motiven. Erfährt etwa ein Mensch, der von einer Krankheit ergriffen wird, jemals genau den Zeitpunkt und die Umstände, wann und unter denen er die Keime seiner Krankheit in sich aufnahm? Die Gerechtigkeit der Natur ist in der ungestörten Herrschaft des Kausalgesetzes gewährleistet. Wenn Du leidest, so muß ein Grund dafür vorhanden sein, und dieser Grund muß in irgend einer Verbindung mit Dir stehen, sonst würde er nicht gerade Dein Leiden hervorgerufen haben. Es ist jedoch nicht nötig, anzunehmen, daß die Ursache dieses Leidens mit Deinem gegenwärtigen Körper in Verbindung stehen muß, dieser Persönlichkeit, dieser aus einer bestimmten Summe von Erfahrungen zusammengesetzten Einheit; diese Persönlichkeit ist ja in Wirklichkeit nur die Form, welche Dein altes Selbst unter der Wirkung selbstgeschaffener Ursachen angenommen hat, den Erzeugern von allem Freud und Leid, das Dich gegenwärtig trifft. „Ihr leidet an euch selbst". „Das, was ihr säet, werdet ihr auch ernten".

Aus solchen, hier nur kurz und gedrängt angestellten Betrachtungen geht hervor, wie verkehrt alle Empfindlichkeit gegenüber den Uebeln ist, die wir uns selbst zugezogen haben. Wir sollten vielmehr gleichgültig dagegen sein und den Pfad unserer Pflicht weiterverfolgen; das Uebel ist

ja die Folge unserer eigenen früheren Thaten. Keine Macht im Himmel und auf der Erde kann auch nur für die Dauer eines Moments das Maß unseres Leids oder unserer Freude abkürzen oder verlängern. Die Totalsumme menschlichen Glücks würde sich allerdings in beträchtlichem Maße vermehren, wenn dieses Gesetz, das allein eine wahrhaft wissenschaftliche Basis für die Ethik zu liefern im stande ist, getreulich befolgt würde. Unsere ethischen Begriffe jedoch lassen sich nicht fixieren, da die Persönlichkeit, der sie angehören, selbst wandelbar ist. Die Moralität eines polynesischen Wilden verwandelt sich in ihr Gegenteil, wenn sich dieser in einen zivilisierten Menschen umwandelt. In den Gebieten der Physik und der Metaphysik gilt dasselbe Gesetz. Was heute Metaphysik ist, wird morgen Physik sein, wie gegenwärtiges Recht zukünftiges Unrecht sein wird. Eine Wahrheit jedoch wird bestehen bleiben, nämlich die, daß es immer ein Unbekanntes geben wird, mit dem sich die Metaphysik zu befassen hat, und von dem die Ethik fordern wird, daß es in das Bereich der Physik — der Wissenschaft des Objektiven gezogen wird. Im ganzen Umfang des Daseins tobt der ewige Kampf der Umwandlung von Metaphysik in Physik, und die Ethik ist die Streiterin, die ihn auskämpft. Jede Auffassung von Leben und Glück des Menschen, die eine von diesen dreien auf den Thron erhebt auf Kosten der beiden anderen, führt immer zu einem geistigen Bankerott. Physik ohne Metaphysik ist Empirie, Metaphysik ohne Physik Dogmatismus, und Ethik ohne die beiden anderen Aberglaube. Die harmonische Verbindung dieser drei ergiebt das, was Theosophie, Weisheitsreligion, esoterische Wissenschaft genannt wird. Das Studium dieser großen Wissenschaft führt zu einer richtigen Entwickelung aller der verschiedenen Eigenschaften, deren synthetische Einheit eben der Mensch ist. Die Physik — richtiger ausgedrückt, die Naturwissenschaft — erfordert eine Pflege des Intellekts. Metaphysik kann nur verstanden werden, wenn die Fähigkeit der Intuition, der reinen Vernunft (des höheren Manas) entwickelt wird, während durch die Ethik das Gemüt sich erweitert. Das Gefühl der Ehrfurcht, das uns das Geistige einflößt, wird durch eine Verbindung metaphysischer und ethischer Fähigkeiten hervorgerufen. Die Metaphysik erkennt die wahre Natur des Bewußtseins, welche die durch das Gemüt sich äußernde Ethik uns zu verwirklichen antreibt. Diese treibende Ueberzeugung ruft das Gefühl der Ehrfurcht für die subjektive Seite der Natur hervor und heiligt es.

Es wird der Theosophie zuweilen der Vorwurf gemacht, sie sei nichts neues. Der logische Zusammenhang zwischen Neuheit und Wahrheit ist jedoch schwer zu ergründen. Wenn Theosophie Gottesweisheit, d. h. die Wissenschaft der göttlichen Glückseligkeit ist, und wenn Glück das ist, nach dem alles Dasein verlangt, so giebt es dann eine Theosophie, wenn wir im Menschen eine metaphysische Anlage zur Betrachtung jener Probleme vorfinden, die tief in seiner Natur liegen. Die Neuheit ist ein Attribut, welches für unsere Lehre niemals beansprucht wurde; allein es muß gleichzeitig anerkannt werden, daß eine Lehre um so reicher ist, durch

eine je größere Zahl von Köpfen sie hindurchgegangen ist. Es ist die Verwirklichung der Wahrheit, die wir suchen, und in der Erfüllung dieser großen Aufgabe sind uns die Erfahrungen jedes anderen willkommen; wir stützen uns auf keine autoritativen Satzungen, jeder hat vielmehr nach dem Spruche seines eigenen individuellen Urteils zu entscheiden, was er annehmen kann und was er verwerfen muß. Abstrakte Wahrheiten sind wie mathematische Formeln; die darunter liegenden Prinzipien müssen zuerst verstanden und dann die Fähigkeit ihrer Anwendung erworben werden, der Wert der Mathematik wird nicht dadurch herabgesetzt, daß einige ihrer Resultate durch Anwendung empirischer Regeln erzielt werden können.

Jene große Wissenschaft ist die Wissenschaft des ewigen Lebens, die Betrachtung dessen, wodurch das gegenwärtige Leben bedingt ist, so daß wir es so zu nehmen lernen, wie es wirklich ist. Das Mißverstehen des wahren Wertes unserer gegenwärtigen Existenz verdeckt unseren Blicken die bleibende Basis, welche allen Veränderungen der Form unterliegt, und hat einige in die schlimme Lage von Tennysons „St. Simon, des Säulenheiligen" versetzt, bei anderen aber einen epikuräischen Materialismus hervorgerufen. Ein richtiges Verständnis des Gegenstandes dagegen deckt sowohl den Wert, wie auch den Unwert dieses Daseins auf, das uns gleichzeitig einkerkert und befreit. Es ist nur ein kleines Glied in seiner endlosen Kette von Veränderungen; nur ein Tropfen im Ozean; allein es ist doch ein Glied und ein Tropfen. Unser Glück hängt vollkommen von einer richtigen Schätzung des eigentlichen Wertes dieses Lebens ab. Unwissenheit ist schlimm und es ist gleichgültig, ob diese Unwissenheit aus einer Ueberschätzung der Wichtigkeit dieses Lebens hervorgeht oder aus dem Gegenteil. Die große Täuschung des Glaubens an ein absolutes Dasein außerhalb des Kosmos ruft eine vollkommene Lähmung des gegenwärtigen Lebens und alles Elend, welches daraus folgt, hervor, während die Ueberschätzung dieses Lebens in Sinnlichkeit und Scheinheiligkeit ausartet. Diese Ueberschätzung geht aus zwei bestimmten Ursachen hervor, die beide gleichgefährlich sind: aus dem Materialismus, welcher keine von dem gegenwärtigen Körper losgelöste Existenz zu begreifen vermag; und aus gewissen Formen dogmatischer Religion, welche dieses irrende, elende Leben der Menschheit durch eine ewige Existenz ergänzen, deren Natur von Ursachen abhängen soll, die in endlicher Zeit hervorgerufen wurden. Die Vergnügungen dieses Lebens erscheinen dem Bekenner des ersteren Systems in gigantischen Verhältnissen und die Moral des Dogmas wird zur allmächtigen Beherrscherin des sogenannten religiösen Menschen.

Allein die einzige Ewigkeit, die wir kennen, ist eine Ewigkeit des Wechsels. Dieses Leben ist nur eines der zahllosen Leben, welche das ruhelose Kaleidoskop des Daseins erzeugt. Die Erkenntnis dieser großen Naturwahrheit erweitert unseren Blick und läßt uns das gegenwärtige Leben in seinem wahren Lichte erkennen. Wenn wir dann in Einzelheiten weiter eindringen, so wächst unsere Erkenntnis der Harmonie des Daseins an Klarheit, und mehr und mehr lichtet sich die Nacht unserer Unwissenheit.

Die Bruchstücke esoterischer Kosmogonie, wie sie heute in der theosophischen Litteratur der Welt vorliegen, bringen uns einer richtigen Schätzung des wahren Lebenswertes näher und näher. Diese Lehren müssen jedoch der großen Mehrzahl unserer gegenwärtigen Generation solange als eine Metaphysik erscheinen, deren Sanktion ihnen nur ihre Vernunft erteilen kann, bis ihnen die Praxis der Ethik deren Verwirklichung als Physik ermöglicht, eine Aufgabe, die nur von einzelnen wenigen Individuen bis jetzt erfüllt wurde. Allein die durchführbare Umwandlung metaphysischer Begriffe in physische Thatsachen mit Hülfe der Ethik darf nicht außer Acht gelassen werden.

Ein bloß intellektuelles Studium dieses Systems der Metaphysik ist ohne Zweifel sehr heilsam, allein gleichzeitig sollte man auch beachten, daß das beste Resultat nur durch dessen praktische Anwendung in der Lebensführung erreicht wird, oder in der Ausdrucksform des Ostens — nur durch fortwährendes Dabeibleiben. Die Anstrengung, uns den immensen Zeitabschnitt vorzustellen, während dessen der Verlauf der Entwickelung der Menschen so stattgefunden hat, wie ihn die oben erwähnten Fragmente darstellen, erzeugt anfänglich geradezu Schwindel; allein ist im weiteren Verlaufe dieses Prozesses erst einmal ein auch nur schattenhaftes Verständnis der Wahrheit erreicht, so verschwindet die künstliche Wichtigkeit, mit der die Unwissenheit jede flüchtige Phase des Daseins ausschmückt und das Erdenleben beginnt, seinen richtigen Platz in der endlosen Manifestation des Seins einzunehmen, durch das wir hindurchschreiten.

Fassen wir das gegenwärtige objektive Leben selbst ins Auge, so finden wir, daß es einer musikalischen Note gleicht, die angeschlagen, ihre Terz und ihre Quinte hervorruft und dann auf einer höheren Oktave zu sich selbst zurückkehrt. Erreicht die Bewußtseinseinheit, die wir ein Menschenwesen nennen, während ihres Fortgangs auf der gegenwärtigen Kurve objektiver Entwickelung, deren höchsten Punkt derselben und wendet sie sich dann in anderer Richtung, so tritt das Phänomen des Todes ein. Der Tod markirt den Punkt vergleichsweiser Bewegungs- oder Bewußtlosigkeit. Eine absolute Bewußtlosigkeit giebt es natürlich im Universum das selbst ein großes Bewußtsein ist, nicht. Mit dem Tod beginnt das Verschwinden der Bewußtseinseinheit in der subjektiven Seite der Existenz. Es ist klar, daß der Bewegungsvorgang durch entgegengesetzte Kräfte beeinflußt wird. Mit anderen Worten, eine Wesenheit, die materielle Neigungen erzeugt, wird in ihrem Fortschreiten himmelwärts — um diesen populären Ausdruck zu gebrauchen — durch derartige Neigungen im Verhältnis zu deren Intensität zurückgehalten. Diesen Zustand des Konflikts bezeichnet man im Osten richtig mit dem Ausdruck Kama-loka, d. h. Welt des Verlangens. Er entspricht dem Purgatorium oder Fegefeuer, von dem einige christlich-theologische Schulen reden. Die Dauer dieses Kama-loka-Zustandes hängt von der relativen Intensität der materiellen und geistigen Neigungen der Persönlichkeit ab. Da dieser Zustand direkt auf das Erdenleben folgt und diesem am nächsten steht, so ist er demnach

auch der erste, auf die der Psychiker — das Medium — trifft. Da aber die Bewegungsrichtung des Mediums derjenigen der sich zurückziehenden Wesenheit entgegengesetzt ist, so kann diese nur einen Rückblick werfen und reflektiert nur solche Gedanken und Stimmungen, die dem irdischen Leben entsprechen. Man möge nicht vergessen, daß nach der Auffassung des Lebens, wie sie diesem Aufsatz zu Grunde liegt, das Geistige eng mit dem verknüpft ist, was gewöhnlich das Abstrakte genannt wird, und daß darunter etwas höheres zu verstehen ist, als die landläufige Auffassung der Moral in sich schließt.

Es kann deswegen auch nicht überraschen, daß Menschen, die auf der Erde für besonders gut galten, durch den Zustand von Kama-loka hindurchgehen müssen. Nur diejenigen, welche in langen Zeiten selbstlosen irdischen Lebens jede Spur materiellen Begehrens ausgetilgt haben, sind im stande, Kama-loka ganz zu überspringen, während im allgemeinen die Dauer desselben zwischen einigen Stunden und einer großen Anzahl Jahre variiert. Soviel ich weiß, wird es auch durch die Erfahrung derer bestätigt, die das Wesen der Kama-loka-Existenz erforscht haben, daß Menschen, welche in hohem Alter mit dem Bewußtsein starben, des Lebens Anforderungen redlich erfüllt zu habeu, sehr selten sich durch Medien manifestieren, woraus sich einigermaßen auf die wahre Natur der Kama-loka-Wesenheiten schließen läßt.

Wir wollen nun zu der Analogie zwischen dem Menschenleben und der musikalischen Note zurückkehren. Ein Mensch, mit besonders organisiertem Gehörsinn, welcher ihn von allen Obertönen nur die Terz vernehmen läßt, wird von der Existenz einer Quinte oder Oktave nichts vermuten. So ist auch das ungeübte Medium, dessen einziger Zweck auf Kama-loka gerichtet ist, für irgend eine Idee von höheren Zuständen unzugänglich. Es ist darum auch sehr bedauerlich, daß Transszendental-Metaphysik nicht allgemeiner studiert wird, da in Abwesenheit des unvergleichlichen Hellsehens eines geübten Sehers nur sie die tiefen Mysterien geistigen Lebens zu ergründen vermag. Vielen Intelligenzen liefern die Manifestationen des Sitzungszimmers abschließende und zufriedenstellende Beweise für die Unsterblichkeit des Menschen, allein das Ungerechtfertigte des zu einem solchen Resultat kommenden Urteils liegt für alle, die metaphysisch zu denken vermögen, offen am Tag. Es ist übrigens hier nicht unsere Absicht, uns auf diesen Gegenstand weiter einzulassen, da dessen Wichtigkeit eine besondere Abhandlung erfordert. Für den Augenblick wird die Bemerkung genügen, daß eine Untersuchung des Bewußtseinszustandes, den wir Kama-loka nennen, durchaus keinen Schlüssel liefert zum richtigen Verständnis eines höheren Daseins, wenn auch der Untersuchende sich auf das Zeugnis von Wesenheiten stützt, die in diesen Zustand übergegangen sind. Welchen Verlaß gewähren die durch Medien gewonnenen Aufschlüsse über die Mysterien des wahren geistigen Lebens? Bei der Beantwortung dieser Frage müssen wir uns daran erinnern, daß doch in der bloßen Thatsache des Todes nichts enthalten ist, was einer sonst durchaus inkom-

petenten Person die Autorität verschafft, in geistigen Dingen ein letztes Wort auszusprechen. Probleme, die der Vernunft zugänglich sind, können von im Körper befindlichen Geistern ebenso gut gelöst werden, wie von entkörperten. Wir legen doch dem Glauben eines Menschen, sein Gehirn sei aus Wachs oder aus geschmolzenem Blei auch keinen Wert bei, wenn es sich auch um sein Gehirn handelt und nicht um das unserige. Und wir werfen ebensowenig unseren Euklid über Bord auf die Versicherung eines Menschen hin, daß am Nordpol die drei Winkel eines Dreiecks nicht gleich zwei rechten seien.

Die Geheimnisse der Seele werden sich niemals den Sinnen erschließen. Der physische Mensch kann nur seine astrale Existenz erkennen, jenes Grenzland zwischen dem Physischen und dem Geistigen. Es folgt hieraus, daß mit Hülfe der durch spiritistische Medien erhaltenen Belehrungen niemals die Probleme des wahren geistigen Lebens gelöst werden können. Im übrigen lastet auf der Praxis des Spiritismus ein schwerer moralischer Vorwurf, welchen alle Dienste nicht aufzuwiegen vermögen, die derselbe im Kampfe gegen die Fortschritte des Materialismus leistet. Wenn man freilich aus ungenügenden Daten, aus dem Verkehr mit der astralen oder halbätherischen Phase der Existenz, den Schluß auf die Ewigkeit der Persönlichkeit zieht, dann hat man sicher von dem gegenwärtigen Leben, und von der Persönlichkeit, die sich darin manifestiert, eine übertriebene Vorstellung. Und eine unmittelbare Folge dieser Anschauung ist, daß der eigentliche Lebensstrom wahrer geistiger Entwickelung, was doch ein anderer Ausdruck für Befreiung aus den Fesseln der Persönlichkeit ist, an seiner Quelle vergiftet wird. Das Unmoralische des Spiritismus liegt auf einer höheren Ebene, und ist darum um so tadelnswerter. Es ist verderblicher, in eines Menschen Seele den Gedankenkeim zu pflanzen, welcher in einen Giftbaum des Unheils auswächst, als ihn zu berauben und zu ermorden. Von einem anderen Standpunkte aus ist es einleuchtend, daß die Wesenheit, die sich durch das Medium mitteilt, durch die Ablenkung von dem höheren Leben, dem sie zustrebt, sehr ernst geschädigt wird. Der hieraus erwachsende Schaden wird leicht darum unterschätzt, weil wir mit der Operation von Ursachen auf überphysischen Daseinsebenen wenig vertraut sind. Die durch die Wirkungen der Gedankenenergie oben gegebene Illustration wird etwas Licht auf diesen Gegenstand werfen. Eine in einem Kama-loka-Bewohner angefachte Neigung wird sich dadurch in einem weit größeren Maße verlängern, als man zuzugeben geneigt sein wird. Die schlimmen Wirkungen des astralen Verkehrs auf das Medium selbst sind ganz offenkundig. Aufgeben des Willens bedeutet Aufgeben der Pflicht und Verrat an der Menschheit.

Wir gelangen nun zu einer Betrachtung des eigentlichen geistigen Gegenstückes zum irdischen Leben, zu dem Zustand, welcher in neueren theosophischen Lehren Devachan genannt wird. In diesem Zustande lebt die menschliche Wesenheit in der höchsten geistigen Manifestation ihrer irdischen Persönlichkeit und in der Verwirklichung all ihrer Hoffnungen

und Bestrebungen. Kein Verkehr, es sei denn ein rein subjektiver, ist mit solch einem geläuterten Wesen möglich. Während das geistige Leben eines Individuums in Devachan sich entfaltet, spüren sympathische Seelen auf der Erde den belebenden und vergeistigenden Einfluß solcher Entfaltung und übertragen ihn in ihr physisches Leben nach Maßgabe ihrer respektiven geistigen Entwickelung. Wenn immer ein Individuum auf der Erde durch sein hohes geistiges Leben auf der Ebene der Seele zu leben vermag, so kann es bewußt die Ströme geistiger Energie, die sich so über die Welt ergießen, in sich aufnehmen und sie auf ihre Quelle zurückführen. Wahre geistige Verbindung muß subjektiven Charakters sein. Das reine geistige Wesen vibriert sogar während des Erdenlebens im Einklang mit irgend einem glorreichen Vorläufer, einem guten Menschen im Leben und im Sterben. So wird es klar, daß gute Menschen, wenn einmal befreit von den Fesseln des Fleisches, inspirierend auf ihre Rasse einwirken, und zwar für eine unmeßbar längere Periode, als die kurze Spanne ihrer Lebenszeit beträgt, bevor sie wieder zu einem objektiven Leben herabsteigen. Allein trotzdem ist der Devachanzustand von einem höheren Standpunkte aus betrachtet, ein sehr selbstischer. Wenn auch die geistige Energie, die von einem Bewohner von Devachan ausströmt, einen Faktor in der geistigen Entwickelung der Rasse bildet, so kann doch der Wesenheit, die das Element des Selbstbewußtseins nicht entbehren kann (wie alle Wesenheiten in Kama-loka und Devachan, wenn sich selbst überlassen) nicht mit mehr Recht Selbstlosigkeit zugesprochen werden, als man etwa einen Baum selbstlos nennen könnte, der dem müden Wanderer Obdach gewährt. In der Thatsache des Bewußtseins sind zwei Elemente verborgen, die bloße Empfindung und das überlegende Bewußtsein dieser Empfindung. Wenn ich etwas sehe, so sind zwei Thatsachen in meiner Seele gegenwärtig: die Thatsache des Sehens jenes Dinges und die Thatsache, daß ich es sehe. Wenn die höheren Gedanken und Bestrebungen durch eine Wesenheit in Devachan verwirklicht werden, so ist dieselbe in der Lage eines solchen, der in einem Genuß aufgeht, dessen einschneidende Intensität sein reflektives Bewußtsein oder Selbstbewußtsein momentan aufheben. Wirklich selbstlose Wesen gehen deshalb gar nicht in den Zustand von Devachan ein, sondern erlangen unmittelbare Wiederverkörperung, solange als für ihre fernere Entwickelung auf der Erde irgend eine Möglichkeit vorhanden ist, worauf sie dann, wie dies bei Sakyamuni der Fall war, in den Zustand von Nirvana übergehen, um denen als wahre geistige Nahrung zu dienen, die nach Gerechtigkeit hungern und dürsten.

Dies ist die Lehre, gegen welche der Vorwurf der Selbstsucht manchmal sehr rasch geschleudert wurde, eine Anklage, deren unbesonnene Ungerechtigkeit schon bei geringstem Nachdenken an den Tag treten muß. Wenn Glück der wichtigste Zweck aller und jeder Anstrengung ist, — so lautet die Frage, mit der uns unsere Gegner bestürmen — wo ist dann dieser Geist der Selbstaufopferung zu finden, welcher allein die Pforten

des höchsten Gutes erschließen kann? Eine derartige Streitfrage kann nur aus dem Dunkel stammen, in das die wahre Natur der Selbsthingabe und des höchsten Gutes von der Unwissenheit gehüllt wird. Weder Gut noch Schlecht besitzt irgend welche absolute Existenz. Keine in einer endlichen Zeitperiode vollzogene Handlung kann Resultate hervorbringen, die deren Glück oder Unglück erzeugende Kraft für den Vollzieher derselben für alle Ewigkeit festhalten. Dieselben Gründe, welche ewige Bestrafung zu einer Absurdität stempeln, entziehen auch einer ewigen Glückseligkeit allen Boden als Wirkung einer, während einer endlichen Zeitperiode wirksamen Energie. Es soll damit nicht behauptet werden, daß auch nur die geringste Energiewirkung vernichtbar sei, sondern nur, daß wegen der Veränderlichkeit des persönlichen Ego die Manifestationen einer Ursache ihren unglücklichen oder glücklichen Charakter in Bezug auf die Bewußtseinseinheit, die diese Ursache ursprünglich hervorgebracht hat, mit der Zeit wieder verlieren. Glück allein ist der konstante Faktor und das finale Merkmal, auf das alle unsere Begriffe von Güte bezogen werden müssen. Welches aber ist das höchste Glück? Es ist ein gänzliches Verzichtleisten auf alles Verlangen nach Glück, und eine vollkommene Befriedigung im Ausführen seiner Arbeit, die unserer wahren Natur, befreit von Egoismus, entspricht. Egoismus ist wie der größte Feind des Glückes, so auch das größte Uebel. Wenn wir dieses Prinzip auf die Selbstaufopferung in ihrer gewöhnlichen Bedeutung anwenden, so finden wir, daß sie an sich selbst weder gut noch schlecht ist, sondern daß sie erst das eine oder das andere wird, je nach den Beweggründen, die ihr zu Grunde liegen. Die Unterwerfung des Selbst unter das Gebot der Pflicht ist die einzige Aufopferung des Selbst; unter allen anderen Formen haben wir ein Selbstabschlachten, nicht eine Selbstaufopferung. Bewußtsein der Persönlichkeit ist das große Uebel, und dieses Uebel wird nicht auf dem Wege entfernt, auf dem sich das Bewußtsein manifestiert. Wenn man mit dem Entschluß, sich selbst aufzugeben, in den Tod rennt, einerlei aus welchem Grunde, so ist doch noch das Bewußtsein eines Selbst vorhanden, welches aufgegeben wird, und folglich das Vorhaben ein selbstisches. Selbstvergessenheit in der Ausführung der Pflicht, welche ihre Vollendung erreicht, wenn Pflicht und Natur eins werden, ist die wahre Selbstaufopferung. Solange, als es noch einen Gegensatz zwischen dem einen und dem anderen Selbst giebt, ist das Selbst noch nicht aufgegeben. Selbstaufopferung ist ein fortwährender Kampf um die Erreichung jenes Zieles, wo — um die Worte eines großen indischen Lehrers anzuführen — „das Selbst das All überflutet, wie bei der großen universellen Ueberschwemmung das Wasser die Welt überflutet". Es erfordert größere Selbsthingabe, das Leben fortzusetzen und seine Pflicht zu thun, als sich bei der Annäherung des Todes deren zu entledigen. Das Ideal der Selbstaufopferung lieferte das Beispiel Buddhas, der um unserer willen weiter lebte. Wenn man etwas mit seinem polaren Gegenteil verwechseln will, so kann man dieses auch für Selbstsucht erklären; dann allerdings wäre es dies.

Wir haben uns hier mit einigen Thatsachen in Bezug auf Kamaloka und Devachan beschäftigt, jedoch nicht in der Absicht, den Gegenstand zu erschöpfen, sondern nur, um dessen praktische Bedeutung nachzuweisen. Wir haben zu zeigen versucht, wie ein sorgfältiges Studium der esoterischen Lehre, erfüllt von dem Ernst dieser Aufgabe und von Aufrichtigkeit des Herzens, uns die immense Wichtigkeit vor Augen führen muß, die in der Pflege der geistigen Seite unseres irdischen Charakters besteht, die etwas Höheres bedeutet, als bloße blinde Unterwerfung unter die konventionelle Moral, deren Basis die Anerkennung der menschlichen Selbstsucht bildet. Aus diesem Studium folgt für uns die Lehre der universellen Toleranz und brüderlichen Liebe. Und mehr als dies! Es bietet uns die erhabene Lehre der Entsagung und selbstlosen Hingabe an die Sache der Menschheit, eine Lehre, die die größten Lehrer aller Zeiten und aller Länder gepredigt und verwirklicht, welche die großen und guten Menschen aller Zeitalter und jedes Landes beherzigt und befolgt haben, und die in sich aufnehmen zu können, den größten Ruhm der Menschheit bildet.



Eine Winterreise in Indien.[1]

Ein Reisebrief.

Von

Dr. Hübbe-Schleiden



Mein Standquartier war lange Zeit Madras. Dies liegt recht mitten in den Tropen, hat stets tropische Wärme und eine mehr gleichmäßige Temperatur als Nord-Indien. Selbst in den kühlsten Januarnächten fiel das Thermometer nicht unter 15° R. und stieg am Tage öfter bis auf 25° im Zimmer.

Nach meinen Begriffen ist das behaglich warm; und der Gedanke an die grauenhafte Kälte in Europa, von der uns der Telegraph berichtete, machte mich schaudern. Ich würde mich jedenfalls viel behaglicher in einer Hölle befinden, in der mangels regelmäßiger Sonnenbeleuchtung beständig gut geheizt wird, als in den luftigen Höhen, wo die Engel in ihren weiten weißen Nachthemden ohne „rein-wollen garantierte" Jäger-Trikots Tag und Nacht Psalmen singen. Zähneklappern würde es mir wahrscheinlich unmöglich machen, mich daran zu beteiligen, trotz all meiner Begeisterung für konventionelle Disziplin und für den himmlischen Byzantinismus.

Da lobe ich mir Indien! Hier kann zwar unter englischer Oberhoheit jeder glauben und reden was er will, solange er nur seine Steuern richtig zahlt und sich wie ein anständiger Mensch beträgt, aber hier friert man wenigstens nicht. — So meinte ich wenigstens bis dahin. Aber ich lernte bald, daß man hier in Indien doch auch frieren kann. Indien erstreckt sich nicht nur sehr weit nördlich bis Kaschmir in gleichen Breitengraden wie Sizilien, es schließt auch Teile des Himalayagebirges ein, das mehrere Kilometer hoch ist. Und vor allem wollte ich diese großartigste Landschaft der Erde sehen, den Him-alaya, auf deutsch: die „Höhen des ewigen Schnees".

Anfang Februar schiffte ich mich auf einem neuen Dampfer der P. und O. Linie „Simla", der auf seiner Jungfernreise von England heraus in Madras anlegte, nach Calcutta ein. Die Fahrt war köstlich und die See fast spiegelglatt. Aber trotzdem die Wärme der Luft kaum

[1] Von Dr. Hübbe-Schleiden sind folgende „Reisebriefe aus Indien" in der „Sphinx" erschienen: 1. Im Morgenlande. März 1895, XX, 145—160; 2. Südindien. Juni 1895, XX, 337—347; 3. Ceylon. Juli 1895, XXI, 18—34; 4. Hindus und Buddhisten. August 1895, XXI, 91—98. 5. Madras in Aufregung. Dezember 1895. XXI, 321—337. 6. Indiens Zukunft. Januar 1896, XXII, 34—48.

abnahm, machte sich die leichte Brise doch als empfindlich kühl bemerkbar; und als wir in der dritten Nacht nun gar in die Mündungsbucht des Huglyflusses, an dem Calcutta liegt, einliefen, da fror mich bei 10—11° R. erbärmlich.

Der Hugly gehört wegen der Breite seiner Mündung zu den sogenannten majestätischen Strömen. Er erinnert durch sein gelbliches Schlammwasser an die Elbe; und wer zu kurzsichtig ist, um mit bloßem Auge die Einzelheiten der Szenerie am Lande zu unterscheiden, der hätte sich leicht in die Täuschung hineinwiegen können, von der Nordsee kommend, nach Hamburg hinaufzudampfen.

Der Hugly gilt übrigens als einer der Ausflußarme des Ganges, und sein Wasser ist auch schlammig genug, um als Gangeswasser gelten zu können; jedenfalls wird seine Wirkung deshalb als heiligend erachtet. Ich ließ mich daher nicht, wie die anderen Passagiere, abschrecken, auch an diesem Morgen mein regelmäßiges Bad zu nehmen. Konnte ich mir doch am Bord des Dampfers das Wasser hinreichend erwärmen lassen; und die Gelegenheit, mit einem Gangesbade alle seine Sünden für sein ganzes Leben, die vergangenen und auch die zukünftigen, abzuwaschen, sollte man sich doch nicht entgehen lassen. Hoffentlich hat meine un-orthodoxe Verwendung von Seife dabei diese kostbare Wirkung nicht beeinträchtigt!

Vom Standpunkte der Schiffahrt aus betrachtet, ist es ein Skandal, daß man das Fahrwasser dieses mächtigen Handelsstromes noch nicht reguliert hat, so daß man nur bei Hochwasser und bei klarem Tageslicht mit Hülfe sehr geschickter Lotsen mit Seedampfern darauf fahren kann — fast so unbegreiflich, wie die noch mangelnde Regulierung der Elbe unterhalb Hamburgs. Aber für den Hugly spricht die Entschuldigung, daß die Regulierung durch die beständige Verschiebung des Triebsandes fast unmöglich gemacht wird, zumal angesichts der Hochfluten während der Regenzeit (Juli und August).

Vom Standpunkte des Aesthetikers aber ist es besonders erfreulich, daß die Fahrt den Hugly aufwärts bis Calcutta nur bei völlig klarem Tageslicht unternommen werden kann. Denn diese Fahrt bietet viel Malerisches. Je weiter man den Fluß hinaufkommt, insbesondere oberhalb Diamond Harbour, von wo man auch schon mit der Eisenbahn nach Calcutta gelangen kann, destoweniger ähnelt die Fahrt der auf dem großen heimatlichen Strome.

Schon die schlanken Böte der Indier geben dem Bilde einen mehr graziösen, malerischen Charakter als das des praktischen Lebens materieller Kultur auf der Elbe. So ein indisches Boot schwebt mehr auf dem Wasser, als es in dem Wasser schwimmt. Schnabel und Stern des Bootes ragen weit nach vorn und hinten über den Wasserspiegel heraus, besonders das Hinterteil; und dort wird das Boot gesteuert oder gar gerudert, ganz wie die venezianischen Gondeln. Ueber der hinteren Hälfte des Bootes ist meistens ein bogenförmiges Dach von Palmblattmatten

errichtet oder andernfalls ist dort die Ladung oft sehr hoch aufgestapelt. Vorne steht der Mast, an dem das große Segel in der Art der Lateiner hoch in die Luft ragt. Die Ufer des Hugly sind dichter bewachsen und bebaut, je höher man hinaufkommt. Charakteristisch sind die verschiedenen schlanken Palmenarten, die unter die Baumvegetation gemischt sind, sodann die graziösen großblättrigen Bananen oder Plantanen, und das helle Zuckerrohr und Mais. Zwischen den Bäumen schauen die Strohdächer zahlreicher Dörfer hervor und die weißen oder rosafarbigen Wände kalkbeworfener Häuser der wenigen Europäer dort.

In einer Stunde Entfernung von der Stadt, bei Badje-Badje und Fort Gloster, zeigen sich an beiden Ufern des Flusses riesige Fabrikgebäude, Jutespinnereien und Baumwollenzeugfabriken. Als ich sie zuerst sah, überkam mich ein Gefühl der Wehmut darüber, daß man die freien harmlosen Naturkinder dieses paradiesischen Landes in solche dumpfen, rasselnden Gefängnisse einsperre oder vielmehr, daß diese kindlich genügsamen Indier sich doch zum Teil an dem trügerischen Seile ihrer begierigen Ungenügsamkeit zu solchen Sklavendiensten einfangen lassen. Als ich aber einige Wochen später einen ganzen Tag darauf verwandte, um mehrere dieser Fabriken eingehend in Augenschein zu nehmen, als ich darin die offenherzigen Berichte der Männer hörte, die seit Jahrzehnten diese Fabriken mit großer Befriedigung leiten, als ich die hohen, luftigen, schattigen und kühlen Räume durchwanderte, als ich die behaglichen Gesichter der Männer und Frauen und die spielende Lust der überaus geschickten Knaben sah, die ihrem alten Fabrikdirektor wie einem Vater zugethan waren offenbar ohne alle Angst und Furcht, da gewannen ganz andere Gefühle und Ansichten hinsichtlich dieser Fabriken die Ueberhand in mir. Ich habe niemals irgendwo einen auch nur annähernd so günstigen Eindruck von Fabrikbetrieben bekommen wie hier.

Es wird den Arbeitern hier leicht gemacht, sich gerade soviel Lebensunterhalt zu erwerben, wie sie wollen. Von all den Klagen der europäischen und amerikanischen Arbeiterwelt weiß man hier nichts; und der erste unüberlegte Gedanke ist hier: würde nicht jeder deutsche Fabrikarbeiter sich hier wie im Elysium befinden?! — Aber freilich sagt man sich sofort: Nein, sicherlich nicht! Denn warum fühlen sich diese Arbeiter glücklich? und warum fließt ihre Arbeit leicht dahin? — Nur, weil sie eben Indier und *keine* Europäer sind und weil sie als Indier und *nicht* wie es der Europäer beansprucht, behandelt werden. Der Deutsche ist kein Indier und will auch nicht wie ein Indier zufrieden sein. Und was dies Klima hier gestattet, ist in Deutschland unmöglich; auch kann hier kein Deutscher 12 Monate des Jahres in der Fabrik arbeiten.

Soviel mag hier in diesem Zusammenhange beiläufig über indisches Fabrikwesen gesagt sein. In vollständiger umfassender Darstellung werde ich bei anderer Gelegenheit auf die Einzelheiten eingehen. Mir hat aber dies Studium nur aufs festeste die Ueberzeugung bestätigt, daß Indien mit seinem reichen Boden, das alle Erzeugnisse der Erde produzieren kann,

mit seinen verschiedenen Gegenden, die alle Klimate der Erde umfassen, und vor allem mit seiner dichten, arbeitsamen und hinreichend intelligenten Bevölkerung, wenn diese mit Kapital, Erfahrung und Thatkraft der europäischen Rasse organisiert wird — daß Indien dereinst alle Länder der Erde übertreffen wird. Auch wird in diesem Lande dereinst wieder die höchste Geisteskultur ihre Hochburg haben und von hier die Menschheit läutern und veredeln. Denn mag auch gegenwärtig das Brahmanentum und alles Hinduwesen im thörichten Kastenwesen und im fratzenhaften Götzendienst versumpft sein, nirgends lebt wie hierzulande das, was bei uns in Europa nur Philosophie der Kant und Schopenhauer und weniger Höchstgebildeten ist, es lebt mehr oder weniger bewußt als Religion und als praktische Lebensweisheit im gesamten Dasein des Indiers von seiner Geburt bis zu seinem Sterbebette, es verläßt ihn nicht beim Aufstehen und beim Schlafengehen, nicht beim Essen und beim Trinken, nicht bei seinen Arbeiten und bei seinen Vergnügungen. Und dabei hat er noch den Vorzug vor den europäischen Philosophen, daß er sich nicht auf deren Negation beschränkt. Kant und Schopenhauer sagen: „Was das Ding an sich, das eigentliche Wesen alles Daseins ist, das können wir mit den Anschauungsformen unseres menschlichen Vorstellungsvermögens nicht wissen, nicht begreifen". — Ganz richtig, sagt der Indier; aber es giebt ein inneres, übermenschliches Bewußtsein, vermöge dessen man dies Wesen selbst unmittelbar wahrnehmen kann. Diese Bewußtseinsstufe wollen alle echten indischen Weisen in sich selbst verwirklicht haben; und es ist daher das Lebensstreben jedes nicht ganz im tierischen Materialismus des Gelderwerbs versumpften Indiers, diese innere geistige Erfahrung selbst zu machen und die übermenschliche Bewußtseinsstufe einer Erkenntnis des „Absoluten" zu erreichen.

Eine Beschreibung Calcuttas, der „Stadt der Paläste", von der Ankunft in ihrem lebensvollen Hafen bis zur Abfahrt von ihrer Haupt-Eisenbahnstation in Haurah jenseits des Flusses an der anderen Seite der von Menschen und Wagen wimmelnden Huglybrücke, der indischen London-Bridge, ist ein eigenes Bild, das nicht zu dieser Winterreise gehört. Das aber sei hier doch erwähnt, daß diese Hauptstadt des indischen Reiches nicht allein die größte, sondern auch die am wenigsten geistige, die am meisten materiell gesinnte Stadt des Reiches ist. Die soeben erwähnte Neigung der Indier zur Religiosität tritt bei den Bengalen und besonders bei denen in Calcutta, sehr zurück. Die Bengalen sind offenbar einer der intelligentesten und bestbeanlagten Stämme Indiens, aber für feingeistige Bestrebungen ist wohl nirgend so wenig Sinn und Raum wie in Calcutta. Diese Thatsache findet unter anderen auch darin ihren Ausdruck, daß hier nicht ein einziger geschmackvoller Tempelbau, ja überhaupt kein irgendwie größerer Tempel zu finden ist, und daß die Kali, die Nationalgöttin Calcuttas, die fratzenhafteste von allen 330 Millionen Götzen Indiens ist, so abschreckend, wie ich selbst bei den Menschenfressern Aequatorial-Afrikas kein Fetischbild gesehen habe.

Nicht, dies Babylon Indiens zu sehen, auch nicht, dem Geistesleben Indiens oder seinen Verzerrungen und Entartungen nachzugehen, war jetzt mein Ziel; ich wollte die Glorie großer göttlicher Natur genießen. Deshalb eilte ich voran. Nach kurzer Rast saß ich wieder in dem Eisenbahnzuge, der mich weiter nordwärts dem Himalaya zutrug.

Es fährt nur ein Schnellzug täglich zum Gebirge hin und einer zurück; und beide sind so eingerichtet, daß man von den je 24 Stunden der Fahrt bis zum Hochland hinauf und von dort herunter beide Mal die Tagestour im Gebirge macht und die Nachttour durch die völlig flache bengalische Ebene, in der fast garnichts zu sehen ist, selbst nur wenig Kokospalmen und Bananen; das ganze Land ist mit Kornfrüchten verschiedener Art bestellt. Es ist übrigens so flach, daß es in der Regenzeit ganz unter Wasser steht und daß nur der Eisenbahndamm daraus hervorragt.

Der Schnellzug verläßt die Sealdahstation in Calcutta Nachmittags um 4 Uhr und hält nur sehr selten an, fast nur, um den Reisenden Zeit zu geben, eine Tasse Thee zu trinken. Um 8 Uhr nähert sich der Zug dem Hauptarme des Ganges und fährt langsam zum Strande hinunter. Eine Brücke über den Fluß hat man bisher nicht machen können, nicht einmal feste Landungsplätze, weil der breite Riesenstrom in jeder Regenzeit, wenn er ein ganzes Meer von Schlammfluten dahinwälzt, seinen Lauf und seine Ufer umzugestalten pflegt. Unter den jetzigen Umständen nimmt die Hinüberführung der Reisenden und ihres Gepäcks von einer Seite des festen Landes bis zur andern, die bei vorhandener Brücke 5 bis 10 Minuten Zeit erfordern würde, über eine Stunde in Anspruch.

Aber diese Stunde Zeit ist keineswegs verloren für den Reisenden, der nicht geschäftliche Eile hat, sondern zum Vergnügen oder geistigen Interessen reist. Wer materielle Genüsse sucht, findet sie an reich besetzter Mittagstafel, die ihm am Bord der sehr bequem und luftig eingerichteten Ueberfahrtdampfer geboten wird. Wen mehr die Menschen und ihre Umgebung anziehen, dem wird auch davon genug geboten.

Ich fand diese Ueberfahrt wesentlich anders, als ich erwartet hatte. Die Ufer des mehrere Kilometer breiten Stromes sind dort flach und sandig, fast vegetationslos, besonders das südliche Ufer, an dem wir über einen schwimmenden Landungspier den stattlichen Raddampfer betraten. Ich blieb lange am Bord desselben gegenüber dem Eingange stehen, wo Hunderte von Indiern zu der Ueberfahrt heranströmten. Männer und auch einige Frauen, die sich dann dicht bei dicht, wie die frierenden Hühner nebeneinander hockend, auf dem Deck zusammendrängten. Die Luft war kaum 15° R. warm und sehr feucht, wenn auch nicht nebelig.

Viele Dutzende von Kulies waren, kommend und gehend und wiederkommend, eifrig beschäftigt, das Gepäck heranzuschleppen, das stets sehr zahlreiche Handgepäck der anglo-indischen Reisenden, dann das schwere Frachtgepäck und insbesondere die vielen, mehrere Kubikmeter großen Postsäcke. Die meisten dieser indischen Kulies an den Eisenbahnstationen sehen

übrigens elend und schwächlich aus, sodaß man ihnen kaum das Tragen solcher großen Lasten zutrauen sollte; stattlichere Gestalten sieht man beim Ausladen und Einladen der Seeschiffe auf dem Hugly, sowie auch in Bombay und Madras.

Endlich ist unter vielem Lärmen und Schreien alles Nötige an Bord gebracht; die Verbindungsbrücke wird aufgezogen und der große Dampfer rädert langsam in den mächtigen Strom hinaus. Sofort beginnt das Loten des indischen Bootsmannes, der in kurzen regelmäßigen Zwischenräumen die Wassertiefe angiebt. Das geschieht nicht, wie bei uns, geschäftsmäßig seemännisch; nein, der Indier singt beständig, wenn er nicht lärmt und schreit, er singt alles, was er nicht im Aerger oder im alltäglichen Gespräch sagt. Und für alles hat der Indier seine eigene Melodie oder vielmehr irgend eine vieltausendmal wiederholte Phrase; denn über musikalische Phrasen erhebt sich der Erfindungssinn der Indier nicht. In dieser Weise begleitet der Bootsmann den langsamen Fortschritt des Dampfers mit seinem anhaltenden einförmigen Singsang.

Es ist eine fast taghelle Vollmondnacht. Die eine Seite des Flusses ist mit Dutzenden von Fischerböten bedeckt. Auf einigen derselben brennen rote Lichter. Sie scheinen vor Anker zu liegen. Schläfrig wälzen sich die Wassermassen des Stromes langsam dahin. Es ist ein friedlich gestimmtes Wasserbild; aber nichts erinnert den Beschauer daran, daß er auf dem Ganges fährt — wenn er nicht gerade einen Blick wirft auf die bunte Zusammenwürfelung dunkelfarbiger Menschen auf dem Schiffsdeck hinter oder unter sich.

Vom andern Ufer führt ein Nachtschnellzug den behaglich schlafenden Reisenden dem Gebirge zu. Wenn er am andern Morgen vor Sonnenaufgang aufwacht, sieht er schon in der Entfernung die verschiedenen Bergketten des Himalaya eine über der anderen sich über den Morgennebeln erheben. Siliguri ist der Ort, wo die Bergfahrt beginnt und wo umgestiegen werden muß.

Nach behaglich eingenommenem Frühstück richtet man sich in einem der offenen Tramwagen der Bergbahn ein. Diese Wagen und die Lokomotive sehen wie ein großes Kinderspielzeug aus und die wunderbare kleine Lokomotive ist nicht mit Unrecht einem kurzbeinigen Teckel verglichen worden. Diese schmalspurige Bahn fährt bis zur Höhe von 7500 Fuß (2300 Metern) einfach auf der Landstraße bergauf oder unmittelbar neben derselben her. Eine so einfache Dampf-Tram-Anlage sollte sich im weitesten Umfange in unseren afrikanischen Besitzungen empfehlen. Die Anlage ist wenig kostspielig, arbeitet sehr befriedigend an Schnelligkeit und Tragfähigkeit und gestattet ohne Zahnrad- oder Adhäsionsvorrichtung jede Terrainschwierigkeit zu überwinden, die den Wegebau nicht ausschließt.

Diese Bergbahn von Siliguri nach Dardjiling kann übrigens auch in jeder anderen Hinsicht als Muster und Vorbild dienen; sie ist ein Meisterstück der Ingenieurkunst. Im allgemeinen folgt die Bahn der sehr ge-

schickt angelegten Landstraße; an sechs oder sieben Stellen aber holt sie die Steigung derselben nur dadurch ein, daß sie um Bergvorsprünge herum größere oder kleinere Spiralen beschreibt und so 20 oder 30 Fuß höher ihre eigene Bahn kreuzt, oder auch dadurch, daß sie im Zickzack aufwärts steigt, so daß die Lokomotive abwechselnd den Zug zieht oder schiebt. Dabei ist die ganze Steigung von 7500 Fuß ohne einen einzigen Tunnel bewerkstelligt. Die Bahn schlängelt sich außen an den steilen, Tausende von Fuß hohen Felswänden aufwärts. Unglücksfälle sollen bis jetzt noch nicht vorgekommen sein; dieselben drohen aber öfter. So fiel einst unmittelbar hinter einem Zuge ein ungeheurer Felsblock auf die Bahn, der tagelang den Verkehr sperrte, bis von Calcutta Arbeiter herbeigeschafft waren, die den Fels mit Dynamit beseitigen konnten. Auch finden an zwei Stellen, die die Bahn sogar mehr als einmal passiert, zuerst unten, nachher einige Hundert Fuß höher, Landrutsche statt. Dort wird beständig an der Bahn gearbeitet und die Landstraße sowie der Schienenweg werden aufgehöht, sobald eine Senkung bemerkt wird. Mir wurde von einem Ingenieur ein bestimmter Baum gezeigt, den er vor Jahren fast hart an der Bahn hat stehen sehen und auf dessen Krone man jetzt von der Bahnlinie herabsieht.

Doch das sind nicht die einzigen Fährlichkeiten, von denen dieses kühne Bahnunternehmen bedroht ist. Zunächst ist das sich kaum merklich hebende Land von Siliguri bis an den Fuß der Vorberge einer der ungesundesten Distrikte Bengalens, eine Brutstätte der Malaria. Was hier nicht mehr Urwald ist, das ist mit Theestauden bepflanzt, die hier üppig wuchern und sehr reichlichen aber geringwertigen Ertrag liefern. Einige dieser Pflanzungen sah ich malerisch belebt von erntenden Eingeborenen, Männer mit einem Stück weißen und Frauen mit buntem Zeug nur sehr teilweise bekleidet. Aber andere dieser Pflanzungen lagen verwildert und verlassen, weil Eigentümer und Verwalter ausgestorben sind und weil niemand einen Preis dafür bezahlen will, als ihr Nachfolger bald ihr Los zu teilen.

Bald aber bewegt die Bahn sich schon im dichten undurchbrochenen Urwalde voran, dem berüchtigten Terai, der den Menschen außer mit seiner Fieberatmosphäre auch mit seinen Tigern, Schlangen und anderem Ungetüm bedroht. — Hier war es, wo vor einiger Zeit ein wilder Elephant sich der kleinen Teckelmaschine entgegenstellte. Vielleicht wollte er dies sonderbare neue Tier studieren. Jedenfalls that er keinen Schaden, aber er wich auch nicht von seiner Stelle. Erschießen wollte oder konnte ihn niemand; ihn bloß anzuschießen wäre auch für den ganzen Zug und seine Insassen verderblich gewesen. Aber da stand der Elephant, und alles Lärmen der wenigen Passagiere, die sich nicht ängstlich in ihren kleinen leichten Wägelchen verkrochen, schreckte ihn nicht; das Wedeln mit Fahnen und Tüchern erregte offenbar nur seine Neugierde noch mehr. Endlich faßte der Lokomotivführer wieder Mut und setzte den Zug langsam mit sprühendem Dampfauslassen in Bewegung, direkt auf den Elephanten

zu; doch er mußte abermals gleich wieder anhalten; denn das Untier wich nicht, sondern machte nur umsomehr den Eindruck, ganz bereit zu sein, den Kampf mit der kleinen Maschine aufzunehmen; und wenn er sie nicht von den Schienen geworfen hätte, so würde er seine Widerstandsfähigkeit jedenfalls durch Schädigung der Maschine oder ihres Führers bewährt haben. Der Klügste giebt nach. So wartete man ab, bis dem Elephanten das Warten langweilig wurde und er seiner Wege trollte. Aber an dem Tage kam der Zug erst mit mehreren Stunden Verspätung in Dardjiling an.

In stetiger und steiler Steigung hebt sich die Bahn nun an den dicht bewachsenen Bergwänden aufwärts, bald an der Außenwand des Gebirges, bald in hinterliegenden Seitenthälern sich entlang windend. Dort fahren wir an Reisfeldern und Bananenpflanzungen vorbei, auch sind die Dorfbewohner noch Hindus oder doch von arischem Typus. Dann tritt die Bahn in einigen Tausend Fuß Höhe wieder an die Außenwand des Berges hinaus und eröffnet uns einen weiten prachtvollen Blick über die bengalische Ebene, die wie eine Landkarte vor uns liegt. Dasselbe wiederholt sich an der nächsten hinterliegenden Bergkette, wieder einige Tausend Fuß höher. Aber konnte man zuerst auf der „Landkarte" der Ebene noch die Einzelnheiten, die Landstraßen und die Bahnlinien unterscheiden, so sieht man jetzt nur unbestimmter die Massen der Wälder und Felder, die großen Flüsse und die Städte.

Bis zur Hälfte der Bahnlinie in etwa 5000 Fuß Höhe, wo die Hauptstation Kurseong liegt, hat die Szenerie der Bahn einen durchaus uneuropäischen Charakter; sie erinnerte mich nur an Ceylon. Und auch bis noch einige Hundert Fuß höher hinauf wird einem der Vergleich mit Ceylon durch die Ausnutzung der Berge zu Theepflanzungen nahegelegt. Während aber im Hochgebirge Ceylons der Thee noch bis 7500 Fuß hoch gepflanzt wird, kann die gleiche Qualität von Thee hier nur etwa 2000 Fuß tiefer gebaut werden.

Schon vor Kurseong wird es empfindlich kälter, und der kluge Reisende weiß es trotz der halboffenen Wagen geschickt so einzurichten, daß er unterwegs seine tropische Sommerkleidung allmählich mit europäischer Winterkleidung vertauscht. In Kurseong zum Mittagsfrühstück aufgefordert, wärmt man gerne erst seine in dicken Mantel gehüllten Glieder durch Auf- und Ablaufen auf der Landstraße.

Die letzten 2½ Tausend Fuß Steigung macht die Bahn in der völlig veränderten Landschaft des rauhen Hochgebirges. Aber es scheint eine Eigentümlichkeit des Himalaya zu sein, daß die Sohlen der Thäler bis weit ins Gebirge hinein sehr tief liegen, nur wenige Hundert Fuß über dem Meere; so schlängelt sich die Bahn beständig hoch an Felswänden über viele Tausende von Fuß tiefen Abgründen entlang. Die Vegetation wird immer spärlicher, die größeren Bäume immer seltener; nur hier und da steht einer vereinzelt. Die Luft wird nicht nur immer kälter, sondern auch immer feuchter und nebliger. Die Sonne ist schon längst hinter

einer Wolkendecke über uns verschwunden. Dieser nähern wir uns mehr und mehr und nun dampft unsere kleine Teckelmaschine schließlich in die Wolken selbst hinein. Alle Aussicht ist verdeckt und man sieht im dichten Nebel nur die Felswand an der einen Seite und einzelne große Rotholzbäume an der andern, die wie gespenstische Wegwächter dastehen, und im Winde fröstelnd und kopfschüttelnd auf die wunderbare Wagenschlange herabsehen, die sich da so kühn an der fast senkrechten steilen Felswand bergaufarbeitet.

Endlich haben wir die Paßhöhe des Ghoum-Bazar erreicht. Hier fühlen wir uns in einer anderen Welt, in einem fremden Lande, unter einer fremden Bevölkerung. Was wir an den kleineren Stationen unterwegs nur erst vereinzelt sahen, ist hier der Grundtypus. Offenbar sind es verschiedene Völkerschaften, die hier leben, verschieden an Gesichtsschnitt und an Kleidung, aber die meisten gehören zweifellos der mongolischen Rasse an.

Doch der eilige Bahnbetrieb läßt uns keine Zeit zu eingehender Beobachtung hier. Wir haben einen Dorfmarktplatz (Bazar) in der winterlichen Nebelkälte hinter uns gelassen; ein zweiter taucht aus dem Nebel auf, ebenso wie der erste einem Schwalbenneste gleich hoch oben am Bergesrande hängend. Dann eilt die Bahn weiter durch die Hohlwege des eigentlichen Ghoumpasses und senkt sich auf der anderen Seite thalabwärts, sich in gleicher Weise wie bisher nun abwärts an steiler Felswand entlang windend, einen Bergvorsprung nach dem anderen umkreisend.

Kaum aber hat sich unserem Blick dies neue Thal eröffnet, so tauchen wir mehr und mehr aus den Wolken hervor, und nun liegt plötzlich die ganze Herrlichkeit des Himalaya vor uns — ein Thal von 75 Kilometer Länge und Breite, und jenseits die ewigen Schneehöhen, die keinem Menschen mehr zu atmen gestatten und deshalb nur die „Wohnung der Götter“ sein können. Ueber 8½ Kilometer (28000 Fuß) hoch ragen diese gewaltigen Granitmassen gen Himmel und zeichnen ihre jungfräulichen Krystallflächen in wunderbar schönen Umrißlinien gegen das wolkenlose Aetherblau. Warmer Abendsonnenschein färbt die roten Granitwände dunkler. Schnell steigen die Schatten über das Thal herauf, und die Tiefen hüllen sich mehr und mehr in Nacht. Noch erglänzt die Schneewelt in lotosweiß, bis schon die ersten Sterne am Himmel zu sehen sind. Dann färbt die hinter den fernen Bergen des Westens versunkene Sonne mehr und mehr diese Schneewelt rötlich und rot. Noch ein matter Widerschein davon fliegt über die niederen Höhen dahin und in das Thal hinab. Aber nicht lange, dann versinkt die Herrlichkeit in Abenddunst, und die Nacht beherrscht das Reich. Doch heute nur für kurze Zeit in Dunkelheit. Es ist der Tag nach Vollmond, und schon beginnt dessen aufsteigendes Licht wieder die Schneemassen mit leichtem Schimmer gelblich zu färben. Es währt wiederum nicht lange, und das volle Mondlicht malt uns den Himalaya nun in dem blendendsten Weiß eisiger Kälte,

die mit dem Mondschein mehr und mehr ins Thal hinabzuströmen scheint. Der Anblick ist bezaubernd schön, aber erstarrend kalt. Man könnte sich stundenlang vergessen, überwältigt von solcher Natur, gegen die unsere großartigste Alpenlandschaft klein ist. Aber der Winter gestattet es nicht. Hier ist es Winter, und darüber hilft keine Phantasie und keine Begeisterung hinweg.

So war mein erster Eindruck von der Welt des Himalaya, von Dardjiling und von den Gletschermassen, deren höchste Spitze Kintschindjinga genannt wird. Obwohl ich von guten Freunden warm empfangen und warm versorgt wurde, so wollte es mir in den ersten Nächten und Tagen dort doch nicht gelingen, körperlich warm zu werden. Schnee ist dort in diesem Winter ausnahmsweise nicht gefallen, aber das Thermometer sank Nachts und Morgens bis fast auf den Gefrierpunkt und hob sich um die Mittagszeit nicht bis über 7° R.

Ich wohnte als Gast im Hause des Tibetreisenden Sarat Chandra Das, der bereits zwei Male bis nach La-ssa, der Hauptstadt Tibets, gelangt ist und sich dort längere Zeit aufgehalten hat. Zum Andenken daran hat er sein Haus „La-ssa Villa" genannt. Es liegt 7200 Fuß hoch an einem Bergvorsprung und von den Fenstern aus bot sich mir ein freier Blick über das weite Thal hinüber bis zu den Schneehöhen hinauf, eine Entfernung von über 70 Kilometern.

Herr Das, oder wie wir ihn hier nach familiärer Landessitte nennen, Sarat Babu, war durch wissenschaftliche Arbeiten für die Asiatic Society in Calcutta zurückgehalten worden. So mußte ich mich mit seiner mongolischen Dienerschaft allein behelfen, und das war nicht immer leicht, da ich ihre Sprache nicht verstand und sie keine der mir geläufigen. So erinnere ich mich des anderen Morgens, als ich garnicht warm werden konnte und meinem persönlichen Aufwärter wiederholt bedeutete, daß er Feuerung, Holz oder Holzkohlen bringen solle. Das Ergebnis war, daß er einen Tisch nach dem andern ins Zimmer schleppte, bis ich mich in dem Raume kaum noch rühren konnte. Statt mich nun wie bisher durch Auf- und Ablaufen im Zimmer zu wärmen, schleppte ich jetzt diese Tische eigenhändig in das Nebenzimmer — auch eine Gymnastik.

In der Villa wohnt als ständiger Gast ein tibetanischer Lama, der alte Sherab Gyatscho, der wohl der erste Tibetreisende im Dienste des indischen Survey Office war und dessen Reisen sich von 1856 bis 1868 ausdehnten. Seitdem seine Mitteilungen veröffentlicht sind, kann er nicht wieder nach Tibet zurück; und ebenso wenig kann dies aus dem gleichen Grunde Sarat Chandra Das. Auch mit diesem Lama konnte ich mich nicht wörtlich verständigen. Ich wollte ihm aber doch meinen zuvorkommenden Besuch machen und ihm meine freundschaftliche Gesinnung zeigen. Dazu verfiel ich auf das Mittel der internationalen Metallsprache. Nur hatte ich mein großes Bedenken, über deren Anwendbarkeit in diesem Falle, weil eines der Gelübde, welche die buddhistischen Priester (Lamas) abzulegen haben, das ist, niemals Geld anzurühren. Aber ich versuchte

es doch und ließ es darauf ankommen; ich täuschte mich auch nicht: er nahm das neue blanke Silberrupiestück anstandslos in Empfang. Uebrigens ist dieser alte Mann ungewöhnlich häßlich und das kalte Klima hier läßt den Eingeborenen irgend welche Art von Reinlichkeit als ganz unmöglich, unbekannt und undenkbar erscheinen.

Außer dem mongolischen Typus sind Häßlichkeit und Schmutzigkeit die allgemeinsten ausnahmslosen Merkmale der eingeborenen Bewohner Dardjilings; im übrigen findet man dort eine ebenso bunte Zusammenwürfelung mongolischer Stämme wie in Bombay und Calcutta die der indischen Völker. Da sieht man Nepalesen, Sikkimer und Bhutaner, Leptschas und Limbus, Tibetaner und Chinesen, auch einige Malayen; nur von Japanesen war keiner da.

Die Frauen dieser Volksstämme, die man in Dardjiling sieht, sind zweifellos die abschreckend häßlichsten, die ich je gesehen. Selbst alte afrikanische Kannibalenmütter sind nicht ganz so abstoßend für den europäischen Schönheitssinn. Insbesondere treibt sich im Ghoum-Bazar eine alte Hexe umher, die durch ihr wildes Aussehen kleine Kinder bange machen muß. Auf einem sehr umfangreichen, aber kurzen Körper, mit schmierigen ausgehaarten Fellen bekleidet, sitzt ein unförmlich großer kugelrunder Kopf, an dem nur das große gelbliche Gesicht mit den geschlitzten unvertieften Augen das einzig Flache und Platte ist. Vom Kopfe hängt lose in dicken Zotteln das lange schwarze Haar herab. Die ganze Figur starrt von Schmutz und Wildheit.

Ein idealeres Gegenstück zu dieser Hexe fand ich übrigens auf der Höhe des Bergrückens, auf dem Dardjiling liegt, dem Jalapahar-Hill. Eine alte blinde Sibylle, offenbar arischer Rasse, bettelnd geführt von einem auch nicht mehr jungen Pahariweibe, wahrscheinlich ihrer Tochter oder Enkelin. Wie jene Hexe ein abschreckendes, aber interessantes Bild für einen Maler geben würde, so diese Sibylle ein sympathisches, wenn nicht Vergeistigung, so doch mindestens ein gutes Prinzip darstellend, etwa das der arischen Mutter, die sich selbst für ihre Kinder und alle Hülfsbedürftigen um sich her vergißt und schweigend das langsame Ende ihres eigenen Lebensloses erduldet.

Selbst die weniger wohlhabenden und gutgenährten Leptschas- und Bhutanerfrauen, die man bisweilen Mittags in vollem Flitterstaat, mit ihren silbernen Gebetmühlen in der Hand, auf den Straßen spazieren sah, machten einen sehr wenig sympathischen Eindruck im Vergleich zu jener alten Sibylle. — Aber für den Ethnographen und Kuriositätensammler bieten wohl wenige Gelegenheiten eine so reiche Ausbeute, wie die Märkte, die alle Sonntage im Bazar, d. h. auf den Marktplätzen und mit Läden besetzten Straßen Dardjilings abgehalten werden. Dann strömt aus den umliegenden Ländern alles herbei, was nur irgend Verkaufswerte anzubieten hat.

Für diese Gelegenheit ist Dardjiling besonders günstig gelegen, da es wie ein stumpfer Keil in die verschiedenen Volksstämme hineingetrieben

ist, deren staatliche Grenzen von dort aus bequem zu übersehen sind, Nepal, Sikkim, Tibet und Bhutan. — Dardjiling ist der Name des ganzen britisch-indischen Distrikts, zugleich aber auch der Name der städtischen Ansiedelung, die dessen Hauptort und Regierungssitz ist. Außerdem ist der Ort die Sommerresidenz des Leutnant-Gouverneurs von Bengalen und zugleich die Sommerfrische für die meisten Europäer in Calcutta, deren Mittel ihnen solche wünschenswerte Gesundheitskräftigung gestatten.

Dardjiling ist auf und an einem Bergrücken gebaut, der sich etwa 7 Kilometer lang in das ungeheure Himalayathal, an dessen anderer Seite der Kintschindjinga liegt, hineinerstreckt. Man übersieht von dort insbesondere Sikkim, das jetzt indischer Tributärstaat ist, wie auf einer Landkarte vor einem ausgebreitet, und von den anderen Nachbarstaaten kann man wenigstens die hohen grenzbildenden Bergrücken im Westen und Osten verfolgen. Ein Spaziergang auf dem Dardjilingbergrücken entlang oder oben um den Rand desselben herum, bietet jedenfalls die großartigsten Natureindrücke, die man heutzutage auf der Erde mit den Hülfsmitteln der Beförderungstechnik genießen kann, ohne sich nennenswerter Strapazen unterziehen zu müssen. So klein wie nirgends fühlt sich hier der Mensch, gleichsam nur wie eine Ameise auf diesen ungeheuren Bergmassen umherkriechend, die sein Auge weithin erreicht und mißt.

Und wie diese Natur so gänzlich anders ist als alles, was man in der weiten indischen Welt sieht, so findet man sich hier auch in einer ganz anderen Kulturwelt. In Indien herrschen Hinduismus und Mohammedanismus; hier im Hochlande ist alles buddhistisch, und nicht etwa im Sinne des hausbackenen phantasielosen südlichen Buddhismus, wie er in Ceylon zu Hause ist, sondern im Wesen des nördlichen tibetanischen Lamaïsmus. An Tempeln findet sich hier freilich nur ein einziger und der nicht einmal in besonders gutem Stande, auch nicht wesentlich von den einfachen buddhistischen Tempeln Ceylons abweichend. Aber die ganze Bevölkerung prägt in sich selbst und in der Ausstattung ihrer Wohnungen und Straßen ganz den Typus des nördlichen Buddhismus aus.

Das geschieht hauptsächlich durch die zahllosen Gebetsfahnen, mit denen alles verziert ist. Wie der Tempel selbst, so sind auch die Hütten in den Dörfern mit oft viele Meter langen Lappen behängt, auf denen zahllos wiederholt mit tibetanischen Lettern Sprüche und Gebete gedruckt sind. Die Fahnen sind meist aus dünnem Baumwollenzeug oder Muslin, die kleineren auch nur rauhe Papierblätter oder gebleichte Baststücke oder dünne Häute. In der Nähe der Dörfer und der Bazars sind alle Büsche, Bäume, Stangen, Brückenpfosten und was immer möglich, damit behängt; und wenn sich diese Fähnchen und Lappen lustig im Winde bewegen, dann hofft der kindliche Asiatenverstand, wird die Aufmerksamkeit der betreffenden Gottheit auf die Wünsche des Fähnchenspenders gelenkt, der Gott wird dauernd an dieselben erinnert und wird sich endlich erweichen lassen, sie gnädig zu erfüllen.

Einen ähnlichen Zweck haben die sogenannten Gebetsmühlen, Werkzeuge, die einigermaßen den Rasseln oder Schnarren ähnlich sind, die wir unsern kleinen Kindern zur Belustigung in die Hand geben. Um das obere Ende eines etwa 25 Centimeter langen Griffes dreht sich eine Metallkapsel von etwa 7 Centimeter Durchmesser. In diese werden lange Papierstreifen, die mit Sprüchen und Gebeten bedruckt sind, zusammengerollt hineingelegt. Wenn diese kleinen Mühlen durch Umherschwingen in Umdrehung versetzt werden, erhofft der Tibetaner davon ähnliche, aber wohl noch intensivere Wirkung, als von den Gebetsfähnchen. Eine solche Gebetsmühle in der Hand zu tragen, ist für die Promenaden-Ausstattung einer Dame dort ebenso unentbehrlich, wie der Regenschirm in den Kulturzentren Nordeuropas. — Uebrigens werden diese Gebetsmühlen auch nicht bloß zu Gebetszwecken, sondern auch zur magischen Beeinflussung verwendet. Wenn z. B. eine Frau eine andere haßt, sei es aus Eifersucht oder sonstiger Bosheit, so thut sie in ihre Mühle ein Papier mit einem zweckdienlichen Fluch oder irgend einer recht kräftigen Verwünschung hinein und schwingt die Mühle recht oft und recht wütend herum. Wenn dann das Opfer für die telepathische Vergiftung durch solche energische Willensübertragung empfindlich ist, dann wird es ihr allerdings wohl ebenso schlecht ergehen, wie den unglücklichen Sujets mancher gewissenlosen Hypnotiseure in Europa.

Das phantastische Wesen der Tibetaner zeigt sich aber hier nicht nur in solchen Aeußerlichkeiten. Auch der unerschütterliche Glaube an die Wiederverkörperung aller verstorbenen Seelen herrscht hier allgemein. Insbesondere zeigt sich dies daran, daß man das individuelle Wiedererscheinen hervorragender Persönlichkeiten mit Sicherheit verfolgen zu können glaubt.

Wenn ein solcher für heilig geltender Mann stirbt, so pflegt er vorher anzugeben, als welcher Sohn welches Elternpaares er sich wiederverkörpern wolle. Das dann im Verlaufe der Zeit geborene Kind soll angeblich an bestimmten heiligen Körpermerkmalen identifiziert werden und ferner dadurch, daß man demselben unter mehreren anderen Gegenständen auch einige von dem früheren heiligen Manne gebrauchte Gerätschaften, dessen Eßschale oder dergleichen, darbietet. Der Knabe soll dann diese Gebrauchsartikel seiner früheren Verkörperung wiedererkennen und sie den anderen Gegenständen vorziehen.

Als eine solche Wiederverkörperung des heiligen Begründers des Phadongklosters bei Tumloug, der Hauptstadt von Sikkim, gilt der zweite Sohn des Fürsten von Sikkim, Thothub Namgyel, welcher gegenwärtig von den Engländern in Kurseong gefangen gehalten wird, weil er mit den Tibetanern gegen Britisch-Indien konspirierte. Sein zweiter Sohn, namens Tschotal, wird jetzt in der Familie des Radja Tenduk in Dardjiling erzogen. Er ist jetzt 12 oder 13 Jahre alt und machte in der That einen ungewöhnlich günstigen und für ein mongolisches Gesicht höchst intelligenten Eindruck. Er erinnert sich übrigens seines Vorlebens als

klosterbegründender Heiliger nicht mehr oder noch nicht wieder; aber sein Benehmen ist nicht gewöhnlich. So präsidierte er u. a. im vorigen Jahre einer religiösen Festlichkeit in würdiger Weise.

Damals sollte für die Maha Bodhi-Gesellschaft, welche die sämtlichen buddhistischen Sekten in der ganzen zivilisierten Welt vertritt, dem Dalai Lama, dem buddhistischen Papste in Tibet, eine Reliquie Buddhas zum Geschenk gemacht werden. Der Leiter der Gesellschaft, ein mir eng befreundeter Singhalese, namens Dharmapala, wollte diese Reliquie dem Fürsten von Sikkim zur Weiterbeförderung an den Dalai Lama in La-ssa übergeben; da aber dieser Fürst gefangen gehalten wird und sein ältester Sohn nach Tibet geflüchtet ist, so schien der zweite Sohn, Tschotal, die einzige Persönlichkeit, der man die Reliquie anvertrauen konnte. Es wurde nun eine große Feierlichkeit in Dardjiling im Empfangssaale des Radja Tenduk veranstaltet, die der kleine Tschotal leitete. Dabei hatte er allerdings seinen Erzieher zur Seite, und dieser wird ihn vorher gehörig einstudiert haben, immerhin aber entledigte er sich dieser Aufgabe ohne dessen Eingreifen in freiester Weise zu voller Befriedigung des einzigen dabei anwesenden Europäers, der mir dies berichtete.

Für ein eingehenderes Studium buddhistischer und insbesondere tibetanischer Eigentümlichkeiten bot sich mir in Dardjiling eine günstige Gelegenheit, indem ich dort meine im vergangenen Sommer in Berlin angeknüpfte Bekanntschaft mit Herrn Paul Möwis erneuern konnte. Dieser erwies mir in zuvorkommendster Weise die wertvollsten Freundschaftsdienste, zu denen ihn seine Welterfahrenheit und seine langjährige Ansässigkeit in Dardjiling besonders in den Stand setzten. Er ist bereits zwei Male in Tibet gewesen und betreibt jetzt in Dardjiling ein schwunghaftes Geschäft mit tibetanischen Kuriositäten und Schmetterlingen und ist in dieser Eigenschaft den entomologischen Gesellschaften und Museen in Europa wohl bekannt. Er rüstet sich eben jetzt zu einer dritten Expedition nach Tibet, auf der er, durch Bhutan vordringend, unter dem Schutze des Fürsten von Bhutan bis nach der Hauptstadt La-ssa zu gelangen hofft. Wenn ihm dieses glückt, so wird das wesentlich dem Umstande zuzuschreiben sein, daß er selbst Buddhist geworden ist und ein lebhaftes Interesse an dem phantasiereichen Mahayana-System des tibetanischen Buddhismus nimmt. Er hat einen liebenswürdigen und höchst intelligenten jungen Lama, namens Dar Sam Du, bei sich. Dieser lehrt seine Ueberzeugungen im Empfangszimmer des Möwisschen Geschäftes jeden Nachmittag von 3 bis 6 Uhr und ich habe jeden Tag dort zahlreiche Europäer der besten Gesellschaft, Herren und Damen, Engländer, Amerikaner und Australier seinen geistvollen Antworten, in fließendem gewandten Englisch vorgetragen, lauschen hören. Dieser junge Lama wird den schwierigsten philosophischen Fragen in bewundernswerter Weise gerecht; und fast mehr noch ist seine Geduld zu bewundern, mit der er selbst den einfältigsten Gemütern ihre dümmsten Fragen treffend und aufklärend erledigt.

Aber die Gefälligkeiten, die Herr Möwis mir erwies, betrafen nicht

bloß den Buddhismus und Tibet; er arrangierte u. a auch in trefflichster Weise eine Expedition mit mir auf den Tiger-Hill, die sich überaus lohnend erwies.

An einem Tage — es war der 13. Februar — war ein tüchtiger Wintersturm mit Platzregen, Gewitter und Hagel über Dardjiling dahingebraust. Dann brachen die Sonnenstrahlen wieder durch den Wolkennebel durch und beleuchteten erst einzelne Teile des Thales unten wie mit elektrischem Scheinwerfer. Die dicken Wolkenballen wälzten sich noch über die hohen Bergmassen daher und jagten über das Thal hin; aber sie zerteilten sich immer mehr und immer reiner wurde die Luft, immer tiefer das Himmelsblau und immer schärfer das Bild der majestätischen Krystallhöhen. Das war der letzte Zeitpunkt, um für den nächsten Morgen eine klare Rundsicht von dem Tigerberge zu erwarten.

Am Nachmittage schickten wir unsere Kulies mit Bettdecken, Nahrungsmitteln und Kochgeschirr voran. Nach dem 5 Uhr Thee, kurz vor Dunkelwerden, brachen wir auf, jeder auf einem Ponie reitend, begleitet von je einem zugehörigen Pferdediener, der nebenher zu laufen gewohnt ist. Es ging die Landstraße zum wilden Ghoumpasse hinauf, der wie gewöhnlich, so auch jetzt noch in Wolken gehüllt war. Bald brach die mond- und sternenlose Dunkelheit völlig über uns herein, und die feuchte Luft machte sich besonders kalt empfindlich.

Aber selbst nachdem wir den Ghoum-Bazar passiert hatten, war trotz der Dunkelheit unter Mömis' Führung keine Gefahr, den Weg zu verlieren; eher wäre die Besorgnis abzustürzen begründet gewesen. Denn nun ging es weiter auf sich schlängelndem Saumpfade an steiler Felswand aufwärts; und da ich den Weg in Nacht und Nebel nur unbestimmt erkennen konnte, mußte ich vielfach dem Pferde selbst überlassen, seinen Weg zu finden. Nun haben aber die Pferde, wie die Menschen, hier eine sonderbare Neigung, stets recht hart am äußersten Rande des Weges, unmittelbar am Abgrunde sich entlang zu drängen. Die Menschen thun dies wahrscheinlich, damit die Lasten, die sie tragen, nicht an die Bergwand stoßen, und die Pferde sind wieder durch die Menschen hieran gewöhnt worden. Bei einigen besonders schwindligen Windungen des Weges konnte ich mich aber nicht enthalten, mein Pferd näher an der Bergwand entlang zu führen, umsomehr, da der nächtliche Nebelreif die Steine des Weges feucht und glatt machte.

Ein solcher Weg im Dunkeln kommt einem immer länger vor, als er in Wirklichkeit ist. Endlich nach anderthalbstündigem Ritte gelangten wir auf die Höhe des Bergrückens. Hier war vor Jahren das Kantonnement der im Dardjilingdistrikt stationierten Truppenabteilung gewesen. Die Baracken sind verschwunden, aber die massivgebauten Schornsteine haben den zerstörenden Einflüssen widerstanden. Viele Dutzende solcher Schornsteine stehen längs des Weges auf der Berghöhe entlang und machen im Nebel einen besonders unheimlichen Eindruck, wie wenn sie die irrenden Geister der vielen unglücklichen britischen Söldner wären, die

hier oben in der weltabgeschiedenen Einsamkeit melancholisch wurden und in einer gräßlichen Selbstmordepidemie endeten.

Wohl noch eine Viertelstunde zieht sich der Weg bis zu der Wendung um den letzten Felsvorsprung über ein geneigtes Hochplateau hin, das dem Brockenfelde nicht unähnlich ist; nur war es 8500 statt 2500 Fuß hoch und statt des tiefen Schnees im Harze hatten wir hier doch nur leichten Reif.

Endlich erspähten wir in einiger Entfernung durch den sich lichtenden Nebel einen hellen Feuerschein. Das mußte das Bungalou des Tigerberges sein, das eine Strecke weit vom Wege abliegt. Unser Rufen brachte unsere Diener mit Laternen zur Stelle. Wir saßen ab und betraten das Haus, das sehr an die größeren Unterkunftshütten in unseren Alpen erinnert. In dem großen Kamine brannten mächtige Holzstöße. Schnell waren wir bequem eingerichtet, die Schlafzimmer hergerichtet und der Tisch gedeckt. Nach dem leichten Mahle saßen wir noch lange behaglich plaudernd in bequemen Korbstühlen vor dem offenen Kaminfeuer und vertrieben uns die Zeit mit allen möglichen Reise-, Jagd- und Gespenstergeschichten. Vor dem Schlafengehen aber traten wir noch einmal in das Freie. Es war eine völlig klare Sternennacht geworden, und am östlichen Horizont erhob sich oben das letzte Mondviertel.

Am anderen Morgen machten wir uns frühe heraus. Trotz des brennenden Kamins war es nachts nicht warm gewesen. Dieser Morgen aber war bitterlich kalt. Noch erleuchtete der Mond, fast vom Zenith, die Bergebene und die nachtnebligen Thäler taghell. Ringsum war alles weiß vom dicken Reif. Das Thermometer zeigte 1° unter Null.

Unser Bungalou war an derjenigen Seite des Bergrückens gelegen, die der bengalischen Ebene (dem Süden) zugekehrt ist. Ich stieg über die Bergwiese auf die Höhe des Rückens. Drüben lagen die Thäler alle unter massigdickem Wolkennebel. Aber dahinter erhoben sich in ganzer machtvoller Größe die Riesenmassen des Kintschinjinga und das weite Panorama der wie Krystall glänzenden Schneeregionen über dem breiten dunklen Granitunterbau; und wenn überhaupt je das Mondlicht den Eindruck hervorbringen kann, als ob es eine Landschaft verklärt und vergeistigt, dann war dies bei dieser für Menschen völlig unzugänglichen, unnahbaren Gletscherwelt der Fall. Und hier stand ich allein vor und mit dieser überirdischen Welt, getrennt von der Menschenwelt unten durch dichteste Wolkenschichten.

Ich eilte zurück und fand schon unser Frühstück bereit. Nach dessen gebührender Erledigung packten wir erst unsere Sachen reisefertig und schickten sie mit unseren Dienern und Kulies voran nach Dardjiling zurück. Nur die Pferde mit deren Bedienung behielten wir oben.

Schon graute der Tag; es war gegen 6 Uhr. Rüstig machten wir uns nun zu Fuß auf den Weg zur Bergspitze, die etwa 15 Minuten aufwärts, 10 bergab dauert. Der Saumpfad schlängelt sich bequem durch niedrige Baumvegetation bis zur Höhe. Aber er war durch den Reif

glatt und schlüpfrig. Die Wasserlachen waren mit dickem Eise bedeckt und die sumpfigen Stellen waren hart genug gefroren, um fast einen Menschen zu tragen.

Als wir oben anlangten, war es bereits taghell und der östliche Horizont war leicht gerötet. Der weite Blick nach Süden in die bengalische Ebene war wolkenfrei, nur noch beeinträchtigt durch die Dunstigkeit der Luft. Aber über den nächsten Thälern im Osten und Norden lag noch immer die Nebeldecke wie ein weites, wolliges Wolkenmeer. Alles, was unsere eigene Standhöhe überragte, war vollständig klar und die Luft völlig dunstfrei. So dehnte sich vor uns etwa 300 Kilometer lang der ganze Gebirgskamm des Himalaya aus; im fernen Westen der Ganrisankar (Mount Everest) 29002 Fuß hoch und hinter ihm noch zwei Tschamlangspitzen 22000 und 24000 Fuß, vor ihm eine andere von 27800, dann weiter der Janu 25300, der Kabru 24,000 und der Kintschinjinga 28156, vor diesem der Pandin 22000 und weiter hinten an der tibetanischen Grenze der Tchomunko 17300 und der Donkia 23200 mit einem merkwürdig tiefen Paßeinschnitte daneben, ganz wie ein V; und endlich im Osten zwischen Bhutan und Tibet der Panhanrhi 23186 und der Tschumalarhi fast 24000 Fuß hoch. Bis zum Ganrisankar ist die Entfernung 180 Kilometer, bis zum Tschumalarhi etwa 140 Kilometer.

Aber wenn man diese sich hoch vor einem auftürmenden Bergmassen länger betrachtet, verliert man fast ganz das Gefühl für die Schätzung der Größe und der Entfernungen ebenso wie schon beim Anschauen von Photographien dieser großen Natur. Nur wenn man senkrecht aufrecht steht oder bergab geht, hat man ein sichres Bewußtsein, in welcher Höhe der Horizont liegt, nicht wenn man sitzt oder bergan steigt. Und die Seele gewöhnt sich auch an das Anschauen der Riesenmassen; nur wenn man sich der großartigsten Gebirgslandschaften unserer europäischen Alpen erinnert, wird man sich wieder bewußt, daß diese nur halb so groß sind und dazu noch überall von künstlicher, anspruchsvoller „Zivilisation" beleckt und von Menschen betastet und beklettert werden, während nur hier im Himalaya unerreichbare Erhabenheit und jungfräuliche Reinheit und Größe der Natur und der Schneewelt zu schauen ist.

Ist man hier aber von Unnatur frei? — Wer fühlt sich völlig erhaben darüber in all seinem Sinnen und Denken und Wollen und Thun?! — Wer mag sich ihr auch nur auf Augenblicke vollständig entwinden?!

Mehr und mehr rötete sich der Ostpunkt am Horizonte, und schon erglänzten die Schneemassen des Kintschinjinga rosigrot in den ersten Sonnenstrahlen, da färbten sie sich allmählich mehr lotosweiß (hell chamois) und gingen endlich in blendendes Weiß über. Fast 10 Minuten dauerte es, ehe auch unser Auge der erste Sonnenstrahl traf; und bald darauf erglühten auch die Wollenballen des Wolkenmeeres unter uns in rosigem Rot.

Nach kurzer Zeit trat die Sonne hinter eine kleine Wolkenschicht, und nun erstrahlten die Wolkenwellen unter uns blendend goldig; aber die

schneeigen Höhen glänzten dabei unverändert im herrlichsten Weiß. — Nach und nach teilten sich dann die Wolkenmassen unter uns und gestatteten uns flüchtige Einblicke in die tiefen und weiten, noch fast ganz beschatteten Thäler hinein. Auf der anderen Seite der Rundschau färbte sich der Dunst über der bengalischen Ebene in zartesten Farbenschattierungen und die Bergwände der unteren Gebirgsketten malten sich in unwahrscheinlichsten Farben. Dabei enthob der dickbereifte Vordergrund uns hier an tropische Umgebung gewöhnten Beschauer in eine Welt, die ebensowenig morgenländisch wie heimatlich war.

Man konnte sich kaum satt sehen an dem herrlichen Naturschauspiele, und nur sehr zögernd trennte ich mich von dem Anblicke. Langsam versank die Krystallkette der Schneeregion hinter dem Bergrücken, indem wir an ihm, um uns herschauend, herabstiegen; und mehr und mehr öffneten sich unseren Blicken die Thäler. —

„Das müßten wir doch in Berlin haben!" hörte ich nach längerem Schweigen meinen freundlichen Begleiter neben mir sagen — offenbar völlig arglos und aufrichtig, nicht um einen Witz zu machen. Aber der Berliner kann sich wohl nie ganz verleugnen. — Ja, wie groß ist die Natur, und wie klein doch der Mensch!

Nur noch einen Tag blieb ich in Dardjiling. Noch einmal sah ich das köstliche Alpenglühen auf diesen Gletscherriesen, und noch einmal, am Morgen, den Wechsel ihrer Beleuchtung in Mondlicht, in der Tagesdämmerung und im Scheine der aufgehenden Sonne. Auch hatte ich noch einmal den merkwürdigen Anblick, der am stärksten abends nach Sonnenuntergang zu wirken pflegt, aber auch manchmal mitten am Tage zu sehen ist. Nebeldunst verdeckt die Ferne der Thalweite bis hinüber zum Schneegebirge, und selbst dieses erscheint unklar und blaß in seinen Umrissen durch Luftdunst. Dann sieht die Thallandschaft einem gewöhnlichen Hochlande ähnlich. Hoch darüber in der Luft aber, wo man sonst nur Wolken zu suchen gewohnt ist, schwebt ohne erkennbare Verbindung mit der Berglandschaft darunter, wie eine gespenstische Luftspiegelung, die Götterwelt der Schneeregionen; und in der Chat, ist diese Fata morgana nicht wirklich eine uns fremde, überirdische Welt für sich?!

Die mich wieder zur Ebene zurückführende Teckel-Trambahn gestattete mir diesen Anblick bis zum letzten Augenblicke, als wir in den Ghoumpaß einbogen, denn dieser war einmal ausnahmsweise wolkenfrei. Erst auf der anderen Seite trafen wir die unvermeidliche Nebelschicht. Doch diese Wolkendecke war bald durchfahren und nun war ich erstaunt, wie verändert die Landschaften auf einer solchen Fahrt aussehen, wenn man sie von unten, und wenn man sie von oben sieht. Auch verstand ich nun besser, was ich hier vor acht Tagen gesehen hatte. Vor allem aber war ich froh, jenseits Kurseong wieder in behagliche Wärme zu kommen.

Vor Anbruch des nächsten Tages wurden wir im Schnellzuge zur Ueberfahrt über den Ganges geweckt. Kaum war das erste Tagesgrauen zu merken, und der Strom bot anfangs ganz das gleiche Bild wie bei der

Hinfahrt; aber noch während wir auf dem Wasser fuhren, ging schon die Sonne auf.

Die Sonne ging auf über dem Indien, das einstmals das größte Kulturland der Welt war. Es war dies, weil damals die Arier noch frisch und voll Thatkraft, erst seit wenigen Jahrhunderten von den kühlen Hochlanden Asiens, aus der Nähe der Regionen des ewigen Schnees in diese fruchtbare vom Sonnenbrande durchbrütete Ebene herabgestiegen waren. Lebhaft überwältigte mich jetzt der Eindruck dieses klimatischen Unterschiedes, wie ich ihn selbst nun in wenigen Tagen aufs neue erfahren hatte, in seiner Wirkung auf mich selbst und mehr noch auf die Eingeborenen der verschiedenen Länder — dort die schwerfällige unentwickelte Energie der Bergbewohner, hier die lässige Verstandesentfaltung der jetzigen Indier. — Es wird einzig allein davon abhängen, wie bald wieder größere Menschenmassen mit nordischer (europäischer) Energie und Geisteskraft sich der Ausarbeitung und Verwertung der unerschöpflichen Naturschätze und Volkskräfte dieses alten Wunderlandes annehmen werden, ob dieses noch einmal wieder so groß werden wird, wie es einst war oder gar — noch größer.



Giebt es einen Scheintod?

Von
R. Wiesendanger.



Es ist nicht das erste Mal, daß ich mich mit dieser Frage beschäftige. Die Anregung in der „Sphinx“ giebt mir Gelegenheit, darauf zurückzukommen und nehme ich um so lieber Veranlassung, das Thema einmal im psychologischen Sinne zu behandeln. Doch zuvor sei mir gestattet, über meine bisherige Thätigkeit in dieser Sache zu berichten. Da ich schon seit früher Jugend mehrfach Gelegenheit fand, die Möglichkeit des Scheintodes anzunehmen, interessierte mich die Frage von jeher. Verschiedene Todesfälle, mit denen ich zu thun hatte, gaben mir, trotzdem ich nichts gegen die Bestattung thun konnte, die Ueberzeugung, daß das Leben und vielleicht sogar noch das Bewußtsein bei den Betreffenden vorhanden sei. Ich begrüßte daher vor zirka sieben Jahren mit großem Interesse die Kunde, daß in New-York eine wissenschaftliche Gesellschaft zwecks Konservierung der Leichen und Errettung Scheintoter sich gebildet hätte. Es war beabsichtigt, ein Mausoleum für zirka 10000 Tote zu bauen. Die Leichen sollten in hermetisch verschließbare Nischen ohne Särge gelegt und mit einem elektrischen, sehr empfindlichen Allarmapparat versehen werden. Das Mausoleum sollte ferner einen Krankenraum für Erwachende, eine Wohnung für Arzt und Wärter, eine Kapelle und einen Maschinenraum haben. In letzterem war eine Dampfmaschine mit Ventilator nebst einem in fortwährender Glut befindlichen Ofen geplant. Ein Rohrsystem in den Zellen sollte erwärmte trockene Luft in die Zellen führen, die dann die Feuchtigkeiten der Leichen ansaugend, zurück in den glühenden Ofen geleitet, dort verbrannt würden. Damit waren zwei Zwecke erfüllt: 1) Unterlag die Leiche keinem Fäulnisprozeß, denn sie trocknete zusammen, wurde also mumifiziert, und 2) gab es von den Leichen keine Luftverpestung, da die Gase, in den glühenden Ofen geleitet, verbrannt wurden. War nun ein Scheintoter beigesetzt, so würde derselbe noch vor eingetretenem Tode durch die zugeführte frische, trockene Luft und Entziehung der Feuchtigkeit entweder sehr bald gänzlich sich auflösen oder aber bei fortdauerndem Leben zu irgend einem Lebenszeichen angeregt werden, welches dann sogleich durch den Allarmapparat Rettung brächte. Diese Idee begeisterte mich derart, daß ich beschloß, einen ähnlichen Verein hier ins Leben zu rufen, welcher demselben Zweck dienen sollte. Die Gründung geschah und wir brachten es auf ungefähr 60 Mitglieder. Auch die Polizeibehörde verhielt sich der Sache gegenüber um so günstiger, als sie in dem Verfahren der alten Bestattung und dem der neuen größere

Vorteile für sich sah. Es sind jetzt zirka 6 Jahre seitdem verflossen, und leider muß ich bekennen, ist die Sache heute so gut wie (nicht mehr bestehend). Das große Publikum, auf welches wir rechneten, ist feige, so feige vor dem Gedanken des Todes, daß wir mit unserer Propaganda nur Grauen hervorriefen. Männer der Wissenschaft bestritten die Möglichkeit des Scheintodes und waren bestrebt, unsere Absicht lächerlich zu machen, und so sind wir wieder sanft eingeschlafen. Mich aber läßt die Sache nicht ruhen. Ich ergreife mit Freuden die Gelegenheit, weiter zu kämpfen für eine Frage von solcher Wichtigkeit, und wenn es mir nur gelingt, den Funken zum Weiterglimmen zu bringen, so daß er nicht verlischt, um später ein loderndes Feuer zu werden, so bin ich in meinem Pflichtgefühl gegenüber der Menschheit befriedigt. Das bisherige Bestattungsverfahren ist wahrlich nicht als human zu bezeichnen. Das Zugeben des Bestattens unter die Erde sowohl als das Verbrennen ist eine Gefühlsverrohung. Die Einbildung, der Tod sei eingetreten, läßt alles erkalten und doch bricht dabei fast das Herz. Man glaubt durch pomphafte Grabfeier, durch Verschwendung von Unsummen zur Erinnerung für den Verblichenen alles zu vergelten. Was ist aber damit erreicht? Nichts als das Bewußtsein, daß man sich über die Zeit hinweggetäuscht, wo vielleicht noch Rettung gewesen wäre. Hand aufs Herz — darf man behaupten, daß alles geschehen ist, was geschehen könnte zur Erfüllung der Humanität? Warum also sollen denn ewig die alten rohen Zustände dominieren, wo wir nach den heutigen Fortschritten der Technik und Wissenschaft so vieles auch in dieser Beziehung erreichen könnten. Lassen wir alle Perspektiven aus dem Spiel, die eine Konservierung der Leichen für die Angehörigen wie für die Justiz ergeben könnten, und beschäftigen wir uns nur mit der Möglichkeit des Scheintodes. Ist denn wirklich die Thatsache desselben nicht bewiesen? Giebt nicht selbst die Wissenschaft z. B. den Starrkrampf zu? und die Bestattung daran Leidender? Ist die Thatsache nicht bekannt, daß Ertrunkene, nachdem sie längere Zeit unter Wasser gelegen haben, wieder zum Leben erweckt werden können?

Solche Fälle sprechen aber nicht so deutlich für den Scheintod, wie die Thatsachen des Spiritualismus. Wir wissen, daß jedes Organ unseres Körpers, jede Zelle das Produkt unseres Lebensprinzipes und gewissermaßen die Wohnstätte desselben ist. Die Zelle ist aus Atomen verschiedener Bestandteile aufgebaut und hält sich solange derart zusammengefügt, als sich das Lebensprinzip darin aufhält. Wir konstatieren den Zerfall der Auflösung erst von dem Augenblicke an, wo sich das Lebensprinzip davon abgelöst. Eine Beibehaltung der ursprünglichen Form ist nur durch ein anderes Prinzip wieder möglich, wie das der Versteinerung, in welchem also das Lebensprinzip durch Salzebildung abgelöst wird. Eine solche Ablösung, auch wenn noch durch andere Bedingungen, wie Entziehung der Feuchtigkeit, Austrocknung herbeigeführt, erweist sich immer als eine innere Charakterveränderung. Es ist daher sehr wohl anzunehmen, daß eine Zelle, solange sie noch den ursprünglichen Charakter zeigt, noch erfüllt

ist vom ursprünglichen Lebensprinzip. Tritt die Zelle hingegen in einen anderen Zustand über, so hat das ursprüngliche Lebensprinzip einem anderen Prinzip Platz gemacht. Was ist aber nun das ursprüngliche Lebensprinzip — doch entschieden das Prinzip, welches uns fühlen läßt, welches mit unserem Bewußtsein im innigsten Zusammenhange steht. Der Magier, welcher auf unseren Organismus wirken will, muß einen Gegenstand haben, der von unserem Lebensprinzip gesättigt ist. Dazu dienen ihm Haare, Nägel, Blut, Schweiß, oder auch direkt ein Stück Fleisch. Solange diese Bestandteile nun den ursprünglichen Charakter behalten, solange hat er Wirkung auf die Person. Dasselbe läßt sich konstatieren bei Hellsehern. Solange diese einen von des Betreffenden Lebensprinzip durchtränkten Gegenstand haben, können sie mit ihm in Verbindung treten. Hieraus wäre also zu konstatieren, daß, solange Lebensprinzip vorhanden ist, auch eine Verbindung der Seele respektive der Empfindung mit dem betreffenden Organismus oder Gegenstande möglich ist. Also in allen Fällen ist die Annahme berechtigt, daß bis zum Zerfall der Zelle die Empfindung, ja, das Bewußtsein immer noch in inniger Verbindung mit dem bereits für tot gehaltenen Körper steht. Wenn man nun bedenkt, mit welchem Entsetzen jeder Mensch vor dem Gedanken des Scheintodes zurückbebt (auch konstatiert durch den Umstand, daß man in vielen Familien sich das Versprechen abnimmt, einander nach dem Tode die Ader zu öffnen, was ein direkter Mord sein kann), so ist die Erfahrung solcher Thatsachen, wo der Betreffende ohne sich rühren zu können und alles über sich ergehen lassen muß, wohl wert auf Abhilfe zu sinnen; denn sie kann jeden treffen. Es ist also durchaus nicht gewiß, daß ein scheinbar Toter gar keine Empfindung oder kein Bewußtsein seiner Lage mehr hat. Sein Organismus ist erschlafft infolge des Auflösungszustandes oder der Abspannung. Aber seine Empfindung, sein Bewußtsein kann noch vorhanden sein, und zwar voraussichtlich bis der Zellenbau beginnt sich aufzulösen resp. sich zu verändern. Verschiedene Umstände deuten auf die Bewahrheitung des Gesagten und ich habe selbst noch in jüngster Zeit ähnliche Beobachtungen gemacht. So ist vor allen Dingen das gute Aussehen der Leichen, die oft sogar noch eine frische Farbe statt der Totenbläße haben, die ungebrochene Iris, die beim Oeffnen des Auges noch klar wie im Leben aussieht, sehr häufig zu beobachten. Sogenannte Totenflecke sind kein Beweis des Todes, da solche Flecken auch bei Blutstockungen und partieller Zersetzung auftreten können. In den Tropen z. B. kommen solche Erscheinungen bei Kranken häufig vor, die man öfter als Leichen liegen läßt. Nach längerer oder kürzerer Zeit wieder zum Bewußtsein gekommen, erregen die vermeintlich Toten durch ihr Wiederauftreten gewaltigen Schrecken. Es ist also durchaus die Möglichkeit vorhanden, daß, so lange noch kein direkter organischer Zerfall des Körpers wahrnehmbar, ein Scheintod, d. h. eine noch nicht völlige Ablösung des Lebensprinzipes des Betreffenden, vollführt ist! Eine solche Leiche nun dem Feuer zu übergeben, ist das Entsetzlichste, was vorgenommen werden

kann. Wenn auch die Zeit der Verbrennung kurz ist, so ist sie, wenn der Schmerz empfunden wird, immer noch eine Ewigkeit für den, der es erleiden muß. Man übersehe nicht, daß eine einzige Minute hinreicht, eine ganze Welt von Martern durchzukosten. Wer dies bezweifelt, der versuche nur, sich einen Finger verkohlen zu lassen. Also auf, zum gemeinsamen Handeln. Der Gegenstand ist der Mühen und des Kampfes wert.



Rundfrage über die okkulten Fähigkeiten der Tiere.

Im Begriffe, eine umfassende Arbeit über „die okkulten Fähigkeiten der Tiere“ zu vollenden, möchte ich nicht versäumen, mich vor Veröffentlichung derselben an die Leser der „Sphinx“ mit der ergebenen Bitte zu wenden, mich behufs Vervollständigung des überall zerstreuten Materials durch Mitteilung eigener Beobachtungen oder Experimente, sowie durch Litteraturangaben freundlichst unterstützen zu wollen. Letztere werden sich hauptsächlich auf die fachwissenschaftlichen ausländischen Journale, sowie auf einen Teil der deutschen zu erstrecken haben, von denen mir vollständig nur die „Uebersinnliche Welt“ und die „Spiritistischen Blätter“ zur Verfügung stehen. Die einschlägigen Thatsachen sind so seltener Natur, daß auch die unbedeutendste Notiz im Lichte des Ganzen zum Verständnis beitragen kann.

Folgende Punkte werden bei etwaigen Mitteilungen vorzüglich ins Auge zu fassen sein:

Historisches: Religionen, Aberglaube — Bearbeitungen dieses Gebietes.

Thatsachen.

Aktives und passives Verhalten der Tiere zum Hypnotismus. Zauberblick der Schlangen.

Verhalten zum Magnetismus. Sympathetische Heilmethode. Magnetische Schulen. — Sympathie und Antipathie. Instinkte, Wandertriebe. — Magnetisieren von und mit Tieren usw.

Fernsehen- und fühlen.

Hellsehen, Verhalten bei spiritistischen Sitzungen.

Vorfühlen, Prophetie, Augurien, Orakel.

Zweites Gesicht.

Spiritistische Beobachtungen, Apporte, Materialisation, Tiere als Medien usw.

Philosophie.

Indem ich im voraus meinen besten Dank für alle freundlichen Mitteilungen ausspreche, bitte ich dieselben direkt an meine Adresse zu richten.

Breslau (Schlesien), Kirchstraße 27 III. **Erich Bohn.**



Eines Mathematikers Ansicht vom Okkultismus.

Herr Hofrat Dr. Wernekke, Direktor des Realgymnasiums in Weimar, schreibt in Anknüpfung an eine Korrespondenz über Okkultismus folgendes:

„Im Anschluß an unsere neuliche Unterredung, die nur kurz sein konnte, erlaube ich mir — damit Sie wissen, woran Sie mit mir sind — Ihnen noch etwas genauer darzulegen, wie ich mich jahrelang ablehnend gegen alle Geheimwissenschaft verhalten, seit drei Jahren aber mich dafür zu interessieren begonnen habe, ohne daß ich jedoch bis jetzt zu einem sicheren Urteile über deren Berechtigung, Begründung und Tragweite hätte gelangen können.

Wer Gustav Theodor Fechner kennt — oder richtiger, wer ihn, wie gewöhnlich, nur oberflächlich kennt — könnte vielleicht meinen, daß ein Verehrer seiner Schriften, als welchen ich mich bekenne, von vornherein für den Okkultismus empfänglich sein müsse. Wer aber weiß, daß sich Fechner erst in seiner „Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht" über den Spiritismus ausgesprochen hat, vorsichtig wie immer, jedoch nicht gerade verwerfend, der wird begreifen, daß recht wohl das Gegenteil der Fall sein könne. — Im Dezember 1876 hielt ich (damals 30 Jahre alt) zum Stiftungsfeste des akademisch-philosophischen Vereins in Leipzig einen Vortrag „über Wesen und Wert der Symbole" und versuchte, sie von meinem Fechnerschen Standpunkte aus zu beleuchten. Ein Vorstandsmitglied der spiritistischen Gesellschaft hatte dabei eine so entschiedene Hinneigung zum Spiritismus herausgehört, daß er mir spiritistische Schriften zum Studium anbot, die ich aber ebenso ablehnte, wie die Einladung zu einer Vereinssitzung. Erwähnen will ich auch, daß unter den Zuhörern ein junger Inder war, der seitdem als Schriftsteller auch in Deutschland bekannt geworden: Dr. Nisikanta Chattopadhyaya. Mein Interesse an englischem Geistesleben und meine vielfache Beschäftigung mit der englischen Sprache ließen es mich wagen, um auch anderwärts auf Fechner hinzuweisen, zu dessen 80. Geburtstage sein „Büchlein vom Leben nach dem Tode" in englischer Uebersetzung herauszugeben (On Life after Death, London 1882). Es brachte mir viele dankbare und aufmunternde Zuschriften ein; doch hat es mir an Muße gefehlt, andere Uebersetzungen Fechnerscher Schriften folgen zu lassen. Außer solchen Briefen und kleineren Druckschriften gingen mir damals Sinnett's „Esoteric Buddhism" und Edmund Swift's „Emanuel Swedenborg" zu, um mich auf verwandte Gebiete hinüberzuführen. Doch machten sie wenig Eindruck; ich war an eine ganz andere Betrachtungsweise gewöhnt — durch meinen Bildungsgang als Mathematiker wie durch meine philosophische Lektüre, die ich immer gepflegt hatte, nachdem ich in den Universitätsjahren, namentlich durch freundschaftlichen Verkehr mit Richard Avenarius, wertvolle Anregung zum philosophischen Denken erhalten hatte. Er war der Stifter jenes Leipziger Vereins, dem z. B. auch Hübbe-Schleiden angehörte.

Bald nach meiner Uebersiedelung nach Weimar (1879) machte ich

die Bekanntschaft einer alten irischen Dame (auch meine Frau ist Irländerin), die begeistert von Frau Blavacka sprach (wie ich lieber sage als Madame Blavatsky) und mir deren Leben sowie einige kleine theosophische Schriften zu lesen gab. Auf die „Sphinx“ war ich mehrfach hingewiesen worden; doch noch immer wußte ich mit all diesen Dingen nichts anzufangen. Ich sah in dergleichen wunderbaren Erlebnissen und den darüber abgegebenen Meinungen keinen rechten Zusammenhang, daher auch keinen brauchbaren Beitrag zur Welterkenntnis. Zugeben mußte ich wohl, daß solche Erlebnisse, wie man sie auch erklären möge, nicht so ganz selten zu sein scheinen. Denn schon vor Jahren, wo es für derlei Vorgänge noch keinen landläufigen Namen gab, wie heute etwa Okkultismus, und man „unter Gebildeten“ nur ausnahmsweise darauf zu sprechen kam, fand sich doch in den Gesellschaften, wo dies einmal geschah, in der Regel jemand, der zwar „gar nicht an dergleichen Dinge glaubte, aber“ — doch eine selbsterlebte oder glaubwürdig verbürgte Thatsache zu erzählen wußte, die sich in den Rahmen des alltäglichen Geschehens nicht fügen wollte. In „Good Words“, dem bekannten englischen Familienblatte, las ich vor etwa 20 Jahren einige solcher Erzählungen, die mich selbst damals in dem Maße interessierten, daß ich an den Verfasser des Aufsatzes, den angesehenen schottischen Geistlichen Dr. Story, schrieb, um mir über die Glaubwürdigkeit jener Mitteilungen Auskunft zu verschaffen, welche mir denn auch bestätigt wurde.

Inzwischen war Fechner gestorben. Aus seinem hinterlassenen Tagebuche stand mir ein Auszug zur Verfügung, worin er, der anerkannt sorgfältige Beobachter, als Augenzeuge über die Sitzungen berichtete, die in Prof. Zöllners Hause mit Henry Slade abgehalten worden waren. Die Bemerkungen darüber klangen zunächst mißtrauisch, ließen aber nachgerade die Ueberzeugung hervortreten, daß es sich hier um mehr als Taschenspielerei, um wirklich unerklärliche Vorgänge handle. — Der letzte Brief, denn ich von Fechner erhalten, bezog sich auf eine Anfrage, die ich im Namen von Mr. Massey in London (Herausgeber des „Light“ usw.) an ihn gerichtet hatte. Mr. Massey schrieb mir, ein indisches Mitglied der theosophischen Gesellschaft, der als Mahatma gelte, habe in einem seiner Briefe an ihn auch einer Unterredung gedacht, die er bei seinem Aufenthalte in Europa (wo er jedoch nicht unter seinem eigentlichen Namen Kut Hûmi Lâl Sing gereist sei) mit Fechner gehabt. Fechner erklärte darauf, daß ihn allerdings im Jahre 1876 ein Inder besucht habe, der von mir schon erwähnte Dr. Chattopadhyaya; der Wortlaut der in Rede stehenden Aeußerung sei ihm nicht erinnerlich, doch mit der Sache habe es seine Richtigkeit.

Zu Weihnachten 1892 wurden mir zwei Bücher du Prels zum Geschenk gemacht: „Das Kreuz am Ferner“ und „Das Rätsel des Menschen“. Nachdem ich dies letztere mit großem Interesse durchgelesen, erschien mir das, was ich bis dahin von Okkultismus gewußt, in einem anderen Lichte. Da war in der That auf einen Zusammenhang unter den hier-

her gehörigen Erscheinungen hingewiesen, ein Standpunkt gegeben, dessen Festigkeit immerhin noch zweifelhaft sein mochte, der aber einen deutlicheren Einblick und geordneten Ueberblick auf einem Gebiete versprach, das mir bisher durchaus dunkel und verworren erschienen war. „Das Kreuz am Ferner“ half in ansprechender Weise zu weiterer Orientierung. Die sehr wenigen Personen, mit denen ich in vertrauterem Verkehr stehe, machte ich auf „Das Rätsel des Menschen“ aufmerksam und fand, daß das Büchlein auch bei ihnen seine Wirkung nicht verfehlte, so daß bei ihnen wie bei mir der Wunsch entstand, vor allem du Prels Schriften näher kennen zu lernen; und ich muß sagen, daß ich sie heute, wo ich mich etwas mehr in der einschlägigen Litteratur umgesehen habe, noch immer allen verwandten Schriften vorziehe. Da mir bei jedem Buche seine sprachliche Seite von besonderer Bedeutung ist, so habe ich verschiedenes, was ich im Originale nicht haben konnte, in der oft recht mangelhaften Uebersetzung mit wenig Genuß gelesen. Bei du Prel fesselt von vornherein die Schönheit des Ausdrucks, fesselt in dem Maße, daß man das, was er zu sagen hat, gern liest, auch wenn er manchmal etwas breit wird — was bei der unleugbaren Schwierigkeit des Gegenstandes zu entschuldigen ist. Die Klarheit seiner Darlegung ist aber auch bedingt durch die Einfachheit seiner Voraussetzungen und durch den folgerichtigen Ideengang, den er als Mathematiker und als Darwinianer einzuschlagen weiß. Ohne mich darüber weiter zu verbreiten (namentlich über seine Anknüpfung an Kants Transscendentalismus, die mir sehr wichtig geworden ist), und ohne von anderen Büchern zu reden, zu deren Lesung er mich angeregt hat, will ich nur noch von der „Sphinx“ etwas sagen.

Ihre letzten Bände habe ich mit großer Aufmerksamkeit und großem Interesse gelesen, mit vielfacher Zustimmung — und mit mancherlei Bedenken und Widerspruch. Selbst die Zustimmung kann ich noch immer nur mit Zögern aussprechen: alles, was dort als Thatsache mitgeteilt wird, erscheint mir beachtenswert; nur bleibt immer die eine Frage, ob es auf zuverlässiger Beobachtung beruht, und die andere, wie weit die etwa gegebene Erklärung richtig ist. Die erstere ist zunächst die wichtigere. Vor allem handelt es sich um glaubwürdige, vorurteilsfreie Beschreibung; die Erklärung kann sich dann erst anschließen, und sie muß immer, wie auf allen wissenschaftlichen Gebieten, auf Grund weiterer Beobachtungen nötigenfalls berichtigt werden. Was insbesondere die Theosophie anbelangt, als deren Organ sich die „Sphinx“ ausdrücklich bezeichnet, so entspricht ihre indische Fassung, die immer dabei im Vordergrunde steht, der eben erwähnten Forderung garnicht — zugestandenermaßen will sie es auch nicht. Aber eben deshalb fällt es schwer, sich in diesem neuen Gebäude von Dogmen heimisch zu fühlen., das sich von anderen Systemen etwa ebenso weit unterscheidet wie indischer Baustyl von abendländischem. Die überaus verwickelte Theorie von dem Wesen des Menschen, von dem Wesen der Welt nach den verschiedenen Daseinsstufen (mag sie von Hübbe oder Hartmann oder Lermina oder Annie Besant oder Sinnett dargestellt

sein) wird noch unbehülflicher durch die abstruse Terminologie (an der ich gerade durch meine Vorliebe für sprachliche Betrachtung Anstoß nehme) und durch die eigentümliche Symbolik, die durch ihre mathematische Einkleidung — mit Dreiecken, Kreisen, Pyramiden und der Hereinziehung ungeheurer Zahlen, die übrigens mehr als symbolisch sein wollen — auf den Mathematiker vielleicht am wenigsten wirkt. Ich verwerfe diesen esoterischen Buddhismus nicht; nur finde ich ihn schwer genießbar. Was aber die moralische Seite des Buddhismus anlangt, so will ich ihr das Anziehende und Wohlthuende gar nicht absprechen. Festzustellen bleibt (und dazu dürfen wir von Hübbes indischer Reise einen neuen Beitrag erwarten), wie weit diese Lehre im Leben bethätigt wird. Ihre angeblichen Vorzüge vor dem Christentum sind wohl nur scheinbar. Das kommt daher, daß das Leben so vieler Christen, daß so viele Einrichtungen christlicher Staaten mit dem Christentume Christi nicht im Einklang stehn. Soll also die Vergleichung berechtigt sein, so muß man die reine Lehre Christi mit der des Buddha, und die thatsächlichen Verhältnisse christlicher Gemeinschaften mit den thatsächlichen Verhältnissen buddhistischer Gemeinschaften vergleichen. Und wo Lebensführung und Sittenlehre in Widerspruch befunden wird, dürfte die Aenderung eher dem Leben als der Lehre zuzumuten sein. Braucht man aber wirklich eine neue Moral, oder eine neue Grundlage der Moral, so kann sie meines Erachtens — trotz der „Gesellschaft für ethische Kultur" — nicht außerhalb der Religion gefunden werden. Nun sind Religion und Weltanschauung aufs engste verbunden, wenn nicht identisch. Das Hauptverdienst des Okkultismus scheint mir aber zu bestehen in der Erweiterung unserer Weltanschauung, in der Erweckung (vielleicht Wiedererweckung) und Klärung des Bewußtseins, daß der Mensch ein Bürger zweier Welten ist. Ob und wie sich zwischen beiden Welten für den Menschen im Diesseits eine Brücke herstellen läßt, ist wohl eine so bedeutsame Frage, daß man selbst den Wahn und Betrug, der im Laufe der Untersuchung unterläuft, mit in den Kauf nehmen mag. Schwierig ist die Untersuchung ohne Zweifel, und da sie doch erst seit einigen Jahrzehnten wieder aufgenommen ist, noch lange nicht abgeschlossen. Lernt man aber das Material kritisch verwerten, das aus früheren Jahrhunderten und in allen Volksüberlieferungen reichlich angesammelt vorliegt, so darf ein brauchbares Ergebnis in absehbarer Zeit wohl erhofft werden. Diese Volksüberlieferungen geben mir vielfach zu denken, und es widerstrebt mir, mit Max Müller anzunehmen, daß alle Mythologie (im weitesten Sinne des Wortes) ein bloßes Spielen mit Worten sei.

Doch es wird Zeit, diese zerstreuten Bemerkungen abzubrechen. Da ich kaum Gelegenheit habe, sie auch nicht suche, solche Gedanken auszusprechen, so mag ihre Darstellung sehr mangelhaft sein. Auch soll sie durchaus nichts Neues bieten. Wollen Sie aber Veranlassung nehmen, mir darauf in irgend einer Weise zu erwidern, so werde ich jede neue Belehrung und Anregung mit großem Danke entgegennehmen". G.





Ein Angriff gegen die „Sphinx" als Deckmantel einer Selbstreklame für Franz Evers.



Franz Evers ist wohl manchen Lesern der „Sphinx" noch bekannt, da er mit Dr. Hübbe-Schleiden einige Zeit die „Sphinx" redigierte, in welcher auch seine „Sprüche aus der Höhe" zuerst erschienen sind. Hoffentlich verwechselt niemand diesen Franz Evers mit dem Jugendschriftsteller Pastor Ernst Evers oder gar mit dem bekannten Dichter Georg Ebers! Ob Franz Evers auch ein Dichter ist, diese Frage soll uns augenblicklich nicht beschäftigen. Indessen will ich gern diese Seite der Geistesarbeit des jungen Mannes beleuchten, wenn einmal kein positiver Stoff vorliegt.

Seitdem gewisse Leute von der Mitarbeit an der „Sphinx" ausgeschlossen worden sind, verkündigen sie derselben ein jähes Ende und überbieten sich in Projekten zur Gründung neuer, wissenschaftlich epochemachender, volkstümlich packender, belletristisch prickelnder, salbungsvoll predigender, die ganze Welt umfassender Monats-, Wochen- und Tageblätter für Religion und Okkultismus. Die „Sphinx" behandeln sie als sterbenden Löwen. Bekanntlich war es in der Fabel der in seiner Trägheit rachsüchtige Esel, der dem Löwen einen tückischen Fußtritt versetzte.

Franz Evers hat sich durch seinen ungeschickten Angriff gegen die „Sphinx" selbst gerichtet. Ich möchte ihn fast bedauern, daß er sich so bloßgestellt hat. Nur Eitelkeit und Mangel an Aufrichtigkeit mag ihn dazu verleitet haben.

In der „Deutschen Warte" (Unterhaltungsbeilage „Der Erzähler an der Spree", vom 20. November 1895, 6. Jahrgang, Nr. 271, Seite 3) steht diese wundervolle Pseudokritik unter dem Titel: „Schriften der Theosophie und Mystik". Schon die Ueberschrift machte mich mißtrauisch. Denn ich habe selbst aus dem Munde von Franz Evers gehört, daß er Mystiker sei, aber von Theosophie nichts wissen wolle. Das ist an und für sich schon ein wunderbarer Widerspruch: denn Mystik ohne Theosophie ist ein Rumpf ohne Kopf. Welches Unding aber ist es, die „Sphinx" zu redigieren, ganz bei Dr. Hübbe-Schleiden zu leben, täglich das zu hören, was dessen Lebensmittelpunkt ist — Theosophie —, und dabei sich ablehnend gegen

Theosophie zu verhalten, die der Redakteur als Hauptinhalt in die „Sphinx“ zu bringen verpflichtet ist. Entweder war dann die ganze Lebenshaltung des Franz Evers eine unreife Kritiklosigkeit, oder eine Sünde gegen den heiligen Geist: eine innere Unwahrheit.

Von wissenschaftlicher Bildung habe ich bei Franz Evers nichts konstatieren können. Meiner Meinung nach hätte er also niemals als Mitredakteur an einer Zeitschrift angenommen werden dürfen, welche allerwenigstens Philosophie und Naturwissenschaften als Bildungsarbeit voraussetzen mußte. Franz Evers besitzt Formtalent; das genügt aber nicht da, wo ein Inhalt gegeben werden soll, welcher den Gedankenbesitz unserer westlichen Kultur überbieten soll. Ich habe Franz Evers den Rat gegeben, sich mit der elementaren philosophischen Litteratur zu beschäftigen und durch den Besuch der Universitätsvorlesungen das nachzuholen, zu dessen Aneignung er bisher keine Gelegenheit gehabt hat. Er war mit mäßiger Schulbildung in ein Buchhändlergeschäft getreten und hatte dort die mäßige Muße zur Pflege der eigenen Muse benutzt, indem er Reime schrieb und drucken ließ, die vorwiegend von Gymnasiasten gelesen wurden, wie mir sein glaubwürdiger Lehrer mitteilte. Als Buchhändlergehülfe glaubte er wohl seinen Genius nicht frei entfalten zu können und ging nach Berlin, wo Hübbe-Schleiden ihn als poetische Stütze der Theosophie zu gewinnen und zu fördern suchte. Auch dort, wo er nun wirklich in Händen leitender Liebe war, da ihn Hübbe-Schleiden wie ein sorgender Vater behandelte, scheint er sich ernster Mühe nicht unterzogen zu haben, was ich aus der Sorglosigkeit in der Behandlung der ihm zur Prüfung und Bearbeitung anvertrauten Manuskripte schloß, die er teilweise ungelesen liegen ließ, teilweise ungelesen in den Druck schickte.

Von einem jungen Menschen, dem man aus hochherzigem Vertrauen eine vollständig freie, aber deshalb doppelt verantwortungsreiche Thätigkeit anweist, stößt mich nichts so sehr ab, wie eine Verletzung solchen Vertrauens.

Was mich damals an Franz Evers peinlich berührte, das war die bei dem sonst frühreifen jungen Menschen auffallende sittliche Unreife, welche es ihm gestattete, trotz seines absoluten Mangels an philosophischer Bildung große philosophische Werke nicht nur zur Rezension an sich zu nehmen, sondern auch selbst zu rezensieren. Was den Lesern einer Zeitschrift, welche „kein Gesetz über der Wahrheit“ als Wahlspruch trägt, unter solcher Voraussetzung aufgetischt wird als sogenannte philosophische Kritik, kann man sich denken.

Ich nenne die Besprechung von Büchern, die man nicht gelesen und zu beurteilen nicht im entferntesten die Fähigkeit hat, nicht nur eine sittlich verwerfliche Täuschung des Publikums als bewußte Unwahrheit, sondern auch einen verhängnisvollen Selbstbetrug, durch den sich der Pseudokritiker in einen bösen Dünkel hinaufschwindelt, in einen Rezensionshochmut, der einen jungen, geistiger Verweichlichung zugänglichen, von keiner wohlwollenden und tadelnden Kritik geleiteten Menschen zum Größenwahn

verführen kann, wenn ein solcher Jüngling noch dazu Versklingeltalent besitzt und Worte wie ein Kaleidoskop schütteln kann, die sich stets da einstellen, wo Begriffe fehlen.

Das Kritikeramt wird prostituiert, wenn es durch den Mangel an Sachkenntnis und an gewissenhafter Arbeit des mühsamen Gründlichlesens herabgesetzt wird. Zur feilen Unsittlichkeit wird es da entwürdigt, wo man sich durch Massenrezensionen und Kritikfabrik wegwirft. Ich habe manchen Mitarbeiter abgewiesen, der mir solche Fabrikarbeit über ungelesene Bücher schickte.

Gegen Nahrungsmittelfälschung schützt uns jetzt ein Gesetz im deutschen Reiche. Gegen Verfälschung der Bildungsmittel sind wir noch wehrlos. Man hat sich schon so daran gewöhnt, oberflächliche oder irgendwie irre leitende Kritiken als jüdisches Zeitungsgesudel zu brandmarken, aber leider giebt es auch unter deutsch geborenen Litteraten solche, die ganz tadellos zu jüdeln, zu mauscheln und zu sudeln verstehen. Warum ahmen sie denn dann gerade die schlechten Seiten der Juden nach? Ein echter Jude giebt nicht so leicht den Familiengliedern einen Fußtritt, unter denen er groß geworden ist!

Die „Deutsche Warte“ sollte sich, um ihren Ruf zu wahren, vor den Gewohnheiten schlechter Journalisten bei Kritiken hüten! Ich kann mich nur wundern, daß sie einem in Theosophie und Philosophie völlig inkompetenten Neuling das Wort zu einem ihr selbst am wenigsten Ehre machenden schwächlichen Ausfall gegen eine ihr in den Bestrebungen nahe stehende Zeitschrift gegeben hat. Mich befremdet es um so mehr, als der Redakteur der „Deutschen Warte“ gerade in den letzten Monaten Mitarbeiter der „Sphinx“ gewesen ist (September und Dezember 1895) mit Beiträgen, welche sich durch Sachkenntnis auszeichneten. Die Pseudokritik in der „Deutschen Warte“ war mir entgangen, da ich auf Reisen war: Dafür ist sie mir von Fremden, von Freunden und von Bekannten zugeschickt worden, offenbar in der Absicht, mir eine Freude zu bereiten. Die Freude möchte ich allerdings erleben, daß Franz Evers in Zukunft seine Schreibarbeit auf das beschränkt, dem er gewachsen ist!

Franz Evers kritisiert zunächst die Haltung der „Sphinx“ unter Dr. Hübbe-Schleidens Redaktion; er wirft diesem vor, „von all den in den letzten Jahren aufgestellten Programmen keines erfüllt“ zu haben. Er tadelt, daß Dr. Hübbe-Schleiden „weder ein Centralorgan für den Idealismus, noch in Wirklichkeit eine Monatsschrift für Seelen- und Geistesleben, noch ein ungetrübtes theosophisches Organ“ in ihr geschaffen habe.

So lautet wörtlich die hohle Phrase. Das ist der echte Stil jedes allzeit fertigen Bücherrezensenten! Ich hebe dieses leere Geschwätz in seiner Spitze gegen Dr. Hübbe-Schleiden hervor, da es noch von der Zeit vor mir spricht. Wenn Franz Evers aber die Zeit unmittelbar vor mir meint, so verurteilt er in der „Sphinx“ sich selbst. Und darin kann ich ihm ganz Recht geben. Wenn er sich aber hinter Hübbe-Schleiden ver-

birgt, so wird seine Pseudokritik zu einem durchaus nicht vornehmen Angriff hinter dem Rücken des Herausgebers.

Franz Evers ist nicht befugt, über die Lebensarbeit eines Mannes wie Hübbe-Schleiden zu urteilen. Ich bin fest überzeugt, daß er bei seiner Unfähigkeit, sich in philosophische Litteratur zu vertiefen, nicht einmal die Ausdauer gehabt hat, die vor seinem Eintritt in die Redaktion erschienenen zahlreichen Bände der „Sphinx" durchzuarbeiten, um ein Bild von dem Wirken des himmelweit über ihm stehenden Hübbe-Schleiden zu haben, von dem er nichts lernen zu können behauptete.

Dr. Hübbe-Schleiden stand fast allein in Deutschland, als er von der ersten in Deutschland gegründeten theosophischen Gesellschaft 1885 den Auftrag erhielt, eine Zeitschrift für Theosophie zu gründen. Er versuchte es mit den herrschenden Wissenschaftsvertretern in Deutschland dadurch Fühlung zu gewinnen, daß er sein Auftreten für Theosophie an die Grenzgebiete der Naturwissenschaft und des Okkultismus anknüpfte, um gewissermaßen pädagogisch das Interesse für das letzte Ziel seiner Bestrebungen anzubahnen. Insbesondere bot ihm die allgemein in Europa verbreitete Entwickelungslehre den natürlichen Anlaß, die Aufmerksamkeit der Naturforscher zu erregen, die er für maßgebende Führer hielt. Aus diesen Darlegungen des Zusammenhanges zwischen Natur und Geistesentwickelung gingen die Abhandlungen hervor, welche sich später in gedrängter Form zu seinem Buche „Das Leben als Lust, Leid und Liebe" krystallisierten. Mit denkenden Theologen konnte er eine geistige Verbindung durch die Darstellung des geistigen Christentums als Theosophie und durch geschichtliche Beleuchtung des Zusammenhanges zwischen Buddhismus und Christentum anzubahnen hoffen. Unter den Philosophen war es nicht schwer, die Kantianer auf die großen Gesichtspunkte der Theosophie zu lenken, wenn er ihnen die Brücke von Kants transszendentalem Idealismus zu dem unbewußten Vorbilde desselben in dem System des Vedanta zeigte. Den vielen Religionsbedürftigen in Deutschland eröffnete er eine reiche Quelle hoher Heilswahrheiten durch die Darstellung des Zusammenhanges der christlichen Mystik mit den indischen Grundformen der Theosophie. Die Freunde der Kunst suchte er durch Heranziehung einer das Geistige darstellenden Kunst zu gewinnen, welcher eine neue Perspektive durch die Geistesreligion eröffnet wurde. Endlich setzte er seine Hoffnung auf begeisterungsfähige junge Dichter, denen die Theosophie höhere Ziele zeigen und edlere Stoffe bieten sollte, als das Gebiet des halben und ganzen Materialismus, in dem sich viele mit Behagen bewegten.

Diese Ziele hat Dr. Hübbe-Schleiden jederzeit im Auge gehabt. Er hat gerungen und gekämpft, um dieses vielseitige Programm, welches Franz Evers kurzsichtig genug für viele „Programme" hält, mit möglichst geeigneten Hilfsarbeiten durchzuführen. Seine persönlichen Hilfsarbeiter waren Hans von Mosch, Morris de Jonge, Charles Thomassin, Fidus (Hugo Höppener) und Franz Evers. Ob diese Helfer und Mitredakteure im Geiste Hübbe-Schleidens und so klar und zielbewußt an der „Sphinx"

gearbeitet haben wie Hübbe-Schleiden, soll bei anderer Gelegenheit untersucht werden. Soviel ist aber gewiß, daß Franz Evers die Ziele der „Sphinx" als Organ für Theosophie nicht gefördert hat. Er würde vielleicht mit der Zeit eine Art neuer litterarischer Blätter aus der „Sphinx" geformt haben, die sich von der „Sphinx" so unterschieden hätten, wie Nebel von Sonne.

Nach seinem verständnislosen Urteil über Dr. Hübbe-Schleidens Redaktionsthätigkeit geht er mit einer noch windigeren Phrase zu einer Beleuchtung meiner Redaktionsverdienste über. Er sagt wörtlich: „Seit Dr. Hübbe-Schleiden in Indien weilt, hat sie (die „Sphinx") sogar einen philologisch-theosophischen Charakter angenommen, der in seiner Trockenheit, trotz mancher germanischer Koketterie und Kraftmeierei, nichts zu wünschen übrig läßt".

Was hat da der überreife Berufskritiker für Zeug zusammengeorakelt! Ich möchte wissen, ob er selbst versteht, was er geschrieben hat. Kann sich einer, der die „Sphinx" von August 1894 bis heute gelesen hat, — so lange ist sie in meiner Hand — bei diesen Worten wirklich etwas denken? Alles ins Blaue!

Zunächst finde ich es ungereimt, von einem „philologisch-theosophischen" Charakter der „Sphinx" zu sprechen. Franz Evers, der in keiner Art von Gelehrsamkeit erfahren ist, sollte doch nicht mit so geschwollenen Ausdrücken um sich werfen, als wenn er etwas von Gelehrsamkeit inne hätte. „Philologisch-theosophisch" — welcher Widersinn! Offenbar denkt sich Evers unter dem einen Worte so wenig, wie unter dem anderen. Wer in aller Welt findet aber in der „Sphinx" gar etwas Philologisches? Ich fürchte, daß Franz Evers nur die Inhaltsangaben („Waschzettel") der „Sphinx" in irgend einem Blättchen „geprüft" hat! Denn hätte er die von mir redigierten Hefte gelesen, so müßte es ihm sonnenklar geworden sein, wie streng ich darauf sehe, daß alles, was nach halber oder ganzer Gelehrsamkeit aussieht, oder gar auf Philologie hinauskommt, von der „Sphinx" ferngehalten wird. Schon ehe ich die „Sphinx" allein redigierte, habe ich, soweit es kein Aergernis mit den Verfassern erregte, jeden technischen Jargon in den Arbeiten durch deutsche Ausdrücke ersetzt, in der bewußten Absicht, jeden Schein von Gelehrsamkeit zu meiden; insbesondere habe ich die den deutschen Lesern unverständlichen Sanskritwörter ferngehalten. Ich habe sogar direkt in der „Sphinx" um Vermeidung fremdsprachlicher, insbesondere dem Sanskrit angehörender Wörter gebeten. Das hat natürlich Franz Evers nicht gelesen: Um so lustiger läßt sich das Gegenteil behaupten. Da vier Abhandlungen von Annie Besant von Sanskritausdrücken starrten, war ich gezwungen, ein Verzeichnis dieser Sanskritwörter beizufügen. Das wird kein verständiger Mensch philologisch nennen. Denn für philologisch geschulte Leser wäre dieses Verzeichnis überflüssig gewesen. Dasselbe ging nur aus dem Streben nach Wahrheit hervor, denn eine Unwahrheit ist es, durch den Gebrauch von Sanskritwörtern den Schein zu erwecken, als verstände man

Sanskrit, während man keinen Schimmer davon hat. Annie Besant versteht Sanskrit, aber andere, welche nichts davon verstehen, brauchten oft quartanermäßig angelernte Sanskritbrocken: und das widert mich als Täuschung der Leser an. Dazu kam der Uebelstand, daß man in dieser Quartanerunwissenheit und Sanskritkoketterie die Artikel der, die, das je nach Belieben zu dem gleichen Hauptworte setzte, so daß z. B. der —, die —, das Yoga herauskam. Um auch diesem Unfug ein Ende zu machen, ließ ich eine Gruppe häufig gebrauchter Sanskritwörter mit der dazu gehörigen Geschlechtsbezeichnung versehen. Auch hierin suchte ich also populäre Ausdrücke einzuführen, um den philologischen Charakter zu vermeiden.

Was bleibt also von der Behauptung des Franz Evers übrig? — Wind!

Daß so gedankenreiche Abhandlungen, wie sie Annie Besant geschrieben hat, einem studienscheuen Leser „trocken" erscheinen, kann ich nur begreifen. Aus begeisterten Zuschriften vieler Leser habe ich aber gesehen, daß diese Darstellung der indischen Kosmologie und Religion von Annie Besant geradezu überwältigend gewirkt hat. Diesen Eindruck erwarte ich aber auf Franz Evers nicht.

Was denkt sich denn ferner Franz Evers unter „germanischer Koketterie"? Der Ausdruck ist noch nicht einmal deutsch. Und wo steckt die „Kraftmeierei"? Ich werde an ein Verschen in Goethes „Faust" erinnert:

„Der Schmerbauch mit der kahlen Platte
Sieht in der geschwollnen Ratte
Sein ganz leibhaftig Ebenbild".

Eine trocken-kalte, dünkelgeschwollene Kritikasterei ist das Bild jenes bösartigen Tieres, welches oft das Gift verzehrt, welches es anderen gönnt.

Zuletzt kommt das große verurteilende Wort von Franz Evers: „Sie (die „Sphinx") mag ja den Bedürfnissen etlicher Theosophen noch genügen. Ich habe hier nur ihren praktisch-mystischen Gehalt im Auge und da muß ich sagen: von jenen innersten Werten keine Spur mehr! Es fehlt eben die große Seele darin; denn das letzte Stück davon ist mit Hübbe-Schleiden nach Indien gegangen. Er fehlt der „Sphinx", das sieht man immer mehr".

Zunächst welch' widerlicher Hochmut, mit welchem Franz Evers jene „Theosophen" bedauert, denen jener „trockene" Kram genügt! Wer Theosoph ist, braucht keine „Sphinx" mehr. Was man mitteilt und lehrt, weckt und regt nur das an, was in dem zu Weckenden schon der Anlage nach vorhanden ist. Wer nichts vom Theosophen in sich hat, der kann mit allen Weisen der Welt verkehren und wird ein kalter, liebloser Klotz bleiben. Hochmut ist aber die verkörperte kalte Lieblosigkeit, und wer mit Hochmut an die beste Litteratur der Theosophie geht, wird die Seele

darin vermissen, weil er selbst keine hat. Jedes Heft der „Sphinx“ lehrt echte und reine Theosophie jeden, der sie finden will. Was Franz Evers an „praktisch-mystischem Gehalt“ vermißt, ist also vollständig haltlos hinausgeschrieben. Seitdem ich die „Sphinx“ übernommen habe, erfülle ich von Heft zu Heft das ureigenste Programm Hübbe-Schleidens, zu dessen Durchführung er keine Mitarbeiter fand: die Mitteilung des Inhaltes der besten englischen Litteratur der Theosophie, die sich in allen Punkten auf die altindischen Quellen der Theosophie stützt.

Warum hat denn Franz Evers als persönlicher Mitredakteur der „Sphinx“ Hübbe-Schleiden nicht einmal diese Hülfe geleistet? Weil er, der weder Sanskrit, noch griechisch, noch lateinisch, noch hebräisch, noch französisch, englisch und dergleichen versteht, selbst zu bequem war, englisch zu lernen. Und ein solcher Jüngling, welcher der „Sphinx“ sehr zweifelhafte Dienste geleistet hat, will jetzt noch theoretisch mit Dr. Hübbe-Schleiden kokettieren! Aus der Ferne ist es sehr bequem, die Menschen zu lieben. Warum hat denn aber Franz Evers die Zeit dazu nicht benutzt, als er unter der väterlichen Leitung Hübbe-Schleidens lebte? Warum hat er denn wiederholt diesem den kränkenden Vorwurf gemacht, daß er nichts von ihm lernen könne? Warum hat er denn dem ersten Verbreiter der Theosophie in Deutschland als persönlicher Mitarbeiter mit beharrlichem Trotze seine unüberwindliche Abneigung gegen Theosophie entgegen gehalten? Warum hat er sich denn persönlich so betragen, daß ich Hübbe-Schleiden von diesem Mitredakteur befreien mußte? Ich glaube wohl, daß sich Dr. Hübbe-Schleiden jetzt für diese verspätete Koketterie bestens bedankt. Er hat allen Grund gehabt, ein vernichtendes Urteil über diesen verheißungsvollen Jüngling auszusprechen. Franz Evers wird sich wohl selbst ganz klar bewußt sein, daß seine jetzige Sehnsucht nach Hübbe-Schleiden nicht Reue und Liebe, sondern jene kalte Koketterie ist, in welcher sich das bequemste Mittel darbietet, als ehemaliger Mitredakteur der „Sphinx“ dem jetzigen einen Fußtritt zu versetzen. Alles kleinlich persönlich, ohne die Person zu nennen, nichts sachlich.

Also immer wieder: Wind! nichts als Wind!

Wie Franz Evers seine Leser über den Inhalt der „Sphinx“ täuscht, so führt er sie auch über den Inhalt der „Theosophischen Schriften“ irre: „Ebenso wenig einheitlich sind die im Verlage der „Sphinx“ erscheinenden „Theosophischen Schriften“. Sie schimpfen bald gegen die „Anarchie“ und fassen den Begriff so unpsychologisch wie möglich auf, bald machen sie Propaganda für „Freiland“. Aber sie mögen vielleicht das Erkenntnisbedürfnis einiger Menschen befriedigen. Jedenfalls sind sie ebenso, wie die „Sphinx“, viel zu teuer, um eine populäre Wirkung zu erzielen, die sie doch beabsichtigen“.

Franz Evers beweist auch durch diese Orakelei wieder, daß er die „Theosophischen Schriften“ nicht gelesen hat, daß er ihren Inhalt nicht kennt und einfach phantasiert, was ihm zu einer scheinkritischen Wortklingelei paßt. Das pure Kaleidoskop von Wörtern ohne Sinn! Von den

bis jetzt erschienenen 27 „Theosophischen Schriften" (Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn) steht ein Heft in engstem inneren Zusammenhange mit dem anderen. Sie enthalten eine fest geschlossene Weltanschauung, die durch jedes Heft eine festgefügte Begründung erhält. Also das direkte Gegenteil jener leeren Behauptung der Scheinkritik. Sie „schimpfen" durchaus nicht gegen das, was harmlose Jünglinge von „Gründeutschland" als Anarchie bezeichnen, sondern sie verurteilen den Mord als Verbrechen. Unter dieser Mehrzahl „sie" ist aber nur ein einziges Heftchen, das winzigste von allen, zu verstehen. Das scheint wirklich wegen seines minimalen Umfanges das einzige von allen 27 gewesen zu sein, welches Franz Evers gelesen haben könnte. Von den übrigen 26 scheint er nur die Titel zu kennen. Da hat ihm denn der auf einem Titel stehende Name eines Autors den bösen Streich gespielt, den Verdacht zu erwecken, daß ein öffentlicher Vertreter von „Freiland" auch in den „Theosophischen Schriften" für „Freiland" auftreten müsse. Das ist aber nicht der Fall. Also abermals hat sich Franz Evers mit einer vorlauten Bemerkung bloßgestellt.

Auch in dieser Scheinkritik wieder der kalte Hochmut, mit welchem Franz Evers von seiner Scheinhöhe auf das „Erkenntnisbedürfnis einiger Menschen" herabblickt, welches durch die „Theosophischen Schriften" befriedigt werde!

Es wäre ein Jammer, wenn das Journalistenunwesen auch in der Mystik und Theosophie schon ins Kraut schießen sollte!

Wozu nun all der Lärm, den Franz Evers mit seinem in jedem Satze innerlich unwahren Angriff gegen die „Sphinx" macht?

Das Ganze kommt auf eine überaus taktlose Selbstreklame für die „Sprüche aus der Höhe" hinaus, deren Verfasser Franz Evers selbst ist. Ich habe schon viel journalistische Frechheit erlebt. Aber ich weiß doch nicht, ob das, was man „Preßbengel" oder „Preßjude" nennt, so dumm ist, die augenfälligste Reklame etwa für seine Erstlingslyrik zu schreiben.

Franz Evers schreibt über die von ihm verfaßten „Sprüche aus der Höhe" wörtlich: „Die beiden einzigen Bücher, die gewissermaßen als Leitfaden der praktischen Mystik dienen können für den, der aktiv sich ihr weihen und zur letzten Steigerung seines Lebenswillens kommen will, sind: „Licht auf den Weg!" und „Sprüche aus der Höhe". Das erstere ist mehr einführend, während das zweite mehr weiterführend ist. „Licht auf den Weg!" (Th. Griebens Verlag [L. Fernau] in Leipzig) giebt Einleitung und Ueberblick über den Weg in das Reich der Selbstbesinnung und Selbstbefreiung. Die „Sprüche aus der Höhe" (Verlag Kreisende Ringe [Max Spohr] in Leipzig) dienen mehr dem Mystiker, der den Anfang hinter sich hat und voranschreitet; sie dienen zur praktischen Uebung für die Machtentfaltung des Innersten, für die Steigerung der geläuterten Willensäußerungen. Und darin liegt das erste Ziel und das erste Bewußtsein eines jeden praktischen Mystikers. (Deshalb wurden die

„Sprüche aus der Höhe" auch von mystischen Führern empfohlen und bei ihren Schülern eingeführt)".

Wörtlich so! Selbst die Sperrschrift entspricht dem Original.

Franz Evers hat sich durch diese Leistung genug gekennzeichnet. Den Beweis der Unwahrheiten, die in dieser Selbstreklame enthalten sind, kann ich nur an der Hand der „Sprüche aus der Höhe" von Franz Evers führen. Daß für einen in der Litteratur der Mystik so wenig gebildeten Menschen wie Franz Evers sein eigenes Buch und ein anderes die einzigen sind, die „als Leitfaden der praktischen Mystik dienen können", finde ich ganz begreiflich. Aber unglaublich umfassend muß der Dünkel sein, der eine solche Form der Selbstreklame zugelassen hat. Daß er überhaupt sein Buch in einem Atem mit „Licht auf den Weg!" nennt, verletzt wohl jeden, der die Litteratur der Theosophie und Mystik etwas kennt und „Licht auf den Weg" als eine Art Evangelium anerkennt. Daß er aber seinem Buche die Rolle eines „weiterführenden" Leitfadens zuschreibt, das übersteigt doch alles, was ich ihm zugetraut hatte. Außer den Vorzügen, die Franz Evers in seinem Buche anpreist, erwähnt er auch noch, daß dasselbe „von mystischen Führern empfohlen und eingeführt" worden sei. Ich möchte doch gern wissen, von welchen! Denn wenn man so intime Dinge in einem Tageblatte ausplaudert, so muß man auch den Beweis der Wahrheit antreten.

Ganz abstoßend wirkt es noch, daß Franz Evers in so ernsten Dingen seinen Selbstverlag zu nennen nicht vergißt: da schlägt ihn der alte Buchhändler in den Nacken, wie auch oben bei der Pseudokritik der „Sphinx" und der „Theosophischen Schriften", wo Franz Evers den Preis von halbjährlich 9 Mark für die „Sphinx" und 20 Pfennigen für die „Theosophischen Schriften" als zu teuer taxierte. Dabei ist ihm noch die Konfusion untergelaufen, daß beide eine populäre Wirkung zu erzielen beabsichtigen, nämlich in der Phantasie von Franz Evers, während in Wirklichkeit die „Sphinx" und die „Theosophischen Schriften" sich nur an eine kleine, gebildete, vornehme Gemeinde wenden, wenigstens in der Auffassung der jetzigen Redaktion, welche die wenigen populären Beiträge stets besonders kennzeichnet, wenn es sich um das „Volk" handelt.

Was Franz Evers sonst noch in seiner Selbstreklame vorausschickt, sind einige von jedweder Sachkenntnis ungetrübte Redensarten über die „Lotusblüten", die er vermutlich noch weniger kennt als die „Sphinx". Welch komischen Eindruck müßte es auf Dr. Franz Hartmann machen, wenn er sich von Franz Evers sagen lassen muß, daß die „Lotusblüten" „den Gesichtskreis über die theosophische Weltanschauung erweitern" und „auch der Mystik hin und wieder Nahrung geben". Ich begreife nicht, wie ein Mensch so ins Blaue reden kann. Er muß doch auf ungewöhnlich alberne Leser rechnen. Ferner spricht er von den „übrigen überaus zahlreichen Veröffentlichungen theosophischer Natur" eigentlich nur „den verschiedenen Büchern von Dr. Franz Hartmann Wert" zu. Das ist wieder eine Behauptung, welche mir ganz unwiderleglich beweist, daß Franz

Evers weder ein Buch von Franz Hartmann noch den allergeringsten Bruchteil der übrigen theosophischen Litteratur kennt. Ich möchte fast annehmen, daß Franz Evers erst infolge meiner Empfehlung der Schriften von Dr. Franz Hartmann in der „Sphinx" etwas mehr als den Namen von diesem Vorkämpfer der Theosophie weiß, der früher so gut wie totgeschwiegen worden ist.

Evers scheint überhaupt nur die Titel der Bücher zu kennen, welche im Verlage von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig und Wilhelm Friedrich in Leipzig erschienen sind („Licht auf den Weg" mag er ja wohl gelesen haben, welches in einem dritten Verlage erschienen ist).

Es giebt Rezensionsfabrikanten, welche sich in der Büchergier von verschiedenen Verlagsbuchhandlungen Rezensionsexemplare erbetteln und in einer Woche so viel Bücher ansammeln, daß sie ein bis zwei Jahre zum Studium derselben brauchen müßten. Solche Kritiksudler schwatzen dann in zwei bis drei Tagen ihr selbsttäuschendes Urteil zusammen, welches sie durch Beschnüffelung des Papieres, der Druckerschwärze und des Leimes, durch Prüfung der Typen sowie durch flüchtiges Naschen am Vorworte gewonnen haben. Solche Kritikmauschler kennen nur die Büchertitel aus Verlagshandlungen, die ihnen Rezensionsexemplare geschickt haben. Die Litteratur anderer Verlagshandlungen, welche keine Rezensionsexemplare geschickt haben, existiert für solche Lohnarbeiter nicht: sie lügen die ihnen unbekannte oder nicht zugeschickte Litteratur ganz einfach weg und streuen den dummen Lesern Sand in die Augen, um den Glauben zu erwecken, daß sie sich eine furchtbare Litteraturkenntnis angeeignet haben. Man lügt in jedem Falle, wenn man sich den Schein giebt, gearbeitet zu haben, während man träge geträumt hat. Es giebt Journalisten, welche mit der Durchblätterung von Verlagskatalogen, antiquarischen Bücherverzeichnissen und Litteraturquellenstatistik mit der Zeit den Wahn in sich befestigen, daß sie die Werke kennen, deren Titel sie gelesen haben. Für Buchhändler ist diese Gefahr der Wahnbildung von Litteraturkenntnis ganz begreiflich, jedenfalls auch ohne böse Folgen für andere: nur müssen solche Buchhändler mit Büchertitelkenntnis nicht Litterarhistoriker oder Rezensenten werden. Viele verführt die bequeme Nähe der Druckerei dazu.

Franz Evers phrasiert noch weiter ins allgemeine: du Prels Schriften nennt er „wissenschaftlich experimentell"; von Karl Kiesewetter sagt er: „M a x Kiesewetters umfassende okkultistische Forscherarbeiten" (was denkt sich Franz Evers unter einem „Forscher" und unter dem Wort „umfassend"?). Die Phrase, daß Dr. Franz Hartmann „auch der praktischen Mystik Recht widerfahren" lasse mit dem wunderlichen Zusatze: „wo es für ihn angebracht ist", überlasse ich der Erheiterung Dr. Franz Hartmanns.

Eine ganz ernste Miene setzt Franz Evers da auf, wo er von Kerning spricht: „Die Neuveröffentlichung der Schriften desselben halte ich sogar für gefährlich". Welch großes Wort!

Mit einem ebenso großen Worte schließt er. Man glaubt einen Meergreis orakeln zu hören, wenn er von all' dem Hohen spricht, was

man in der Mystik **erleben** muß. Wenn man sich überzeugt hat, daß hinter den kontrollierbaren Worten von Evers nichts steckte, so wird man annehmen, daß hinter seinen letzten Worten, deren Sinn nicht zu kontrollieren ist, erst recht nichts steckt. Die Bücherkritik erwies sich als hohle Prahlerei, um wieviel prahlerischer muß also erst diese Selbstdrapierung mit einem in schönen Faltenwurf gebrachten Bühnenschleier erscheinen, hinter welchem Mystik stecken soll! Mit so heiligen Dingen prahlt man eben nicht: einem echten Mystiker wird es nie einfallen, in die Zeitungswelt hinauszuposaunen, daß man Mystiker ist und bereits eine hohe Stufe erreicht hat. Nein, nur eitler Theaterkram ist solches Bühnenauftreten!

Selbst das ganz untergeordnet Formelle kleidet sich bei Franz Evers in Theatergarderobe. Man glaubt da einen altersgrauen Seher am Runensteine zu sehen, wenn Franz Evers sagt: „Und da fallen mir jene Stabreime aus der alten Edda ein, aus dem Hâwamâl:

Was wirst Du finden, befragst Du die Runen,
die hochheiligen,
Welche Götter schufen, hohe Priester schrieben?
Daß nichts besser sei als Schweigen“.

Warum hat denn vor allem Franz Evers diesen Rat der Edda nicht befolgt? Jedenfalls kann man aus dem von Evers zitierten Eddaliede sich manche Weisheit sagen lassen. Ueber eine der wichtigsten ist aber Evers schon gestolpert. Sie lautet in demselben Liede:

„Nicht rätlich ist's, sich zu rühmen der Weisheit,
Man berge sie still in der Brust!“

Die Hâwamâl — es heißt nämlich „**die**“, nicht „**der**“ oder „**das**“, wie Franz Evers philologisiert — oder wenn man es wirklich altnordisch zitieren will: die Hóvamól steht an sichtbarer Stelle und ist leicht zu finden. Franz Evers hat gewiß niemals die Edda so beherrscht, um sagen zu dürfen: „Da fallen mir jene Stabreime ein“. Bei bloßem Annaschen der Bücher muß man mit der Nase auf solche Stellen gestoßen werden, die sich sofort als Theaterflitter der Gelehrsamkeit umhängen lassen. Komisch wirkt es wieder, wenn ein unwissender Mensch einen fremdsprachlichen Titel unrichtig zitiert. Franz Evers will uns doch nicht weismachen, daß er altnordisch gelernt hat! Und wenn einer nichts von Altnordisch versteht, so soll er doch ganz ehrlich sprechen, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, nämlich: „**Die Sprüche Hars**“. (Har ist Odin) — oder noch deutscher: „**Die Sprüche des Erhabenen**“.

Diese „**Sprüche des Erhabenen**“ erinnern mich an die frostige Kokketterie, welche Franz Evers mit Odin zu treiben pflegte. Er unterschrieb sich als Verfasser der „Sprüche aus der Höhe“ auch „**Der Wanderer**“ — das heißt: „Wodan“. — Das war so etwas für junge Damen, die einmal Richard Wagners „Ring des Nibelungen“ gehört haben und sich nun wahrscheinlich unter jenem „Wanderer“ der

„Sphinx“ einen gewaltigen Wodan der Mystik und Poesie vorstellen mochten. Leider ist nur bis jetzt weder ein Wodan noch ein Siegfried hervorgetreten, auch wird man vergeblich nach dem leuchtenden Rheingold suchen. Bis jetzt habe ich nur einen Bleiklumpen gefunden, der durch die Luftblasen der Reklame an die Oberfläche eines trüben Wässerleins gehoben werden sollte. Und vielleicht steckt hinter diesem grauen Metallklumpen gar der scheelsüchtige Zwerg Mime!

Franz Evers, der so oft den Namen Dr. Franz Hartmanns in den Mund nimmt, mag sich zwei Aeußerungen von diesem hinter die Ohren schreiben, die Franz Evers wahrscheinlich ebensowenig gelesen hat wie Franz Hartmanns Werke, von denen er spricht. Die eine Aeußerung betrifft die Medien, die andere den Mystiker. Franz Evers wird wissen, warum ich ihm die Stelle über die Medien auftische. Sie lautet in Franz Hartmanns „Magie“, Seite 244: „Von allen Existenzen sind die bedauernswertesten diejenigen, welche man Medien nennt, d. h. alle, die sich von fremden Einflüssen, seien dieselben sichtbar oder unsichtbar, verleiten lassen, gegen ihre eigene Vernunft und Ueberzeugung zu handeln. Sie sind dasjenige, was man im gewöhnlichen Leben „Narren“ nennt und von denen es alle möglichen Grade und Schattierungen giebt. Der Narr opfert sein wahres Selbst auf dem Altare seiner ihn beherrschenden Leidenschaft; der Mystiker opfert sein persönliches Wollen, indem er es durch den Willen seines göttlichen Selbsts beherrscht“. — Hartmann teilt mit, daß er alle Medien physisch und moralisch verkommen sah. Die Stelle über den Mystiker lautet nach W. Coryn, Seite 245: „Wer ein Mystiker werden will, der fängt damit an, daß er sich fest vornimmt, daß in ihm nichts Gemeines und keine Schwachheit Platz greifen sollen, und daß in allem, was er bezweckt, das Wohlergehen aller Mitgeschöpfe in Betracht kommen soll. Er ist deshalb freundlich gegen jedermann und kränkt niemanden, sei es durch Wort oder That. Er hält stets an der Klarheit und Wahrheit fest“.

Anständige Schriftsteller haben stets eine Ehre darein gesetzt, die Dummheit einer unwahren und ungerechten Kritik möglichst schnell wieder gut zu machen durch offenes Bekennen der Wahrheit. Ein Ehrenmann ist verpflichtet, die Wahrheit in demselben Blatte festzustellen, in welchem er vorher die Unwahrheit gesagt hatte. Wenn er das nicht sofort thut, so macht er aus Feigheit oder Tücke seine Unwahrheit zur Lüge. Unter Lüge versteht jedermann die bewußte Aeußerung der Unwahrheit in der Absicht, sich einen Vorteil zu verschaffen; es ist vollständig gleich, worin dieser Vorteil besteht, ob in Geld, in vorteilhafter Stellung, oder gesellschaftlichem Ansehen, Ruf, Prestige: es sind ja alles Scheinwerte, aber Lüge bleibt Lüge, und ein Lügner ist immer ein feiger oder tückischer Lump. Streber, selbstsüchtig rücksichtslose, gierige, habsüchtige, hungrige Kriecher, die mit Fußtritten handeln, wenn ihnen jemand hemmend entgegentritt, solche Streber und Schmarotzer giebt es nicht nur im Staatsdienste, sondern auch, ja noch viel mehr, in der Journalistik. Von heute

bis morgen den Namen eines Menschen verdächtigen und sein Ansehen entwerten, das kann jeder noch so beschränkte Preßbengel. Er muß nur die nötige Frechheit besitzen. Aber der Ehrenmann unter den Vertretern der Presse betrachtet es als seine Pflicht, jeden Irrtum, den er öffentlich ausgesprochen hat, sofort zu berichtigen.

Franz Evers hatte nicht den allergeringsten Grund, die „Sphinx" öffentlich anzugreifen. Um Wichtigthuerei zu treiben, konnte er ja irgend einen Sperling der neueren Straßenpoesie abschlachten. Die „Sphinx" hätte ihn jetzt und immerdar absolut in Ruhe gelassen, so lange sie von mir herausgegeben wird. Aber was hat ihn denn angefochten, sich als Kritiker da aufzuspielen, wo er nichts versteht?

Nun genug für ihn und von ihm. Mancher Leser wird sagen, daß ich ihm zu viel Ehre erwiesen habe. Nicht ihm, sondern den Lesern der „Sphinx" und der „Deutschen Warte" habe ich diese Ehre erwiesen. Vielleicht reißt diese Entblößung eines jungen Menschen von täuschendem Flitter diesen aus seiner Selbsttäuschung und führt ihn auf den Weg zurück, auf welchen alle Mystik führt: auf den Weg der Wahrheit.

Berka a. d. Werra, 21. Dezember 1895. Dr. Göring.

Obenstehende Darstellung habe ich am 16. Januar durch die Verlagsbuchhandlung an Franz Evers geschickt; ich habe ihm dadurch Gelegenheit gegeben, rechtzeitig eine Rechtfertigung seiner litterarischen That zu schreiben.

Ich bemerke zu meinen Ausführungen noch, daß die „Sphinx" jahrelang in dem Rufe einer Zeitschrift für Spiritismus gestanden hat. Dieses hing genau mit dem Gesamtprogramme derselben zusammen. Dr. Hübbe-Schleiden faßte den Spiritismus als ein Glied in der Kette der Zeiterscheinungen auf, welche im Kampfe um eine idealistische Weltanschauung gegen den Materialismus eine Rolle spielen und für den Glauben an ein Fortleben der Individualität nach dem Körpertode ein gewisses Maß von Beweismaterial bieten.

Ich weiche nur insofern von der früheren Form der Redaktion ab, als ich alles Material des Spiritismus dem kritischen Ermessen der Leser überlasse, da man noch weit davon entfernt ist, das letzte Wort über die Phänomene des Spiritismus gesprochen zu haben.

Wie sich jemand in den Spiritismus verrennen kann, ist mir wissenschaftlich und religiös etwas seltsam. Denn eine Weltanschauung hat der Phänomenalismus bis jetzt nicht begründet. Im Spiritismus giebt es Systeme und Weltanschauungen ohne Ende.

Erst die Theosophie giebt ein weitblickendes System der Welt.

Und dieses zur Kenntnis und zum Interesse der gebildeten, wissenschaftlich strebenden Kreise zu bringen, ist mein Ziel bei der Herausgabe der „Sphinx".

Berka a. d. Werra, 17. Januar 1896. Dr. Göring.



Die sogenannte Berichtigung des Herrn Franz Evers.

Gerade heute, als das Märzheft abgeschlossen war und bereits das Imprimatur hatte, übersandte mir die Verlagshandlung die hier stehende Berichtigung. Jeder denkende Leser wird auf den ersten Blick sehen, daß es nur eine „sogenannte" ist: Behauptungen und immer wieder Behauptungen. Ich hatte ursprünglich die Absicht, in meinem Artikel die ganze sogenannte „kritische Uebersicht" von Franz Evers wörtlich abdrucken zu lassen, fürchtete aber, daß unsere Leser sie wegen ihres langweiligen Schulmeistertones nicht lesen würden. Herrn Evers genügt es nicht, daß ich ihn schon wörtlich zitiert habe: Er muß sich noch einmal wörtlich ganz gedruckt sehen. Nr. 1—8 bestätigt nur mein Urteil über Franz Evers. Nr. 9 gehört überhaupt nicht in eine Berichtigung! Die ganz überflüssige Art, wie sich Franz Evers die Aufnahme seiner Berichtigung erzwingen zu müssen glaubt, ist höchst bezeichnend für diesen „Mystiker": Er bedroht die Verlagshandlung!

Wozu der Lärm? Die Verlagshandlung hat ihm in meinem Auftrage meinen Artikel vor dem Erscheinen desselben in der „Sphinx" mit dem Zusatze vom 18. Januar 1896 zugeschickt, damit Franz Evers eine Berichtigung schreibe! Ich habe garnicht darauf gewartet, daß irgend ein „Freund" anonym dem Evers meine Abwehr zuschicke! Nein, direkt offen, so früh wie möglich hat er sie von mir selbst durch den Verlag erhalten.

Daß seine „Berichtigung" so kläglich ausfallen würde, hatte ich wirklich nicht erwartet.

Hier ist sie wörtlich![1])

3. Februar 1896. **Dr. Göring.**

Berichtigung.

1. Der Artikel: — „Ein Angriff gegen die „Sphinx" als Deckmantel einer Selbstreklame für Franz Evers" — enthält größtenteils unrichtige Angaben[2]) über meine kritische Uebersicht „Schriften der Theosophie und Mystik" in der „Deutschen Warte" (Unterhaltungsbeilage „Der Erzähler an der Spree", vom 20. November 1895, 6. Jahrgang, Nr. 271, Seite 3).

2. Diese kritische Uebersicht lautet vielmehr wörtlich folgendermaßen:

„Schriften der Theosophie und Mystik. Da vor kurzem im „Sprechsaal" eingehender über Theosophie und Mystik gesprochen wurde, sei hier einiges gesagt über den Wert der Litteratur, die sich auf die theosophische Bewegung und auf die Mystik bezieht.

Es erscheinen jetzt zwei theosophische Monatsschriften. Die eine, die ältere, von Dr. Hübbe-Schleiden begründet, ist die „Sphinx" (Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig), die andere sind die „Lotusblüten",

---

[1]) Die Verlagshandlung bewahrt das Manuskript als Beleg des wörtlich genauen Abdruckes. **Dr. Göring.**

[2]) Die Selbsttäuschung des Herrn Franz Evers geht doch unheimlich weit! **Dr. Göring.**

von Dr. Franz Hartmann herausgegeben (Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig). Ich halte mich keinen Augenblick zurück, den „Lotusblüten" jetzt den Vorzug zu geben. Sie sind vor allen Dingen einheitlich geleitet, erweitern den Gesichtskreis über die theosophische Weltanschauung und geben auch der Mystik hin und wieder Nahrung. Sie müssen eben ganz im Sinne der ursprünglichen theosophischen Litteratur, wie sie von Madame Blavatsky von Indien importiert wurde, betrachtet werden — und wollen ja auch weiter nichts sein. Die „Sphinx" dagegen ist weder Fisch noch Fleisch. Von all den in den letzten Jahren aufgestellten Programmen hat sie keins erfüllt; sie ist weder ein Zentralorgan für den Idealismus, noch in Wirklichkeit eine Monatsschrift für Seelen- und Geistesleben, noch ein ungetrübtes theosophisches Organ. Seit Dr. Hübbe-Schleiden in Indien weilt, hat sie sogar einen philologisch-theosophischen Charakter angenommen, der in seiner Trockenheit, trotz mancher germanischer Koketterie und Kraftmeierei, nichts zu wünschen übrig läßt. Sie mag ja den Bedürfnissen etlicher Theosophen noch genügen. Ich habe hier nur ihren praktisch-mystischen Gehalt im Auge, und da muß ich sagen: Von jenen innersten Werten keine Spur mehr! Es fehlt eben die große Seele darin; denn das letzte Stück davon ist mit Hübbe-Schleiden nach Indien gegangen. Er fehlt der „Sphinx", das sieht man immermehr.

Ebensowenig einheitlich sind die im Verlage der „Sphinx" erscheinenden „Theosophischen Schriften". Sie schimpfen bald gegen die „Anarchie" und fassen den Begriff so unpsychologisch wie möglich auf, bald machen sie Propaganda für „Freiland". Aber sie mögen vielleicht das Erkenntnisbedürfnis einiger Menschen befriedigen. Jedenfalls sind sie, ebenso wie die „Sphinx", viel zu teuer, um eine populäre Wirkung zu erzielen, die sie doch beabsichtigen.

Von den übrigen, überaus zahlreichen Veröffentlichungen theosophischer Litteratur haben eigentlich nur die verschiedenen Bücher von Dr. Franz Hartmann (im Verlage von Wilhelm Friedrich) Wert. Ich sehe natürlich ab von den spiritistischen, wissenschaftlich experimentellen Schriften Karl du Prels und von Max Kiesewetters umfassenden okkultistischen Forscherarbeiten, die nicht hierher gehören. Dr. Franz Hartmann läßt auch der praktischen Mystik, wo es für ihn angebracht ist, Recht widerfahren, wie z. B. in dem Buche über die „Geheimlehre in der christlichen Religion" nach den Erklärungen von Meister Eckhart (Wilhelm Friedrich, Leipzig).

Was die Neu-Veröffentlichung der alten Schriften Kernnings betrifft, so halte ich sie nicht nur für wertlos, sondern sogar für gefährlich. Ganz abgesehen von der Form, die für uns einfach ungenießbar ist, giebt sich Kernnings Mystik nicht nackt, unverbrämt, sondern hängt meist ein liebenswürdiges weltliches Mäntelchen um; und seine Logik ist auch nicht immer weit her. Unter manchen wüsten, öden Strecken in seinen Büchern finden sich dann wieder Dinge, die nicht aufs Papier gehören, die nur zu Mißverständnis führen müssen, weil sie nur der mehr Eingeweihte, der Vorgeschrittene wissen sollte. Wer allerdings in der praktischen Mystik Erfahrung hat, findet sich durchaus zurecht und weiß auch mit der Magie in jenen katechetischen Anweisungen fertig zu werden. Also: Kernning gehört meiner Ueberzeugung nach nicht ins Publikum.

Die beiden einzigen Bücher, die gewissermaßen als Leitfaden der praktischen Mystik dienen können für den, der aktiv sich ihr weihen und zur letzten Steigerung seines Lebenswillens kommen will, sind: „Licht auf den Weg!" und „Sprüche aus der Höhe". Das erstere ist mehr einführend, während das zweite mehr weiterführend ist. „Licht auf den Weg!" (Th. Griebens Verlag [L. Fernau] in Leipzig) giebt Einleitung und Ueberblick über den Weg in das Reich der Selbstbesinnung und Selbstbefreiung. Die „Sprüche aus der Höhe" (Verlag Kreisende Ringe [Max Spohr] in Leipzig) dienen mehr dem Mystiker, der den Anfang hinter sich hat und voranschreitet; sie dienen zur praktischen Uebung für die Machtentfaltung des Innersten, für die Steigerung der geläuterten Willensäußerungen. Und darin liegt das erste Ziel und das erste Bewußtsein eines jeden praktischen Mystikers. (Deshalb

wurden die „Sprüche aus der Höhe" auch von mystischen Führern empfohlen und bei ihren Schülern eingeführt). Alles übrige gehört aber in das intime Wirkungsgebiet von Person zu Person — und nicht auf den Büchermarkt. Weil das Letzte erlebt sein will, kann es auch durch die klarste Auseinandersetzung niemandem gegeben werden. Er muß es selber finden, er muß eben innerlich reif dafür sein. Ist er das aber, dann tritt das gegenseitige und das umfassendste Verständnis von selber ein. Dann bedarf es keiner Worte mehr. Und da fallen mir jene Stabreime aus der alten Edda ein, aus dem Hâwamâl:

Was wirst Du finden, befragst Du die Runen, die hochheiligen,
Welche Götter schufen, hohe Priester schrieben?
Daß nichts besser sei als Schweigen.

Das ist das letzte Geheimnis aller Runen, alles Geschriebenen: „Das Unaussprechliche, das Unausgesprochene, das Schweigen. Das haben sie alle gewußt, die auf den Menschheitshöhen standen. Das ist das Letzte. Und es muß erlebt werden. Und der praktische Mystiker erlebt es auch! **Franz Evers.**

3. bin ich kein Berufskritiker, sondern habe in obigen Zeilen in der „Deutschen Warte" nur eine kurze Uebersicht über bekanntere theosophische Schriften geben wollen, die mir in kurz vorher erschienenen Sprechsaalnotizen als Muster vorgehalten wurden. Ich habe nur offen meiner Ueberzeugung über den Wert der Schriften Ausdruck verliehen. Meine Worte haben sich nicht gegen Dr. Hübbe-Schleiden gerichtet,[3]) sondern an der entsprechenden Stelle nur gegen die jetzige Leitung der „Sphinx". — Ich habe mich mit Dr. Hübbe-Schleiden durchaus nicht entzweit. Unsere Anschauungskreise sind allerdings im Laufe meiner Entwickelung in dem Sinne verschieden geworden, wie Mystik und Theosophie voneinander verschieden sind.

4. habe ich jedes Buch, das ich erwähnte, nicht nur gelesen, sondern besitze es auch.[4])

5. Die Mitteilungen über meine Persönlichkeit entsprechen nicht der thatsächlichen Wirklichkeit.[5])

6. Der „Verlag Kreisende Ringe" in Leipzig ist kein Selbstverlag. Der Besitzer ist der Verlagsbuchhändler Max Spohr. Meine „Sprüche aus der Höhe" und meine „Psalmen" sind wie alle meine mystischen Veröffentlichungen im Buchhandel ohne meinen Namen erschienen, weil mir an dem Geiste liegt und nicht an der Person. Im übrigen bin ich jederzeit bereit, für meine geistige Ueberzeugung einzutreten. Ich gebe auch hierin der Wahrheit die Ehre.[6])

[3]) Das nenne ich Sophistik. Man lese den Beweis des Gegenteils in meinem Texte. **Göring.**

[4]) Eine zu naive Beweisführung. **Göring.**

[5]) Möglicherweise in den untergeordnetesten Kleinigkeiten. **Göring.**

[6]) Gegen Evers „Ueberzeugung" spricht niemand, nur gegen seine Selbstreklame für seine anonym erschienenen Schriften. Wo bleibt die Antwort auf die wichtige Frage: Welche mystischen Führer haben die „Sprüche aus der Höhe" von Evers bei ihren Schülern eingeführt?? Nur Prahlerei? **Göring.**

7. Es ist mir wertlos, ob ich „unanständig" und „unsittlich" genannt werde, wenn jede thatsächliche Begründung dazu fehlt. Ich habe darin nur auf mein lauteres Gewissen zu hören.

8. Herr Dr. Göring urteilt abfällig über meine Jugend.[7]) Ich freue mich, daß ich noch so jung bin. Ich werde in den 22 Jahren, die zwischen seinem Alter und meinem liegen (er ist jetzt 46 Jahre) sicher das erschaffen haben, was mir als hohes Ziel vorschwebt.[8])

9. Die unbeeinflußte Kritik des Herrn Dr. Göring über meine Anschauungen erhellt am offensten aus seiner lobenden[9]) Empfehlung meines im Novemberheft 1895 der „Sphinx" (XXI, 117) vollständig abgedruckten Leitartikels der Zeitschrift „Familienschutz", den ich freilich ebenfalls ohne meinen Namen veröffentlicht hatte. **Franz Evers.**

Spezielle Bemerkung zu Nr. 9.

Zu Nr. 9 bemerke ich, daß ich noch heute den Prospekt der künftigen Zeitschrift „Familienschutz" durchaus billige. „Prospekt", nicht „Leitartikel" nennt man das! Denn nicht eine Zeitschrift, sondern die Voranzeige eines künftigen Wochenblattes ist mir zur Empfehlung in der „Sphinx" zugeschickt worden. Einen guten Prospekt verfaßt jeder ordentliche Buchhändler! Wenn die Zeitschrift „Familienschutz" wirklich noch erscheint, und hält, was sie im Prospekt verspricht, so werde ich sie empfehlen, mag sie von Evers oder den Personen redigiert werden, die sich als ihre Redakteure bezeichnen. Im November 1895 teilte mir aber die Redaktion des „Familienschutz" mit, daß diese geplante Wochenschrift nicht erscheinen werde.

3. Februar 1896. **Göring.**

---

[7]) Wer von den Lesern wäre so beschränkt, aus meinen Worten ein abfälliges Urteil über das Alter von 24 Jahren herauszulesen! Die Anmaßung, die Eitelkeit, die Unwissenheit und Trägheit, nicht die unschuldige Jugend tadle ich! Vergleiche meinen Text! **Göring.**

[8]) Ich wünsche Evers Glück dazu! Auf den Beweis müssen wir 22 Jahre warten! Goethe sagt: „Nur die Lumpe sind bescheiden!" **Göring.**

[9]) Alles prahlerische Uebertreibungen! Alles in allem: Franz Evers hat keine seiner weitspurigen Redensarten begründet! Ich habe ihm sein Recht im weitesten Umfange gewährt. Jeder denkende Leser, der meine Abwehr gelesen hat, wird wissen, was er von Evers „Kritik" und „Berichtigung" zu halten hat. Hoffentlich leistet Evers in Zukunft etwas Positives für Mystik und Theosophie. **Göring.**



Die Tochter Salomos.

Unter diesem Titel ist ein dramatisches Gedicht in fünf Akten von Conrad von Blumenthal im Verlage von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig zum Preise von 2 Mark erschienen. Es ist edel gedacht, beweist eine treffliche Auffassung der Theosophie und entbehrt nicht des dramatischen Lebens. Die Sprache zeichnet sich durch einfache, natürliche Schönheit aus.

Diese Dichtung verdient in den Kreisen der „Deutschen theosophischen Gesellschaft" und der „Theosophischen Vereinigung" wie überall verbreitet zu werden, wo man Sinn für Theosophie hat. Im nächsten Hefte werde ich eine eingehende Besprechung des Dramas dieser empfehlenden Notiz folgen lassen. Es hat mich überrascht und befriedigt. **Dr. Göring.**



Bücher zur Besprechung:

Annie Besant: Neuere Werke. Vergleiche Seite 104.

Hugo von Gizycki: Standesehre in Liebe und Leben. Zu beziehen vom Verfasser, Berlin W., Ansbacherstr. 8. 6 Mk. Besprechungen erschienen im August- und Dezemberhefte der „Sphinx" 1895.

Dr. **Hugo Göring:** Sophie Germain und Clotilde de Vaux. Ihr Leben und Denken. Zum Besten des „Vereins Lebensschule". Zu beziehen vom „Verlag der Lebensschule" in Gerstungen. 6 Mk.

Von Lesern und Mitarbeitern, welche die hier genannten Werke aufmerksam durchgearbeitet haben, bitte ich mir Zuschriften aus, in denen der Hauptinhalt dieser Werke dargelegt wird. Wer über denselben steht, mag sie mit gründlicher Sachkenntnis kritisieren. Auch die Darstellung des Eindruckes, den irgend ein Buchinhalt, eine Gedankenreihe, eine dem Leser bisher neue Idee auf diesen gemacht hat, ist mir sehr erwünscht. Hoffentlich ergiebt sich aus diesen Arbeiten neues wertvolles Material für die „Sphinx". Daraus wird eine heilvolle Wechselwirkung zwischen der Geistesarbeit der Leser und des Herausgebers erwachsen. Von vornherein schließe ich jeden Beitrag von berufsmäßigen Kritikfabrikanten aus, die ein Buch kritisieren, ehe sie es nur gesehen haben. Dieses Lügensystem möge der „Sphinx" fern bleiben. **Dr. Göring.**



Jede Mitteilung an die Redaktion der „Sphinx",

ebenso Manuskripte und neue Bücher zur Besprechung in der „Sphinx" bitte ich direkt an mich persönlich nach **Berka a. d. Werra** (S.W.-Eisenach) zu schicken. **Dr. H. Göring.**

Für die Redaktion verantwortlich:
Dr. Göring in Berka an der Werra (W.-Eisenach).

Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig.

Druck von Appelhans & Co in Braunschweig.



William Quan Judge.

Sphinx

Kein Gesetz über der Wahrheit!

Wahlspruch der Maharadjahs von Benares.

XXII, 122. April 1896.

Die Entstehung des Karma.

Von

Annie Besant.



Die Wirksamkeit der Gedankenbilder.

Die Lebensdauer der beseelten Gedankenbilder hängt zunächst von ihrer Ursprungskraft ab, d. h. von der Willensstärke, welche ihr menschlicher Erzeuger in sie gelegt hat; sodann von der ihnen nach ihrer Erzeugung gewidmeten Pflege, welche in der Wiederholung des Gedachten entweder durch den ursprünglichen Erzeuger oder durch andere besteht. Durch solche Wiederholung kann ihr Leben immerfort neue Kraft erlangen und ein durch wiederholtes Nachdenken bebrüteter Gedanke erhält auf der psychischen Ebene eine lange der Auflösung widerstehende Gestalt. So werden auch Gedankenbilder ähnlichen Charakters voneinander angezogen und stärken sich gegenseitig, indem sie schließlich ein sehr willensstarkes und lebensfähiges Gebilde in der astralen Welt ausmachen.

Gedankenbilder bleiben mit ihrem Erzeuger in einer Art magnetischer Verbindung — wir haben keinen passenderen Ausdruck dafür; sie wirken auf ihn zurück und beeinflussen ihn in einer Art, die zu ihrer Wiedererzeugung führt. Wird — wie oben erwähnt, ein Gedankenbild durch wiederholtes Nachdenken gekräftigt, so empfängt es scharf begrenzte Umrisse, gleichsam ein Gehäuse, in welches der Gedanke leicht hineinschlüpfen kann, entweder zu einer heilsamen Wirkung, wenn er vornehm edlen Charakters ist, oder, wie es leider meistens der Fall ist, als ein schlimmes Hindernis geistigen Wachstums.

Hier, wo wir das Wirken des Karma im kleinen und doch sehr klar erkennen, wollen wir einen Augenblick verweilen. Nehmen wir einmal das fertige Dasein eines vergangenheitslosen Vernunftwesens an, natürlich eine Unmöglichkeit: aber durch die Annahme wird der gesuchte springende Punkt klar werden. Ein solches Wesen könnte sich einbilden, mit vollkommener Freiheit und Selbständigkeit zu handeln und ein Gedankenbild hervorzubringen. Dies möge sich so lange wiederholen, bis

ein scharfbegrenztes Gedankenkleid fertig ist, in welches der Geist unbewußt hineinschlüpfen kann mit seinen Kräften, ohne von einem bewußten Willensakt Gebrauch zu machen. Wir nehmen weiter an, daß dieser Mensch anfängt, dieses Gedankenkleid zu mißbilligen und es als einen Hemmschuh auf seinem Wege zu empfinden. Ursprünglich sein eigenes Geschöpf fängt es nun an, ihn zu beengen; will er sich befreien, muß er neue geistige Anstrengungen machen, um das Gedankenkleid zu zerreißen und schließlich diese lebendige Fessel zu zerstören. Da haben wir einen kleinen, schnell durchlaufenen karmischen Kreis: der freie Geist schafft ein Gedankenkleid und muß dann in ihm arbeiten; aber seine Freiheit behält er und kann bis zum endgültigen Siege gegen sein Gefängnis arbeiten. Natürlich sind wir ursprünglich niemals frei, denn wir bringen unsere selbstgemachten Fesseln aus unserer Vergangenheit schon mit; aber bei jeder einzelnen Fessel ist der Verlauf der eben dargestellte: der Geist schmiedet und trägt sie, und während er sie trägt, kann er sie auch durchfeilen.

Gedankenbilder können auch durch ihren Erzeuger einzelnen Personen zum Heil oder Unheil, je nach dem Charakter des Elementarwesens, zugeschickt werden; es ist keine poetische Phrase, daß gute Wünsche, Gebete und liebevolle Gedanken dem wertvoll seien, für welchen sie bestimmt sind, sondern sie bilden wirklich eine schützende Schar um den Geliebten und wehren üblen Einfluß und Gefahr von ihm ab.

Aber der Mensch ist nicht nur ein Erzeuger und Aussender seiner eigenen Gedankenbilder, sondern auch ein Magnet, welcher aus der ihn rings umgebenden Astralebene Gedankenbilder anderer anzieht, welche den seine eigenen Gedankenbilder beseelenden Elementarwesen verwandt sind. Auf diesem Wege vermag der Mensch große Verstärkungen seiner Willenskraft herbeizuziehen, und es hängt von ihm ab, ob diese aus der Außenwelt ihm zuströmenden Kräfte heilsame oder verderbliche sind. Sind seine Gedanken rein und edel, so werden sie Scharen wohlthätiger Wesen in seine Nähe ziehen, und manchmal wird er sich vielleicht wundern, woher ihm solche Thatkraft komme, die — mit Recht — soviel größer als seine eigene zu sein scheint. Ganz ebenso zieht ein Mensch voll niedriger und gemeiner Gedanken böswillige Wesen an und begeht durch die so gestärkte böse Willenskraft Verbrechen, an die zu denken er sich schaudert. „Ein Teufel muß mich in Versuchung geführt haben“, ruft er aus, und so ist es; dämonische Mächte vermehren, von ihm gerufen, seine Sünde und vergrößern ihre Gewalt. Die guten oder bösen Elementarwesen, welche die Gedankenbilder beseelen, verbinden sich mit den Elementarwesen im menschlichen Begierdenleib und mit denen, welche die eigenen Gedankenbilder des Menschen beseelen, und werden auf diesem Wege, obwohl von außen kommend, im Innern des Menschen wirksam. Nur müssen sie Wesen ihrer eigenen Art im Menschen finden, sonst können sie sich nicht mit ihnen zu gemeinsamer Wirkung verbinden. Ferner: verschiedenartige Elementarwesen werden sich gegenseitig vertreiben, der gute Mensch vertreibt schon durch seine bloße Atmosphäre, durch die ihn um-

gebende Aura, alles Schlechte und Gemeine aus seiner Nähe. Dieser Luftraum umgiebt ihn wie ein Schutzwall und hält ihm das Unheil fern.

Noch eine andere Wirkung von großer Bedeutung üben die Elementarwesen aus, die wir daher in dieser einleitenden Uebersicht der das Karma bildenden Kräfte nicht unerwähnt lassen dürfen. Nämlich die den oben erwähnten ähnlichen Gedankenbilder bevölkern den Strom, welcher gemäß seiner Mächtigkeit auf jeden empfindlichen oder nervösen Organismus einwirkt, mit welchem er in Berührung tritt. Dieser Strom wirkt in irgend einer Weise auf jeden; je empfindlicher der Organismus, desto stärker die Wirkung. Elementarwesen gleicher Art haben das Bestreben, sich miteinander zu verbinden; sie vereinigen sich zu Klassen und leben um ihrer selbst willen herdenweise; sendet ein Mensch ein Gedankenbild aus, so hält sich dieses nicht nur mit ihm in magnetischer Verbinduug, sondern wird auch zu anderen Gedankenbildern ähnlicher Art hingezogen; diese thun sich dann auf der astralen Ebene zu einer guten oder bösen Macht zusammen und verkörpern sich zu einer Art von Sammelwesen. Von diesen Ansammlungen ähnlicher Elementarwesen rühren die oft so auffälligen charakteristischen Merkmale einer Familie, einer lokalen oder nationalen Gesinnung her; sie bilden die astrale Atmosphäre, durch welche alles gesehen werden muß und welche allen Gegenständen, auf die der Blick sich richtet, eine bestimmte Farbe verleiht; sie wirken auf die Begierdenleiber der zu ihrer Gruppe gehörenden Personen und regen in ihnen die entsprechenden Schwingungen an. Solche familienhaften, lokalen oder nationalen Umgebungen sind eine weitgehende Beschränkung der Thätigkeit des Einzelnen und der Ausübung seiner Fähigkeiten. Er kann eine Idee nur durch das Mittel der ihn umgebenden Atmosphäre schauen, welche sie färbt und verzerrt. Dies sind karmische, weitreichende Einflüsse, die wir noch näher betrachten müssen.

Denn ihre Wirkung beschränkt sich nicht auf die Menschen, deren sie vermittelst der Begierdenleiber Herr werden. Wenn ein solches Sammelwesen, wie ich es genannt habe, aus Gedankenbildern besteht, die eine Neigung zum Zerstören haben, so werden die vereinigten Elementarwesen auch zerstörend wirken, und oft genug richten sie Verwüstung auf der physischen Ebene an. Sie sind ein Wirbelwind unbotmäßiger Kräfte, eine fruchtbare Quelle des Unglücks, der Zuckungen in der Natur, der Stürme, Cyklone, Orkane, Erdbeben, Ueberschwemmungen. Ueber diese karmischen Wirkungen müssen wir noch weiteres reden.

Wie das Karma im allgemeinen entsteht.

Nachdem wir im Vorhergehenden die Beziehung zwischen dem Menschen und dem elementaren Königreich erkannt haben, sowie die schaffenden — vielmehr wahrhaft schöpferischen — Kräfte des Geistes, durch welche die oben beschriebenen lebendigen Gebilde in das Dasein gerufen werden, dürfen wir uns nunmehr teilweise ein Verständnis des Karma zusprechen, wie es während einer Lebensperiode entsteht und wirkt.

„Lebensperiode“ sage ich lieber als „Leben“, denn Leben im gewöhnlichen Sinne einer einmaligen Verkörperung ist hier zu wenig und im Sinne vieler in und außer dem irdischen Leibe verbrachter Zeiten zu viel. Unter „Lebensperiode“ verstehe ich einen kleinen Zeitkreis menschlichen Daseins mit seinen physischen, astralen und devachanischen Erfahrungen, sowie seine Rückkehr über die Schwelle physischen Seins, also die vier deutlich voneinander unterschiedenen Zeiträume, welche den von der Seele zu durchmessenden Zeitkreis ausmachen. Immer und immer wieder müssen diese vier Stationen durchlaufen werden, bis dem Wege des ewigen Wanderns durch die Vollendung der jetzigen Menschheit ein Ziel gesetzt sein wird. Die in solcher Periode gemachten Erfahrungen mögen an Zahl und Art voneinander abweichen, immer aber werden diese vier Stationen — und keine anderen — im gewöhnlichen Menschenleben uns wieder begegnen.

Es ist wichtig zu betonen, daß das Dasein außerhalb des irdischen Leibes von viel größerer Dauer ist als innerhalb desselben. Man bringt dem Wirken des Karma nur ein ärmliches Verständnis entgegen, solange man die Thätigkeit der von den irdischen Verhältnissen befreiten Seele nicht begriffen hat. Wir erinnern uns hier der Worte eines Meisters, welche das Leben außerhalb des Leibes als das allein wirkliche kennzeichnen.

„Die Vedantisten erkennen zwei Arten bewußten Daseins an, das irdische und das geistige, sprechen aber nur dem letzteren unzweifelhafte Wirklichkeit zu. Das irdische Leben in seiner Wandelbarkeit und Kürze ist nur ein Trugspiel unserer Sinne. Als unser wahres Leben muß das Leben in geistigen Sphären angesehen werden, weil dort unser endloses, unwandelbares, unsterbliches Ich, das Sutratma, lebt. Daher bezeichnen wir allein das nachirdische Leben als wirklich, aber das erdgebundene mitsamt der irdischen Persönlichkeit als scheinbar“.

Während des Erdenlebens findet die Seele ihre offenbarste Thätigkeit in der Schöpfung der oben beschriebenen Gedankenbilder. Um aber dem Wirken des Karma näher zu kommen, müssen wir den Ausdruck „Gedankenbilder“ zergliedern und einige Untersuchungen nachholen, welche in der erst gebotenen, allgemeinen Darstellung keinen Platz finden konnten. Die als geistige Kraft (mind) wirkende Seele schafft ein geistiges Gebilde, das anfängliche „Gedankenbild“, wir wollen den Ausdruck „geistiges Gebilde“ ausschließlich für diese unmittelbare Geistesschöpfung annehmen und seine Anwendung auf dieser Anfangsstation für das beschränken, was sonst allgemein und weniger treffend „Gedankenbild“ genannt wird. Dieses geistige Gebilde bleibt seinem Schöpfer nahe und erfüllt teilweise sein Bewußtsein; es ist ein lebendiges, schwingendes Wesen aus feinem Stoff, gleich dem noch nicht gesprochenen Wort, gleich dem noch nicht fleischgewordenen Gedanken. Der Leser möge einige Augenblicke dieses geistige Gebilde scharf in seines Geistes Blick fassen und es sich klar vorstellen als ein vereinzeltes Gebilde ohne Rücksicht auf seine Wirksamkeit

auf anderen Daseinsebenen als auf seiner eigenen. Es füllt, wie gesagt, das Bewußtsein seines Schöpfers teilweise aus und ist ein Teil seines unverlierbaren Eigentums; es kann von ihm nicht getrennt werden und begleitet ihn während seines irdischen Lebens; der Mensch trägt es auf dem Todespfade mit sich hinein in die jenseitigen Regionen; und wenn er durch diese Regionen aufwärts wandelnd in ein Luftgebiet gelangt, welches dem geistigen Gebilde zu dünn ist, läßt er es zeitweilig hinter sich zurück, ohne die Verbindung mit ihm zu verlieren; bis er sich wieder enger mit ihm verbindet nach seiner Rückkehr aus einer Region, welche jenes nicht erreichen kann. Dieses geistige Gebilde kann während langer Zeit schlafen, aber es wacht wieder auf und wird wieder lebendig, jeder neue Einfluß seines Schöpfers oder der Nachkommenschaft des Gebildes selbst (wovon wir weiter unten reden werden) oder ihm gleichartiger Wesen vermehrt seine Lebenskraft und beeinflußt seine Gestaltung.

Es entwickelt sich, wie wir sehen werden, nach bestimmten Gesetzen, und eine Ansammlung dieser geistigen Gebilde macht den Charakter des Menschen. Das Aeußere spiegelt das Innere, und wie die zum Gewebe des Leibes sich vereinigenden Zellen bei diesem Vorgange oft verändert werden, so vereinigen sich diese geistigen Gebilde zum Charakter des Menschen und erleiden dabei mannigfache Veränderungen. Je tiefer wir in das Wirken des Karma eindringen, desto mehr werden uns diese Veränderungen klar werden. Vieler Bestandteile bedient sich die schöpferische Kraft der Seele zur Bildung dieser geistigen Gebilde; die Neigung wird sie vorwärtstreiben, Leidenschaft oder Hunger sie beeinflussen, ein edles Vorbild oder rein auf das Geistige gerichtete Gedanken sich ihnen einprägen. Ob aber hohen oder niederen Charakters, durch Gedanken oder durch Leidenschaften bewegt, dienstwillig oder bösartig, göttlich oder tierisch, immer ist es ein geistiges Gebilde, das Erzeugnis der schöpferischen Seele, und von seinem Dasein hängt das Karma des einzelnen Menschen ab. Ohne dieses geistige Gebilde kann das einzelne Karma nicht eine Lebensperiode an die andere reihen. Die Eigenschaft des Manas muß das bleibende Mittel hergeben, an welchem das einzelne Karma haften kann. Weil der Manas in den Reichen der Steine, der Pflanzen und der Tiere fehlt, kann auch das individuelle Karma nicht vorhanden sein, welches durch den Tod zur Wiedergeburt führt.

Wir betrachten nunmehr das ursprüngliche Gedankenbild in seiner Beziehung zum zweiten, ihm folgenden Gedankenbilde; das reine und einfache Gedankenbild in seiner Beziehung zu dem beseelten Gedankenbilde, das „geistige Gebilde" in seiner Beziehung zu dem astral-geistigen Gebilde oder zu dem Gedankenbilde in der niederen astralen Ebene. Wie kommt es zustande und was ist es? Um das oben gebrauchte Bild zu wiederholen: es kommt zustande, indem das gedachte Wort zum gesprochenen wird; die Seele atmet den Gedanken aus, und der Ton bildet in dem astralen Stoff ein Bild; wie die ausgeatmeten Gedanken des Weltgeistes zur offenbar gewordenen Welt werden, so werden diese aus-

geatmeten geistigen Gebilde der menschlichen Seele zur offenbargewordenen Welt ihres Schöpfers. Der Mensch bevölkert den ihn umgebenden Luftraum, wo er geht und steht, mit seiner eigenen Schöpfung. Die Schwingungen des geistigen Gebildes haben die gleiche Wirkung wie die Schwingungen in dem dichteren Astralstoffe und sie verursachen das zweitfolgende Gedankenbild, welches ich das astral-geistige Gebilde genannt habe. Das geistige Gebilde selbst bleibt, wie schon oft gesagt worden ist, in dem Bewußtsein seines Schöpfers, aber seine Schwingungen gehen über dieses Bewußtsein hinaus und nehmen in dem dichteren Stoff der niederen astralen Ebene wieder Gestalt und Bildung an. Durch diese Formbildung wird ein gewisser Teil elementarer Kraft aus dem Ganzen herausgenommen und vereinzelt, so lange die Formbildung selbst besteht, da der Bestandteil des Manas dem ihn beseelenden Geiste eine Neigung zur Vereinzelung verleiht. (Wie wunderbar und lichtspendend sind doch die Beziehungen der Natur zu einander!) Diese Formbildung ist das thätige Wesen, von welchem der Meister in seiner Beschreibung spricht; sie ist das astral-geistige Gebilde, welches über die astrale Ebene hinausragt und doch mit seinem Erzeuger durch das erwähnte magnetische Band verbunden bleibt, und wirkt sowohl auf seinen Vater, das geistige Gebilde, als auch auf andere. Die Länge oder Kürze der Lebensdauer eines astral-geistigen Gebildes hängt von verschiedenen Umständen ab; sein Untergang berührt nicht die Fortdauer seines Vaters. Jeder dem letzteren zu teil werdende frische Impuls wird es veranlassen, sein astrales Gegenstück neu zu erzeugen, wie auch jede Wiederholung eines Wortes eine neue Formbildung hervorruft.

Die Schwingungen des geistigen Gebildes gehen nicht nur hinunter in die niedrigere astrale Ebene, sondern auch aufwärts in die höhere.[1]) Und wie diese Schwingungen ein festeres Formgebilde in der niedrigeren Ebene verursachen, so erzeugen sie eine weit feinere Gestalt in der höheren, wenn wir hier von Gestalt reden dürfen, denn für uns ist das keine „Gestalt“, was im Akaça, in dem aus dem Logos selbst fließenden Weltstoff, gebildet wird. Akaça ist das Vorratshaus aller Formbildungen, die Schatzkammer, in welche aus dem unermeßlichen Reichtume des Weltgeistes die reichen Gedankenschätze strömen, welche in einem gegebenem Weltganzen verkörpert werden sollen. Dorthinein gelangen auch die Schwingungen des Weltganzen, der Gedanken aller Denkenden, der Begierden aller kamischen Wesen, die Handlungen, welche von den Gebilden jeder Ebene vollzogen werden. Sie alle haben ihre Wirkungen, welche uns zwar gestaltlos, aber den feiner organisierten Geistern gestaltet erscheinen; sie sind die Bilder und Gestalten aller Ereignisse und diese akaçischen Gebilde, wie wir sie fortan nennen wollen, bleiben immerdar, sie sind die treue Urkunde des Karma, das Buch der „Lipika“ („Secret

---

[1]) Diese Worte „hinunter“ und „aufwärts“ dürfen nicht irreleiten; natürlich durchdringen die verschiedenen Ebenen einander.

doctrine“, c, 157—159) welches von jedermann gelesen werden kann, der das aufgethane Auge des „Dangma“ besitzt („Secr. doctr. Stanza c of the book of Dzyan“, s. Seite 77). Geübte Aufmerksamkeit vermag das Abbild dieser akaçischen Gemälde auf die Fläche des astralen Stoffes zu werfen, gleich dem Bilde einer magischen Laterne, so daß eine längst vergangene Szene in lebendiger Wirklichkeit und in allen Einzelheiten genau wiederhergestellt werden kann. Denn sie bleibt in der Urkunde des Akaça ein für allemal bestehen, und jede Seite dieser Urkunde kann wie ein flüchtiges lebendes Bild nach Belieben auf der astralen Ebene dargestellt und von jedem geübten Seher nachgelebt werden. Nach dieser unvollkommenen Schilderung vermag sich der aufmerksame Leser eine schwache Vorstellung vom Karma in seiner ursächlichen Wirkung zu machen. Eine Seele schafft ein geistiges Gebilde, dieses bildet sich im Akaça unverlierbar ab und schafft das astral-geistige Gebilde, welches ein thätiges beseeltes Geschöpf ist und auf der astralen Ebene unzählige Wirkungen hervorruft, welche alle als genau gemalte Bilder in Verbindung mit ihrer Ursache, dem astral-geistigen Gebilde, bleiben, auf welches ihre Spur zurückführt und durch welches sie weiter in Verbindung bleiben mit ihrer Mutter, der Seele. Wie eine Spinne ihr Gewebe webt, so spinnt das astral-geistige Gebilde seine Fäden, und jeder dieser sich miteinander verschlingenden Fäden ist an seiner besonderen Färbung erkennbar und bleibt erkennbar und läßt sich zurückführen auf seinen Ursprung, die Seele, welche das geistige Gebilde geschaffen hat. So können wir, mit unserem schwerfälligen, erdgebundenen Denken und unserer armseligen, der Sache nicht gewachsenen Sprache die Spuren des Weges verfolgen, auf welchem die Verantwortlichkeit des einzelnen Menschen mit einem Blicke von den großen Herren des Karma, den Verwaltern des karmischen Gesetzes, erfaßt wird. Sie erschauen die volle Verantwortlichkeit der menschlichen Seele für das von ihr geschaffene geistige Gebilde und die entsprechende Verantwortlichkeit für die von diesem Gebilde verursachten, weitreichenden Wirkungen, die größer oder geringer sind, je nachdem andere karmische Fäden in ihr Wirkungsgebiet fallen. Auf diese Weise lernen wir begreifen, warum der Beweggrund eine so vorherrschende Rolle im Wirken des Karma spielt, und warum die Handlungen in ihrer fortwirkenden Kraft verhältnismäßig untergeordnet sind, warum das Karma auf jeder Ebene gemäß ihrer Beschaffenheit wirkt und doch die Ebenen durch seinen fortlaufenden Faden miteinander verbindet.

Wenn die erleuchtenden Gedanken der Weisheitsreligion ihre Lichtströme über die Welt ergießen, die Dunkelheit zerstreuen und die allwaltende Gerechtigkeit enthüllen, welche allen Ungerechtigkeiten, Ungleichheiten und Unfällen des Lebens zum Trotze ihre Wirkung übt, ist es da zu verwundern, daß unser Herz in unsagbarer Dankbarkeit aufjauchzt gegen die „Großen“, — gesegnet seien sie!, — welche die Fackel der Wahrheit in dunkler Finsternis emporgehalten und uns von dem Drucke befreit haben, der uns bis zum Zusammenbrechen peinigte, von dem hülf-

losen Todeskampf, der unheilbares Unrecht bezeugte, von der Hoffnungslosigkeit der Gerechtigkeit und der Verzweiflung der Liebe?

Je are not bound! the soul of Things is swett,
The heard of being is celestial rest;
Stronger than woe is will: that which was Good
Doth pass to Better-Best.

Such is the law which moves to rightevusness,
Which non at last can turn aside or stay;
The heart of it is Love, the end of it
Is peace and Consummation sucet. Obey![1])

Vielleicht trägt es zur Klarheit bei, wenn wir das dreifache Ergebnis der Seelenthätigkeit, durch welche das Karma als wirkende Ursache im Urstoff gegeben wird, übersichtlich darstellen. Folgendes macht eine unserer Lebensperioden aus:

	Ebenen.	Stoff.	Ergebnis.
Der Mensch schafft auf	der spirituellen Ebene	im Akaça	Akaçische Gebilde, welche die karmische Urkunde ausmachen.
	der psychischen Ebene	im höheren Astralstoff	geistige Gebilde, welche im Bewußtsein des Schaffenden bleiben.
		im niederen Astralstoff	Astral-geistige Gebilde, welche thätige Wesen auf der psychischen Ebene sind.

Die Ergebnisse sind: Neigungen, Fähigkeiten, Thätigkeiten, Gelegenheiten, Umgebungen usw., besonders in zukünftigen Lebensperioden, welche nach bestimmten Gesetzen ausgebildet werden.

Wie das Karma im einzelnen entsteht.

Der Schüler muß die Seele im Menschen, das Ich, den Urheber des Karma als wachsendes Wesen, als lebendiges Einzelwesen erkennen, welches an Weisheit und geistiger Größe zunimmt, sobald es den Pfad aeonischer Entwickelung betreten hat; hierbei darf die wesentliche Gleichheit des höheren und des niederen Manas nie außer Acht gelassen werden.

[1]) Ihr seid nicht unfrei! Die Seele der Dinge ist süß, und himmlische Ruhe das Herz des Welt. Stärker als das Weh ist der Wille; das Gute wird zum Besseren und Besten. Das ist das Gesetz, welches nach Gerechtigkeit strebt, welches niemand bei Seite setzen oder hindern kann. Sein Herz ist Liebe, sein Ziel Friede und süße Vollendung; darum gehorche ihm!

Nur aus Gründen der Zweckmäßigkeit haben wir zwischen beiden unterschieden, doch dieser Unterschied besteht nur in der Art ihrer Thätigkeit, aber nicht in ihrem Wesen. Der höhere Manas ist jener, welcher auf der spirituellen Ebene im vollen Bewußtsein seiner Vergangenheit wirkt; der niedere Manas ist jener, welcher auf der psychischen oder astralen Ebene wirkt, verhüllt in astralem Stoff, verwickelt im Karma und mit allen seinen Thätigkeiten beeinflußt und gestärkt durch die Begierdennatur. Er ist großenteils durch den umhüllenden Astralstoff geblendet und besitzt nur einen Teil des ganzen manasischen Bewußtseins: dieser Teil besteht für die meisten nur aus einer beschränkten Auswahl der in einer gerade vor sich gehenden Verkörperung gemachten überraschenden Erfahrungen. Für die praktischen Zwecke des Lebens, wie die meisten Menschen es ansehen, ist der niedere Manas das „Ich", und zwar das sogenannte persönliche Ich; die Stimme des Gewissens, welche in dumpfer Unklarheit als übernatürlich und als Stimme Gottes angesehen wird, ist für diese Leute die einzige Offenbarung des höheren Manas auf der psychischen Ebene, und obwohl sie nichts von dem Wesen dieses Gewissens verstehen, fügen sie sich doch mit Recht seiner Leitung. Aber der Schüler muß erkennen, daß der niedere Manas mit dem höheren eins ist, wie der Strahl eins ist mit der Sonne. Der Sonnen-Manas scheint immerdar am Himmel der spirituellen Ebene, der Strahlen-Manas durchdringt die psychische Ebene; nur aus Gründen der Zweckmäßigkeit dürfen wir sie in ihrer Thätigkeit voneinander unterscheiden, sonst entsteht hoffnungslose Verwirrung.

Also das „Ich" ist eine wachsende Wesenheit, eine sich vermehrende Menge. Der niederwärts gesendete Strahl gleicht einer Hand, welche ins Wasser taucht, um einen Gegenstand zu ergreifen und, sich zurückziehend, den Gegenstand gefaßt hat. Die Vermehrung des Ich beruht auf dem Werte der von seiner ausgestreckten Hand gefaßten Gegenstände, und die Bedeutung seines ganzen Wirkens wird bestimmt und bedingt durch die Erfahrungen, welche während der Thätigkeit des Strahls auf der psychischen Ebene gesammelt werden konnten: so wie ein Arbeiter bei Regen und Sonnenschein, bei Kälte und Hitze in schwerer Arbeit auf dem Felde schafft bis an den Abend; aber der Arbeiter ist auch der Eigentümer und alle Früchte seiner Arbeit bereichern seinen eigenen Kornboden und füllen seine eigene Vorratskammer. Jedes persönliche Ich ist der unmittelbar wirkende Teil des dauernden oder individuellen Ich und stellt es in der niederen Welt dar; dieses persönliche Ich ist notwendigerweise mehr oder weniger entwickelt gemäß dem Standpunkte, welchen das eigentliche Ego in seiner Ganzheit oder als Einzelwesen erreicht hat. Hält man diese Einheit zwischen dem persönlichen und dem dauernden Ich mit Klarheit fest, so wird das Gefühl schwinden, welches theosophische Anfänger oft empfinden, daß nämlich

[1]) Diese begriffliche Unterscheidung zwischen „persönlichem" und „individuellem" Ich entspricht der Unterscheidung Kants zwischen dem „empirischen" und dem „intelligiblen" Charakter. Der Uebersetzer.

dem persönlichen Ich durch seine notgedrungene Uebernahme der karmischen Erbschaft ein Unrecht geschehe. Denn dann wird die Erkenntnis klar, daß dasselbe Ich das Karma macht und erntet, daß derselbe Landmann die Saat säet und im Herbste die Garben sammelt, wenn er auch seine Werkeltagskleider in der Zeit zwischen Saat und Ernte ein paarmal hat vertragen und ablegen müssen. Auch die astralen Gewänder des Ich sind zwischen Saatzeit und Ernte in Stücke zerfallen; in neuer Gewandung schickt sich der Arbeiter zur Ernte an; aber immer ist „er" es, der einst gesäet hat und nun ernten will; hat er wenig oder schlechte Saat gesäet, wird er zur Zeit des Herbstes auch nur eine ärmliche Ernte finden. (Gal. 6, 7 und 8.)

In den anfänglichen Stadien wird das Wachstum des Ego nur langsam fortschreiten, denn es wird durch seine Neigungen hin- und hergezogen und folgt der Anziehungskraft der physischen Ebene.

Die von ihm erzeugten geistigen Gebilde werden meistens leidenschaftlicher Art und daher seine astral-geistigen Gebilde eher heftig und von kurzer Dauer als stark und langwirkend sein. Je nachdem die manasischen Elemente zur Zusammensetzung des geistigen Gebildes beitragen, wird das astral-geistige längere oder kürzere Zeit dauern. Ein fest aufrecht erhaltener Gedanke wird scharf umgrenzte geistige Gebilde und folglich starke und dauernde astral-geistige Gebilde verursachen; hierdurch wird ein deutlicher Lebenszweck und ein klar erkanntes Lebensideal geschaffen, wohin sich die Seele immer zurückzieht und auf welchem sie ihren bleibenden Standpunkt genommen hat. Dieses geistige Gebilde wird daher einen beherrschenden Einfluß auf das geistige Leben gewinnen und sich die Kräfte der Seele in weitem Maße zu Dienste machen.

Wir wollen nun sehen, wie das Karma durch das geistige Gebilde sich wirksam zeigt. Ein Mensch formt in seinem Leben eine unzählbare Menge geistiger Gebilde; einige sind fest und klar, verstärkt durch stetig wiederholte geistige Eindrücke, andere sind schwach, unbestimmt, so schnell gebildet wie vergessen; im Tode findet sich die Seele von zehntausenden dieser geistigen Gebilde umringt, welche sowohl durch ihr Wesen, als auch durch ihre mehr oder weniger klare Erkennbarkeit sich voneinander unterscheiden. Einige sind geistiges Streben, Sehnsucht nach dienender Liebe, Suchen nach Erkenntnis und Gelübde für ein höheres Leben; andere sind rein verstandesmäßig, Gedankenperlen, Herbergen der Ergebnisse tiefen Studiums; wieder andere bewegt und leidenschaftlich Liebe, Mitleid, Zartheit, Frömmigkeit oder Aerger, Ehrgeiz, Stolz, Gier atmend; andere leiblicher, durch ungebändigte Begierde gereizter Hunger, Gedanken der Gefräßigkeit, Trunkenheit, Sinnlichkeit. Das Bewußtsein jedweder Seele ist mit solchen geistigen Gebilden, dem Ertrage seines geistigen Lebens, bevölkert; nicht ein Gedanke, so flüchtig er gewesen sein mag, fehlt in dem Reigen; vielfach mögen die nur wenige Stunden dauernden astral-geistigen Gebilde längst untergegangen sein, die geistigen Gebilde bleiben doch unter dem eisernen Bestand der Seele, nicht eines fehlt. Die Seele schleppt eben alle diese geistigen Gebilde mit sich durch die Todespforte in die astrale Welt hinein.

Denn Kama-Loka oder der Ort der Begierden hat viele Plätze, und die Seele findet sich gleich nach dem Tode mit ihrem vollständigen Begierdenleibe oder Kama-Rupa belastet; alle durch Kama-Manas geformten geistigen Gebilde, welche schwerer und tierischer Art sind, üben ihre Macht auf den niedrigsten Ebenen dieser astralen Welt aus. Eine enthüllte Seele ärmlichen Charakters wird auf diesen Gebilden fußen und sie ausüben und sich so vorbereiten, daß sie dieselben leiblich in ihrem nächstfolgenden Erdenleben zu wiederholt. Ein Mensch, welcher sinnlichen Gedanken nachgehangen und derartige geistige Gebilde geschaffen hat, wird nicht nur zu irdischen, sinnlicher Begierden vollen Szenen hingezogen werden, sondern wird sie auch durch fortwährende gedächtnismäßige Wiederholung zu immer stärkeren Trieben und zu künftiger Begehung ähnlicher Sünden geeigneter machen. Ebenso geht es mit anderen geistigen Gebilden, welche anderen Ebenen des Kama-Loka angehören und deren Stoff durch die Begierdennatur unterstützt wird. Erhebt sich dagegen die Seele von den niederen Ebenen zu den höheren, so verlieren die geistigen Gebilde, welche aus den Stoffen der niederen Ebenen erbaut sind, diese Elemente und werden dadurch im Bewußtsein „latent". Diesen Zustand pflegte H. P. Blavatsky „Stoffüberwindung" zu nennen, was die Möglichkeit, außerhalb der Materie zu sein, nicht ausschließt.

Die kamarupische Gewandung wird von ihren gröberen Elementen gereinigt, sobald das niedere Ich aufwärts oder einwärts gegen die Region des Devachan gezogen wird; Schale nach Schale wird abgeworfen in gemessenen Zeiträumen, bis die letzte abgelegt und der Strahl, von aller astralen Einschränkung befreit, vollständig zurückgezogen worden ist. Kehrt nun das Ich zum Erdenleben zurück, so werden diese latenten geistigen Gebilde ausgeworfen, verbinden sich mit den ihnen angemessenen kamischen Stoffen und werden durch sie befähigt, sich auf der astralen Ebene zu offenbaren; sie eben werden die Neigungen, Leidenschaften und niederen Beweggründe des Begierdenleibes für seine neue Wiederverkörperung.

Nebenbei bemerkt sind die geistigen Gebilde, welche die neuerlich angekommene Seele umringen, die Quelle vielfacher Unruhe während der früheren Stationen des „Lebens nach dem Tode". So quält der Aberglaube in Gestalt geistiger Gebilde die Seele mit Schreckensbildern, welche in ihren wirklichen Umgebungen keinen Raum haben. Alle aus den Leidenschaften und Begierden geformten geistigen Gebilde sind dem oben beschriebenen Prozesse unterworfen, bei der Rückkehr des Ich zum Erdenleben wieder offenbar zu werden. So sagt der Verfasser von „Astral Plane":

„Die „Lipika", d. h. die großen karmischen Gottheiten des Kosmos, wiegen die Thaten jedweder Person bei der schließlichen Trennung ihrer Prinzipien in Kama-Loka und machen das Gefäß des Linga Sharira, welches bei der nächstfolgenden Geburt des Menschen seinem Karma genau entspricht".

Zeitweilig von diesen geringeren Elementen frei, schreitet die Seele

nach Devachan, wo sie eine Zeit verbringt, die nach dem Reichtum oder der Armut ihrer dieser Region würdigen geistigen Gebilde abgemessen ist. Hier findet sie jede ihrer besseren Bestrebungen wieder, so kurz und flüchtig sie auch gewesen sein mögen, aus welchen sie sich für ihre künftigen Leben machtvolle Beziehungen aufbaut.

Das Leben in Devachan hat aneignende Kraft, hier werden die auf Erden gesammelten Erfahrungen dem Gewebe der Seele beigefügt und so das Wachstum des Ich gefördert; ihre Entwickelung hängt von der Zahl und Mannigfaltigkeit der während der Erdenzeit geformten geistigen Gebilde ab, welche sie nun in die ihnen angemessenen und dauernderen Gestaltungen verwandelt. Sie sammelt alle geistigen Gebilde einer bestimmten Art und entnimmt ihnen ihr geistiges Wesen; mit diesem stattet sie ein durch Nachdenken geschaffenes geistiges Organ aus. Ein Beispiel: Jemand hat viele geistige Gebilde geschaffen durch Streben nach Erkenntnis und durch Anstrengungen im Nachdenken über feine und erhabene Gedanken; nun wirft er seinen Leib ab; — seine geistige Kraft sei beispielsweise nur die eines gewöhnlichen Menschen — im Devachan wird er nun an allen diesen geistigen Gebilden arbeiten und sie zur Fähigkeit entwickeln. Bei seiner Rückkehr zum Erdenleben wird er höhere Geisteskraft als zuvor besitzen und sich vermittelst seines gestärkten Verstandes an die Lösung geistiger Aufgaben machen können, die ihm früher unlösbar gewesen sind. So verwandeln sich die geistigen Gebilde derartig, daß sie aufhören zu sein; will in künftigen Leben die Seele sie wieder suchen, so muß sie sich an die karmischen Urkunden wenden, wo sie für immer als akasische Bilder aufbewahrt werden. Durch diese von der Seele geschaffene und bewirkte Umwandelung hören die geistigen Gebilde auf zu sein und werden Kräfte der Seele und ein Teil ihrer eigenen Natur. Will sich demnach jemand höhere Geisteskräfte erwerben, als er besitzt, so kann er sich ihrer Entwickelung vergewissern, indem er seine Gedanken entschlossen auf sie gerichtet und ihren Erwerb beständig im Auge behält; denn Wunsch und Streben in einem Leben werden Fähigkeit in einem anderen, und der Wille zum Vollbringen wird Kraft zum Erreichen. Man muß sich freilich erinnern, daß die so aufgebaute Fähigkeit ihre festen Grenzen in den dem Baumeister zur Verfügung stehenden Bausteinen findet: aus nichts wird nichts, und wenn es die Seele auf Erden versäumt, ihre Kräfte durch die Aussaat von Wunsch und Streben zu üben, so wird sie in Devachan nur eine kärgliche Ernte halten.

Beständig wiederholte geistige Gebilde, welche nicht den Charakter der Sehnsucht und des Strebens nach höheren geistigen Kräften haben, werden Gedankenrichtungen, Kanäle, in welche die geistige Kraft leicht und hurtig hineinströmt. Daher ist es so wichtig, sich die Seele nicht unter unbedeutenden Gegenständen ziellos umhertreiben und die träge Schöpfung trivialer Geistesbilder im Gemüte einwohnen zu lassen. Denn diese werden beharren und Kanäle zur künftigen Ableitung geistiger Kraft bilden, welche auf diese Weise verleitet wird, sich auf niedrigen Ebenen

zu bewegen und in die gewohnten Pfade zu strömen, die am wenigsten Widerstand leisten.

Wird andererseits Wille und Wunsch nach einer bestimmten Handlung vereitelt, nicht weil die Fähigkeit, sondern die Gelegenheit gemangelt hat oder weil Umstände die Vollendung gehindert haben, so werden geistige Gebilde entstehen, welche, falls jene Handlung hoher und reiner Natur war, in Gedanken auf devachanischer Ebene ausklingen und wiederum als Handlungen auf die Erde zurückkehren werden. Lag dem geistigen Gebilde der Wunsch wohl zu thun zu Grunde, so wird es die geistige Vollendung dieser Handlungen in Devachan verursachen und diese Vollendung — das Abbild des Bildes selbst — in dem Ich als verstärktes, nach Handlung sich sehnendes Geistesbild zurücklassen, welches auf der physischen Ebene sofort zur Handlung werden wird, sobald die Gelegenheit dieser Umwandlung des Gedankens zur Handlung günstig ist. Diese physische Handlung geschieht mit Notwendigkeit, wenn das geistige Gebilde in Devachan als Handlung verwirklicht worden ist. Diesem nämlichen Gesetze unterliegen die aus minder edlen Trieben herrührenden geistigen Gebilde, welche, obwohl nie nach Devachan zugelassen, doch dem beschriebenen Prozesse unterworfen sind und auf dem erdwärts führenden Wege verbessert werden müssen. Wird z. B. die Begierde der Habsucht gepflegt, so werden die daraus geformten geistigen Gebilde unter geeigneten Umständen als diebische Handlungen wiederkehren. Das Karma wirkt vollständig und die physische Handlung ist seine unausbleibliche Wirkung geworden, sobald das Karma den Punkt erreicht hat, auf welchem eine neue Wiederholung des geistigen Gebildes in die Handlung treten will. Wir müssen beachten, daß die Wiederholung strebt, eine Handlung automatisch zu machen: und dieses Gesetz wirkt von den geistigen Ebenen bis zu den physischen. Wird also eine Handlung beständig auf der psychischen Ebene wiederholt, so wird sie automatisch werden; sobald sich nun Gelegenheit bietet, wird sie automatisch auf der physischen Ebene nachgeahmt werden. Wie oft hat es nach einem begangenen Verbrechen geheißen: „Ich habe es gethan, bevor ich dachte", oder: „hätte ich einen Augenblick vorher nachgedacht, so würde ich es nie gethan haben". Wer so spricht, ist in seiner Verteidigung ganz im Rechte: er war wirklich nicht durch einen klaren Gedanken zu dem Verbrechen bewogen worden und wußte natürlich nichts von den vorhergehenden Gedanken, der Kette der Ursachen, welche schließlich zu der unausbleiblichen Wirkung führten. So geht eine gesättigte Lösung in den festen Zustand über, sobald nur noch ein einziger Krystall hineinfällt. Wenn die Ansammlung geistiger Gebilde den Punkt der Sättigung erreicht hat, wird sie bei der kleinsten Vermehrung zur That. Die That selbst geschieht mit Notwendigkeit, denn die Wahlfreiheit hat sich bereits erschöpft durch die beständig wiederholte Wahl des geistigen Gebildes, und der physische Trieb muß dem geistigen gehorchen. Der unbefriedigte Handlungstrieb geht aus einem Erdenleben über in das nächstfolgende; der Wunsch stellt an die Natur eine Auf-

forderung, welcher sie durch Darbietung der Gelegenheit zum Handeln entspricht.

Die geistigen Gebilde werden durch das Gedächtnis als die Erfahrungen aufgespeichert, welche die Seele auf ihrer Lebensreise gemacht hat; auch die genaue gedächtnismäßige Festhaltung einer Handlung (der äußeren Welt) muß durch die Seele bewirkt werden. Ueber ihre Erfahrungen muß die Seele nachdenken, um ihre inneren Beziehungen zu erkennen und ihren Wert einzusehen, wie durch sie mittels der offenbargewordenen Natur der Weltgeist auf die Seele wirkt. Kurz: die Seele entnimmt durch sorgsames Nachdenken den Erfahrungen die nötige Belehrung. Da wird gelehrt, daß Vergnügen Pein, daß Pein Vergnügen erzeugt, daß es gilt vor unverletzlichen Gesetzen sich zu beugen. Da lernen wir Erfolg und Fehlschlag kennen, Vollendung und Mißgeschick; Befürchtungen, die sich als grundlos, und Hoffnungen, die sich als falsch erwiesen haben; Kraft, die vor der Versuchung schwach, und eingebildete Weisheit, die zur Thorheit wird; geduldiges Ausharren, welches der drohenden Niederlage den Sieg entreißt, und Sorglosigkeit, welche den lockenden Sieg in Niederlage verwandelt. Dies alles erwägt die Seele und schafft aus dieser Mischung von Erfahrungen durch ihre eigene Geheimkunst das Gold der Weisheit, so daß sie als eine weisere Seele einst auf Erden zurückkehrt und den neuen Ereignissen des neuen Erdenlebens das Ergebnis der Erfahrungen des alten entgegenbringt. Hier finden wir wieder die geistigen Gebilde verwandelt, so daß sie als solche nicht mehr da sind. Nur in den „karmischen Urkunden“ können sie in ihrer früheren Gestalt wieder aufgefunden werden.

Aus den geistigen Gebilden der Erfahrungen und besonders aus denen, welche die aus Gesetzesunkunde entspringenden Leiden bezeugen, entsteht und entwickelt sich das Bewußtsein. Die Seele wird während ihrer aufeinanderfolgenden Erdenleben beständig verleitet, anziehenden Dingen unbesonnen nachzujagen; hierbei versündigt sie sich gegen das Gesetz und fällt unter qualvollen Leiden. Viele dieser Erfahrungen belehren die Seele, daß gesetzwidrige Vergnügungen nur die Mütter der Schmerzen sind; will nun in einem neuen Erdenleben der Begierdenleib die Seele in unheilvolle Freuden stürzen, so bewährt sich die Erinnerung vergangener Erfahrungen als Gewissen, ruft laut „Halt!“ und hält die eilenden Rosse der Sinne im Zügel, welche gedankenlos den Gegenständen der Lust nachjagen. In unserer gegenwärtigen Entwickelung haben, bis auf die am meisten zurückgebliebenen Seelen wohl alle genügende Erfahrungen gemacht, um die breiten Außenlinien von Recht und Unrecht erkennen zu können, d. h. sie vermögen Harmonie und Disharmonie mit der göttlichen Natur voneinander zu unterscheiden, und über diese Hauptfragen der Ethik kann vermöge ihrer ausgedehnten Erfahrung die Seele sich klar und deutlich äußern. Was aber die höheren und feineren Fragen angeht, welche sich auf den gegenwärtigen Entwickelungsstand und nicht auf die hinter uns liegenden beziehen, so ist darüber die Erfahrung noch so beschränkt und

ungenügend, daß sie noch nicht in unserem Gewissen wirksam sein kann. Daher irrt die Seele in ihrer Selbstentscheidung, obwohl sie den guten Willen hat, klar zu sehen und richtig zu handeln. Aber ihr Wille zu gehorchen setzt sie doch mit der göttlichen Natur in Verbindung, und ihrer Unfähigkeit, auf der niederen Ebene den rechten Weg zu finden, kommt für die Zukunft der Schmerz zu Hülfe, den sie bei jeder Gesetzesverletzung empfindet. Ja, die Leiden reißen die Seele aus ihrer Unwissenheit, und ihre kummervollen Erfahrungen treten wirkend in ihr Gewissen, um sie vor gleicher Pein in der Zukunft zu bewahren, um ihr die Freude einer reicheren Gotteserkenntnis in der Natur, der selbstbewußten Harmonie mit dem Gesetze des Lebens, der selbstbewußten Mitarbeit am Werke der Entwickelung zu verleihen.

Wir erkennen die bestimmten Prinzipien des karmischen Gesetzes in der Wirkung durch die geistigen Gebilde als Ursachen wie folgt:

Neigungen und Wünsche	werden zu	Fähigkeiten.
Wiederholte Gedanken	„ „	Geistesrichtungen.
Wille zum Handeln	wird „	Handlungen.
Erfahrungen	werden „	Weisheit.
Schmerzliche Erfahrungen	„ zum	Gewissen.

Wie das karmische Gesetz mit den astral-geistigen Gebilden in Wirksamkeit tritt, betrachten wir besser im Kapitel: „Wirksamkeit des Karma", dem wir uns jetzt zuwenden wollen.





Solidarität und Ideale.

Von

H. S. Olcott,

Präsident der „Theosophischen Gesellschaft".[1])



> Der, welcher giebt, lehrt, und der, welcher empfängt, lernt. Kein Lehren ist möglich, bevor nicht der Schüler auf denselben Standpunkt, auf dieselbe Basis gebracht ist, auf welcher Du Dich befindest; dann aber findet ein Hinüberströmen statt; er ist dann Du, und Du bist er; es tritt eine Belehrung ein, deren Wohlthat durch keinen unfreundlichen Zufall, durch keine schlechte Gesellschaft wieder ganz verloren geht. Ohne dies aber gehen Deine Lehren zum einen Ohr hinein und zum anderen wieder heraus.
>
> Emerson.

Die Zeit scheint mir jetzt gekommen zu sein, um ein paar Worte über die Konstitution und die Ideale der „Theosophischen Gesellschaft" zu sagen, damit diese den Tausenden von neuen Freunden, die innerhalb der letzten fünf Jahre in die Gesellschaft eingetreten sind, klar werden. Das amerikanische Volk, aus dessem Schoße die Gesellschaft ja hervorging, hat Anrecht auf das erste Wort hierüber aus dem Munde seines Landsmannes, dessen Liebe für Indien, dessen Inanspruchnahme durch die Pflichten für die Gesellschaft gleichwohl seine patriotischen Gefühle für das Land seiner Väter niemals auszulöschen vermochten.

Nach einem Zeitraum von 19 Jahren ist jene kleine Schar von Freunden, die sich seiner Zeit gelegentlich im H. P. Blavatskyschen Salon am Irving-Platz in New-York City traf, zu einer Gesellschaft von etwa 300 mit Privilegien versehenen Zweigvereinen ausgewachsen, zerstreut über

[1]) Uebersetzt aus dem „Theosophist" v. Nov. 1894. Vorstehende Betrachtungen dürften gerade in gegenwärtiger Zeit, wo man auch in Deutschland mit theosophischen Vorträgen beginnt, sehr zeitgemäß erscheinen.

alle Erdteile; jedermann weiß von ihr; sie wird besprochen, bekomplimentiert, geschmäht und falsch dargestellt in fast allen Sprachen; von Kanzel und Presse gewöhnlich getadelt, manchmal auch gelobt, bespöttelt in der Litteratur und von der Bühne gröblichst geschmäht: kurz, ein wichtiger Faktor im modernen Gedankenleben und die Erweckerin hoher Ideale. Wie jede andere große Bewegung besitzt sie ihre Zentren intensivster Thätigkeit, die sich unter günstigen Umständen entwickeln konnten, wirbelt sie im Drange der Entwickelung dahin und dorthin, von Ort zu Ort, je nach den äußeren Verhältnissen. So bildete z. B. Indien den ersten Akkumulator gedankenbildender Kraft, und unsere Bewegung überflutete die große Halbinsel von Norden bis Süden, von Osten bis Westen, ehe sie westwärts sich ergoß. Was in New-York geschah, war nur die Bildung eines Kerns, der bloße Stapellauf der Idee. Als die Gründer im Dezember 1878 nach Bombay absegelten, ließen sie nicht viel mehr hinter sich zurück, als den bloßen Namen der Gesellschaft; alles übrige war chaotisch und unklar. Leben bekam der jugendliche Körper erst in Indien. Aus der großen unerschöpflichen Vorratskammer geistiger Kraft, welche dort die alten Weisen aufgespeichert hatten, strömte sie ein in diese Bewegung und machte sie zu jener wohlthätigen Potenz, die sie geworden ist. Jahrhunderte müssen vergehen, ehe irgend ein anderes Land an Indiens Stelle treten kann. Eine theosophische Gesellschaft mit ihrer Basis außerhalb Indiens wäre heute eine Anomalie; deshalb ließen wir uns dort nieder.

Von Indien aus ergoß sich die Flut unserer Bewegung in den Jahren 1885—1886 nach Amerika. Sechs Jahre früher schon war Ceylon daran gekommen, allein ich rechne Ceylon zu Indien. Nach Amerika kam Europa. Dann gelangte unsere Bewegung nach Burma, Japan und Australien, und endlich später nach Süd-Afrika, Süd-Amerika und West-Indien.

Welches Geheimnis aber äußert sich in dieser gigantischen Entwickelung, in diesem Aufgehen des in alle Lande ausgestreuten Samens? Es ist die Konstitution und das aufgestellte Ideal der Gesellschaft; es ist das elastische Band, das die Teile zusammenschließt; und endlich die Rednerbühne, welche den Vertretern aller Glaubensrichtungen und aller Rassen in gleicher Weise offen steht. Das Einfache unserer Bestrebungen zieht alle guten Menschen von offenem Kopf und philantrophischer Gesinnung an. Diese alle machen unsere Ziele willig zu den ihrigen. Sind doch diese letzteren frei von sektiererischen Tendenzen, von aller dogmatischer Offensive und stoßen niemanden zurück, der sie unparteiisch prüft. Sie identifizieren sich mit keinem Glauben, betonen aber das Notwendige und Große religiöser Bestrebungen überhaupt und fordern die Sympathie jedes religiös Gesinnten heraus. Die Gesellschaft ist die erklärte Gegnerin alles religiösen Nihilismus und materialistischen Unglaubens. Diese hat sie von Anfang an bekämpft und unter den bestunterrichteten Klassen manchen Sieg errungen. Die Presse Indiens bezeugte, daß sie es war, welche dort den materialistischen Tendenzen, die vor unserer Ankunft unter der gebildeten

Klasse so sehr hervortraten, Einhalt gebot. Diese Thatsache ist unbestreitbar, die Beweise dafür sind überwältigend. Und eine andere Thatsache ist, daß zwischen Mitgliedern der „Theosophischen Gesellschaft" verschiedene Religionen, zwischen Hindus, Buddhisten, Parsen und Mohammedanern sich eine gewisse Zuneigung herausgebildet hat; ihr gegenseitiges Verhalten auf den Jahresversammlungen und in den Zweigvereinen beweist dies. Das Indien von heute ist ein anderes, als das von 1879, und während der letzten Indienreise von Mrs. Besant leuchtete der Himmel Indiens in prophetischer Helle.

Einige ganz oberflächliche Kritiker behaupten, die Theosophie sei wegen ihrer eigenartigen Terminologie nur den höchst gebildeten Klassen verständlich. Kein größerer Irrtum ist möglich; denn der niedrigste Handarbeiter, jedes siebenjährige Kind gewöhnlicher Begabung kann innerhalb einer Stunde ihre Grundgedanken lernen. Ich habe oft vor einem Auditorium von Erwachsenen in Ceylon den Beweis geliefert, daß jedes gewöhnliche Schulkind, das ich examinierte oder dem ich einen Preis gab, ohne jede Vorbereitung sofort im Moment zur Beantwortung von theosophischen Fragen gebracht werden konnte und dadurch bewies, daß die Karmaidee ihm eingeboren ist. Dasselbe will ich mit jedem einigermaßen aufgeweckten Kinde in Amerika oder Europa zu stande bringen. Es wird ihm die Bedeutung des Wortes Karma unbekannt sein, aber instinktiv wird es auf die ihm eingeborene Idee kommen. Alles hängt davon ab, wie die Fragen gestellt werden. Und ebenso verhält es sich mit dem Werte oder Unwerte unserer öffentlichen Vorträge und unserer theosophischen Schriften. Wenn wir bei unserem Auditorium keinen Erfolg haben, so kommt dies daher, weil wir dann zu viele Redensarten gemacht, unsere Ansichten zu dunkel vorgetragen, eine zu geschraubte Sprache gebraucht, die Gedanken unserer Hörer verwirrt, Fragen behandelt haben, die zu tief für unsere Hörer liegen und dieselben um kein Haar weiser entlassen haben, als sie vorher waren. Diese waren um geistiger Nahrung willen gekommen und erhielten nun statt dessen trockenes ungenießbares Brot. Der Grund ist der, daß wir selbst nicht klar denken, unseren Gegenstand nicht vollkommen beherrschen und thatsächlich nicht im stande sind, zu lehren, und weil wir dies recht wohl wissen, den Hörer durch ein Gestrüppe von Worten schleppen, um unsere Inkompetenz zu verbergen. Um mit Erfolg über Theosophie zu sprechen, braucht es vor allem eines gesunden Menschenverstandes und dann einer schlichten, klar ausgedrückten Darstellung unserer Fundamentalgedanken. Möge mir hier niemand einwenden, daß dies unmöglich sei, denn ich weiß das Gegenteil.

Ein Umstand, der uns besonders konfus macht, ist die oft bevorstehende Neigung, die Theosophie als eine Art weitentfernten Sonnenaufganges zu betrachten, den wir festzuhalten versuchen müßten, anstatt in ihr eine Lampe zu sehen, die unseren Pfad um unsere Wohnung herum und auf unseren täglichen Gängen beleuchtet. Sie ist wertlos als ein bloßes Wortgedruhsel, unschätzbar dagegen als beste Führerin durchs Leben,

dessen Ideal sie uns zeigt. Wir brauchen eine Religion für unser tägliches Leben, nicht bloß für unsere letzten Atemzüge. Und Theosophie ist die göttliche Seele aller Religion, der einzige Schlüssel zu allen Bibeln, die Löserin der Rätsel aller Mysterien, die Trösterin der Lebensmüden, die Aufrichterin des Kummervollen, sie lindert die sozialen Uebel. Sie können ihre Lehren vor irgend einem beliebigen Auditorium der Welt vortragen und wenn Sie dabei sorgfältig alle Phrasen vermeiden, wird jeder Hörer sagen, es sei *seine* Religion. Sie ist die einzige Pfingstfeststimme, die alle verstehen. Wenn ich einfach Theosophie lehrte, haben mich die Bekenner des Islam als Muselmann, die Vaishnavas und Shaivetes als Hindu, die beiden Sektionen des Buddhismus als Buddhisten reklamiert; ich wurde einmal aufgefordert, einen Parsikatechismus herauszugeben und in Edinburg von dem dortigen Hauptgeistlichen dafür beglückwünscht, daß ich dieselben Ansichten vertrete, wie er sie jeden Sonntag von der Kanzel herab verkündige. Ich *weiß* also nach solchen Erfahrungen das, was andere nur vermuten, daß nämlich die Theosophie das innere Leben aller Religionen der ganzen Welt bedeutet.

Es ist darum absolut notwendig, daß wir jeden Gedanken, jede Lehre, die die „Theosophische Gesellschaft" als eine Sekte auffassen will, als etwas durchaus verwerfliches von uns weisen. Wir brauchen keine neue Sekte, keine neue Kirche, keinen unfehlbaren Führer, keinen Eingriff in die intellektuellen Privatrechte unserer Mitglieder. Dies ist natürlich schon oft gesagt worden, allein trotzdem immer wieder zu wiederzuholen; jeder Theosoph sollte es statt einer Bibelstelle außen an seinem Hause anschreiben.

Ferner kommt die Heuchelei, die wir ebenfalls ganz vermeiden sollten; es ist viel, viel zu viel Heuchelei unter uns. Je ehrlicher wir vor uns selbst sind, um so mehr sind wir es auch vor unseren Nebenmenschen. Wir *müssen* begreifen lernen, daß das theosophische Ideal des vollkommenen Menschen in *einem* Leben praktisch unerreichbar ist, wie es auch die Christenidee der Vollendung ist. Ist uns dies einmal vollkommen klar geworden, dann werden wir bescheiden in unserer Selbstschätzung und darum auch weniger aufgeblasen und didaktisch in unseren mündlichen und schriftlichen Aeußerungen. Nichts ist unangenehmer, als einen Kollegen zu sehen, der vermutlich noch keine zehn Schritte vorwärts gekommen ist auf dem Wege, der hinaufführt zu den Höhen des Himalaya der Vollendung, auf denen die großen Adepten stehen und warten, und der trotzdem herumläuft mit geheimnisvollen Mienen, vielsilbige Worte im Munde führend, um dadurch anzudeuten, daß er unser Leithammel sei und daß wir ihm zu folgen haben. Das ist Humbug, und wenn es nicht die Wirkung einer Autosuggestion ist, so ist es Heuchelei.

Davon haben wir genug gehabt, mehr als genug. Wir werden doch darüber einig sein, daß wohl niemand unter uns heute entwickelt genug ist, um unser geistiger Führer zu sein, da kein einziger von uns das Ideal entwickelt hat. Richte nicht, auf daß du nicht gerichtet werdest,

ist eine gute Lehre, die namentlich in unserer Gesellschaft befolgt werden sollte; denn die Anmaßnng der Vollendung oder der Quasi-Vollendung da und dort hat uns den Glauben benommen, daß das Ideal überhaupt erreicht werden kann, und daß jeder, der nicht beweist, daß er es nicht erreicht hat, deshalb der Kritik und moralischen Quälerei ausgesetzt sei.

Diejenigen, die sich einbilden, daß vegetarische Diät, oder tägliches Beten, oder das Coelibat, oder die Vernachlässigung von Familienpflichten, oder nur mit den Lippen gestammelter Gehorsam gegen die Meister, schon an sich Beweise seien für ein Heiligsein des Innern und für ein geistiges Vorgeschrittensein, sollten nachlesen, was die Gita, die Dhammapada, der Avesta, der Koran und die Bibel hierüber sagen. Derjenige, welcher in geistigem Hochmut einem anderen vorwirft, daß er diese Dinge vernachlässige, ist selbst Sklave persönlicher Eitelkeit, und deshalb ein geistiger Hemiplektiker. Lassen Sie uns das Ideal festhalten, umschlingen, verteidigen und rühmen als solches; nichts zulassen, das es herabwürdigt und verkleinert; aber lassen Sie uns mit männlicher Aufrichtigkeit eingestehen, daß wir es noch nicht verkörpern, daß wir erst die Muscheln zusammenlesen am Ufer des unergründeten, unbefahrenen Ozeans der Weisheit; und daß wir, wenn auch Coelibatäre, Vegetarier, durch den Glauben Heilende (Faittristo) Psychiker, geistige Pfauen, und was noch sonst alles, doch nicht uns anmaßen, unseren Nebenmenschen zu verurteilen, weil er ein Ehemann, oder ein liebevoller Vater, oder ein nützlicher Diener der Gemeinde, oder ein ehrlicher Politiker oder ein Fleischesser ist. Vielleicht hat sein Karma die Frucht des Zustandes geistiger Entwickelung noch nicht gezeitigt. Aber wer weiß es denn, ob er nicht ein Muni ist, „wenn er auch ein Familienleben führt". Wir können es nicht sagen. Es ist ein Fluch unserer Zeit, dieses oberflächliche Kritik üben. Wie wahr ist es, was Ruskin sagt: „Jeder Narr kann kritisieren".

Ein Mittel, wodurch wir standhafter im Guten werden können, ist das, daß wir unsere Kräfte mehr der „Theosophischen Gesellschaft" widmen, statt sie ganz im Dienst unserer Persönlichkeit aufgehen zu lassen. Wenn wir uns ganz selbst vergessen, indem wir die Gesellschaft aufbauen helfen, dann werden wir bessere Menschen in jeder Hinsicht. Wir werden dann der Menschheit tausendmal mehr Hülfe leisten, als im anderen Falle. Wenn ich von der Gesellschaft rede, so meine ich damit nicht einen Zweig oder einen kleineren oder größeren Bruchteil derselben. Ich meine die Gesellschaft als Ganzes, — als großen Bund, als eine große Wesenheit, die uns alle umfaßt, und die ganze Summe unserer Intelligenz, unseres guten Willens, unserer Opfer, unserer selbstlosen Thätigkeit, unseres Altruismus darstellt; ein aus vielen kleinen Stäben bestehendes Bündel, von dem jeder einzelne Stab leicht zerbrochen werden kann, das aber als Ganzes unzerbrechlich ist. Die Thätigkeit im Hauptquartier irgend einer Sektion ruft bei neuen Mitgliedern leicht eine Täuschung hervor, die sie zu dem Glauben führt, diese Sektion sei die Hauptsache, und der Bund nur ein entferntes Spiegelbild.

Hinter uns ziehen die Wolken des Sturmes, vor uns scheint die Sonne des Friedens. An jedes treue Mitglied der Gesellschaft ergeht mein Ruf: möge es alles thun, was in seinen Kräften steht, um zur Stärkung unserer Solidarität beizutragen. Es braucht deshalb nicht seinen Haushalt zu verlassen und nach irgend einem Hauptquartiere zu entfliehen; thut es die Arbeit, die ihm am nächsten liegt, und gründet ein neues Zentrum theosophischer Thätigkeit um sich her, dann fördert es die Zwecke unserer Gesellschaft vermutlich mehr, als wenn es unaufgefordert sich einer Gruppe anschließt, um dann vielleicht ein überzähliges Glied zu werden.





Die ersten Stufen im praktischen Okkultismus.[1])

(Wichtig für alle Strebenden.

Von

H. P. Blavatsky.



Es giebt viele, welche sich nach praktischem Unterricht im Okkultismus sehnen. Deshalb ist es notwendig, ein für allemal folgendes zu erklären:

a) Den wesentlichen Unterschied zwischen theoretischem und praktischem Okkultismus, oder was auf der einen Seite gewöhnlich als Theosophie, als okkulte Wissenschaft auf der anderen bekannt ist; und

b) Die Natur der Schwierigkeiten, welche das Studium der Letzteren im Gefolge hat.

Es ist leicht, ein Theosoph zu werden. Irgend jemand von durchschnittlicher intellektueller Fähigkeit und Neigung zu dem Metaphysischen; von reinem, selbstlosem Leben, welcher mehr Befriedigung in einer dem Nachbarn geleisteten Hilfe findet, als in dem Empfangen derselben, welcher immer bereit ist, seinem eigenen Vergnügen um anderer willen zu entsagen, welcher Wahrheit, Güte und Weisheit um ihrer selbst willen liebt und nicht um des Nutzens wegen, der aus solcher Liebe entspringen mag — der ist ein Theosoph.

Aber es ist eine ganz andere Sache, den Weg zu betreten, der zu der Erkenntnis dessen führt, was gut zu thun ist, und zu der richtigen Unterscheidung von Gut und Böse; ein Weg, welcher die Menschen schließlich auch in den Besitz jener Kräfte bringt, vermöge welcher er das gewünschte Gute ausführen kann, wobei er dem Anschein nach oft nicht einmal einen Finger zu rühren braucht.

---

[1]) Aus dem Englischen (First Steps in Occultism) übersetzt von C. F. Glöckselig in Nürnberg.

Und ferner giebt es einen wichtigen Punkt, mit welchem der Lernende bekannt gemacht werden sollte, nämlich die ungeheuere, beinahe unbeschränkte Verantwortlichkeit, welche der Lehrer um des Schülers willen auf sich nimmt. Von den Gurus im Osten, welche offen oder geheim lehren, bis hinab zu den wenigen Kabbalisten in den westlichen Ländern, welche es unternehmen, die Grundlagen der heiligen Wissenschaft ihren Anhängern vorzuführen — diese oft selbst nicht wissend, welcher Gefahr sie sich dadurch aussetzen — von diesen „Lehrern" ist einer wie alle dem gleichen, unverletzlichen Gesetz unterworfen. Von dem Augenblicke an, wo sie mit dem wirklichen Unterrichte beginnen, in dem Moment, wo sie irgend eine Kraft auf den Schüler übertragen — ob physisch, intellektuell oder psychisch — von diesem Augenblicke an nehmen sie alle Sünden dieses Schülers auf sich, welche aus dem Geheimstreben desselben hervorgehen und durch Versehen oder Absicht entstanden, und zwar bis zu dem Zeitpunkte, wo durch die Initiation aus dem Schüler selbst ein Meister wird und nun alle Verantwortlichkeit auf ihn selbst fällt. Es existiert ein unheimliches, mystisch-religiöses Gesetz, welches in der griechischen Kirche sehr verehrt und beachtet wird, in der römisch-katholischen Kirche halb vergessen, in der protestantischen Kirche aber ganz verloren worden ist. Es datiert aus den ersten Tagen der Christenheit und hat seine Basis in dem oben angeführten Gesetz, wovon es ein Symbol und ein Ausfluß ist. Es ist dieses das Dogma von der absoluten Heiligkeit der Beziehung zwischen den beiden Taufpaten, welche die Patenstelle bei einem Kinde übernehmen.[1])

Diese nehmen stillschweigend alle Sünden des neugetauften Kindes auf sich – (des gesalbten, wie bei der Initiation, wahrlich ein Mysterium!) — bis zu dem Tage, wo das Kind ein selbstverantwortliches Wesen wird, das zwischen Gut und Böse zu unterscheiden vermag. So ist es auch verständlich, warum die Lehrer so zurückhaltend sind und warum von den Chelas verlangt wird, daß sie sieben Jahre zur Probe dienen, um ihre Tauglichkeit darzuthun und um diejenigen Eigenschaften zu entwickeln, welche zur Sicherheit von Schüler wie Meister notwendig sind.

Okkultismus ist nicht Magie. Es ist verhältnismäßig leicht, die Kunstgriffe zu Zauberstückchen und die Methoden zur Beherrschung der feineren, aber nichtsdestoweniger noch materiellen Kräfte der Natur zu erlernen; die Kräfte der Tierseele im Menschen sind bald erweckt; die Kräfte, welche des Menschen Liebe, Haß und Leidenschaft in Wirksamkeit setzen kann, werden schnell genug entwickelt. Aber all dieses ist schwarze Magie — Zauberei. Denn nur im Motiv liegt es und nur in ihm, ob die Benutzung irgend einer Kraft zu schwarzer (feindseliger) oder weißer (wohlthätiger) Magie wird. Es ist unmöglich, spirituelle Gewalten an-

[1]) Für so heilig wird die dadurch entstandene Beziehung in der griechischen Kirche angesehen, daß eine Ehe zwischen den Taufpaten als die schlimmste Art der Blutschande betrachtet wird, ungesetzlich ist und gerichtlich gelöst wird. Und dieses Verbot dehnt sich selbst noch auf die Kinder der beiden Taufpaten aus.

zuwenden, so lange in dem Operateur sich noch die leiseste Färbung von Selbstsucht findet, weil, außer wenn die Absicht völlig rein ist, das Spirituelle sich selbst in das Psychische verwandelt und auf der Astralebene in Wirksamkeit tritt, wodurch unheilvolle Resultate erzeugt werden können. Die Kräfte und Fähigkeiten der Tiernatur können von Selbstsüchtigen und nach Rache Dürstenden gerade so gut gebraucht werden, wie von den Selbstlosen und Allvergebenden; die Kräfte und Fähigkeiten des Geistes dagegen stehen nur denen mit zweifellos reinem Herzen zu Gebote — und das ist Göttliche Magie.

Was sind denn nun die nötigen Bedingungen, um ein Schüler der göttlichen Weisheit werden zu können? Denn das muß jedem klar sein, daß kein solcher Unterricht erteilt werden kann, wenn diese bestimmten Bedingungen nicht zuerst erfüllt und während der Jahre des Studiums rücksichtslos durchgeführt wurden. Das ist eine unerläßliche Bedingung. Kein Mann kann schwimmen, wenn er nicht in tiefes Wasser geht; kein Vogel kann fliegen, es seien ihm denn zuvor Flügel gewachsen und er habe den Raum vor sich und Mut, um sich selbst der Luft anzuvertrauen. Ein Mann, der ein zweischneidiges Schwert führen will, muß zuvor ein Meister der stumpfen Waffe geworden sein, wenn er beim ersten Versuch nicht sich selbst, oder, was noch schlimmer, andere verletzen soll.

Um eine ungefähre Idee von den Verhältnissen zu geben, unter welchen das Studium der göttlichen Weisheit allein mit Sicherheit betrieben werden kann, d. h. ohne Gefahr, daß das Göttliche sich in schwarze Magie verwandle, wird hier eine Seite von den „Privaten Regeln" gegeben, mit welchen jeder Lehrer im Osten versehen ist. Die wenigen Satzungen, welche folgen, sind aus einer großen Anzahl ausgewählt, und die Erklärung ist in Klammern beigefügt.

1. Der Ort, welcher zum Empfang des Unterrichtes ausgewählt wird, muß darauf berechnet sein, das Gemüt nicht zu zerstreuen, und mit „einflußerzeugenden" (magnetischen) Gegenständen angefüllt sein. Unter anderem müssen die fünf heiligen Farben in einem Kreise geordnet vorhanden sein. Die Atmosphäre des Raumes muß frei sein von allen feindseligen Einflüssen.

(Der Raum muß abgelegen sein und darf zu keinem anderen Zwecke benutzt werden. Die fünf heiligen Farben sind die prismatischen Schattierungen, auf besondere Art zusammengestellt, weil diese Farben sehr magnetisch sind. Unter „feindseligen Einflüssen" sind irgend welche Störungen durch Streit, Zank, feindselige Gefühle usw. zu verstehen, weil von diesen gesagt wird, daß sie sich sofort dem Astrallicht einprägen (d. h. in die Atmosphäre des Raumes) und in der Luft herum liegen. Diese erste Bedingung scheint leicht genug erfüllt werden zu können und dennoch bereitet sie nach weiterer Betrachtung die allermeisten Schwierigkeiten.)

2. Ehe dem Schüler erlaubt wird, von „Angesicht zu Angesicht" zu studieren, muß er sich zuvor einführendes Verstehen in einer ausgewählten

Gesellschaft von anderen Laien-Upasakas (Jüngern) erwerben, wobei die Zahl stets eine ungleiche sein muß.

(„Angesicht zu Angesicht" heißt hier ein Studieren unabhängig oder getrennt von anderen, wenn der Schüler seinen Unterricht entweder von „Angesicht zu Angesicht" mit sich selbst (seinem höheren göttlichen Selbst) oder seinem Lehrer empfängt. Nur dann empfängt jeder den ihm zustehenden Anteil von Information, entsprechend dem Gebrauch, den er von seiner Erkenntnis gemacht hat. Dieses kann nur gegen das Ende des Unterrichtscyklus eintreten.)

3. Ehe du (der Lehrer) deinem Schüler (Lanoo) die guten (heiligen) Worte von Lamrin eröffnen sollst oder ihm erlauben darfst, sich für Dubjed fertig zu machen, sollst du dafür Sorge tragen, daß sein Gemüt gründlich geläutert ist und sich in Frieden mit allem befindet, besonders mit seinen anderen Selbst. Andernfalls werden die Worte der Weisheit und des guten Gesetzes zerstreut und von den Winden aufgenommen werden.

(Lamrin ist ein Buch für praktische Instruktion von Tsong-kha-pa in zwei Teilen, einer für kirchliche und exoterische Zwecke, der andere für den esoterischen Gebrauch. „Sich fertig machen" für Dubjed ist das Vorbereiten der Gefäße, welche für Seherschaft gebraucht werden, wie Spiegel und Krystalle. Die „anderen Selbst" bezieht sich auf die Mitschüler. Wenn nicht die größte Harmonie unter den Lernenden herrscht, ist ein Erfolg unmöglich. Es ist der Lehrer, welcher die Auswahl trifft und gemäß den elektrischen und magnetischen Naturen der Schüler mit größter Sorgfalt die positiven und negativen Elemente zusammenbringt.)

4. Während die Upasakas studieren, müssen sie auf eine innige Vereinigung, gleich den Fingern an einer Hand, bedacht sein. Du sollst ihren Gemütern einschärfen, daß was den einen verletzt, auch die anderen verletzen sollte und daß, wenn der Jubel des einen kein Echo in der Brust der andern erweckte, die notwendigen Bedingungen nicht vorhanden sind und das Fortsetzen des Studiums zwecklos ist.

(Dieses kann schwerlich vorkommen, wenn die vorausgehende Auswahl übereinstimmend mit den magnetischen Anforderungen getroffen worden ist. Es ist bekannt, daß sonst viel versprechende und für die Empfängnis der Wahrheit entwickelte Chelas wegen ihres Temperamentes jahrelang warten mußten, weil sie sich unfähig fühlten, sich selbst in Harmonie mit ihren Genossen zu bringen. Denn —)

5. Die Mitschüler müssen durch den Lehrer gestimmt werden wie die Saiten einer Laute, jede verschieden von der andern und doch einen Klang gebend, der mit allen anderen harmoniert. Vereinigt müssen sie einer Klaviatur gleichen, die in allen Teilen auf die leiseste Berührung (des Meisters) hin harmonisch reagiert. Auf solche Art werden ihre Gemüter für die Harmonien der Weisheit offen sein, als Erkenntnis einen und alle durchzittern und solche Effekte erzeugen, welche den leitenden Göttern (Schutzengeln) angenehm und dem Lanoo nützlich sind. So soll

die Weisheit ihren Herzen für immer eingeprägt und die Harmonie des Gesetzes niemals gebrochen werden.

6. Diejenigen, welche die zu den Siddhis (okkulten Kräften) führende Erkenntnis zu erlangen wünschen, müssen all der Nichtigkeit des Lebens und der Welt entsagen. (Hier folgt eine Aufzählung der Siddhis.)

7. Kein Schüler kann den Unterschied zwischen sich und seinen Mitschülern empfinden, z. B. „Ich bin der Klügste, ich bin heiliger und meinem Lehrer angenehmer oder meiner Vereinigung, als mein Bruder usw.“ — und ein Schüler bleiben. Seine Gedanken müssen überwiegend auf sein Herz gerichtet sein und daraus alle irgend einem lebenden Wesen feindliche Gedanken verjagen. Das Herz muß ganz durchdrungen sein von dem Gefühl des Nichtgetrenntseins von dem Reste aller Wesen, wie auch vom Ganzen der Natur; anderenfalls kann ein Erfolg nicht eintreten.

8. Ein Lanoo hat äußerlich den lebenden Einfluß (magnetische Emanation von lebenden Kreaturen) allein zu fürchten. Aus diesem Grunde muß er, während er eins mit allem in seiner inneren Natur ist, Sorge tragen, daß er seinen äußeren Körper von jedem fremden Einflusse freihalte. Niemand darf aus seiner Schale essen oder trinken, nur er allein. Er muß körperliche Berührung vermeiden (nicht berühren und sich nicht beberühren lassen) mit menschlichen, wie auch mit tierischen Wesen.

(Keine Lieblingstiere sind erlaubt, selbst die Berührung gewisser Pflanzen und Bäume ist verboten. Ein Schüler muß sozusagen in seiner eigenen Atmosphäre leben, um sich für okkulte Zwecke zu individualisieren.)

9. Das Gemüt muß gegen alles, außer für die universellen Wahrheiten in der Natur, stumpf bleiben, wenn die Lehre des Herzens nicht zur Lehre des Auges werden soll (leerer exoterischer Ritualismus).

10. Keine animalische Nahrung irgendwelcher Art, nichts, was Leben in sich hat, soll vom Schüler genommen werden. Kein Wein, keine Spirituosen, kein Opium soll gebraucht werden. Denn diese gleichen den bösen Geistern (Lhamayin), welche sich an den Sorglosen festklammern; sie verzehren das Verstehen.

(Wein und Spirituosen werden betrachtet, als ob sie den schlechten Magnetismus aller der Menschen, welche bei der Fabrikation desselben mithalfen, enthielten und bewahrten; das Fleisch eines jeden Tieres wird betrachtet, als ob es die psychischen Charaktereigenschaften seiner Art enthalte und bewahre.)

11. Meditation, Enthaltsamkeit in allem, die Beobachtung der moralischen Pflichten, vornehme Gedanken, gute Thaten und freundliche Worte, sowie guten Willen gegen alle und vollständiges Vergessen des Ichs, das sind die wirksamsten Mittel, um Erkenntnis zu erlangen und um sich zum Empfang von höherem Wissen vorzubereiten.

12. Nur durch striktes Innehalten der vorhergehenden Regeln darf ein Lanoo hoffen, in nicht zu ferner Zeit die Siddhis der Arhats zu erlangen, das Wachstum, welches ihn allmählich eins mit dem universellen All werden läßt.

* * *

Diese zwölf Nummern sind aus 73 Regeln ausgewählt, welche alle aufzuführen nutzlos ist, da dieselben für Europäer ohne Wert sind. Aber selbst die wenigen sind genug, um die Größe der Schwierigkeiten zu zeigen, welche den Weg eines künftigen Upasaka umgeben, der in westlichen Ländern geboren und erzogen worden ist.[1])

Alle westliche und besonders die englische Erziehung ist von dem Prinzipe des Wetteifers und Streites durchtränkt. Jeder Knabe wird fortwährend dazu angespornt, daß er schneller lerne, um seine Mitschüler auf allen Gebieten zu überflügeln. Was man fälschlich als „freundschaftliche Rivalität" bezeichnet, wird eifrig kultiviert, und der gleiche Geist wird genährt und gestärkt bei jeder Kleinigkeit des täglichen Lebens.

Wie ist es einem Europäer, der mit solchen Ideen seit seiner Kindheit erfüllt wird, möglich, sich so umzugestalten, daß er gegen seine Mitschüler „als die Finger an einer Hand" fühlt? Und noch dazu, wenn diese Mitschüler nicht einmal von ihm selbst gewählt, also ohne das Band persönlicher Sympathie und Anerkennung mit ihm vereint wurden! Die Auswahl wird von seinem Lehrer getroffen nach ganz anderen Grundsätzen, und derjenige, welcher ein Schüler sein will, muß zuerst stark genug sein, in seinem Herzen alle Gefühle des Widerwillens und der Antipathie gegen andere zu ertöten. Wie viele Europäer sind bereit, dieses auch nur ernstlich zu versuchen?

Und dann noch die Einzelheiten des täglichen Lebens, das Gebot, nicht einmal die Hand des uns Liebsten zu berühren. Welcher Gegensatz zu den europäischen Ansichten von Zärtlichkeit und Freundschaft! Wie kalt und hartherzig dies erscheint! Und wie egoistisch, werden die Leute sagen, sich der Freundschaft gegen andere zu enthalten, nur um der eigenen Entwickelung willen! Gut, laßt diejenigen, welche so denken, den Versuch, den Pfad ernstlich zu betreten, auf ein anderes Leben verschieben; Aber sie sollten ihre eigene, eingebildete Selbstlosigkeit nicht glorifizieren. Denn in Wirklichkeit ist es der täuschende Schein, von welchem sie sich betrügen lassen, die konventionellen Ansichten, welche dem Gefühlsleben und dem Klatsch oder der sogenannten Höflichkeit entstammen: alles Dinge des Scheinlebens, nicht die Forderungen der Wahrheit.

Aber selbst, wenn man diese Schwierigkeiten, welche als rein äußerlich bezeichnet werden mögen, beiseite setzt, obgleich die Bedeutung nichtsdestoweniger groß ist, wie ist es einem westlichen Schüler möglich, sich so harmonisch zu stimmen, wie es hier von ihm verlangt wird? So stark hat sich die Persönlichkeit in Europa und Amerika entwickelt, daß man nicht einmal eine Künstlervereinigung findet, wo die Mitglieder untereinander sich nicht hassen und eifersüchtig aufeinander sind. „Professioneller" Haß und Neid sind sprichwörtlich geworden. Jedermann

[1]) Es muß daran erinnert werden, daß alle „Chelas", selbst Laienschüler, bis nach ihrer ersten Initiation Upasakas genannt werden, von wo ab sie dann Lanoo-Upasakas heißen. Bis zu diesem Tage werden selbst diejenigen, welche in Lamaserien leben und getrennt gehalten werden, nur als „Laien" betrachtet.

sucht sich ohne die geringste Rücksicht für andere Vorteile zu verschaffen und selbst die sogenannte Höflichkeit des Lebens ist nur eine hohle Maske, welche die Dämonen des Hasses und der Eifersucht verdeckt.

Im Osten wird der Geist des „Nicht-Sonderseins" von Kindheit auf eingeimpft, sowie im Westen der Geist des Wettstreites. Dort wird das Wachstum persönlichen Ehrgeizes, persönlicher Gefühle und Begierden nicht so ermutigt. Wenn der Boden von Natur aus gut ist, wird er auf die richtige Weise bewirtschaftet, und das Kind wächst zu einem Manne heran, in dem die Unterjochung des niederen durch das höhere Selbst stark und mächtig ist. Im Westen denkt man, daß die eigene Zuneigung und Abneigung anderen Menschen und Dingen gegenüber leitende Grundsätze für die Handlungen seien, selbst wenn man sie nicht zum eigenen Lebensgesetz erhoben, sondern sie nur anderen aufzuladen sucht.

Mögen diejenigen, welche sich darüber beklagen, daß sie in der theosophischen Gesellschaft wenig gelernt haben, sich folgende Worte, welche einem Artikel des „Path" entnommen sind, zu Herzen nehmen: „Der Schlüssel eines jeden Grades ist der Aspirant selbst". Nicht „die Furcht Gottes" ist „der Weisheit Anfang", sondern die Erkenntnis des Selbst, welches die Weisheit selbst ist.

Wie erhaben und wahr erscheint demnach dem Schüler des Okkultismus, welcher angefangen hat, einige der obigen Wahrheiten zu begreifen, die Antwort, welche durch das Delphische Orakel allen wurde, die nach okkulter Weisheit suchend kamen — Worte so oft wiederholt und aufs neue eingeschärft durch den weisen Sokrates — Mensch, erkenne dich selbst! . . . .



Eine doppelte Persönlichkeit.
Cagliostro und P. H. Blavatsky.

Das größte Rätsel, welches es für den Menschen zu lösen giebt, ist der Mensch selbst, und unter den vielen menschlichen Erscheinungen, denen wir im Leben begegnen, finden wir von Zeit zu Zeit solche, deren Wesen so ganz von dem der übrigen verschieden erscheint, daß wir sie als ganz besonders rätselhafte bezeichnen müssen. Zunächst unterscheiden wir in denselben eine Doppelnatur, bestehend aus einer Individualität und einer Persönlichkeit, wobei die Individualität, d. h. der innere Charakter des Menschen viel größer als seine Persönlichkeit, und in der letzteren nur unvollkommen dargestellt ist. Die Persönlichkeit bietet mehr oder weniger persönliche Schwächen dar; aber der Genius der Individualität überragt sie so sehr, daß die persönlichen Schwächen in dessen Lichte verschwinden. Was kümmert es uns, wenn das Krähen eines Hahnes dem Löwen Schrecken verursacht; der Löwe bleibt deshalb doch ein Löwe. Was liegt uns daran, wenn Schiller den Geruch von faulenden Aepfeln liebte und dieselben sein Dichten beförderten; sein Genius wurde aus faulen Aepfeln gemacht. Die Individualität ist der Genius, der Geist; die Persönlichkeit ist das Haus, in welchem der Genius wohnt; beide können in hohem Grade voneinander verschieden sein, und diese Verschiedenheit tritt um so mehr hervor, je mehr der Genius dabei offenbar wird und die Persönlichkeit überragt. Kleinliche Menschen sehen in einem großen Menschen nur die Persönlichkeit mit ihren Mängeln und Schwächen; vom Genius erkennen sie deshalb nichts, weil sie selbst keinen besitzen und nur Gleiches das Gleiche erkennen kann; wer aber selbst Geist hat, kann auch den Geist in andern erkennen. Wer deshalb, weil er Geist hat, diesen Geist von seiner vergänglichen Persönlichkeit mit ihren Schwächen unterscheiden kann, der wird auch mit persönlichen Schwächen anderer Menschen Nachsicht haben, und statt, seine Aufgabe darin zu finden, dieselben zu tadeln, wird er vielmehr darnach streben, seine eigene Persönlichkeit von seinem unsterblichen Geiste durchdringen zu lassen, damit dieselbe ein vollkommenes Abbild und Werkzeug des ihm innewohnenden und ihn überschattenden Geistes werde.

Es ist schon viel über das „Doppelbewußtsein" des Menschen geschrieben worden; und vielleicht ist das nirgends klarer beschrieben worden als in Goethes „Faust", wo es heißt:

„Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust;
Die eine will sich von der andern trennen;
Die eine hält in derber Liebeslust
Sich an der Welt mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen" usw.

Man liest dergleichen Ergüsse und geht darüber hinweg; man betrachtet sie als eine Art von poetischer Schwärmerei, die keine wissenschaft-

liche Grundlage hat, und der es an praktischem Wert fehlt. Dennoch hat diese „Schwärmerei“ eine sichere, wissenschaftliche Grundlage für jeden, der die Gesetze der „Reinkarnation“ oder „Wiederverkörperung“ kennt, und der praktische Wert der Erkenntnis dieser Doppelnatur ist unendlich größer, als alles andere Wissen; denn sie bezieht sich auf das eigene unsterbliche Selbst, während alles andere Wissen sich auf nebensächliche, fremde und vergängliche Dinge bezieht. Wer in sich selbst seine eigene höhere, ewige und unsterbliche Natur von der vergänglichen Persönlichkeit, nicht in der Phantasie, sondern in der Wahrheit unterscheiden kann, der weiß, daß die geistige Individualität nicht stirbt, sondern in verschiedenen aufeinanderfolgenden Daseinsformen als verschiedene Persönlichkeiten auftritt; so wie ein und derselbe Schauspieler unter verschiedenen Masken auftreten kann, aber dabei doch stets derselbe Mensch bleibt. Der Unterschied bei diesem Vergleiche ist nur der, daß die Maske eines Schauspielers ein lebloses Werkzeug ist, mit dem der Schauspieler machen kann, was er will, während die Persönlichkeit eines Menschen einen eigenen Willen, eigene Instinkte, ein eigenes Denken hat und dem Wirken des Geistes große Hindernisse entgegensetzt, welche der Geist oder Genius oft gar nicht überwältigen kann.

Nun hat zwar jeder erdgeborene Mensch einen himmlischen Geist, aber nicht jeder eine große Genialität, und damit ist gesagt, daß nicht jeder Mensch in seinen vorangegangenen Reinkarnationen eine so kräftige geistige Individualität errungen hat, daß dieselbe im jetzigen Dasein sich ihrer selbst bewußt und offenbar ist. Wie ein Kind erst, nachdem es ein gewisses Alter erreicht hat, ein bestimmtes persönliches Selbstgefühl und Selbstbewußtsein erlangt, so erlangt auch der Geist erst dann ein geistiges Selbstbewußtsein und geistige Selbsterkenntnis, wenn seine „geistige“ Organisation (seine Astralform) im Laufe aufeinanderfolgender Reinkarnationen die dazu nötige Ausbildung und Reife erlangt hat. Wenn aber der Mensch auf diese Stufe der Entwickelung gelangt ist, dann unterscheidet er auch zwischen seinem unsterblichen Ich und seinem persönlichen „Selbst“; er weiß dann, wo er in seinem früheren und in dem vorhergehenden Leben war. Nicht, daß er sich dies „einbildet“, sondern er kann sich ebensogut an seine frühere Inkarnation erinnern, als wir uns an den Rock erinnern, den wir gestern angehabt haben. Für den völlig selbstbewußt gewordenen Geist ist die ganze Reihe seiner Inkarnationen ein Schauspiel, an dessen Vorgänge er sich erinnert, weil er selbst dabei mitgespielt hat. So beschreibt uns z. B. Gautama Buddha diesen Zustand, indem er sagt:

„Nach Verwerfung der Freuden und Leiden, Brahmane, nach Vernichtung des einstigen Frohsinns und Trübsinns errichte ich die Weihe der leidlosen, freudlosen, gleichmütig einsichtigen, vollkommenen reinen vierten Schauung. — Solchen Gemütes, innig, geläutert, gesäubert, gediegen, schlackengeklärt, geschmeidig, biegsam, fest, unversehrbar, richtete ich das Gemüt auf die erinnernde Erkenntnis früherer Daseinsformen. Ich er-

innerte mich an manche verschiedene frühere Daseinsform, als wie an ein Leben, dann an zwei Leben, dann an drei Leben, dann an vier Leben, dann an fünf Leben, dann an zehn Leben, dann an zwanzig Leben, dann an dreißig Leben, dann an vierzig Leben, dann an fünfzig Leben, dann an hundert Leben, dann an tausend Leben, dann an hunderttausend Leben, dann an die Zeiten während mancher Weltenentstehungen, dann an die Zeiten mancher Weltenvergehungen, dann an die Zeiten während mancher Weltenentstehungen — Weltenvergehungen. ‚Dort war ich, jenen Namen hatte ich, jener Familie gehörte ich an, das war mein Stand, das mein Beruf, solches Wohl und Wehe habe ich erfahren, so war mein Lebensende; dort verschieden, trat ich anderswo wieder ins Dasein. Da war ich nun, diesen Namen hatte ich, dieser Familie gehörte ich an, dies war mein Stand, dies mein Beruf, solches Wohl und Wehe habe ich erfahren; so war mein Lebensende; da verschieden, trat ich wieder ins Dasein‘. So erinnerte ich mich verschiedener früherer Daseinsformen mit je den eigentümlichen Beziehungen. Dieses Wissen, Brahmane, hatte ich nun in den ersten Stunden der Nacht als erstes errungen, das Nichtwissen zerteilt, das Wissen gewonnen, das Dunkel zerteilt, das Licht gewonnen, wie ich da ernsten Sinnes, eifrig, unermüdlich weilte“.[1])

Um nun zu dieser Stufe der Allwissenheit zu gelangen, müßte man selber ein Buddha, d. h. ein vollkommen Erleuchteter sein. Solcher giebt es nur wenige; dagegen giebt es manche, die sich aller Einzelheiten ihres vorhergehenden Daseins erinnern, ebensogut, als wir uns heute erinnern, was wir gestern gethan haben. In diesem Falle haben wir das Schauspiel einer doppelten Persönlichkeit, oder auch einer mehrfachen, wie wir sie z. B. im Grafen Cagliostro, äußerlich bekannt als Giuseppe Balsamo und in vielleicht demselben Cagliostro, äußerlich bekannt als H. P. Blavatsky finden. Dem Unerfahrenen mag dies, weil es etwas neues ist, lächerlich klingen, und es kann auch nicht wissenschaftlich demonstriert werden, daß es so ist; philosophisch ist es aber erklärlich, und die Ueberzeugung des Verfassers, daß es so ist, beruht auf seiner Erfahrung. Wer aus dem Hause, in welchem er geboren wurde, niemals herausgekommen ist und kein anderes bewohnt hat, der kennt nur dies eine; wer aber von einem Hause in ein anderes umgezogen ist, kann über beide Häuser Aufschluß geben. Für einen gewöhnlichen Menschen mag auch die zwischen den zwei letzten Reinkarnationen vergangene lange Zeit von durchschnittlich 1500 Jahren etwas dazu beitragen, die Erinnerung an die letzte Inkarnation zu erschweren, weil die Verhältnisse, unter denen dabei die Persönlichkeit auftritt, so ganz voneinander verschieden sind. So z. B. mag es für einen modernen Kraftmeier schwer sein, sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß er vor 1500 Jahren als römischer Gladiator starb, und wenn die Erinnerung daran dunkel in ihm auf-

[1]) „Die Reden Gotamo Buddhos“, übersetzt von Karl Eugen Neumann. I. Teil, Seite 33. (Leipzig, W. Friedrich. 1896.)

dämmern würde, so wiese er sie wahrscheinlich zurück. Ein Okkultist dagegen, der es bis zu einem gewissen Grade geistigen Selbstbewußtseins und damit verbundener Freiheit des Handelns gebracht hat, kann sich unter gewissen Umständen, sobald er vom Leben Abschied nimmt, sogleich wieder in einer anderen Persönlichkeit inkarnieren; sei es in einem neugeborenen Kinde oder in einem erwachsenen Menschen, der im Sterben begriffen ist. In diesem Falle tritt die Seele des Okkultisten an die Stelle der Seele des Sterbenden, und der neubelebte Körper lebt wieder auf. Hier ließen sich eine Menge von solchen Beispielen anführen, wie z. B. die wiederholten Inkarnationen des großen Lama in Tibet, wie sie von bekannten Weltreisenden und Abgesandten europäischer Staaten beobachtet und beschrieben worden sind;[1]) dann bekannte Fälle, wo ein „Seelenaustausch" in des Wortes „verwegenster Bedeutung", nämlich ein Austausch der Individualitäten zwischen zwei Personen stattgefunden hat,[2]) usw.; aber dem ungläubigen Skeptiker würden solche Beispiele höchstens ein blödsinniges Lächeln entlocken, und der mit den Gesetzen der Reinkarnation vertraute Mystiker hat keine unsterblichen „Beweise" nötig.

Nehmen wir beispielsweise an, daß ich mir in meiner jetzigen Inkarnation vollkommen bewußt wäre, wer ich in meiner vorherigen Inkarnation war, unter welchen Verhältnissen ich lebte und wie ich starb, so wäre da sicherlich kein Raum für einen Zweifel für mich übrig; aber einem anderen könnte ich es doch nicht beweisen, und wenn er von diesen Gesetzen nichts weiß, würde er mich, wenn ich etwas davon verlauten ließe, höchstens für irrsinnig halten. Unter solchen Umständen wäre das Schweigen für mich wohl das Vernünftigste.

Wer war Cagliostro? — Im Konversationslexikon steht, er sei ein Charlatan und Betrüger gewesen, und alle, die ihre Weisheit aus dem Konversationslexikon zu schöpfen gewohnt sind, glauben es und beten es nach. Von allen den Büchern, welche über Cagliostro handeln, sind fast nur Schmähschriften über ihn vorhanden, und die darin aufgetischten Lügen sind so handgreiflicher Art, daß ein großer Teil von Unverstand dazu gehört, ihnen Glauben zu schenken; wohl aber geht aus demselben hervor, daß er von seinen Gegnern auf die unverantwortlichste Weise belogen, bestohlen und beraubt worden ist.[3]) Mit der „Halsbandgeschichte" ist es wie mit der Geschichte vom Ritualmorde der Juden; so oft es auch widerlegt wird, es taucht immer wieder von neuem auf. Die Bücher, welche zu Gunsten von Cagliostro geschrieben wurden, wie z. B. die von ihm selbstverfaßte Verteidigung, sind äußerst selten geworden; die Dunkelmänner haben ihr möglichstes dazu beigetragen, dieselben beiseite zu schaffen. Alles, was man möglicherweise Cagliostro mit Recht nachsagen könnte, war, daß die Person, in welcher er auf die Bühne des Lebens trat, Giuseppe Balsamo hieß und in Italien geboren war, während Cag-

[1]) Siehe: Abbée Huc, „Voyages en Tibet".
[2]) „Lucifer", Februar 1895. „Two Houses".
[3]) Memoire pour le Comte de Cagliostro. 1786.

liostro behauptete aus Indien zu stammen, und in seiner Jugend von seinem dort lebenden Verwandten (Meister?) Unterstützung erhielt. Nehmen wir an, daß der Körper Cagliostros wirklich G. Balsamo war, so hindert dies uns nicht, den Cagliostro in ihm zu erkennen. Balsamo war das Haus, Cagliostro war der Bewohner; das Haus war in Palermo aufgebaut, der aus Indien kommende Cagliostro zog darin ein. Wie aber hätte Cagliostro den Schriftgelehrten und Pharisäern seiner Zeit dies begreiflich machen können, und woher sollten die gelehrten Verfasser vom Konversationslexikon etwas von den Gesetzen der Reinkarnation wissen; und schrieben sie es, wer würde es glauben und verstehen? Würde doch der Verfasser dieser Zeilen sich bedenken, diese Sache zu erwähnen, wenn ihm an der Meinung der Konservativen in bezug auf seine gesunde Vernunft das Geringste gelegen wäre.

Es ist nicht unsere Absicht, das Ansehen Cagliostros in der öffentlichen Meinung zu rehabilitieren; es liegt ihm und uns an dieser Meinung durchaus nichts; wir beabsichtigen an dieser Stelle nur, ihn als das Beispiel einer doppelten Persönlichkeit anzuführen. Die Lügen, welche z. B. ein gewisser Mitarbeiter des „Erzählers an der Spree" über Cagliostro gesammelt hat, übertreffen an Frechheit die Lügen eines Solovyoff in bezug auf H. P. Blavatsky; das liebe Publikum amüsiert sich dabei, und der Zweck ist erfüllt. Solche Lügen beruhen teils auf Böswilligkeit, Neid, Eifersucht, gekränkter Eitelkeit usw., teils auf Unverstand. Wenn z. B. Cagliostro beschuldigt wird, „entsetzlich gelogen" zu haben, wenn er sagte, daß er „bei der Hochzeit von Kana einer der Gäste gewesen, daß er schon vor der Sintflut gelebt und mit Noah in die Arche gegangen sei", so weiß jeder Okkultist, was er von dieser Aussage zu halten hat, besonders wenn er die Bhagavad Gita (Kap. II. 12) oder die Bibel (Psalm 90. 2.) kennt. Einen wahren Mystiker, der bei der „Hochzeit von Kana" nicht zugegen war, giebt es nicht; da man erst durch diese Hochzeit zum Mystiker werden kann. Die ganze Lebensgeschichte von Cagliostro sowohl, als diejenige von H. P. Blavatsky beweist gar nichts andereres, als, daß es gefährlich ist vor Leuten, die für geistige Dinge kein Verständnis haben, über geistige Dinge zu sprechen, und daß die Entweihung von heiligen Geheimnissen sich selber bestraft; sowie es in Matthäus VII., Vers 6, beschrieben ist: „Ihr sollt das Heiligtum nicht den Hunden geben usw.!"

Wer nur einigermaßen mit den okkulten Phänomenen und deren Ursachen vertraut ist, dem starrt in allen den Anschuldigungen, die in bezug auf dieselben gegen Cagliostro und H. P. Blavatsky gemacht worden sind, der helle Blödsinn entgegen. Das halbgelehrte Publikum, aus dem sich die Feuilletonschreiber der Tagesblätter rekrutieren, steht in bezug auf diese Phänomene auch auf derselben Stufe der Unwissenheit und Beschränktheit, auf welcher die Hexenfinder und Inquisitoren des Mittelalters standen. „Der schrecklichste der Schrecken" darunter sind aber diejenigen, welche vor den Augen des Publikums als „Sachverständige" paradieren, die Leute über Dinge „aufklären" wollen, von denen sie selbst soviel wie gar

nichts verstehen. Sie stellen sich dann vor, daß diese oder jene „unbegreiflichen" Dinge vielleicht so oder so hätten gemacht werden können, verlieben sich in ihre selbstgeschaffene Theorie und erklären im nächsten Augenblicke mit Bestimmtheit, daß es so, wie sie es sich ausgeheckt haben, gemacht worden sei. Was aber in ihre selbsterfundene „Erklärung" nicht paßt, das wird ohne weiteres als eine Unmöglichkeit und deshalb als Lüge hingestellt.[1]) Ist nun solcher unwissende Mensch gar ein „Gelehrter", so bildet sich das liebe Publikum ein, daß, weil er mit den Anfangsgründen der äußeren Naturwissenschaft vertraut ist, er auch in okkulten Dingen ein „Sachverständiger" sei, ohne dabei zu bedenken, daß man z. B. ein sehr guter Anstreicher sein kann, ohne deshalb das geringste von der Malerei zu verstehen. Selbstlose Heiligkeit und auf Selbstwahn gegründetes Schönwissen haben nicht blos nichts miteinander gemein, sondern sind einander gerade so entgegengesetzt wie Wahrheit und Lüge.

Wer einigermaßen eigene Erfahrung besitzt und in den gegen Cagliostro und H. P. Blavatsky geschriebenen Büchern zwischen den Zeilen zu lesen versteht, dem beweisen diese Bücher gerade das Gegenteil von dem, was die Verfasser zu beweisen beabsichtigten. Man kann die Akten des Prozesses von Cagliostro vor dem Inquisitionstribunal nicht lesen, ohne sich über die unglaubliche Dummheit der Inquisitoren zu verwundern, und ebenso kann man mit Leichtigkeit sehen, wie V. S. Solovyoff in seinem gegen H. P. Blavatsky gerichteten Buche sich auf jeder Seite selbst widerlegt, sich selbst teils als Schuft und Betrüger, teils als Dummkopf erweist.[2]) Wie kleinlich und erbärmlich nehmen sich alle diese Verdächtigungen und Anschuldigungen aus, sobald man erkennt, was dahintersteckt; aber gerade um dies zu erkennen, dazu muß man das Menschenrätsel gelöst haben, ein Rätsel, das jeder nur für sich selbst lösen kann. Und gerade weil die Möglichkeit der Rechtfertigung dieser Personen auf der Lösung dieses Menschenrätsels beruht, lassen sich diese Verdächtigungen und Verläumdungen nicht widerlegen; da die Widerlegung selbst für diejenigen nicht begreifbar ist, welchen die Doppelnatur des Menschen ein unerklärliches Rätsel ist.

Die Lebensgeschichte von Cagliostro und diejenige von H. P. Blavatsky sind in vielen Beziehungen parallel. Es tritt uns ein und derselbe Charakter in zwei verschiedenen Persönlichkeiten entgegen. In beiden Personen finden wir die erwähnte Doppelnatur. Beide Personen sind nicht das, was sie äußerlich zu sein scheinen; beide führen ein bewegtes Leben und machen Reisen in Länder, die nur selten der Fuß des Europäers betritt; beide behaupten in Indien ihre wahre Heimat und dort ihren

---

[1]) Siehe den berüchtigten „Report" von Dr. Hodgson an die Soc. for Psychic Research. London.

[2]) Ein Seitenstück hierzu bilden die Angriffe gegen Wm. Q. Judge. Man braucht die gegen den sogenannten „Prayay-letter" nur selbst zu lesen und nichts anderes hinein zu legen als was darin steht, dann fällt alles, was dagegen geschrieben ist, in sein Nichts zusammen.

„Meister" zu haben; beide werden von der Unwissenheit im Gewande der Gelehrtheit verfolgt und verleumdet; beide machen sich unter den Halbgelehrten die bittersten Feinde, weil sie okkulte Phänomene vollbringen, für welche die Halbgelehrten kein Verständnis besitzen; beide werden für „Charlatane" und „Schwindler" erklärt, weil sie zu hoch über dem Niveau der Alltäglichkeit stehen; Cagliostro wird vom Inquisitionstribunal verurteilt, weil er ein Freimaurer ist (etwas anderes konnte man ihm nicht nachweisen); H. P. Blavatsky entgeht mit knapper Not einem modernen Inquisitionstribunal in Madras, welches keinerlei Kompetenz gehabt hätte, den Ursprung okkulter Phänomene zu beurteilen. Hätte sich H. P. Blavatsky vor ein Gericht gestellt, dessen Aufgabe es war, zu beurteilen, ob die durch sie hervorgebrachten „okkulten Phänomene" auf Taschenspielerei beruhen oder nicht, so wäre sie ebenso sicher wie Cagliostro vor dem Inquisitionstribunal verurteilt worden, weil das englische Gesetz von okkulten Phänomenen ebensowenig weiß, wie das Inquisitionstribunal von dem Wesen der Freimaurerei wußte, und weil das bloße Vorkommen solcher Dinge schon als selbstverständlicher Beweis des Betruges angenommen worden wurde. Die Weltweisheit hält solche Dinge, wenn kein Betrug dabei stattfindet, für „übernatürlich", und etwas „Uebernatürliches" existiert nicht vor dem Gesetz. Folglich ist alles „Unerklärte" nichts als Betrug. — Schließlich finden wir in H. P. Blavatsky und in Giuseppe Balsamo eine Annäherung an ähnliche persönliche Schwächen. Beide nehmen sich persönliche Beleidigungen vielmehr zu Herzen, als es nötig ist. Beide sprechen oft, wo es besser gewesen wäre, zu schweigen. Beide machen Mißgriffe in der Wahl ihrer Freunde und ziehen sich dadurch Enttäuschungen und Unannehmlichkeiten zu. Beide verkünden der Welt eine Wissenschaft, für welche die Welt noch nicht reif ist, und werden deshalb verhöhnt. Beide werden von ihren Anhängern auf eine abergläubische Weise vergöttert und von Neidern und Unverständigen mit Schmutz beworfen. Beide werden mißverstanden und über beide die erlogensten Dinge erzählt.

Es wird gewöhnlich behauptet, daß Cagliostro am 26. August 1795 in seinem Gefängnisse auf der Engelsburg in Rom gestorben sei. Thatsache ist nur, daß er um diese Zeit aus diesem Gefängnisse verschwand, aber über seinen Tod liegt nichts Zuverlässiges vor. Dagegen wird von sehr zuverlässiger Seite behauptet, daß Cagliostro für längere Zeit nach diesem angeblichen Todestage sich im Hause von H. P. Blavatskys Großeltern in Rußland aufgehalten hätte, und daß während seines dortigen Aufenthaltes sonderbare Dinge stattgefunden hätten. So habe er z. B. einmal mitten im Winter einen Teller voll Erdbeeren für einen Kranken, der nach solchen verlangte, auf eine mysteriöse Weise hervorgebracht.

Ob nun H. P. Blavatsky thatsächlich eine Reinkarnation des vorher in G. Balsamo inkarnierten Cagliostro war, darüber mag jeder Leser denken, wie er will. Auch ich will dabei keine Behauptung aufstellen, sondern nur erwähnen, daß, als ich einmal H. P. Blavatsky um ihr Porträt ersuchte, sie mir statt ihres Porträts, dasjenige von Cagliostro

gab.[1]) Ich habe sie nicht weiter darüber befragt. Möglich aber ist es, daß Cagliostro bald wieder in einer neuen persönlichen Erscheinung und unter einem neuen Namen unter uns auftreten wird. Hoffentlich wird er das nächste Mal besser verstanden werden. **Dr. Franz Hartmann.**



Eine Träumerin.

Es ist jetzt bald zwei Jahre her, seit ein Naturereignis, bei welchem es sich um das Leben einiger Menschen handelte, die öffentliche Aufmerksamkeit in hohem Grade in Anspruch nahm. Viele Leser werden sich der „Luglochhöhlen-Affaire" erinnern, über welche damals sämtliche Zeitungen des In- und Auslandes tägliche Berichte brachten. Eine Anzahl von Leuten war in eine Höhle, die sogenannte „Luglochhöhle", in der Nähe von Semriach eingedrungen, um dieselbe zu erforschen. Während sie darin beschäftigt waren, schwoll der in die Höhle fließende Bach infolge eines Wolkenbruches im Gebirge an und versperrte den Ausgang. Acht Tage lang wurden alle Mittel in Bewegung gesetzt, um die nur mit spärlichen Lebensmitteln versehenen Gefangenen aus ihrer üblen Lage zu befreien. Man suchte den Bach abzuleiten, zu stauen, und nachdem durch allerlei Versuche, deren Mißlingen man hätte voraussehen können, viel kostbare Zeit verloren gegangen war, begann man durch Bohren und Sprengen sich einen Weg in das Innere der Höhle zu suchen, was aber um so schwieriger war, als man die Richtung, in welcher man vordringen sollte, nicht kannte. Schließlich gelang es dennoch, diese Richtung zu finden und die in der Höhle Eingeschlossenen wurden befreit, ohne daß einer derselben einen besonderen Nachteil durch die lange Gefangenschaft erlitten hätte.

Wenigen bekannt dagegen ist es, daß das Gelingen dieser Befreiung einem Traume zu verdanken ist, durch welchen Fräulein Leopoldine Luksch in Wien in die Lage versetzt wurde, die Richtung genau anzugeben, in welcher die Tunnellierung vorzunehmen war. Fräulein Luksch hat die Einzelheiten dieses Ereignisses bereits in einem kleinen Buche beschrieben,[2]) und der Verfasser dieser Zeilen ist zu der Ueberzeugung gelangt, daß die von Fräulein Luksch gemachten Angaben thatsächlich dazu dienten, die Richtung zu bezeichnen, in welcher man vorgehen mußte, um zu den Eingeschlossenen zu gelangen, und daß ohne ihre Angaben oder ohne die Befolgung derselben die Gefangenen in der Luglochhöhle höchst wahrscheinlich verhungert wären. Daß aber die Wahrträume von Fräulein

---

[1]) Eine Reproduktion dieses Bildes wird gelegentlich mitgeteilt.

[2]) „Wunderbare Traumerfüllungen" von Leopoldine Luksch. (Leipzig, Oswald Mutze. 1 Mk. 50 Pf.) Unsere Leser würden dem Verfasser obenstehender Arbeit zweifellos sehr dankbar sein, wenn er einen Aufsatz über die Sinnbilder der Träume für die „Sphinx" schriebe und durch seine kritischen Winke den Weg zur richtigen Schätzung der Träume zeigte. **H. G.**

Kufsch keine offizielle Anerkennung fanden, ja, daß andere das Verdienst für sich in Anspruch nahmen, die Richtung gefunden zu haben, ist beinahe selbstverständlich; denn wer wird heutzutage noch den Mut haben, anzuerkennen, daß auch in einem Traume ein Fünkchen von Wahrheit sein kann?

Was den übrigen Teil des Buches von Fräulein Kufsch betrifft, so würde es besser gewesen sein, wenn derselbe ungedruckt geblieben wäre; denn derselbe ist verworren und unverständlich; die Verfasserin ist eben trotz ihrer hohen Intelligenz und ihres edlen Charakters keine gewandte Schriftstellerin. Aus letzterem Grunde machte es mir Vergnügen, ihrer Aufforderung nachzukommen und einige Bemerkungen über Fräulein Kufsch und ihre Träume, sowie über Träume im allgemeinen zu machen.

Es ist richtig, daß Fräulein Kufsch kommende Ereignisse häufig durch ihre Träume angedeutet erhält, die aber mit Ausnahme des Falles in der Luglochhöhle bis jetzt noch niemandem einen Nutzen gebracht haben, dagegen für sie selbst stets verhängnisvoll waren. Sie sah voraus, daß dem Kronprinzen Rudolf von Oesterreich ein Unglück zustoßen würde, und versuchte ihn zu warnen; ihre Warnungen wurden natürlich nicht beachtet. Sie sah voraus, daß dem Präsidenten der französischen Republick Carnot ein Unfall zustoßen würde, und reiste nach Frankreich, um ihn zu warnen, konnte aber nicht ankommen. Sie sah den Tod des Erzherzogs Albrecht und anderer hochgestellten Personen voraus und versuchte dieselben zu retten, indem sie an gewisse am Hofe lebende hochgestellte Personen Briefe schrieb oder Audienzen zu erlangen suchte. Das Resultat, welches jeder urteilsfähige Mensch ihr hätte voraussagen können, war, daß sie wiederholt wegen Belästigung hochgestellter Persönlichkeiten von der Polizei aufgegriffen und zweimal ins Irrenhaus gesteckt wurde, aber auch jetzt wieder aus demselben entlassen ist, da man an ihr außer dem Glauben an ihre Wahrträume keine Spuren von Irrsinn entdecken kann.

Nach meiner Ansicht, welche auf meinen Erfahrungen während meiner persönlichen Bekanntschaft mit Fräulein Kufsch beruht, liegt der Grund des Irrtums nicht in dem Glauben an ihre Träume, wohl aber in der Unkenntnis der Ursachen, aus welchen diese Träume entstehen, und in den falschen Schlußfolgerungen, welche sie aus denselben zieht. Wollte man alle Leute ins Irrenhaus stecken, welche aus gegebenen Thatsachen falsche Schlüsse ziehen, weil sie die Gesetze, auf denen diese Seelenvorgänge beruhen, nicht kennen, wo kämen da die meisten unserer Gelehrten hin? Vielleicht gelingt es uns, etwas Licht auf die Ursachen der Träume und des Traumlebens zu werfen. Um die Sache zu vereinfachen, wollen wir nicht dabei auf Einzelheiten eingehen, sondern nur die Umrisse unserer Anschauung bezeichnen, und es denjenigen, die sich dafür interessieren, überlassen, die näheren Verhältnisse zu erforschen.

Nach der gewöhnlichen Einteilung, welche, wenn sie auch sehr unvollständig ist, uns für unseren gegenwärtigen Zweck genügen muß, unterscheidet man am Menschen dreierlei, nämlich Körper, Seele und Geist.

Der Körper ist an einen Ort im Raume gebunden, und seine Wahrnehmungsfähigkeit reicht nicht über das Bereich seiner Sinne hinaus; der Geist des Menschen ist überall, aber was der Geist wahrnehmen kann, kommt nicht zum körperlichen Bewußtsein, wenn der Geist z. B. während des Schlafes nicht mit dem Körper innig verbunden ist. Die Seele ist das Verbindungsglied zwischen Geist und Körper. Sie kann Empfindungen oder Wahrnehmungen, welche der Geist direkt empfängt, auf die Denkfähigkeit des Gehirnes im Körper übertragen, vorausgesetzt, daß das Gehirn des Empfängers sensitiv genug ist, um die empfangenen Eindrücke aufzunehmen. Dann kommt der Verstand und beurteilt dieselben je nach seiner aus früheren Erfahrungen gemachten Erkenntnis. Wo der Eindruck auf die Gehirnthätigkeit ein klarer ist und der Verstand Erkenntnis besitzt, da wird man sich über die Bedeutung eines durch einen Traum widergespiegelten Eindruckes leicht klar werden; ist aber der Eindruck ein unklarer, so beginnt die Phantasie ihr eigenes Spiel, und ohne daß man sich dessen bewußt ist, entsteht aus den im „Unbewußten" aufgespeicherten Empfindungen und Vorstellungen eine Reihe von zusammenhängenden Bildern, die man ihres Zusammenhanges wegen und weil man die Ursachen derselben nicht kennt, für Wahrheit nimmt; da doch das Fünkchen Wahrheit darin nur die nicht zur persönlichen Erkenntnis gekommene geistige Wahrnehmung ist. Aus solchen unbewußten Phantasievorstellungen entstehen die „Visionen" einer Katherina Emmerich, mediumistische Mitteilungen, die ja auch zum größten Teile nur eine Art von unbewußter Träumerei sind usw.

Um dies durch ein Beispiel klar zu machen, nehmen wir eine Anekdote aus dem Leben von H. P. Blavatsky. Als dieselbe noch ein junges Mädchen war, träumte sie von einer Tante, welche vor Jahren verschollen und, wie man behauptete, längst verstorben war. Bald erschien ihr auch der „Geist" dieser Tante und schrieb durch sie an sie selbst in deutscher Sprache, welche sie (H. P. Blavatsky) nicht verstand. Die Tante gab an, wo sie gestorben war, wer die Leichenrede hielt, was in derselben gesagt wurde usw. Auch kam dann der Geist des Sohnes dieser Tante, welcher angab, daß er Selbstmord begangen habe, dafür im Fegefeuer leide, und um Seelenmessen bat. Alle Beweise, die ein zur Kritik geneigter Spiritist hätte fordern können, waren zur Genüge vorhanden, um die Identität dieser Geister zu beweisen. Leider aber stellte es sich später heraus, daß Mutter und Sohn noch am Leben und in guter Gesundheit waren, und daß das Ganze auf einem Spiele der Phantasie beruhte, auf einem unbewußten Ideengange, dessen Erklärung uns hier zu weit führen würde.

So ist es auch mit den Träumen. Nicht alle Träume entstehen aus geistig empfangenen Eindrücken, auch körperliche Eindrücke bringen solche hervor. Im Schlafe empfinden wir z. B. Kälte an den Füßen. Diese Empfindung zaubert uns einen Traum hervor. Wir befinden uns auf einer Entdeckungsreise am Nordpol, leiden Schiffbruch, haben Kämpfe mit

Eisbären zu bestehen usw. Wir wachen auf, und es ist nichts davon wahr, als der Eindruck der Kälte.

Dasselbe gilt von geistigen Eindrücken. Der freie Geist ist überall, ähnlich wie das Licht der Sonne überall ist, wenn sich auch der Sonnenkörper in einem besonderen Orte im Weltall befindet. Er steht außerhalb Raum und Zeit und kann vermittelst der Seele alles empfinden; aber es gehört ein äußerst fein organisiertes Gehirn dazu, um diese Empfindungen aufzunehmen, und ein philosophisches Verständnis, um sie richtig zu erkennen. Nehmen wir an, der Geist komme durch die Seele mit einem Menschen in Berührung, welcher dem Tode nahe ist. Der Eindruck davon wird auf das Gehirn übertragen. Dann beginnt das Spiel der Phantasie. In unserem „Unbewußten“ sind bekannte Erinnerungen an Erzählungen von Scheintoten. Die Vorstellung des Sterbenden nimmt Gestalt in unserem Traume an; er „erscheint“ uns und teilt uns mit, daß man ihn lebendig begraben werde, daß er im Grabe erwachen und versuchen werde, mit den zerschundenen Händen die Nägel aus dem Sarge zu ziehen usw. Oder das Bild stellt sich infolge der Koordination der Vorstellungen als die Erscheinung eines verstorbenen Verwandten dar, welcher uns auffordert, dieses oder jenes zu thun, und doch ist alles nichts als ein im Traume objektiv gesehenes Schauspiel der Phantasie.

In fein organisierten Personen, wie z. B. in Fräulein Leopoldine Lutsch, können aber auch die geistigen Eindrücke zuweilen mit mehr oder weniger Klarheit vom Gehirne aufgenommen werden, und dann kommt es auf die Verständnisfähigkeit an, ob der Traum richtig ausgelegt wird oder nicht. Daß die Empfänglichkeit des Gehirnes nicht immer dieselbe ist, sondern von vielerlei Umständen abhängt, braucht nicht erst gesagt zu werden. Im Falle der Luglochhöhle scheint der Eindruck ein klarer gewesen zu sein.

Die Uebertragung geistiger Eindrücke auf das Gehirn findet nicht bloß im Schlafe, sondern auch im Wachen statt. Sie kann während des Schlafes vollkommener sein, da dann die Empfänglichkeit des Gehirnes nicht durch das eigene Denken gestört ist. Wer aber für die Eindrücke, welche sein eigener Geist erhält, empfänglich ist und sich nicht selbst belügt, indem er dieselben verleugnet, der braucht nicht erst zu schlafen und zu träumen, er empfindet und sieht vermittelst des Geistes, auch während der Körper bei vollem Bewußtsein ist, und man nennt dies die „Intuition“.

Es giebt Warnungsträume und Ahnungen, durch welche man bevorstehende Gefahren erkennen und sie vermeiden oder sie abwenden kann. Wenn man aber ein bestimmt kommendes Ereignis wirklich voraussieht, so kann man es auch nicht abwenden; denn wenn man es verhindern könnte, so würde es nicht eintreten, und man kann ebensowenig den Eintritt von irgend etwas, das nicht eintreten wird, voraussehen, als man sich an irgend etwas Nichtgeschehenes erinnern kann.

Es ist deshalb irrig, die Möglichkeit von Wahrträumen zu leugnen; es ist aber ebenso irrig, alles für einen Wahrtraum zu halten, was

möglicherweise nur auf einem Spiele der Phantasie beruht; vielmehr sollte man, wie in allen Dingen so auch hier, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden lernen, indem man das Gesetz erforscht, worauf alles dieses beruht. Ein Traum kann im voraus nur dann nach seinem wirklichen Werte beurteilt werden, wenn man alle die Ursachen erkennt, aus denen er entstanden ist.

Es ist deshalb ebenso schwer zu beurteilen, welche Träume zuverlässig, und welche nicht zuverlässig sind, wie es schwer zu beurteilen ist, welche von unseren Gedanken die richtigen sind, und welche nicht, solange wir die Quelle derselben nicht kennen. Unsere Gedanken wie unsere Träume können aus den verschiedenartigsten Empfindungen entspringen, welche man erst dann richtig beurteilen kann, wenn man die Quelle derselben kennt. Es sind unzählige Beispiele bekannt, welche beweisen, daß durch einen Traum eine Gefahr vorausgesehen wurde, und noch viel öfter kommt es vor, daß uns ein Traum belügt. Dasselbe ist mit dem gewöhnlichen Denken der Fall. Wenn alle unsere Gedanken der Erkenntnis der Wahrheit entsprängen, so gäbe es keinen Irrtum; und wie es thöricht wäre, alles, was uns einfällt, für Wahrheit zu halten, ebenso thöricht wäre es, alle Träume für bare Münze zu nehmen. Es giebt kein Kriterion, bei welchem man die Wahrheit eines Dinges beurteilen kann, als den klaren Verstand, und der Verstand selbst beruht auf der Erkenntnis der Wahrheit.

Träume können sowohl wirklichen Thatsachen, als auch dem Irrtume entspringen; wenn aber jemand häufig Träume gehabt hat, welche in Erfüllung gegangen sind, so ist es nicht unlogisch, anzunehmen, daß seine Träume auch in Zukunft in Erfüllung gehen können. In letzter Zeit hat Fräulein Luksch wieder von wichtigen Ereignissen geträumt, welche sich auf den Tod von in Deutschland hochstehenden Persönlichkeiten beziehen, aber es steht zu erwarten, daß sie, durch ihre bisherige Erfahrung gewitzigt, nichts davon ausplaudern wird, denn ein altes deutsches Sprichwort sagt: „Wer die Wahrheit auf großer Herren Tisch tragen will, muß viel süße Brühe daran machen", und „wer die Wahrheit geigt, dem schlägt man den Fiedelbogen um den Kopf".

Was an den Träumen von Fräulein Luksch für den Metaphysiker am interessantesten ist, das ist der Umstand, daß sie von den „Geistern" lebender Personen besucht wird, welche von ihr Gefälligkeiten verlangen, von denen diese „Geister", wenn sie Vernunft hätten, doch wissen müßten, daß sie unausführbar sind. Dies ist einer von den vielen Beweisen, daß der Astralkörper des gewöhnlichen Menschen (das „Evestrum", wie es Paracelsus nennt) keine Vernunft besitzt. In diesen Evestra sind nur unvernünftige Begierden, Instinkte, Erhaltungstriebe, fixe Ideen, Leidenschaften usw. enthalten; der intelligente Teil des Menschen, die Vernunft, ist darin nicht thätig. Nehmen wir z. B. an, daß das Evestrum einer hochstehenden Person das Nahen des Todes fühlt und Fräulein Luksch um Hülfe bittet, so würde dieses Evestrum, wenn es Vernunft und Intelligenz hätte, doch wissen müssen, daß die hochstehende Person, welcher es angehört, die Hülfe

von Fräulein Lutsch gar nicht annehmen, ja die Betreffende nicht einmal anhören und ihre Briefe einfach dem Papierkorbe anvertrauen würde. Es sind aber noch ganz andere Dinge bekannt, welche diese unvernünftigen „Evestra" ausführen, ohne daß die Personen, welcher sie angehören, etwas davon wissen. Eine nähere Betrachtung darüber würde uns tief in das Gebiet des Spiritismus, Vampyrismus usw. führen.

Ebenso können die „Geister" von Verstorbenen, welche ihr bald dergleichen unausführbare Dinge anraten, keineswegs die vernünftigen Geister solcher Verwandten sein, sondern könnten, insofern als solche Bilder und Vorstellungen nicht den eigenen Empfindungen der Seherin entspringen, ebenfalls nur deren „Evestra" sein, d. h. deren auf Erden zurückgebliebenen „Astralleichen", in welchen wohl noch schlummernde und erweckbare irdische Instinkte, Begierden usw. vorhanden sein können, aber weder Vernunft noch Intelligenz, noch Urteilskraft vorhanden ist. Aber auch diese Betrachtung würde uns wieder auf jenes streitige Gebiet des Spiritismus führen, auf welchem man sich ohne eine genaue Kenntnis der psychischen Konstitution des Menschen unmöglich zurecht finden kann.

Dr. **Franz Hartmann.**



Erwachet!

(Im Auszug nach dem englischen Original von Dr. Franz Hartmann, bearbeitet von E. Krause.)

Göttliche Weisheit erfaßt der nicht, welcher irgend welche Glaubenssätze menschlicher Autoritäten nur nachempfindet, sondern, wer ihr Wesen durch sie selbst begreift. — Niemand kann zum Theosophen „bekehrt" werden, der es nicht in seinem Inneren schon ist. — Theosophie ist keine Theorie, sondern eine lebendige Macht. Sie will nicht müßige Neugierde durch wunderbare, übersinnliche Erzählungen befriedigen, sondern nur die edelsten Kräfte des Geistes und Herzens zur Entfaltung bringen, daß sie helfen, das eine große Ideal zu verwirklichen: Allgemeine Brüderschaft. —

Um die Wahrheit zu erfassen, müssen wir uns ihres Daseins bewußt werden. Wie gelangen wir zu diesem höchsten Bewußtsein? Die Antwort auf diese Frage ist die Summe aller religiösen und theosophischen Lehren: Niemand kann es aus eigener Kraft, sondern nur durch die Macht des Meisters. — Dieser Meister ist Gott. — Gehen wir nicht in das Reich seines Bewußtseins ein, welches unser eigenes höheres Selbstbewußtsein ist, so nützt uns alle theosophische Wissenschaft nichts, so sind alle unsere philosophischen Lehren umsonst. —

Wie kommen wir zu Gott und in das Reich seines Bewußtseins? Nur durch die Liebe. Göttliche Liebe ist der Anfang der göttlichen Weisheit. Liebe zieht an; Zweifel stößt ab. Indem wir ihn lieben, nähern wir uns Gott, und fortschreitend auf dem Wege selbstloser Liebe, können wir endlich dahin gelangen, mit ihm eins zu werden. —

Ebenso wie nicht alle Menschen für Gottes Offenbarungen empfänglich sind, so sind auch nicht alle den Lehren zugänglich, welche die Welt von jenen auf der höchsten Stufe der Entwickelung und Erleuchtung stehenden Persönlichkeiten erhält, die wir „Meister" oder Adepten nennen. Der Chela, welcher seinen Meister selbstlos liebt, wird identisch mit ihm, teilt so sein Bewußtsein, seine Eingebungen, seine Gedanken, sein Wissen. — Auch dann, wenn der physische Teil des Meisters Tausende von Meilen entfernt von ihm ist, und wenn er diesen physischen Teil seines Meisters nie gesehen hat. Viele geben vor, Gott zu suchen, welche in Wirklichkeit nicht ihn, sondern die Vorteile suchen, die sie von ihm erwarten. Während sie ihr Auge seinem göttlichen Licht verschließen, fordern sie sichtbare Beweise dieses Lichtes. Sie wollen unterhalten sein, ihre wissenschaftliche Neugier befriedigen. Doch da nur göttliche Liebe der Schlüssel zur göttlichen Weisheit ist, bleibt ihnen das Heiligtum ewig verschlossen. —

Viele sind berufen, doch nur wenige auserwählt! Diese wenigen sind diejenigen, welche das Tierische in sich durch die Erkenntnis der Wahrheit bekämpfen. Nur in der Liebe erkennen wir Gott. Wo Liebe ist, ist Glaube (Vertrauen). Wer Gott verleugnet, wird von ihm verleugnet werden; aber wer ihn liebt, als sein eigenes höheres Selbst und diese Liebe durch heilige Werke bethätigt, dem wird sich Gott hingeben mit seinem ganzen Sein. — Darum ist die Liebe das höchste aller Gebote. Der Apostel Paulus sagt:

„Und wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse, und alle Erkenntnis, und hätte allen Glauben, also, daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts". —

Ob jemand göttliche Liebe hat und früher oder später eins mit Gott geworden ist, kann nicht durch äußere Dinge bewiesen werden. Der gläubige Jünger allein weiß es und Er, der durch den Mund der Weisheit sagt: „Steh auf und umpfange mich mit deinem ganzen Sein, so will ich dir herrliche Dinge offenbaren!" —



William Quan Judge,

Präsident der „Theosophischen Gesellschaft" in Amerika und Europa.

Dieses Heft der „Sphinx" bringt das Bildnis von William Quan Judge. Dieser Mitbegründer der Theosophischen Gesellschaft ist eine der wenigen Persönlichkeiten, welche vom Anfang an bis zu dieser Stunde der theosophischen Bewegung treu geblieben sind, mochten die Zeiten stürmisch oder ruhig sein; immer wieder war er bereit, sich für die Sache zu opfern, die sich mit der Zeit als erlösendes Prinzip der Menschheit erweisen wird.

William Quan Judge wurde am 13. April 1851 in Dublin geboren. Sein Vater Friedrich Judge interessierte sich aufs lebhafteste für Freimauerei, seine Mutter Alice Quan starb in jungen Jahren. Beide Eltern

waren irländischer Abkunft. William Quan Judge genoß seine erste Erziehung in der elterlichen Heimat, 1864 wanderte sein Vater mit seinen Kindern nach Amerika aus, wo der Sohn bald eine Anstellung als „Clerk“ bei Mr. Georg P. Andrews fand, der jetzt schon lange Zeit die Stellung eines Richters des höchsten Gerichtshofes von New-York bekleidet. Bei seiner Volljährigkeit naturalisierte sich William Quan Judge als Staatsbürger der Vereinigten Staaten von Amerika, wurde kurze Zeit darauf an „The Bar of New-York“ angestellt und wirkte in dieser Stellung viele Jahre hindurch als Rechtsanwalt.

Schon in frühen Jahren beschäftigte sich Judge aufs lebhafteste mit Religionsfragen, mit Magie, mit den Rosenkreuzern, mit Magnetismus, Charakterdeutung, Phrenologie und verwandten Gebieten. Er war erst acht Jahr alt, als er schon versuchte, die Grundgedanken der Offenbarung zu deuten. Im Jahre 1874 lenkte er seine Aufmerksamkeit der Untersuchung spiritualistischer Phänomene zu, und als er mit Colonel Olcotts Schrift „People from the other World“ („Menschen aus der anderen Welt“) bekannt wurde, schrieb er an ihn und bat um die Adresse eines Mediums. Er erhielt die Antwort, Olcott sei augenblicklich nicht in der Lage, ein Medium zu nennen, er habe jedoch eine Freundin, Frau Blavatsky, welche umfassende Kenntnisse von den Dingen besitze, welche Judge zu erforschen wünsche, und diese Dame sei bereit, ihn bei sich, 46 Irving Place, New-York, zu empfangen.

Judge folgte dieser Einladung und fand, daß Frau Blavatsky mehr Kenntnisse und Kräfte besaß als irgend eine Persönlichkeit, die ihm je begegnet war. Am 8. September 1875, nicht lange nach seiner ersten Begegnung mit dieser Dame, bei Gelegenheit einer Gesellschaft in ihrem Hause, ließ Colonel Olcott, der sich am Ende des Zimmers befand, durch Judge bitten, eine Gesellschaft zur Pflege der Geheimwissenschaft zu gründen. Judge eilte diesen Wunsch zu erfüllen, bekam sofort die Einwilligung Olcotts, und sofort wurde die Gesellschaft organisiert. Mr. Judge fungierte als „Chairman“ und schlug Colonel Olcott als Präsidenten vor, zu welchem er einstimmig gewählt wurde, worauf Mr. Judge von diesem zum Sekretär ernannt wurde. So wurde die „Theosophische Gesellschaft“ gegründet.

Judge hat viele Reisen nach allen Himmelsgegenden gemacht. Er war in Ostindien, in Zentral- und Südamerika. Nordamerika hat er öfter durchkreuzt, ebenso Europa. Nach seiner Rückkehr aus Südamerika hat er seine Zeit hauptsächlich der Propaganda für Theosophische Lehren gewidmet. Als die Amerikanische Sektion der „Theosophischen Gesellschaft“ 1886 gegründet wurde, wurde er zum Sekretär dieses Zweiges ernannt und alljährlich wiedergewählt, bis zum 28. April 1895, wo die amerikanische Sektion der „Theosophischen Gesellschaft“ in der Versammlung zu Boston Mas. ihren Namen veränderte und sich fortan als „Amerikanische Theosophische Gesellschaft“ bezeichnete. Die Gesellschaft erwählte William Quan Judge als ihren Präsidenten auf Lebenszeit.

Eine Versammlung von europäischen Theosophen, welche in London am 28. April 1895 tagte, erwählte ihn gleichfalls zum Präsidenten der „Theosophischen Gesellschaft in Europa".

Wer mit der theosophischen Bewegung vertraut ist, weiß, daß ihr Wachstum und die wirksame Verbreitung theosophischer Gedanken in Amerika hauptsächlich das Werk Judges und seiner treuen, unermüdlichen, energischen Arbeit ist. Er hat sich das Verdienst erworben, der „Theosophischen Gesellschaft" auf dem Religions-Kongreß zu Chicago 1893 dieselbe Geltung zu verschaffen, wie sie weit älteren Religionsgenossenschaften eingeräumt wurde. **H. Werdon.**



Liebe und Selbstsucht.

Diese beiden einander gründlich entgegengesetzten Begriffe, die im Herzen der Menschen ewig als feindliche Mächte sich bekämpfen, bilden den sittlichen und darum auch religiösen Maßstab der menschlichen Dinge. Was Liebe und Selbstsucht sind und bedeuten, spürt ohne weiteres Nachdenken jeder einfältig fühlende Mensch; ja, jedes Kind vermag mit gesundem Gefühl schon zwischen beiden zu unterscheiden. Wer ohne Verblendung einen Augenblick sinnend stillesteht vor dem Kreuz auf Golgatha, muß bekennen: Hier ist eine That der Liebe gethan; wer auch nur eine oberflächliche Kunde von Napoleons I Wirken vernimmt, bleibt nicht darüber im Zweifel, daß verzehrende Selbstsucht das Triebrad seiner Seele gewesen ist. Mit derselben Sicherheit, mit welcher wir Liebe und Selbstsucht zu erkennen und voneinander zu unterscheiden wissen, können wir auch beide nach ihrem Werte schätzen. Alles, was uns hoch und heilig ist, was unsere Begeisterung entflammt, uns zur Nachahmung auffordert, muß in dem Gewande selbstloser Liebe vor uns hintreten; entdecken wir Züge der Selbstsucht an dem Gegenstande unserer Verehrung, so ist sofort unsere reine Freude an ihm getrübt und gestört, unsere Seele wendet sich traurig ab, suchend nach einem neuen Ideal; irgendwo, meinen wir, müssen wir das reine Gold selbstloser Liebe finden. Alles Hohe ist selbstlose Liebe, alles Selbstsüchtige an und für sich schlecht, in dieser Wertschätzung stimmen alle vernünftigen Menschen bei einiger Selbstbesinnung überein. Wohl reden wir von gesunder Selbstsucht eines vorwärtsstrebenden jungen Menschen, aber fast in dem Tone der Entschuldigung; gesunde Selbstsucht ist nur ein Mittel zum Zweck auszuübender selbstloser Liebe; sobald die Selbstsucht Selbstzweck wird und das „liebe Ich" allein sich breit macht, ohne Verständnis und ohne Empfindung für des Nächsten Leiden und Freuden, wenden wir uns angewidert ab.

Woher nun diese ganz allgemeine Wertschätzung der Liebe und Nichtachtung der Selbstsucht? Woher unsere Hochachtung vor einem Menschen, bei dem wir reine, selbstlose, ohne Nebenrücksichten und Nebenabsichten wirkende Liebe spüren? und warum unsere vorsichtige, beinahe ängstliche Zurückhaltung vor dem Bekenntnis der nackten Selbstsucht?

Kein anderer Grund für diese allen Menschen, allen Zeitaltern, allen Bildungsstufen gemeinsame Empfindung ist stichhaltig als der, daß die Liebe der Natur und dem Wesen des Menschen entspricht, die Selbstsucht widerspricht.

Hier aber geraten wir in Widerspruch mit unserer Philosophie. Das „Wesen“ der Menschen, oder das ihnen und allem zu Grunde liegende Ding an sich, ist der „Wille zum Leben“, also die Selbstsucht. Demnach müßten alle Thaten der rücksichtlosesten Selbstsucht uns natürlich, unserem eigenen Selbst entsprechend, nachahmenswert erscheinen. Aber im Gegenteil, wo uns ein edles Opfer des Lebens begegnet, dargebracht in selbstlosem Dulden und Wirken oder in der rasch aufflammenden Begeisterung der That, da sind wir bei der Hand mit unserem Beifall und empfinden ohne weitere Ueberlegung, wie sehr ein solches Thun mit dem Wesen des Menschen übereinstimmt.

Hilft uns die indische Mystik diesen Widerspruch heben? Sie lehrt uns, in allen Wesen uns selbst zu erkennen. Tat tvam asi, das bist du, ist ihr Wahlspruch. Im Leidenden und im Fröhlichen, im Lebenden und Sterbenden, im Kinde und im Greise, in den Vögeln des Himmels und den Tieren auf dem Felde, in den Blumen und Steinen, in den starren Gebirgsmassen und der rollenden Erde, in der leuchtenden Sonne und den strahlenden Sternen, in dem ganzen Weltall erkenne ich mich selbst. Die unendliche Mannigfaltigkeit der Dinge ist Schein, die Einheit aller ist die Wahrheit. Ich bin das All und das All ist in mir. Ich bin du, spreche ich zu allen Wesen und du bist ich, antwortet mir der unermeßliche Chor; ein Wesen, ein Wille, eine Einheit, das ist die Lehre der indischen Mystik. Sie vernichtet den Begriff der Persönlichkeit; sie ist Pantheismus im verwegensten Sinne: Alles ist Gott und Gott ist alles; Gott aber ist hier nicht in irgend einem Sinne eine Persönlichkeit, sondern nur das Eine, das alles ist, oder das All, das eins ist. Ich bin Gott und Gott ist ich.

Wir verkennen in dieser Mystik nicht die ihr innewohnende sittliche Macht in der Bethätigung der Liebe. In dem Leidenden sich selbst zu erkennen, stimmt trefflich zu dem christlichen Liebesgebote: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Aber wie ein liebeerweckender geht zugleich — und mir scheint noch mächtiger — ein liebeerstickender Zug durch die indische Mystik. Ich lege nicht soviel Wert auf die Erkenntnis, daß mein Ich in allen Wesen sein soll, daß also jeder Liebesdienst mir selbst erwiesen und meine Liebe in Selbstsucht verkehrt ist, denn wahre Liebe hat es nicht mit Erkennen, sondern mit Wollen und Empfinden zu thun. Aber in dieser Mystik ist Liebe überhaupt unmöglich, weil der Begriff des Leidens und Sterbens, freilich auch des Lebens und Glücklichseins aufgehoben ist. Alles ist in Wahrheit eins, alle einzelnen Erscheinungen sind eben Schein, Trug, Täuschung. Unsere Sinne sind betrogene Betrüger, die uns eine Scheinwelt vorgaukeln. Wahrlich, wer hat noch Lust in dieser Scheinwelt sich zu regen? Ein dumpfes, thatenlos brütendes

Staunen senkt sich lastend auf meinen Geist; in vollständiger Gleichgültigkeit dieser Welt des Scheins abzusterben, kann allein der Zweck meines jammervollen Daseins sein.

Wir spüren hier etwas von aufspringendem Entsetzen. Mehr als auf allen anderen Weltanschauungen lastet auf dieser indischen die Frage: Wozu? Warum das alles? Woher diese Welt mannigfacher Erscheinungen? Aus dem Eins? Warum hat sie denn den täuschenden Schein der Mannigfaltigkeit angenommen? In dieser mystischen Welt, wenn sie folgerichtig durchdacht wird, ist keine Liebe und keine Selbstsucht, kein Leiden und kein Glück möglich, nur stumpfe, alles verschlingende Gleichgültigkeit.

Wie anders steht in seiner machtvollen, unermüdlichen Liebesthätigkeit Jesus Christus vor seiner Gemeinde da! Er hat uns den Begriff der christlichen Persönlichkeit in ihm selbst gegeben, als eines in sich vollendeten Charakters, der in reinem Liebeswillen zu seinem himmlischen Vater und zu seiner Gemeinde seinen Eigenwillen der Selbstsucht zu beugen und zu brechen gelernt hat. (Gethsemane.) Und hier kommen wir auf den Kern unseres Widerspruchs gegen die Mystik Indiens. In ihr ist für die Person Jesu kein Raum. In dem Heiland ist Leben, Bewegung, ein Durst nach Thaten. „Ich bin gekommen, ein Feuer auf Erden anzuzünden, was wollte ich, es brennte schon!" Das ist ein Wort, welches in des Herrn Seele blicken läßt. Und sein ganzes Leben, sein ganzes Streben atmet Liebe, sich selbst vergessende Barmherzigkeit. Auch in ihm war der „Wille zum Leben", aber das von ihm gewollte Leben trägt nicht den Charakter der Selbstsucht, sondern der Liebe. Einzelne Personen haben die Welt — die Menschheitsgeschichte gemacht, ohne Luther keine Reformation, ohne Friedrich den Einzigen kein Preußen. Und ohne Jesus Christus keine Religion der Liebe. Sie ist da, ist eine Thatsache, lebt bewußt oder unbewußt in Millionen. Wir wissen, was Liebe ist — ein selbstloser, sich selbst vergessender, das Wohl der Nächsten fördernder Wille! Jede rechte Mutter kennt sie, jeder rechte Christ übt sie, jeder Mensch empfindet sie, die das Gegenteil der Selbstsucht ist. Aber der indische Mystiker, in seinem Traumleben befangen, kennt die Liebe nicht, denn er sieht und sucht überall nur sich selbst.

Und wie die Person Jesu, so hat auch die christliche Persönlichkeit überhaupt keinen Raum in der indischen Mystik. Denn die in Christus hineingewachsene Persönlichkeit will auch „leben", sie bejaht den Willen zum Leben, aber dieses Leben ist nicht Selbstsucht, sondern dienende, selbstlose Liebe. Ohne sie ist das Leben nicht Leben.

Durch Jesus hat das Leben einen neuen Inhalt erhalten. Nicht mehr ist es in selbstsüchtigen, irdischen Zielen befangen, es hat seine ewige Bestimmung, sein überirdisches Ziel erkannt. „Ich lebe und Ihr sollt auch leben", sprach Jesus in Erwartung seines leiblichen Todes zu den Seinen. Leben heißt Macht haben, tot sein ist ohnmächtig sein im vollsten Sinne. Macht aber verleiht nur der in der Liebe dienende (das Leben

bejahende) Wille. Das ist das Geheimnis der Macht Jesu. In ihm ist das Lebenwollen nicht selbstsüchtig, sondern selbstlos gemeint. Sein Leben soll unser Leben sein.

Wir brauchen kein Evangelium aus Indien. Ich bin kein unbedingter Anhänger unserer kirchlichen Formen und Formeln, ich begrüße daher mit Freuden die Anregung, die unserem Nachdenken und unserem religiösen Leben aus den indischen Gedanken des Karma und der Wiederverkörperung zuteil werden. Beide Gedanken finden, wie bekannt, eine Stätte in dem Evangelium. Aber was uns not thut, ist die christliche, d. h. die in Christus wurzelnde Persönlichkeit, die nicht zu dem All „ich", sondern „du" sagt, „du" zu allen anderen Wesen, „du" zu dem Nächsten, und die trotz dieses „du", trotz dieses Sichgetrenntwissens in der Liebe leben will. Die Liebe will die Welt überwinden, das ist richtig; aber viel richtiger und wichtiger ist ihr Sieg über das selbstsüchtige Ich. Dieser Sieg ist aber nur eine Spiegelfechterei, wenn ich mein Ich in allen andern Wesen finde. Wer diesem indischen Gedanken anhängt, macht Jesu Kampf in Gethsemane und sein Leiden am Kreuz von Golgatha zu einer Komödie.

Auf dem Grunde dieser Betrachtung erhebt sich der christliche Gottesbegriff. Denn die christliche Persönlichkeit besteht, ist eine Thatsache. Wenn nirgend sonst, dann wenigstens in Jesus Christus. Die Liebe besteht, ist eine Thatsache, wenn nirgend sonst, dann wenigstens in Jesus Christus. Die Liebe aber sagt zu dem All nicht: „Ich", sondern „du", „sie sucht nicht das ihre", sie ist nicht selbstsüchtig, wie wäre sie dann Liebe? In allen Wesen ist der Wille zum Leben, in immer höheren Graden türmt sich der Wille zum Leben empor, von dem Unorganischen zum Organischen, vom Tier zum Menschen, in immer mächtigeren weiteren Kreisen vom Weltall zu Gott, der auch Wille zum Leben ist, aber nicht zum Leben der Selbstsucht, sondern der Liebe. Gott liebt nicht sich selbst in dem Weltall, in den Menschen! wie wäre er dann die Liebe? Und woher käme uns Menschen die Erkenntnis selbstloser Liebe als unseres höchsten Ideals, wenn Gott nicht die Liebe ist? Gott ist die Liebe in höchster, unerforschlich heiliger Selbstlosigkeit, darum hat er sich durch Christus in Knechtsgestalt offenbart. Gott ist selbstlose Persönlichkeit der Liebe, wüßte er sich eins mit den Menschen und mit der Welt, wie könnte er die Liebe sein?

Wie in der indischen Mystik kein Raum ist für Christus, so auch kein Raum für den Gott, der die Liebe ist. Daher auch kein Raum für selbstlose, in der Liebe lebende und erstarkende Persönlichkeiten. Daher ist Indien ohne starke Charaktere, alles Leben wird von Christen, die in der Liebe lebendig sind, in Indien hineingetragen. Annie Besant, in ihrer selbstlosen Liebesthätigkeit, ist eine Christin. **Ernst Diestel.**



Esoterisches bei unsern Vorfahren.

Es ist das Verdienst der Brüder Grimm, die Ueberreste unserer deutschen Nationalreligion, die sich trotz Pfaffenhaß und jahrhundertelanger Verfolgung im deutschen Volk erhielten, wieder an die Luft zu heben und ihm dadurch einen Jungbrunnen zu erschließen, aus dem es ewige Kraft und Schöne schöpfen kann. Die Brüder Grimm gehören einem Volksstamme an, der, abseits von der größten Heerstraße des Weltverkehrs lebend, sich seine urdeutsche Eigenart unvermischter erhielt als mancher andere Bruderstamm im großen deutschen Vaterland. Sie haben ihre Sagen und Märchen in ihrer hessischen Heimat in Dörfern und einsamen Höfen gesammelt; der Fuhrmann, der über die einsame Bergstraße fährt und der Schäfer auf stiller Trift halfen dabei. Wer den Briefwechsel dieser beiden edlen Menschen liest, kann mehr als einen Nutzen für sich daraus ziehen; denn unendliche Liebe zu ihrem Volk, echt deutsches Empfinden, rührende Bescheidenheit sind die Grundzüge ihres Wesens. Mut und die Kunst zu hoffen, Geduld in allen Entbehrungen und Entsagungen kennzeichnen diese beiden, die das gleiche Los mit so vielen großen Geistern hatten, mit der jämmerlichsten materiellen Not kämpfen zu müssen. Wenn man nun heutzutage in gewiß guter Absicht, aber mit hellem Unverstand daran ging, Grimms Märchen von „unethischen Elementen“ zu säubern, wie es eine Dame der ethischen Kultur that — so kann man nur wehmütig lächeln. Im Gegenteil, ich sage: legt sie euren Kindern unter die duftenden Weihnachtsbäume, sie enthalten einen herrlichen Schatz, wunderbare Wahrheiten im bunten Märchengewand. Ich bin stolz darauf, Jakob und Wilhelm Grimm meine Landsleute zu nennen. Da mein Vater ein Zeitgenosse von ihnen war, hörte ich stets mit großer Liebe und Achtung von ihnen reden und, weil es in den weltvergessenen stillen Thälern meiner schönen Heimat heimlich singt und rauscht von alten Sagen und Liedern, und tausend Gebräuche sich bis auf unsere Tage erhielten, die davon zeugen, daß tief im Herzen des Volkes noch ein Ahnen von der alten Religion und den alten Göttern lebt, wurde das Interesse für diese Dinge schon im Kinde geweckt und bis heute erhalten. Auf dem Meißner, dem noch fast urwaldähnlichen Gebirge von Hessen, da thront Frau Holde und besucht noch heute die spinnenden Mädchen, da steht ihr ewig nasser Rosenstrauch, unter dem sie weinend sitzt und ihre Schleier webt, die im Herbst durch die Luft fliegen von Baum zu Baum, wie Grüße aus vergangenen Zeiten und glückbringend, wie Odins Rabenfedern, die der aufmerkende einsame Wanderer im Erdboden stecken findet, wenn er die Berge besteigt. Hebt er die Feder auf und steckt sie achtsam an seinen Hut, so hellt sich ihm der Sinn auf und er weiß beides, Vergangenes und Zukünftiges, und wird für sein Leben das Rechte wählen.

Die große arische Völkerfamilie, welche ihren Sitz in Mittelasien hatte und sich später, von Naturgewalten gezwungen, auseinander zweigte in Germanen, Inder, Perser, Italiker, Letten und Slaven, huldigt dem

Lichtkult. Das Licht im Gegensatz zur Finsternis, der helle strahlende Tag zur dunkeln Nacht und ihren Gefahren und Schrecknissen — alle diese Folgeerscheinungen von Licht und Dunkel treten uns in einer langen Reihe von Göttergestalten vor die Augen, und es könnte einen Deutschen nur mit Glück und Stolz erfüllen, wenn er sich diese stattliche Schar etwas näher ansähe. Denn, wie der Mensch, so seine Götter, und diese lange Reihe von hehren Gestalten, die männlichen mutig und heldenhaft, kindlich treu, ehrlich und kühn, die Frauen so treu und rein, stolz und zart, sind ein schönes Zeugnis für das deutsche Volk, dessen Spiegelbild sie sind. Wer mit rechtem Verständnis den tiefen Sinn dieser Verkörperungen menschlicher Ideale herausfindet, wird froh und verjüngt an Herz und Geist aus diesen Studien hervorgehen. In Wirklichkeit konnte es den christlichen Missionaren nie gelingen, dem alten Germanen seine Götter zu nehmen. Man legte zwar Axt an die heiligen Bäume und Haine, man taufte in Baldurs heiligem Quell die ersten Bekenner der neuen Lehre, und trug mit Feuer und Schwert das Evangelium von der Liebe in die Wälder der Teutovölker — aber heimisch wurde das Christentum erst dann, als der Deutsche in der lichten Gottesmutter Maria seine leuchtende Frau Berchta, die Hellstrahlende, wiederfand und alle die alten verehrten Gestalten wieder erstanden in der Heiligenschar der katholischen Kirche: Wodan wurde zu Sankt Martin, Frigg und Freya zu Sankt Barbara, Baldur zu Sankt Georg, der den Drachen tötet, ehemals den Eisriesen erschlug. Die Geburt des Weltheilandes, den Sieg des Lichtes über die Finsternis, feierte man am Wintersonnwendfest, wenn die Tage sich zu längern beginnen, und das berührt mich immer eigentümlich und geheimnisvoll, wenn ich in einer christlichen Weihnachtsmette den lichtergeschmückten Tannenbaum sehe, ein Zeugnis von dem gleichen Wesenskern, dem gleichen Lichtpunkt aller Religionen. Ostern am Fest der Auferstehung zieht noch heute Ostara, gefolgt von Storch und Hase, in die vorchristliche Welt. In meiner Heimat fassen sich die Kinder im Ringelreihen an und begrüßen die erste Schwalbe, ihre glückverheißende Botin. In der Osternacht schöpft man schweigend aus der Weser das Wasser des Lebens, es ist ein alter Glaube, daß das Wasser dieses Flusses besonders heilsam für trübe Augen ist. Zu Pfingsten, dem Fest der Freude, wenn die Birken im ersten Grün prangen, schmückt man die Brunnen mit ihrem Reis und umtanzt sie springend vor Sonnenaufgang. Wandert man aus der lieben Heimat fort und kommt in ein fremdes Land, so hängt der Hesse sein Glück an den nächsten Baum, den er im Umkreis seiner neuen Wohnung sieht — sicherlich wird er weiterwandern müssen, wenn der Baum verdorrt oder umgehauen wird. Am Fest Johannes des Täufers, zur Sommersonnenwende, wenn das blühende Leben seinen Höhepunkt erreichte, die Sonne am höchsten steht — dann flammen auf den Bergen die Johannesfeuer auf, Jubellieder klingen zum Sternenhimmel empor wie einst zu Lokes und Odins Zeiten. Brausen die Frühlingswinde und Herbststürme über die Erde, so erzählt die Ahne am Herd von

dem „Alten" Gewaltigen, dem Wilden, dessen Namen man nicht nennen darf, der einsam und verbannt durch die Himmelsräume irrt, gefolgt von seiner kläffenden Meute. Denn die christlichen Priester haben Allvater Odin zur Hölle verbannt und der Mann mit dem großen Schlapphut, der am Kreuzweg jetzt steht mit dem krächzenden Rabenpaar auf der Schulter, thronte einst in Walhall als ewiger Vater, segen- und lebenspendend. Nein, nicht nur einst — Gott-Vater im Himmel der Christen ist derselbe Alte, allweise, ewig hoffende, und sein Sohn, der liebend die Welt erlöste, ist derselbe, wie der lichte Sohn Odins, wie Baldur, der durch das Holz der giftigen Mistel starb, aber in jedem Frühling, wenn die Veilchen blühen und der Schlehdorn ausschlägt, zu neuem sieghaften Leben erwacht. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? jauchzt das Christentum. Das ist nur eine Variation dessen, was der Lichtkult der Alten besagt — jubelnd begrüßen noch heute die Menschen in meiner Heimat den Sonnenaufgang am Himmelfahrtstag. Alt und jung steigt nachts auf einen Berg, der einen Ueberblick über das ganze Thal bietet. Das Thal der Werra ist wenig bekannt, nur selten verirrt sich ein Tourist dahin. Mühsam bahnt sich der Wanderer seinen Weg durch Hecken und Bäume, aber wenn er dann oben steht und hinunterschaut in die lachende Landschaft auf grünen Wiesen, freundliche Dörfer und die lustigen Berge auf den Höhen gegenüber ihn grüßen — die im ersten Morgengrauen da liegen, überschleiert von den Nebeln, die dem Fluß entsteigen, der in vielen mutwilligen Krümmungen das Thal durchfließt — dann begreift er, daß der Bewohner jenes Landstriches seine Heimat leidenschaftlich liebt und beim Sonnenaufgang mit einstimmt in den Gesang der Vögel, daß es laut von den Bergen wiederhallt.

In den Gegenden, wo sich diese alte Sitte erhielt, füllt sich dann, wenn die Glocken läuten, auch die Kirche; unser alter Pfarrer wußte ganz genau, warum er nicht gegen diese alten Gebräuche eiferte — und ein neuer königlich preußischer priveligierter büßte es sehr mit leeren Kirchen, als er gegen diesen Heidenspuk vorging. — Ist es nicht die göttliche Allgewalt, die höchste Schönheit, die den Menschen mit ehrfurchtsvollem Schauer erfüllt, wenn die allsiegende Sonne, das Symbol der Gottheit, aus dem Dunkel emporsteigt und den Menschen zwingt, mit entblößtem Haupte dazustehen und sehnend die Hände nach dem Lichte auszustrecken — dem Licht, das alles erwärmt, alles durchdringt? Diese Liebe zum Licht gilt nicht nur der Sonne am Firmament — sondern auch den hellen Sternen am Geisteshimmel, den lichten Tugenden des Menschen — der Treue, der Gerechtigkeit des Mannes, der Reinheit des Weibes, der Schönheit der Seele. Noch ein Zug ist dem Kult der alten Germanen vor allem eigen — die Ehrfurcht vor dem Tode und die Ehrerbietung gegen die Toten. Denn der Glaube an ein Weiterleben nach dem Tode, an ein individuelles Fortbestehen stand ihnen fest. Sei es, daß in heißer Schlacht Gefallene eingingen zu den Freuden Walhalls oder als Sühne für böse Thaten auf trostlosen Wasserweiten fahren mußten — der Tod

war nicht das ewige Ende, er war nur ein Zurückkehren zu Allvater, ein Uebergang zu seligen Freuden — oder harter Buße. Die Edda mahnt:

Das rat ich Dir: Nimm des Toten Dich an, wo Du ihn findest, sei er siechtot oder seetot oder durch den Stahl gefallen. Ein Hügel hebe sich dem „Heimgegangenen", gewaschen seien Haupt und Hand, zur Kammer komme er gekämmt und trocken. Und bitte Du, daß er selig schlafe.

In meiner Heimat hat sich die Sitte erhalten, barhäuptig dem Sarge eines geliebten Toten zu folgen. Man sagt, daß der germanische Geist am engsten sich mit dem Christentum verschmolzen habe und daß Kunst und Poesie durch diese innige Verschmelzung die schönsten Blüten trieben. Ich glaube umgekehrt: das Christentum paßte sich dem Germanentum an und konnte dies um so leichter thun, als im Grunde auch in ihm nur der Sieg des Lebens und des Lichtes über Tod und Finsternis den eigentlichen Wesenskern bilden. Es ist derselbe esoterische Kern — Christus die Lichtgestalt stirbt am Kreuz den Tod des Schächers, aber ersteht um so herrlicher in kurzer Zeit, und die guten Götter fallen im Kampf mit der Schlange und den bösen Mächten: aber auch sie erstehen nach kurzer Zeit um so herrlicher.

Neueste Forschungen erzählen uns, und auch die Geheimlehre sagt es, daß das der weißen Rasse gemeinsame Vaterland, Atlantis, vom Wasser verschlungen sei und daß jene Katastrophe vor grauen Jahrtausenden unsere Stammeltern, die Ureinwohner Germaniens, nach Mittelasien verschlagen habe. Es waren also unsere Vorvordern, welche ihre Kultur und ihre Kulte nach Indien brachten, von Westen nach Osten. Und jene Völkerwelle, zur Zeit der Völkerwanderung im Jahre 375 n. Chr., welche von Asien zurück nach Europa flutete, nach deren Zuruhekommen das Bild der deutschen Völkerstämme das jetzt bestehende geworden ist, kehrte nur zurück in die Heimat ihrer Ahnen.

So ist im Leben der Völker und ihrer Religionen ein ewiger Kreislauf. Von West nach Ost, von Ost nach West, so flutet die Welle im Wechsel der Jahrtausende — bald Licht bald Finsternis, bald fröhliches Leben — bald stiller Schlaf — aber fest und dauernd in der Flucht der Erscheinungen steht das Licht — die ewige Gerechtigkeit — das Karma — das eherne Gesetz. Und immer ist es dasselbe Licht, dieselbe Sonne, ob sie als helles Gestirn am Morgenhimmel der sichtbaren Schöpfung aufgeht, oder ob sie als Christussonne am Geisterhimmel — oder als lichter Frühlingsgott Baldur — oder als wahrheitspendender Buddha durch die Zeiten wandelt und die Menschheit zwingt, in Ehrfurcht die Kniee zu beugen. In Millionen Strahlen bricht sich das Licht, in jeder Menschenseele fing sich ein Strahl — sorgen wir, daß er rein zurückkehre einst zu seinem ewigen Urquell. Denn alle Wasser fließen ins Meer sagt Simplizissimus.

Die Theosophie, die den gleichen Wesenskern aller Religionen herausschält und das friedebringende Element im Streit der Meinungen um den echten Ring ist — hätte Veranlassung, sich etwas näher im Walhall, dem

Himmel unserer Ahnen, umzusehen, hauptsächlich darum, weil wertvolle Anhänger der theosophischen Ideen sich zurückgestoßen fühlen von dem allzuindischen der jetzigen Richtung. Man könnte ihnen damit vielleicht zu Gemüte führen, wie leicht es ist, sich die Bruderhand zu reichen. Die Theosophie ist nicht Sache eines einzelnen Volksstammes — sondern man mache die Thore weit und lasse die Grenzpfähle fallen, denn wir sind Kinder einer Mutter, die sich nach dem himmlischen Lichtquell sehnen, den wir anbeten in mancherlei Gestalt. Sorget, daß es in dem einen Geist der Liebe geschehe! Germanische Theosophen sind ebenso ein Unding wie indische — es giebt nur suchende und dienende Seelen im Reich des Geistes.

Es sind mancherlei Gaben aber es ist ein Geist, und es sind mancherlei Kräfte, aber es ist ein Gott, der da wirket alles in allem.

Antoinette Gubalke.

Bemerkung des Herausgebers.

Ueber die Bemerkung, daß es „heller Unverstand" war, Grimms Märchen „von unethischen Elementen zu säubern", behalte ich mir eine eigene Meinungsäußerung vor, sobald ich die oben berührte Ausgabe von Grimms Märchen selbst geprüft habe. Dr. **Göring.**



Ein protestantischer Prediger als Theosoph.

In Weimar hörte ich in der Stadtkirche Herrn Diakonus Paul Graue und war überrascht, in seiner Predigt dem lautersten Ausdruck der christlichen Theosophie zu begegnen. Ich besuchte ihn darauf hin, weil ich es für meine Pflicht hielt, einem solchen Manne meine höchste Anerkennung auszusprechen und mit ihm in Geistesverkehr zu treten.

Daß das deutsche Volk gerade nach Theosophie schmachtet, sieht man daran, daß viele Geistliche, die geistiges Christentum lehren, volle Kirchen haben. Am Bußtage 1895 betrat ich 5 Minuten vor Beginn des Läutens die Stadtkirche in Weimar und war überrascht, daß nicht nur alle zweitausend Sitzplätze derselben besetzt waren, sondern auch jeder Raum schon von stehenden Personen eingenommen war und hunderte vor der Kirche standen, die nicht einmal in drückender Enge ein Stehplätzchen erhielten.

Diakonus Graue spricht schlicht, fast formlos, sein Organ besticht nicht, sein Dialekt ist norddeutsch trocken; nichts Pastorales, nichts gemacht Pathetisches sucht die Hörer zu täuschen oder einzunehmen.

Aber die ganze Erscheinung dieses Mannes ist das Symbol kindlicher Herzensreinheit, lauteren Wohlwollens, innerlich wahrer Frömmigkeit und lichter Schärfe des Denkens. Er ist ganz mit der Sache beschäftigt, er fragt nicht danach, welchen Eindruck er macht, er fühlt, denkt und spricht wahres Christentum.

Dieses Gepräge der Wahrheit hat sein Wesen auch im persönlichen Verkehr. Wie er ist, so predigt er. Hier zieht also einmal die sachliche Ueberzeugungswahrhaftigkeit an. Und wie er predigt, das sollen zwei Proben zeigen. Folgende Stelle gebe ich aus seiner gedankenreichen Predigt am Bußtage wieder:

„Aus der von Gottes Geist sich losreißenden Grundgesinnung ergeben sich die einzelnen Mißstände in Familie und Gemeinde von selbst. Zuerst die Familie. Da sitzen in unserer Gemeinde gar manche arme Frauen, die von ihren Männern verlassen sind. Sie sitzen da mit ihren Kindern in Not, der Vater hat sich seinen Pflichten entzogen. Und manche Familie, wo es soweit noch nicht gekommen ist, leidet doch unter der Gottlosigkeit und dem Leichtsinn der Männer. Was sagt dazu die Schrift? Sie sagt 1. Tim., 5: „So aber jemand die Seinen, sonderlich seine Hausgenossen, nicht versorget, der hat den Glauben verleugnet und ist ärger denn ein Heide". Ich will euch einen Strom nennen, in dem viele Männer ihre besten Gefühle ersäufen. Das ist der unendliche Bierstrom, der sich durch Deutschlands Gefilde ergießt, ein Strom, der immer breiter wird, immer mehr fruchtbares Feld überflutet! Willst du den Deutschen einen guten Trunk verbieten? fragt ihr. Nein, aber ein anderes ist trinken und ein anderes ist ertrinken. Ein anderes ist es, Gefühle zu beleben, und ein anderes, Gefühle zu ertöten. Der Alkohol ist nachgerade zu einem großen Mörder des Edlen, zu einem Mörder der Religion und Tugend, des Pflichtgefühls und des Idealismus geworden. Er hat mit dazu beigetragen, die Gefühle abzustumpfen gegen das Geistige. Er hat mit Schuld an der Verschlechterung auch unseres Familienlebens, an der zunehmenden Unzartheit der Menschen gegen ihre Frauen. Ehret die Frauen! mahnt der Dichter. Es ist gut deutsch und gut christlich, das zu thun. Das Volkswohl beruht nicht minder auf der Würde der Frau, als auf der Tüchtigkeit der Männer. Wohl giebt es auch Frauen genug, die es nicht verstehen, ihre Männer glücklich zu machen, schlechte Frauen, durch die auch die Männer vielleicht erst schlecht geworden sind. Aber dennoch: Ein Mann, der sein Weib, seine Familie heilig hält, wird auf die Dauer — Ausnahmen zugegeben — die Gattin, die Familie haben, die er verdient. Er nennt sich den stärkeren Teil, wohlan! so sei er stärker, als eine schlechte Frau, und versuche trotz ihrer seinen Pflichten zu leben — wie es umgekehrt unzählige Frauen in allen Ständen des Volkes giebt, die in tausend Nöten sich stärker, geduldiger, treuer erweisen, als ihre Männer, reicher in ihrem Gemütsleben, ausdauernder in ihrem Willensleben, weitblickender auch in den Erwägungen des praktischen Verstandes! — — — —

Die jungen Leute müssen jetzt so viel Geld für Tanz, für Bier und Zigarren ausgeben, wie wäre es da noch möglich, alte Eltern in ihrer Not zu unterstützen? — Willst du der Jugend verbieten, ihr Leben zu

genießen? fragt ihr. Nein. Ich liebe eine frische, fröhliche Jugend, der es gefällt auf dieser Erde. Sie darf auch tanzen, wenn sie es mit einem reinen, unbefangenen Herzen kann. Aber ein anderes ist Tanzen und ein anderes Tanzsucht; ein anderes ist Vergnügen und ein anderes Vergnügungssucht. Wer jeden Sonntag tanzen muß, bald hier, bald dort, der hat die Grenze des Erlaubten bei weitem überschritten. Ob es freilich mit Rücksicht darauf nicht besser wäre, wenn die Gelegenheit dazu gar nicht erst so oft geboten würde, ob hier nicht gesetzliche Einschränkungen berechtigt und notwendig wären, das soll nur als Frage aufgeworfen werden. Gewiß ist, daß in Stadt und Land die sonntäglichen Tanzvergnügungen eine Verführung ersten Ranges darstellen. Hier werden die Leidenschaften erregt, hier wird mit der Ehre der Mädchen gespielt, hier besonders ist es, wo der Sonntag zu dem großen Sündentage gemacht wird, mit dem sich kein Wochentag vergleichen kann. Ehret die Frauen! sagten wir vorhin. Ehret die Mädchen! wollen wir der deutsch-christlichen männlichen Jugend zurufen, ein Mädchen ist heilig, haltet es heilig! Macht aus der Liebe, was ihr Liebe nennt, kein freventliches Spiel, legt Ernst und Zartheit hinein! Wer leichtsinnig und wegwerfend über Frauen und über Mädchen spricht, der ist gemein. —"

In einer späteren Predigt, die wie die Bußpredigt die Veröffentlichung verdient, behandelte Diakonus Graue so eingehend, wie es diese Form gestattet, den Gegensatz zwischen der Religion Jesu und der Johannes des Täufers, einer Religion der Gegenwart und der Zukunft, des Jenseits und des Diesseits, und führte diesen Gedanken an den Begriffen Reich Gottes, himmlischer Lohn, Seligkeit, ewiges Leben durch. Ueber die Idee des ewigen Lebens sagte er:

„Ewiges Leben, so meinen viele, kann man im zeitlichen Leben nicht haben. Da muß man warten, bis das zeitliche Leben zu Ende ist. Und dann kommt das ewige Leben. Christus aber brachte auch das ewige Leben aus der Zukunft in die Gegenwart, aus dem Jenseits ins Diesseits. Ewiges Leben einfach als endloses Dasein gedacht und als nichts weiter, das ist ja ein Ding, für das man sich unmöglich begeistern und bei dem man sich nichts Genügendes denken kann. Eben deshalb gab das Christentum diesem Begriff, der an und für sich noch gar keinen Inhalt hat, sondern eine bloße Form, eine leere Hülse ist, es gab ihm einen Inhalt. Nämlich es sagte: Ewiges Leben ist ein Leben mit einem ewigen Inhalt, ein Leben für ewige Güter, für alles das, was niemals alt wird, niemals stirbt, ein Leben für Gott, für die Wahrheit, für die Liebe, und ein Leben durch Gott, durch die Wahrheit, durch die Liebe. Dies Leben bleibender Güter, Kräfte, Ziele kann nicht nur, sondern soll der Christ bereits auf Erden haben. Und nur wer dies Leben irgendwie bereits hier hat, nur der kann es glaublich finden, daß mit dem zeitlichen Tod nicht alles aus sein wird. Es ist die Selbständigmachung der Lehre vom ewigen Leben gegen die Lehre von der Auferstehung, die das Christentum vollzogen hat. Denn es könnte

einer sagen: Ich glaube an keine Auferstehung. Da würde Christus ihm entgegnen: So mußt du dennoch ewiges Leben in dir haben! Denn Auferstehung und ewiges Leben sind an sich zweierlei; jene ist Form, diese Inhalt, jene ist erst die Folge von diesem. Ewiges Leben giebt es schon vor der Thatsache der Auferstehung und an sich unabhängig von dieser. Fühlst du jenes heilige Leben in dir? Hast du es als schon gegenwärtigen Besitz? Dann bist du ein Christ. Hingegen fragst du: Ist dies das ewige Leben, das da kommen soll, oder sollen wir eines anderen warten, dann hast du noch nicht die Religion Jesu Christi, sondern erst die Religion Johannes des Täufers. Der Punkt, über den wir uns heute klar geworden sind, ist also der: Ein Christ hat schon das Gottesreich. Er hat schon den himmlischen Lohn. Er ist schon selig. Er besitzt das ewige Leben. Und nur die Weigerung und die Vollendung von dem, was wir schon wesentlich in uns tragen, erwarten wir von der Zukunft".

Soweit die beiden Predigtstellen. Wäre es mir möglich gewesen, so hätte ich beide Predigten für die „Sphinx" unverkürzt notiert. Wie mit diesen und seinen übrigen Kanzelreden, so stimme ich auch in den meisten Punkten mit den zwei Schriften von Paul Graue überein, die im Verlage von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig erschienen sind unter dem Titel: „Was ist evangelischer Glaube? (2. Aufl. 1893, Preis 40 Pf.) und „Ist Religion Privatsache?" (1892, Preis 30 Pf.). Ich empfehle sie unsern Lesern. Dr. Göring.



Dr. med. J. H. Deweys mystische Schriften.

Kein Mittel darf unversucht bleiben, um die Lethargie zu brechen, in der sich die meisten nach Wahrheit Dürstenden trotz aller erhaltenen Aufklärung aus theosophischen Schriften immer noch befinden. Aus all den herzerhebenden Theorien will sich nicht genug fruchtbarer Boden für ein Keimchen zur ernsten That ergeben. Wenn man auch einmal das Wagnis unternommen hat, die herrschenden autoritativen Ansichten über Welt und Menschen mit den Lehren der Weisheitsreligion zu vertauschen, so glaubt man damit schon etwas ganz Gewaltiges vollbracht zu haben und fängt an, die Lehren als die wahre Errungenschaft zu betrachten und — verfällt in eine andere Lethargie, die der philosophischen Spekulation. Anstatt sich zur Theosophie rein und lauter durchzuringen, wird man ein „Theosophist" und freut und rühmt sich dieser Errungenschaft. Anstatt dem Auferstehungsmorgen des Gottmenschen entgegen zu harren mit gefüllten Lampen und wachen Gemütes, sinkt man von einem Schlummer in den anderen, und das Bleigewicht unserer Seele, die Persönlichkeit, nimmt, uns ganz unbewußt, während dieser philosophischen Schläferstündchen an Gewicht nicht ab, sondern zu; wir fechten tapfer mit Worten und kommen darüber zu keiner einzigen Befreiungsthat. Aus einem Sumpf heraus, in den anderen hinein.

Sowie Amerika überhaupt das Land der praktischen Geschäftsleute ist, so scheinen dort auch sehr praktische Theosophen und Okkultisten und Mystiker sich zu entwickeln, denen die vielversprechendsten Theorien nur dann wert sind, wenn sie sich in der Praxis bewähren. Die „Theosophical Society of America“ ist aus diesem praktischen Grundzuge hervorgewachsen, und eine gleiche Thatkraft beurkundet sich in den Schriften des Dr. Dewey. Obwohl dieser Mann die Lehre von Reinkarnation, Karma usw. aus der indischen Theosophie nicht anerkennt (anscheinend für die nicht, welche schon eine hohe Stufe erreicht haben), so steht er doch mit seiner Interpretation der Lehre Jesu und des neutestamentlichen Okkultismus ganz auf dem Boden der indischen Adepten. Aber der Hauptwert seiner Darstellungen liegt darin, daß sie mit einer wahren Meisterschaft alles im Lichte der Praxis zeigen und die in den meisten Theosophen so fest eingewurzelte Abwartungs- und Entwickelungstheorie mächtig erschüttern. Er sagt, daß jemand sich selbst seiner Thatkraft beraubt, wenn er sein Ziel sich himmelweit entfernt denkt, weil er dann eben gar nicht daran denkt, die sofortige Erreichung dieses Zieles zu erstreben; denn nach dem als unmöglich Gedachten wird niemand Verlangen für sofortigen Besitz tragen. Deswegen dringt Dewey auf intensive Konzentrierung aller Kräfte nach der sofortigen Erlangung des idealen Zustandes.

Wer des Englischen mächtig ist, sollte unter allen Umständen Deweys Schrift „The new Testament. Occultism interpreted“ lesen; er wird neuen Kampfesmut und neue Ueberzeugungskraft daraus schöpfen, abgesehen davon, daß im Anhange eine längere Darstellung des indischen Lebens und der okkulten Kräfte der Adepten, Yogis usw. von einem Professor Dr. Hensoldt (der längere Zeit unter der Leitung von Adepten studierte, und selbst den Dalai Lama sprach) aus der „Arena“ gegeben ist, die äußerst belehrend wirkt.

Eine gute deutsche Uebersetzung der Deweyschen Schriften erscheint im Verlage von F. E. Baumann in Bitterfeld in monatlichen Heften zu 4 Bogen à 25 Pf. Die Adresse für den Bezug der englischen Schriften ist: E. L. C. Dewey, 111 West 68. Street New-York. U. S. A.

Noch mag erwähnt werden, daß Dr. Dewey in New-York ein Institut für praktischen Okkultismus und für Mystik errichtet hat, welches unter seiner Leitung die Entwickelung der höheren Seelenkräfte, des sechsten und siebenten Sinnes, bethätigt. Seine Anhänger sind zahlreich und über ganz Amerika verbreitet; er selbst heilt nur mehr mit geistigen Kräften und leitet seine Schüler dazu an. **C. V. Glück.**



Berliner Vegetarische Ausstellung 1896.

(Vom 1. Mai bis 15. Oktober).

Das Zentralamt der Berliner Vegetarischen Ausstellung verbreitet folgenden Aufruf:

„In der am 15. Januar 1896 abgehaltenen Generalversammlung der Vegetarier-Vereinigung, Zentrale Berlin, ist mit Stimmeneinheit beschlossen worden, im Anschluß an die diesjährige in Treptow abzuhaltende Berliner Gewerbeausstellung eine „Vegetarische Ausstellung" zu veranstalten, und zwar wohl räumlich anstoßend, doch administrativ ohne Zusammenhang mit der genannten Berliner Gewerbeausstellung, was die Möglichkeit gestattet, auch Ausstellungsgegenstände anderen als berliner Herkommens in den Rahmen dieser Ausstellung aufzunehmen.

Die Berliner Vegetarische Ausstellung 1896 soll vor allem naturgemäße Nahrungsmittel, d. h. alle solche Nahrungsmittel vorführen, welche der vegetarischen Anschauung gemäß leibliches und geistiges Gedeihen fördern. Absolut ausgeschlossen sind alle Schlachtprodukte (Fleisch aller Tiergattungen, Fett vom getöteten Tiere), ferner alle alkoholischen Getränke (gegorenes Bier, gegorener Trauben- oder Obstsaft, gebrannte Getränke oder Destillationsprodukte) endlich narkotische Reizmittel, wie Bohnenkaffee, chinesischer Thee und Tabak in allen Formen. Zu dieser Ausstellung sollen noch herbeigezogen werden Bekleidungs- und Einrichtungsgegenstände, welche einen bedeutenden Fortschritt in hygienischer Richtung bekunden, zugleich aber auch bei den breiten Volksschichten durch Billigkeit und Einfachheit leicht eingeführt werden können. Ferner soll an den zur Benutzung kommenden Baulichkeiten die Möglichkeit hygienischer Konstruktion bei verhältnismäßiger Billigkeit erwiesen werden. Auf richtige Licht- und Luftzufuhr soll besonders Gewicht gelegt werden. Außerdem sollen solche Werke der Litteratur und Kunst zur Ausstellung gelangen, welche Aufklärung und Begeisterung für harmonische Lebensweise anstreben.

Die Ausstellung soll die Gegenstände gleich in praktischer Weise vorführen, indem die Nahrungsmittel in einem Bazar und in einem Restaurant dem Publikum zugänglich gemacht werden. Ebenso sollen die Kleidungs- und Einrichtungsgegenstände in Benutzung gezeigt werden, indem das Arbeitspersonal auf dieser Ausstellung hygienische Kleidung tragen wird, und Verkaufsräume, Restaurant und ein damit in Verbindung stehendes Hotel und Bad hygienisch eingerichtet werden sollen.

Besondere Sorgfalt soll einem „Kinderhorte", einer Einrichtung zugewandt werden, welche auf der Chikagoer Ausstellung großen Erfolg hatte und von allerhöchster Bedeutung in erzieherischer Hinsicht ist. Dies soll eine Anstalt sein, in der die zur Berliner Gewerbeausstellung kommenden Mütter und Väter ihre Sprößlinge zur zeitweisen Aufbewahrung übergeben können, um sie vor den Strapazen des Hin- und Herschleppens zu sichern. Hier soll gegen billiges Entgelt Kindern aller Altersgrade Wartung, Beköstigung und Anleitung zum Spiele geboten werden. Dieser Kinderhort, richtig geleitet, muß zu einem Propagandamittel allerersten Ranges

für unsere Sache werden, denn auf die breiten Schichten des Volkes und auf die Kindererziehung müssen wir einwirken.

Die Finanzierung ist nach dem in den Vereinigten Staaten erprobten Systeme De Bernardi durch Ausgabe von Gutscheinen für Beiträge in Geld, Ware oder Arbeit eingeleitet worden. Diese Gutscheine werden von dem Ausstellungsunternehmen nach Eröffnung der Ausstellung in Bezahlung für Ware, für Benutzung des Hotels, Bades und Kinderhortes entgegengenommen werden. Es ist geplant, an alle Vegetarier und Abstinenzvereine in Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Schweden-Norwegen, Holland, Belgien, Frankreich, England und der Vereinigten Staaten eine Einladung zum Besuche dieser Ausstellung zu richten und ihnen diese Gutscheine behufs Unterstützung des Unternehmens zum Kaufe anzubieten. Diese Gutscheine werden gleich den Koupons des Cook'schen Reisebureaus zur Verwendung gelangen und sollen dem Unternehmen von vornherein die Kundschaft sichern.

Der Profit des Unternehmens endlich soll den Gründungsfond für später in Berlin permanent anzulegende vegetarische Kinderhorte bilden.

Es giebt keine bessere Gelegenheit, als jetzt im Anschlusse an die wohl annoncierte Berliner Gewerbeausstellung diesen Schritt praktischer Propaganda zu unternehmen. Darum rechnen wir bestimmt auf die kräftigste Unterstützung aller Gesinnungsgenossen von nah und fern. Da die Zeit drängt, ersucht das unterzeichnete Zentralamt um sofortige Beteiligung an der hiermit eröffneten Subskription auf Gutscheine. Beiträge können in Geld oder in solcher Ware und Arbeit geleistet werden, welche der Natur des Unternehmens entspricht. Subskriptionslisten werden bei den Vorständen aller Vereine verwandter Bestrebungen aufliegen".

Soweit der Aufruf. Das Unternehmen ist zeitgemäß und wird viel Anklang und Unterstützung finden. Ganz vortrefflich finde ich den Gedanken, vegetarische Kinderhorte zu gründen.

Das Zentralamt der Berliner Vegetarischen Ausstellung 1896 besteht aus den Herren G. A. Schlimpert und Joseph Scharberg. Die Geschäftsstelle ist das Vegetarische Vereinshaus Berlin C., Neue Schönhauserstr. 10 (Ecke der Rosenthalerst.). Aufklärende Besprechungen werden dort wochentäglich von 7—8 Uhr abends und sonntäglich von 2—8 Uhr nachmittags gegeben. Alle Schriftstücke und Geldsendungen sind zu adressieren: An das Zentralamt der Berliner Vegetarischen Ausstellung 1886, Berlin C. 22.

G.



„Die Kindesfeßler".

Eine „Zeitschrift für pädagogische Pathologie und Therapie in Haus, Schule und sozialem Leben" erscheint unter dem Titel „Die Kinderfehler", Verlag von Hermann Beyer und Söhnen, Herzogl. Sächsischen Hofbuchhändlern, jährlich sechs Hefte, Preis 3 Mk., (im Anschluß an die

„Deutschen Blätter für erziehenden Unterricht" oder an die „Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik" — Preis 2 Mark 40 Pfg.). J. Trüper, Direktor der Heilerziehungsanstalt auf der Sophienhöhe bei Jena giebt sie mit Dr. med. Koch, Direktor der Irrenanstalt Zwiefalten, mit Ufer, Rektor in Altenberg und mit Dr. Zimmer, Professor der Theologie und Direktor des Predigerseminars in Herborn, heraus.

Das erste Heft des ersten Jahrgangs enthält zwei höchst interessante Arbeiten über geistig abnorme Kinder, eine Charakteristik von sechs seelisch krankhaft angelegten Knaben im Alter von 7 bis 12 Jahren, die der Verfasser, Friedrich Kölle, Direktor der Anstalt für Epileptische in Zürich, jahrelang beobachtet hat, sowie einen Bericht des Gefängnispredigers Morrison in London über den 13jährigen Robert Allen Coombes, der am 7. Juli 1895 seine Mutter ermordete und einer Anstalt für geisteskranke Verbrecher überwiesen wurde. Es sind düstere Bilder von Entartung und Menschenelend, welche die beiden Verfasser schildern.

William S. Monroe giebt eine Uebersicht über die Anstalten für geistig und körperlich abnorme Kinder in den Vereinigten Staaten; Trüper weist im Anschluß an die Petition des Vereins für innere Mission um Einführung eines Gesetzes gegen Trunksucht auf die Gefahr der Sonntagsentwürdigung durch die Ausdehnung des Vergnügungsgewerbes hin; Paola Lombroso, die Verfasserin eines Buches über Kindespsychologie, berichtet über den Stand dieses Litteraturzweiges in Italien; mein verehrter Freund Lucien Arréat in Paris giebt in seiner kritisch gewissenhaften Art eine zuverlässige, anschauliche Uebersicht über dasselbe Gebiet in Frankreich.

Dieser Zeitschrift wünsche ich bestes Gedeihen; sie war schon seit 10—15 Jahren nötig, da sich die Thatsachen der Geistesentartung im Kindesalter im letzten Menschenalter so gehäuft haben, daß eine Untersuchung dieser Nachtseite des Lebens nötig war, um dem Ueberhandnehmen dieser Schäden der Gesellschaft zu steuern. Eine große Anzahl europäischer und amerikanischer Psychiater, Pädagogen, Moral- und Sozialpolitiker hat die Mitarbeit an dieser Zeitschrift versprochen, deren Verbreitung ich auch den Lesern der „Sphinx" warm ans Herz lege.

Es empfiehlt sich, zur Orientierung über die Hauptfragen, mit denen sich „Die Kindesfehler" beschäftigen, die Hefte 5, 29, 36, 43, 44, 62, 69, 71 des „Pädagogischen Magazins" (Verlag von Hermann Beyer und Söhnen in Langensalza, Preis à 20, 30 und 60 Pfg.) zu lesen. Sie behandeln den Geisteszustand des normalen und abnormen Kindes. — Daß Trüper den technischen Jargon von seiner Zeitschrift fernhalten will, billige ich lebhaft: denn die Ungelehrtesten brauchen mit Vorliebe den schwerfälligsten Gelehrtenjargon und glauben dann, dieser Nebenkram mache ihre Arbeit „wissenschaftlich".

29. Februar 1896. Dr. Göring.



Arbeitsstoff für die Leser der „Sphinx".

Folgende Schriften beabsichtige ich im Laufe der Zeit in deutscher Uebersetzung ganz oder auszugsweise in der „Sphinx" mitzuteilen oder in Buchform erscheinen zu lassen. Ich ersuche deshalb unsere Leser, sich recht vielseitig an den Uebersetzungen zu beteiligen, und sehe baldigen Mitteilungen entgegen, um rechtzeitig den Arbeitsplan leiten zu können. Da die hier genannten Bücher in jede theosophische Bibliothek gehören, so empfehle ich unseren Lesern die Anschaffung derselben insbesondere für Zweige der Deutschen Theosophischen Gesellschaft und für theosophische Lesezirkel. Vor dem Erscheinen der Uebersetzungen sind mir auch sachliche, kurze oder ausführliche Darstellungen des Inhaltes dieser Bücher für unsere Monatsschrift willkommen. Auch solche Arbeiten bitte ich vor Einsendung anzumelden, damit nicht mehrere Leser die gleiche Aufgabe übernehmen. Alle diese Bücher sind von

THE THEOSOPHICAL PUBLISHING SOCIETY,
7, Duke Street, Adelphi, London, W. C.

zu den beigefügten Preisen zu beziehen. Man schickt mit einer internationalen Postanweisung den Betrag unter Angabe der bestellten Bücher ab. Außerdem besorgt auch jede deutsche Buchhandlung die Bücher. Es sind folgende:

The Birth and Evolution of the Soul. Two Lectures by Annie Besant. Cloth 8vo. Price post free 1 s. 2 d.

The Self and its Sheaths four Lectures. By Annie Besant. Cloth 8vo. 1/6 net.

The Outer Court. Five Lectures by Annie Besant. Cloth 8vo. Price 2 s. net.

Theosophical Essays. By Annie Besant. Cloth gilt 2 s. net.

The Use of Evil. By Annie Besant. Price post free 2 1/2 d.

Eastern Castes and Western Classes. By Annie Besant. Price post free, 2 1/2 d.

Dreams. By C. W. Leadbeater. Price 1 s. Post free 1 s. 1 d.

Five Years of Theosophy. Mystical, Philosophical, Theosophical, Historical, and Scientific Essays. Second and Revised Edition. Cloth 8vo. 10/- net.

The World Mystery. Four Essays. By G. R. S. Mead, B.A., M.R.A.S. Cloth, 8 vo. Price 3 s. 6 d. net. Contents:—The World Soul. The Vestures of the Soul. The Web of Destiny. True Self-Reliance.

From The Upanishads. By Charles Johnston. Contents:—The Home of Death (Katha Upanishad). A Vedic Master (Prashna Upanishad). That thou Art (Chhandogya Upanishad). Wrappers, 8vo. Price 2 s. 6 d. net.

The Mândûkyopanishad with Gaudapâda's Kârikâs and the Bhâshya of Sankara. Translated into english by Manilal N. Dvivedi. Cloth, 8vo. Price 4 s. 6 d. net.

Light on the Path: A Treatise. Written for the Personal use of those who are ignorant of the Eastern Wisdom and who desire to enter within its Influence, by Mabel Collins. Cloth, small 8vo. Price 1s. net.

Green Leaves. By Mabel Collins. Cloth, small 8vo. Price 1s. net.

First Steps in Occultism. Being Practical Occultism, by H. P. B. Occultism, v. The Occult Arts, by H. P. B. Comments on „Light on the Path", by M. C. Cloth 8vo. 2 s. net. Leather 4 s. net.

Reminiscences of H. P. Blavatsky and „The Secret Doctrine". By the Countess Constance Wachtmeister. Cloth 8vo., 2,6 net., Wrappers 1/6 net.

The Marriage of the Soul, and Other Poems. By W. Scott-Elliot, Author of „Problems of the Hidden Life". Buckram, 8vo. Price 5 s.

Problems of the Hidden Life. Being Essays on the Ethics of Spiritual Evolution. Cloth, 8vo. Price 5 s.

Theosophical Analogies in the Divina Commedia. By L. Schram. Wrappers, 8vo. Price 1/- net.

Lâo-Tsze: The Great Thinker. With a translation of his Thoughts on the Nature an Manifestations of God. By Major-General G. G. Alexander. Cloth, 8vo. Price 5 s.

Indian Palmistry. By Mrs. J. B. Dale. Cloth 8vo., 1/-. Post free, 1/2.

Numbers: Their Occult Power & Mystic Virtue. Being a Résumé of the views of the Kabbalists, Pythagoreans, Adepts of India, Chaldean Magi, and Mediæval Magicians. By Wm. Wynn Westcott. Cloth. Price 4 s. net.

A Handbook of Hindu Astrology Boards, 8vo. pp. 310. Price 5 s. net.

Bereits ins Deutsche übersetzt, größtenteils auch erschienen sind die vortrefflichen Abhandlungen von Annie Besant:

The Seven Principles of Man.
Reïncarnation.
Death — and After?
Karma.
The Masters as Facts and Ideals.
Devotion an the Spiritual Life.

Wer regelmäßig die Monatsschrift „Lucifer" von Annie Besant und G. R. S. Mead liest (jährlich 17/6, das einzelne Heft 1s. 6 d., auch von dem oben genannten Verlage zu beziehen), findet bei geringster Initiative in jeder Nummer eine oder mehrere Arbeiten, die für die „Sphinx" übersetzt zu werden verdienen, z. B. in den neuesten Heften:

Man and his Bodies. By Mrs. Annie Besant.
The Future that awaits us. By Annie Besant. (Buchausgabe: 1 s).
Recurrent Questions. By Annie Besant.
The Sevenfold Universe. By T. Williams.
The Barons Room. By Mrs. Hooper.
On the Bhagavad Gîtâ. By J. C. Chattopâdhyâya.
Parsifal: The Finding of Christ through Art. A Wagner Study. By Albert Ross Parsons. (Buchausgabe gebunden: 5 s. 6 d)
Orpheus. By G. R. S. Mead.
The Astral Plane. By C. W. Leadbeater. (Als Buch: 1 s.)
An Epidemic Hallucination. By Mrs. Ivy Hooper.

In den nächsten Nummern werde ich andere Richtungen der Theosophie in ihrer Litteratur zur Geltung bringen. Wer nun den guten Willen hat, zu helfen, der braucht nur in die Fülle zu greifen!

Dr. Göring.



Reclams Universal-Bibliothek.

Die Verlagsfirma Philipp Reclam jun. in Leipzig übersendet uns ein neues Verzeichnis ihrer Universal-Bibliothek, das allgemeine Beachtung verdient, weil es den Reichtum und die Vielseitigkeit dieser Sammlung in einem neuen Gesichtspunkte zeigt und weil es erkennen läßt, wie das ganze Unternehmen nach bestimmten litterarisch-wissenschaftlichen Prinzipien geleitet wird.

Der Katalog ist nach den in der Universalbibliothek vertretenen Litteraturen geordnet und enthält genaueste Titelangaben. Darnach bieten die 20 Pfennig-Heftchen Werke aus der englich-amerikanischen, peruanischen, chinesischen, dänischen, alt- und hochdeutschen, englischen, finnischen, französischen, alt- und neugriechischen, hebräischen, indischen, alt- und neuisländischen, italienischen, niederländischen, norwegischen, polnischen, portugiesischen, römischen, rumänischen, russischen, schwedischen, spanischen, tschechischen, türkischen und ungarischen Litteratur. Keine andere derartige Büchersammlung bietet eine solche Menge Werke aus der ganzen Weltlitteratur. Wir dürfen froh sein, diese universelle Volks-Bibliothek zu besitzen, die für wenig Pfennige jedem Wißbegierigen eine Fülle des Interessanten bietet.

G.





Briefverkehr mit unseren Mitarbeitern und Lesern.

Antworten von Dr. Göring.



„Mystik" und — Sophistik bei Franz Evers.

Dr. W. Fr. in **B.** Mystik und Sophistik schließen sich aus. Sie haben meine Abwehr des Angriffes gegen die „Sphinx" in jeder Beziehung vortrefflich aufgefaßt. Eine Weiterverbreitung der Sache halte ich nicht für nötig. Ich bitte nicht einmal die „Deutsche Warte" um eine Berichtigung der Eversschen Massenkritik: Ich habe ihr durch den Verlag der „Sphinx" einen Abzug meiner Abwehr zuschicken lassen und stelle dem Anstand der Redaktion anheim meine Richtigstellung der Thatsachen zu benutzen oder zu ignorieren. Eine so wichtige Person ist mir der Herr Evers nicht. Ich nehme ihn erst ernst, wenn er seine Person weniger hochhält. Seine Sophistik besteht darin, daß er sich damit herausredet, sein Angriff habe nicht Hübbe-Schleiden, sondern mir gegolten. Daß er die Absicht der Wichtigthuerei und Großsprecherei gegen mich hatte, das war mehr als durchsichtig. Dennoch kritisiert er fast nur Hübbe-Schleidens Arbeit. Was ist denn mein bischen Redaktion gegen die 20 Bände der „Sphinx", die Hübbe-Schleiden herausgegeben hat! Ich übernahm ja für ein Jahr „Sphinx"-Beiträge, die teilweise schon gesetzt, alle aber aus Hübbe-Schleidens Initiative hervorgegangen waren und das Gepräge seiner Geistesart hatten. Herausgeber der „Sphinx" bin ich erst seit 5 Monaten! Gegen wen gehen also die Phrasen von „Nicht Fisch, nicht Fleisch" — „keins dieser vielen Programme" usw? Nur gegen Hübbe-Schleiden. Und wenn er die Wiederherausgabe von Kerning als „gefährlich" hinstellt, so greift er ja wieder nur Hübbe-Schleiden an! Denn daß nur Hübbe-Schleiden diese Schriften herausgegeben hat, so viel muß doch selbst ein Franz Evers wissen!

Wozu also die Sophistik in der „Berichtigung"? Mich hat der „Mystiker" Franz Evers treffen wollen, seinen Lehrer und Wohlthäter hat er aber getroffen. Das kommt vom bösen Willen und von der Eitelkeit.

Wer eine fremde Zeitschrift übernimmt, muß erst ein wenig warten, ehe er sein eigenes Programm bringt. Und dann fragt man nicht nach Franz Evers Orakelei! Ich habe meinem Versprechen gemäß die „Sphinx" übernommen, um Hübbe-Schleiden von einer Arbeitslast zu befreien, damit

er seine Gesundheit wiedergewinnen könne. Er hat von seinem Rechte als Herausgeber der „Sphinx" auch von Indien aus jederzeit Gebrauch gemacht. Auch jetzt wird die „Sphinx" noch lange sein Werk sein. Erst wenn die von mir gewonnenen Mitarbeiter die von mir gestellten Aufgaben ausführen, dann folgt sie meinem Programme.

Einer der ältesten Mitarbeiter der „Sphinx" nannte den Angriff von Franz Evers „dummdreist"; er kennt Franz Evers persönlich und sachlich länger und gründlicher als ich.



Symbolik der Schrift und der Handlinien.

Wenn man begreift, daß alles sinnlich Wahrnehmbare ein Sinnbild des Geistes ist, so muß man sich freuen, daß man auch die alte, viel zu lange vernachlässigte Deutung der Linien in der Handfläche nebst allem, was man Chiromantie nannte, jetzt wieder zur Geltung bringt. Daß das „Institut für Graphologie und Chiromantie" in Erfurt die Deutung der Handschrift mit der Auslegung der Handform verbindet, finde ich sehr lobenswert. Auch Astrologie gehört noch in den Rahmen dieser Künste, die viel leisten werden, wenn sie auf Grund geprüfter Erfahrungen mit der Zeit zuverlässige Erkenntnisgesetze als Führer aufstellen kann.

Ich habe Abgüsse von Händen nebst Handschriften, deren Wert ich genau nachprüfen kann, dem Institut zur Analyse übergeben: ich habe dieses ersucht, freimütig alles mitzuteilen, was aus diesen Zeugnissen zu lesen ist. Was das öffentliche Interesse erregt, werde ich in der „Sphinx" mitteilen.



Jedes Manuskript mit Adresse des Verfassers zu versehen!

Aus vielen Gründen empfiehlt es sich, jedes Manuskript mit der genauen Adresse des Verfassers oder Absenders zu versehen. Aus der Unterlassung dieser einfachen Form erwachsen dem Absender des Manuskriptes und dem Herausgeber oft Unannehmlichkeiten; auch bitte ich, auf jedem Manuskripte die Anzahl der Separatabzüge anzugeben, die der Verfasser wünscht.



Jede Mitteilung an die Redaktion der „Sphinx",

ebenso Manuskripte und neue Bücher zur Besprechung in der „Sphinx" bitte ich direkt an mich persönlich nach **Berka a. d. Werra** (S.W.-Eisenach) zu schicken.

Dr. H. Göring.

Für die Redaktion verantwortlich:
Dr. Göring in Berka an der Werra (W.-Eisenach).

Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig.

Druck von Appelhans & Co. in Braunschweig.

Sphinx

Kein Gesetz über der Wahrheit!

Wahlspruch der Maharadjahs von Benares.

XXII, 123. Mai 1896.

Menschenschicksal und Gestirne.

Gedanken über Astrologie.

Von

Richard Weber.



Die „Astrologie" behauptet den Zusammenhang der Gestirnkonstellationen und deren Wechsel mit irdischen Veränderungen, also einen Parallelismus des Makrokosmos mit dem Mikrokosmos und ist, vom Standpunkte der sich bahnbrechenden monistischen Weltanschauung aus betrachtet, wieder diskussionsfähig geworden. Die Regeln der Astrologie sind durch Aufzeichnungen gewonnener Erfahrungen entstanden und greifen bis auf Jahrtausende zurück. Die hauptsächlichsten derselben den besten und teils sehr selten gewordenen Werken über Astrologie zu entnehmen, sie durch solche der neueren englischen Astrologen (welche die im Altertume unbekannten Planeten „Uranus" und „Neptun" mit berücksichtigen) zu vervollständigen und der Prüfung des Einzelnen zugänglich zu machen, ist der Zweck eines Buches, welches ich veröffentlichen werde.

Ich hoffe damit eine astrologische Statistik und auf Grund dieser die Möglichkeit eines begründeten Urteils über Wert oder Unwert der astrologischen Lehren herbeizuführen. — Kant sagt: „Man muß nicht alles glauben, was die Leute sagen, man muß aber auch nicht glauben, daß sie es ohne Grund sagen".

Man ist aber in diesem Falle um so weniger berechtigt, anzunehmen, „daß sie es ohne Grund sagten", als die geistige Qualität dieser „Leute" eine sehr auffallende ist. Wir finden die besten Köpfe aller Zeiten unter den direkten Anhängern der Astrologie [1]) sowohl als auch unter denen, deren philosophische Prinzipien wenigstens nicht im Widerspruch zur astro-

[1]) Siehe: Carl Kiesewetter: „Die Geheimwissenschaften". (Zweiter Teil der Geschichte des neueren Okkultismus, Seite 241—358.) „Die Astrologie und das Divinationswesen". Leipzig. Verlag von W. Friedrich 1895. — Man findet hier einen wohlgeordneten Ueberblick über die Geschichte der Astrologie und die Werke ihrer Vertreter, bis auf die Neuzeit.

logischen Anschauung stehen, was um so mehr Veranlassung sein sollte, sich nach dem Thatsachenmaterial umzusehen.

Daß dies nur selten und von wenigen geschieht, mag immerhin seinen Hauptgrund in dem bisherigen Mangel an einer übersichtlichen Darstellung der astrologischen Grundlehren, in moderner Sprache, haben. Anderenteils liegt aber die Schuld in der Gleichgiltigkeit des großen Publikums, Dingen gegenüber, die weder pekuniären Vorteil bringen, noch geeignet erscheinen, materielle Genußsucht zu befriedigen, hingegen Anspruch an ein selbständiges Denken stellen. —

Schopenhauer setzt dies wie folgt auseinander:

„Die meisten Menschen haben, wenn auch nicht mit deutlichem Bewußtsein, doch im Grunde ihres Herzens, als oberste Maxime und Richtschnur ihres Wandels, den Vorsatz, mit dem kleinstmöglichen Aufwande von Gedanken auszukommen, weil ihnen das Denken eine Last und Beschwerde ist. Demgemäß denken sie nur knapp so viel, wie ihr Berufsgeschäft schlechterdings nötig macht, und dann wieder so viel, wie ihre verschiedenen Zeitvertreibe, sowohl Gespräche, als Spiele erfordern, die dann aber beide darauf eingerichtet sein müssen, mit einem Minimo von Gedanken bestritten werden zu können. Fehlt es jedoch in arbeitsfreien Stunden an dergleichen, so werden sie stundenlang am Fenster liegen, die unbedeutendsten Vorgänge angaffend und so recht eigentlich das „ozio lungo d'uomini ignoranti“ des Ariosto uns veranschaulichen, eher, als daß sie ein Buch zur Hand nehmen sollten, weil dies die Denkkraft in Anspruch nimmt“.

Sie zählen zu der großen Masse, denen ein mehr als subjektiver Gebrauch des Intellektes nicht möglich ist, daher sie denn auch ihre alltäglichen Geschäftsangelegenheiten allen Ernstes für viel wichtiger halten, als die geistige Beschäftigung mit Dingen, die mit den Fragen nach Art und Zweck unseres Daseins in naheliegender Verbindung stehen. „. . . ihnen ist jede Geistesanstrengung, die nicht den Zwecken des Willens dient, eine Thorheit, und die Neigung dazu nennen sie Exzentrizität“.

Im Gegensatze hierzu steht nun nach Schopenhauer der freie, abnorme Gebrauch des Intellektes, wie er sich im „Genie“ offenbart — „wo das Erkennen zur Hauptsache, zum Zweck des ganzen Lebens wird, das eigene Dasein hingegen zur Nebensache, zum bloßen Mittel herabsinkt, also das normale Verhältnis sich gänzlich umkehrt. Demnach lebt das Genie im ganzen mehr in der übrigen Welt, mittels der erkennenden Auffassung derselben, als in seiner eigenen Person. Ihm benimmt die ganz abnorme Erhöhung der Erkenntniskräfte die Möglichkeit, seine Zeit durch das bloße Dasein und dessen Zwecke auszufüllen; sein Geist bedarf beständiger und starker Beschäftigung. Daher mangelt ihm jede Gelassenheit im Durchführen der breiten Szenen des Alltagslebens und jenes behagliche Aufgehen in diesem, wie es den gewöhnlichen Menschen gegeben ist, die sogar den bloß zeremoniellen Teil desselben mit wahrem Wohlgefallen durchmachen“. —

An die wenigen, welche sich eines ungefesselten Intellektes erfreuen und einer objektiven Betrachtung der Dinge fähig sind, wendet sich der Verfasser mit der Bitte um Studium und Prüfung seines Gegenstandes im Interesse der Wahrheit, trotzdem die Astrologie zu den „verbotenen Dingen" gehört, über welche Dr. Julius Stinde sich folgendermaßen äußert.[1])

„Das Wort ist frei, die Presse ist frei, es giebt sogenannte freie Bühnen, Gewerbefreiheit haben wir auch — aber trotz allen Freiheiten ist es dennoch verboten, eine Reihe von Fragen ernsthaft zu behandeln, wenn man nicht den Bannfluch des neunzehnten Jahrhunderts auf sich ziehen will, den Fluch der Unaufgeklärtheit". —

„Für unaufgeklärt zu gelten, das ist die größte Schmach, in die jemand geraten kann. Lieber ein bißchen Spitzbube mit Schlauheit, als ein Ehrenmann mit Beschränktheit. Wer unter dem Verdachte der Unaufgeklärtheit steht, das ist der bewußten störrischen Dummheit, gegen die alle Weisheit vergebens ankämpft, — ist ein Ausgestoßener, Verachteter, dem nicht einmal das Almosen des Mitleides zu teil wird, sintemal man Boshaften nichts verabreicht. Darum hütet sich jeder wohl und hält sich zu den Erleuchteten, macht mit in Aufgeklärtheit, glaubt nur, was diese lehrt, und wandelt, wie man zu sagen pflegt, auf den Höhen der Menschheit. — Schließlich wird man durch und durch aufgeklärt, wie jene Frau eines Sozialdemokraten dort oben in der Gegend von Flensburg, die der Seelsorger mit Trost versehen wollte, was er für die Pflicht seines Amtes hielt, als ihm die Kunde vom Tode ihres Mannes ward. Als die Frau den Geistlichen erblickte, streckte sie abweisend die schwielige Rechte aus und rief: „Herr Pastor, bleiben Sie mich zehn Schritte von'n Leibe; zwischen Sie und mich steht die Wissenschaft!" — „Diese Geschichte hat sich vor etlichen Jahren so zugetragen, wie sie hier erzählt wird. Sie prägte sich mir unvergeßlich als ein Beweisstück, für die „segensreiche" Wirkung der Wissenschaft in den breitesten Kreisen, ein. Wäre ich ein Maler, ich würde ein Zeitbild daraus machen und darstellen, wie die lichte Aufklärung in Gestalt der einfachen Volksfrau den unaufgeklärten Dunkelmann zum heiligen Darwin, oder sonst wohin, schickt. — Von solchen Dingen darf man sprechen". —

„Gefährlich, wenn auch nicht gerade lebensgefährlich, dagegen ist es, Zweifel an den jetzigen Satzungen der Wissenschaft merken zu lassen, obgleich jemand einmal gesagt hat, die Unsterblichkeit der meisten modernen wissenschaftlichen Unumstößlichkeiten dauert selten über vier Jahre. — Ich bin froh, diesen Ausspruch nicht gethan zu haben, es liegt eine Lästerung und Versündigung gegen den Zeitgeist darin". —

„Wie jene einfache Frau aus dem Volke ganz und voll und unentwegt für die Wissenschaft eintrat, so liegt es auch dem Aufgeklärten ob, sich ablehnend gegen alles zu verhalten, was, von wissenschaftlicher Seite, aus

[1]) Sonntagsbeilage Nr 16. zur „Nationalzeitung" vom 19. April 1891.

dem Tempel der Erleuchtung gewiesen wird. Es kommt dabei weniger auf Richtigsprechen, als auf Rechtsprechen an. Jene Frau hatte recht von ihrem Standpunkte aus, aber sie sprach nicht ganz richtig. Philologie hatte sie augenscheinlich noch nicht getrieben. Ueber Dinge zu reden, die der patentierten Aufklärung widersprechen, ist verboten. — Man kann nur darüber sprechen, wenn man sie gründlichst verurteilt". —

Wir kehren nun nach dieser Abschweifung zur Definition der Astrologie zurück. In allgemeiner Fassung ist sie schon eingangs gegeben worden. Sieht man von der „natürlichen Astrologie" (Astrologia naturalis) als der Lehre von dem Einflusse der Gestirne auf irdische meteorologische Veränderungen, ab, so stellt sich andererseits die „positive" oder „Judizialastrologie" dar, als die Kunst aus dem Laufe und der Stellung der Gestirne die Schicksale ganzer Völker und Staaten, wie auch der einzelnen Menschen zu erkennen und das Zukünftige vorauszusagen. Als spezieller Teil dieser „positiven" oder „Judizialastrologie" erscheint dann die in vorliegendem Buche ausschließlich berücksichtigte: „genethlialogische" oder „Geburtsastrologie" und im besonderen versteht man darunter:

„Die Kunst, aus der im Moment der Geburt eines Menschen statthabenden geozentrischen Konstellation der Gestirne, mit Berücksichtigung des, unter gegebener geographischer Länge und Breite des Geburtsortes für diesen gerade aufsteigenden, Punktes der Ekliptik (Horoskop) und der daraus hervorgehenden relativen Lage der erwähnten Konstellation — über Charaktereigenschaften und Schicksale des Geborenen, mit einem gewissen Wahrscheinlichkeitsgrade, zu prognostizieren".

Es sei gleich hier erwähnt, daß eine absolute Sicherheit der astrologischen Prognose schon aus dem Grunde nur ausnahmsweise erwartet werden kann, weil sich immer nur Aehnlichkeiten, schwerlich aber jemals vollkommene Uebereinstimmung, mit früher beobachteten Konstellationen ergeben. Abgesehen von der Zuverlässigkeit überlieferter Regeln und der Genauigkeit der Konstellationsberechnung wird der Wert der Prognose von der Sicherheit des Resumés des Ausübenden in dieser Kunst wesentlich abhängig bleiben. Es empfiehlt sich zur Prüfung der astrologischen Aphorismen besonders drastische Beispiele auszuwählen und sich an solchen, wie auch an der eigenen Geburt, zu üben. — Von diesem Standpunkte ausgehend, brachte die Monatsschrift „Sphinx" im Januarhefte 1889 (S. 45) eine astrologische Prognose für Deutschland und zwar für das laufende Jahr, in deren Einleitung der betreffende Verfasser sagte:

„Wir glauben uns diese allerdings nicht leichte Kunst hinreichend angeeignet zu haben, um sagen zu können, daß, falls die Voraussagungen sich nicht erfüllen sollten, dies nicht an unserer mangelhaften Verwertung der astrologischen Grundsätze, sondern nur an einer Unzulänglichkeit der Astrologie selbst liegen kann. — . . . . wir führen für unsere Schluß-

folgerungen die Belege an, mögen dann die alten Meister ihre Weisheit selbst vertreten". —

Da sich nun die Prognose, welche leider auch durch die meisten politischen Tagesblätter Verbreitung fand, nicht erfüllte, — zum Gaudium der „Aufgeklärten" — so lag es nahe, die im Februarhefte 1889 vom gleichen Autor herrührende Konstellation der Geburt „S. M. Kaiser Wilhelm II" auf ihre Richtigkeit zu prüfen, da mir die Greenwicher Ephemeriden des Geburtsjahres (1859) zugänglich waren. Hierbei stellte sich nun heraus, daß z. B. die Stellung des Merkur um nicht weniger als 13° von seinem wahren Orte abwich, daher denn seine Adspekten und die darauffußenden Schlüsse, falsch sein mußten. In den vorhergehenden Nativitäten der Kaiser „S. M. Wilhelm I" und „S. M. Friedrich III" sind ebenso grobe Fehler enthalten, die sich sogar auf das Judizium beziehen. Wie man in solchen Fällen die alten Meister verantwortlich machen will, ist nicht recht einzusehen und ich führe diesen Fall hier an, zur Warnung vor Uebereilung im Urteil und vor allzugroßem Selbstvertrauen. Ein „zu viel" an Vorsicht, Umsicht und Genauigkeit ist im Interesse der Wahrheit nicht leicht möglich. — Man beherzige den Ausspruch des Prof. von Helmholz: „Selbstüberschätzung ist der größte und schlimmste Feind jeder wissenschaftlichen Thätigkeit". —

Für die Möglichkeit der Beziehung der Gestirnkonstellation zum menschlichen Charakter und Schicksal sind zwei Annahmen denkbar:

1. die indirekte Einwirkung auf Grund eines Parallelismus des Makro- und Mikrokosmos (die monistische Weltanschauung).
2. die direkte Einwirkung (Standpunkt der Alten).

In ersterem Sinne ist ein Artikel über Astrologie des Grafen H. Carl zu Leinningen im Dezemberhefte 1887 der „Sphinx" gehalten, aus welchem ich das Folgende entnehme:

Von allen Geheimwissenschaften[1]) ist die Astrologie wohl eine der ältesten und wurde am frühesten systematisch ausgebildet. Sie stand in innigem Zusammenhange mit der esoterischen Zahlenlehre und Harmonik

[1]) Des Charakters der Geheimwissenschaften wollen neuere Anhänger die Astrologie entkleidet wissen. In diesem Sinne schreibt A. G. Trent in seiner sehr lesenswerten Broschüre: „The soul and the stares" ins Deutsche übersetzt durch Dr. C. Vopel und erschienen unter dem Titel: „Die Seele und die Sterne" in W. Friedrichs Verlag, Leipzig 1894 (Seite 6): Es ist um so notwendiger auf den eigentlich empirischen Charakter der Astrologie Gewicht zu legen, als man dieselbe gewöhnlich als eine okkulte Wissenschaft ansieht. Den Astrologen betrachtet man als eine Art Zauberer, der — wie man meint — entweder die Gabe der Weissagung besitzt, oder Betrügereien, übt. Man braucht ihn deswegen, daß die Leute eine falsche Meinung von ihm haben noch nicht zu bedauern, denn er hat dies bei seinen häufigen Quacksalbereien und seinem geheimnisvollen, feierlichen Ernste selbst verschuldet. Nur zu oft legte er ausschließlich Wert auf den schwächsten Teil seiner Wissenschaft: — die Zeiten künftiger Ereignisse zu bestimmen. Trotzdem bleibt die Thatsache bestehen, daß die Astrologie, mit der alleinigen Ausnahme von Astronomie, bezüglich der Zuverlässigkeit ihrer Angaben die exakteste aller exakten Wissenschaften ist. Mängel in der geologischen Auf-

der Pythagoräer, sowie mit allen älteren griechischen und morgenländischen Geheimwissenschaften und Mysterien; insbesondere bildete die Astrologie auch einen integrierenden Bestandteil der altsemitisch-hebräischen, und chamitisch-altägyptischen Weisheitslehren und heiligen Ueberlieferungen. — Der Grund, weswegen die Astrologie ihren Ruf in der neueren Zeit vollständig eingebüßt hat und auch heute noch fast allgemein als Aberglaube verlacht wird, liegt wohl hauptsächlich darin, daß ihr Wesen und die Basis, auf welche ihre Lehren sich stützen, mißverstanden wurden. Nachdem die immer weiteren Entdeckungen der Astronomie (die übrigens doch auch nur aus der Astrologie entstanden) dargethan, daß sämtliche Himmelskörper dieselben Bestandteile oder Beschaffenheit, wie unsere Erde haben, nur in weiter oder geringer fortgeschrittener Entwickelung, wies man einen Einfluß der Gestirne auf die Ereignisse unserer Welt, oder gar auf die Schicksale der einzelnen Menschen, zurück und erkannte den Mißverstand der thörichten Lehre, daß in den Sternen die lebendig wirkende Kraft liege, um die Weltgeschichte und das Glück oder Unglück des Einzelnen zu beeinflussen. Im Gegensatze hierzu geht die wahre Astrologie von dem Prinzipe aus, daß alles und jedes — da es nichts Gleichgiltiges und Zufälliges in der Natur giebt — nach einem ewigen einheitlichen und die ganze Welt umfassenden Naturgesetze geordnet ist, entsteht und zu immer neuen Existenzformen fortschreitet; daß dasselbe Gesetz sich im großen wie im kleinen wiederfindet und daher jedes Ereignis im einen sein vergrößertes, im anderen sein verkleinertes Spiegelbild haben muß. Wenn uns nun auch das vollständige Verständnis dieses einen Gesetzes, das die Harmonie des Alls regiert, in unserem gegenwärtigen Zustande verschlossen ist, so finden wir doch, je mehr wir forschen und entdecken, immer weitere Anhaltspunkte für dasselbe in allen einzelnen Zweigen unseres Wissens. Schon Plato erkannte eine Verwandtschaft der Verhältnisse zwischen der Musik und dem ganzen Weltsysteme; neuerdings hat Freiherr von Thimus in seiner harmonikalen „Symbolik des Altertumes" (Köln 1868) und später noch Baron Hellenbach („Magie der Zahlen", Wien 1882) in diesem Sinne weiter geforscht und das Auftreten der gleichen Periodizität

---

zeichnung können den Geologen irreführen; ein kleiner Fehler in der Analyse kann den Chemiker irre machen — der Astrolog dagegen entnimmt seine Angaben den Beobachtungen, die im Interesse der Astronomie und Schiffahrt absolut fehlerfrei sein müssen (den Ephemeriden). Er arbeitet sozusagen unter der Aufsicht seines Bruders, des Astronomen und er kann seine Angaben nicht fälschen, ohne sofort bloßgestellt zu werden. Die Grundregeln seiner Kunst sind ihm in der Hauptsache aus dem grauesten Altertume überkommen; in tausend Büchern veröffentlicht liegen sie aller Welt zur Prüfung vor. (Dies ist nicht ganz richtig. Die besten astrologischen Werke sind in alten Sprachen geschrieben und außerdem sehr selten geworden. D. V.) Seine Berechnungen sind ebensowenig kabbalistisch als die Regeldetri. — Mögen auch die Einflüsse, die er den Himmelskörpern zuschreibt, eingebildete sein, so sind sie doch keinesfalls okkult. Der besondere Ruhm seines Lehrgebäudes besteht darin, das Gesetz da auf den Thron zu setzen, wo sonst das Gesetz nicht anerkannt wurde, und für Uebernatürliches keinen Raum zu lassen.

in der Chemie, in den Licht- und Tonschwingungen, wie in vielen anderen Naturverhältnissen nachgewiesen. Ja, selbst das Leben des Menschen mit seinen wechselnden Ereignissen, mit all seinem Glücke und Unglücke, entwickelt sich nach einer solchen Periodizität, welche sogar für die einzelnen Menschen ziffermäßig berechnet werden kann. Ebenso stimmen auch die äußeren Maße des menschlichen Körpers mit denen der geometrischen Figuren überein, und alle unsere Werkzeuge und Maschinen führen uns in ihrer Entstehung und Gestaltung, auf das gleiche Entwickelungsprinzip hin, welches, uns unbewußt, unsere eigenen Glieder bildet. So ist nun der Mensch im kleinen in analoger Weise wie das Weltall im großen gestaltet, der Mikrokosmos ist gewissermaßen das Spiegelbild des Makrokosmos; für beide gelten die gleichen Gesetze und beide sind der Ausdruck desselben Prinzipes oder Grundwesens. Wenn wir daher die entsprechenden Züge dieses einheitlichen Bildes im großen wie im kleinen zu verstehen und zu erkennen vermögen, so werden wir auch das, was jedem einzelnen Menschen oder größeren Gruppen oder der Menschheit als ganzem zugeteilt ist, im einzelnen oder in größeren Teilen oder im ganzen des All wiederfinden; und wer diese Gesetze kennt, wer die symbolische Sprache der Natur richtig deutet, der wird nicht nur die Verhängnisse des einzelnen Menschen, wie die ganzer Völker, darin ausgedrückt finden, sondern auch kommende Ereignisse daraus vorhersagen können. Hierauf allein beruht die Astrologie". —

„Im Gegensatze zum Aberglauben an direkt wirkende Kräfte der Sterne geht also der forschende Astrolog auf Grundlage erfahrungsgemäßer Beobachtung wissenschaftlich zu Werke; er kennt die Anzeichen, nach denen das Geschehende im All zusammenstimmt oder widrig ist, und weiß daher dieses in seinen wesentlichen Grundzügen zu berechnen". —

— Als besonders interessant füge ich hier die Stelle eines Briefes von „Goethe" an „Schiller" bei. Letzterer hatte Goethe wegen seiner Verwendung der Astrologie im „Wallenstein" befragt, und die diesbezügliche Antwort Goethes lautet:

„Der astrologische Aberglaube beruht auf dem dunkelen Gefühle eines ungeheuren Weltganzen. Die Erfahrung spricht dafür, daß die nächsten Gestirne einen entschiedenen Einfluß auf Witterung, Vegetation usw. haben; man darf nur stufenweise aufwärts steigen, und es läßt sich nicht sagen, wo diese Wirkung aufhöre". —

„Goethe" scheint die monistische Anschauung demnach mit der Annahme einer Möglichkeit der direkten Einwirkung der Gestirne zu verschmelzen. Im allgemeinen dürfte aus seiner Aeußerung aber hervorgehen, daß er, gleich „Kepler", gegen eine vom Aberglauben gereinigte Astrologie nichts einzuwenden hatte.

Um die vernunftgemäße Zulässigkeit der Astrologie noch weiter zu verfolgen, halten wir vorläufig die obigen beiden Annahmen eines Zusammenhanges der Geburtskonstellation mit dem menschlichen Schicksale,

getrennt, weil die Annahme der direkten Einwirkung, wie sie im Altertume bestand, später eine Modifikation erfuhr, wahrscheinlich in der Absicht den Dogmen der Kirche Konzessionen zu machen, mit dem Satze:

„Astra inclinant, neque tamen necessitant“.

(„Die Sterne machen geneigt, aber sie zwingen nicht“.)

Für Vertreter dieses Satzes ist die Möglichkeit der Astrologie ohne weiteres gegeben, während gleichzeitig ihr ideeller und wissenschaftlicher Wert auf einen nur praktischen herabsinkt, da ja ebensogut das Gegenteil der Prognose eintreten kann, aber andererseits doch die Warnung vor drohender Gefahr willkommen ist und die Möglichkeit bietet, dem Uebel mit Vorsicht zu entgehen. —

Es ist geltend gemacht worden, daß obiger Satz dem religiösen Gefühle mehr entspräche, ganz abgesehen von kirchlichen Dogmen.

Dabei drängt sich aber unwillkürlich die Frage auf, welcher Begriff einer göttlichen Allmacht und Allwissenheit wohl höher stehe; derjenige, welcher eine ewige strenge Gesetzmäßigkeit des nach Raum und Zeit unendlichen Weltganzen bis in die scheinbar geringfügigsten Wirkungen vorangegangener Ursachen voraussetzt und eine spätere Abänderung, eben auf Grund der Allwissenheit des Schöpfers, nach menschlichem Ermessen, unbedingt verneint, d. h. auf Gruud der Allmacht, als über unser Verstehen hinaus wohl als möglich, nicht aber als im geringsten wahrscheinlich erkennt, — da ja alles von Ewigkeit her nur vollkommen im höchsten Sinne disponiert sein konnte; — oder jene Anschauung, welche die göttliche Allmacht in den Dienst einer dann offenbar unvollkommenen Allwissenheit herabdrückt, indem sie erstere als zur nötig werdenden Korrektur gegebener Gesetze, in somit nur als „unvorhergesehen“ zu bezeichnenden Fällen, verwenden läßt? —

Sieht man aber von dem Satze ab —

„Astra inclinant neque tamen necessitant“,

— der den Astrologen eine „reservatio mentalis“ an die Hand gab und das Schoßkind der Gedankenlosigkeit, den sogenannten freien Willen, pflegte, — so kann man es füglich dahingestellt sein lassen, ob der Zusammenhang der Konstellation bei der Geburt eines Menschen mit dessen Charakter und Schicksalen im Sinne einer direkten Einwirkung oder im Sinne der monistischen Weltanschauung aufzufassen sei, oder ob beide denkbare Einflüsse gleichzeitig wirken. In allen Fällen muß man sich gestehen, daß die logische Konsequenz zur Annahme eines unabänderlichen Schicksales drängt, in Uebereinstimmung mit unseren besten Philosophen, für deren Theorien drastische astrologische Experimente den praktischen Beweis erbringen würden.

Inwiefern übrigens die Konstellation des Geburtsmomentes auf das ganze Leben des Geborenen von Einfluß sein soll, darüber möchte

ich hier noch die Ansicht „Keplers" einschalten, der sich wie folgt ausspricht:[1])

„Daß aber auch der Mensch mit seiner Seel und deroselben nideren Kräfften eine solche Verwandtniß mit dem Himmel habe, wie der Erdtboden, mag in viel wege probiert und erwiesen werden: deren ein jedweder ein Edels Perl aus der Astrologia ist, keineswegs mit der Astrologia zu verwerffen, sondern fleißig aufzubehalten und zu erklären. Thesis 65. Dann erstlich mag ich mich dieser Experientz mit Warheit rühmen, daß der Mensch in der ersten Entzündung seines Lebens, wenn er nun für sich selbst lebt, und nicht mehr im Mutterleibe bleiben kann, einen Charakterem und Abbildung empfahe, totius constellationis coelestis, seu formae confluxus radiorum in terra, und denselben bis in seine Grube hinein behalte: Der sich hernach in Formierung des Angesichts und der übrigen Leibsgestalt, so wohl in des Menschen Handel und Wandel, Sitten und Geberden mercklich spüren lasse, also daß er auch durch die Gestalt des Leibs bei andern Leuten gleichmäßig Neygung und Anmuthung zu seiner Person und durch sein Thun und Lassen ihme gleichmäßiges Glück verursache: dadurch dann (so wohl als durch der Mutter Eynbildungen vor der Geburt und durch die Aufzucht nach der Geburt) ein sehr großer Unterschied unter den Leuten gemacht wirdt, daß einer wacker, munter, frölich, trauwsam, der andere schläfferig, träg, nachlässig lichtscheu, vergessentlich, zag, wird und was dergleichen für general Eygenschafften seynd, die sich den schönen und genauwen oder weytschichtigen unformlichen Figurationibus, auch gegen den Farben und Bewegungen der Planeten vergleichen." —

„Dieser Charakter wird empfangen nicht in den Leib, dann dieser ist viel zu ungeschickt hierzu, sondern in die Natur der Seelen selbsten, die sich verhält, wie ein Punkt, darumb sie auch in den Punkten des confluxus radiorum mag transformiert werden, und die da nicht nur deren Vernunfft theilhafftig ist, von deren wir Menschen vor andern lebenden Creaturen vernünfftig genennet werden, sondern sie hat auch ein andere eyngepflantzte Vernunft, die Geometriam sowohl in den radiis als in den vocibus, oder in der Musika, ohn langes erlernen, im ersten Augenblick zu begreiffen."

— Man vergleiche nun hiermit die Ansicht „Schopenhauers",[2]) die auf rein philosophischer Basis ruht:

„Auch würde jede That sich mit Sicherheit voraussagen, ja, berechnen

---

[1]) „Tertius interveniens." Das ist Warnung an etliche Theologos, Medicos und Philosophos, sonderlich Dr. Philippum Feselium, daß sie bey billicher Verwerffung der Sternguckerischen Aberglauben, nicht das Kindt mit dem Badt ausschütten und hiermit ihrer Profession unwissendt zuwider handeln. (Enth. in: „Johannis Kepleri" astronomi opera omnia. Vol. 1, edidit Ch. Frisch.)

[2]) „Der Wille vor dem Selbstbewußtsein." A. Schopenhauers Werke, Bd. II, Seite 278, herausgegeben von Dr. M. Brasch, Verlag v. G. Fock, Leipzig.

lassen, wenn nicht teils der Charakter sehr schwer zu erforschen, teils auch das Motiv oft verborgen und stets der Gegenwirkung anderer Motive, die allein in der Gedankensphäre des Menschen, andern unzugänglich, liegen, bloßgestellt wäre".

„Durch den angeborenen Charakter des Menschen sind schon die Zwecke überhaupt, welchen er unabänderlich nachstrebt, im wesentlichen bestimmt; die Mittel, welche er dazu ergreift, werden bestimmt, teils durch die äußeren Umstände, teils durch seine Auffassung derselben, deren Richtigkeit wieder von seinem Verstande und dessen Bildung abhängt. Als Endresultat von dem allen erfolgen nun seine einzelnen Thaten, mithin die ganze Rolle, welche er in der Welt zu spielen hat. Ebenso richtig daher, wie poetisch aufgefaßt, findet man das Resultat der hier dargelegten Lehre vom individuellen Charakter ausgesprochen in einer der schönsten Strophen „Goethes":

„Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand, zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen,
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten,
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt".

„Schopenhauer" stützt seine Ausführung durch eine Parallelstelle „Imman. Kants",[1]) die wie folgt, lautet:

„Man kann also einräumen, daß wenn es für uns möglich wäre, in eines Menschen Denkungsart, so wie sie sich durch innere als äußere Handlungen zeigt, so tiefe Einsicht zu haben, daß jede, auch die mindeste Triebfeder dazu uns bekannt würde, ingleichen alle auf diese wirkenden äußeren Veranlassungen, man eines Menschen Verhalten auf die Zukunft mit Gewißheit, so wie eine Sonnen- und Mondfinsternis ausrechnen könnte".

Die gleiche Grundwahrheit spricht folgende Stelle in Schillers „Wallenstein" aus, welche Schopenhauer ebenfalls zitiert:

„Des Menschen Thaten und Gedanken, wißt!
Sind nicht wie Meeres blindbewegte Wellen.
Die innre Welt, sein Mikrokosmus, ist
Der Tiefe Schacht, aus dem sie ewig quellen.
Sie sind notwendig, wie des Baumes Frucht,
Sie kann der Zufall gaukelnd nicht verwandeln.
Hab ich des Menschen Kern erst untersucht,
So weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln".

— Erkennt man also aus der Geburtskonstellation den Charakter und die geistige Disposition des Geborenen und giebt diese Konstellation

---

[1]) „Kritik der praktischen Vernunft" (Rosenkranz, Seite 230).

gleichzeitig Anhaltepunkte betreffs der Umstände, die den Geborenen entgegentreten werden, wie dies nach monistischer Auffassung möglich erscheint, so kann man auch indirekt auf die Ereignisse im Leben des Geborenen, kurz auf sein Schicksal schließen. Wenn nun die Astrologie behauptet, auch ein direktes Urteil über dasselbe abgeben zu können, so wäre damit einerseits eine gegenseitige willkommene Kontrolle ermöglicht, welche die Prognose zu Gunsten ihrer Sicherheit nicht unwesentlich beeinflussen würde, oder andererseits ein Kriterium zur Prüfung überlieferter Regeln auf ihre Zuverlässigkeit selbst gegeben. Es sind in obigem Belege für die monistische Annahme eines vollkommen gesetzmäßigen Schicksalverlaufes und dessen Zusammenhang mit der Geburtskonstellation gegeben worden, die in engster Berührung stehen mit den Fragen nach der „Willensfreiheit“ und nach der „Verantwortlichkeit“ für unsere Thaten. Wenn die Behandlung dieser wichtigen Probleme auch über den Rahmen dieses Buches hinausgeht, will ich doch nicht versäumen, einiges Hierhergehörige zu reproduzieren.

„Schopenhauer“ spricht sich, wie folgt, aus:[1])

„Die Frage nach der Willensfreiheit ist wirklich ein Probierstein, an welchen man die tiefdenkenden Geister von den oberflächlichen unterscheiden kann, oder ein Grenzstein, wo beide auseinandergehen, indem die ersteren sämtlich das notwendige Erfolgen der Handlungen, bei gegebenem Charakter und Motiv, behaupten, die letzteren hingegen, mit dem großen Haufen, der Willensfreiheit anhängen. Sodann giebt es noch einen Mittelschlag, welcher, sich verlegen fühlend, hin und her laviert, sich und anderen den Zielpunkt verrückt, sich hinter Worte und Phrasen flüchtet, oder die Frage solange dreht und verdreht, bis man nicht mehr weiß, worauf sie hinauslief. So hat es schon Leibniz gemacht, der viel mehr Mathematiker und Polyhistor als Philosoph war. Aber um solche Hin- und Herredner zur Sache zu bringen, muß man ihnen die Frage folgendermaßen stellen und nicht davon abgehen:

1. „Sind einem gegebenen Menschen, unter gegebenen Umständen, zwei Handlungen möglich, oder nur eine?“ —

— — — — — Antwort aller Tieferdenkenden: „Nur eine“.

2. „Konnte der zurückgelegte Lebenslauf eines gegebenen Menschen — (angesehen, daß einerseits sein Charakter unveränderlich feststeht und andererseits die Umstände, deren Einwirkung er zu erfahren hatte, durchweg und bis aufs kleinste herab von äußeren Ursachen, die stets mit strenger Notwendigkeit eintreten und deren aus lauter ebenso notwendigen Gliedern bestehende Kette ins Unendliche hinaufläuft, notwendig bestimmt wurden) — irgend worin, auch nur im geringsten, in irgend einem Vorgang, einer Szene, anders ausfallen, als er ausgefallen ist?“ — „Nein“ ist die konsequente und richtige Antwort“. —

---

[1]) Schopenhauers Werke. Bd. II, Seite 281 (Ausgabe Dr. M. Brasch, Leipzig. G. Focks Verlag).

„Die Folgerung aus beiden Sätzen ist: „Alles was geschieht, vom größten bis zum kleinsten, geschieht notwendig". —

„— — Quidquid fit, necéssario fit. — —"

„Wer bei diesen Sätzen erschrickt, hat noch einiges zu lernen und anderes zu verlernen; darnach aber wird er erkennen, daß sie die ergiebigste Quelle des Trostes und der Beruhigung sind. — Unsere Thaten sind allerdings kein erster Anfang, daher in ihnen nichts wirklich Neues zum Dasein gelangt, sondern durch das, was wir thun, erfahren wir bloß, was wir sind". —

„Auf der, wenn auch nicht deutlich erkannten, doch gefühlten Ueberzeugung von der strengen Notwendigkeit alles Geschehenden beruht auch die bei den Alten so feststehende Ansicht vom „Fatum"; wie auch der Fatalismus der Mohammedaner, sogar auch der unvertilgbare Glaube an „Omina", weil eben selbst der kleinste „Zufall" notwendig eintritt und alle Begebenheiten sozusagen miteinander Tempo halten, mithin alles in allem wiederklingt". —

— Deutlicher als im letzten Satze kann sich die Uebereinstimmung „Schopenhauers" mit der monistischen Weltanschauung nicht dokumentieren, und daß er daher konsequenterweise eine Vorausbestimmung des Zukünftigen für möglich hielt, ganz im Gegensatze zur geläufigen Phrase moderner Oberflächlichkeit, geht aus folgenden Nebenbemerkungen hervor:

„Endlich will ich noch folgende ganz beiläufige Bemerkung hier nicht unterdrücken, die jeder, je nachdem er über gewisse Dinge denkt, beliebig stehen oder fallen lassen mag. Wenn wir die strenge Notwendigkeit alles Geschehenden, vermöge einer alle Vorgänge ohne Unterschied verknüpfenden Kausalkette nicht annehmen, sondern diese letztere an unzähligen Stellen durch eine absolute Freiheit unterbrochen werden lassen, so wird alles Vorhersehen des Zukünftigen im Traume, im hellsehenden Somnambulismus und im zweiten Gesicht (sekond sight) selbst objektiv, folglich absolut unmöglich, mithin undenkbar, weil es dann gar keine objektiv wirkliche Zukunft giebt, die auch nur möglicherweise vorgesehen werden könnte, statt das wir jetzt doch nur die subjektiven Bedingungen hierzu, also die subjektive Möglichkeit bezweifeln. Und selbst dieser Zweifel kann bei dem Wohlunterrichteten heutzutage nicht mehr Raum gewinnen, nachdem unzählige Zeugnisse, von glaubwürdigster Seite, jene Antizipationen der Zukunft festgestellt haben". —

— Das Problem unseres Verantwortlichkeitsgefühles sucht Schopenhauer folgendermaßen unserem Verständnisse näher zu bringen:[1])

„Es giebt nämlich noch eine Thatsache des Bewußtseins, von welcher ich bisher, um den Gang der Untersuchung nicht zu stören, gänzlich ab-

---

[1]) „Schopenhauers Werke". Bd. II, Seite 309 und folgende. (Ausgabe Dr. M. Brasch, Leipzig. G. Focks Verlag.)

gesehen habe. Diese ist das völlig deutliche und sichere Gefühl der Verantwortlichkeit für das, was wir thun; der Zurechnungsfähigkeit für unsere Handlungen, beruhend auf der unerschütterlichen Gewißheit, daß wir selbst die Thäter unserer Thaten sind. Vermöge dieses Bewußtseins kommt es keinem, auch dem nicht, der von der im bisherigen dargelegten Notwendigkeit, mit welcher unsere Handlungen eintreten, völlig überzeugt ist, jemals in den Sinn, sich für ein Vergehen durch diese Notwendigkeit zu entschuldigen und die Schuld von sich auf die Motive zu wälzen, da ja bei deren Eintritt die That unausbleiblich war. Denn er sieht sehr wohl ein, daß diese Notwendigkeit eine subjektive Bedingung hat, und daß hier „objektive", d. h. unter den vorhandenen Umständen, also unter der Einwirkung der Motive, die ihn bestimmt haben, doch eine ganz andere Handlung, ja, die der seinigen gerade entgegengesetzte, sehr wohl möglich war und hätte geschehen können, wenn nur Er ein anderer gewesen wäre; hieran allein hat es gelegen. — Ihm, weil er dieser und kein anderer ist, weil er einen solchen und solchen Charakter hat, war freilich keine andere Handlung möglich, aber an sich selbst, also „objektive", war sie möglich. — Die Verantwortlichkeit, deren er sich bewußt ist, trifft daher bloß zunächst und ostensibel die That, im Grunde aber seinen Charakter; für diesen fühlt er sich verantwortlich. — Und für diesen machen ihn auch die andern verantwortlich, indem ihr Urteil sogleich die That verläßt, um die Eigenschaften des Thäters festzustellen: „Er ist ein schlechter Mensch, ein Bösewicht" — oder „er ist ein Spitzbube" — oder: „Er ist eine kleine, falsche, niederträchtige Seele" — so lautet ihr Urteil, und auf seinen Charakter laufen ihre Vorwürfe zurück. — Die That, nebst dem Motiv, kommt dabei bloß als Zeugnis von dem Charakter des Thäters in Betracht, gilt aber als ein sicheres Symptom desselben, wodurch er unwiderruflich und auf immer festgestellt ist". —

. . . . „Also nicht auf die vorübergehende That, sondern auf die bleibenden Eigenschaften des Thäters, d. h. des Charakters, aus welchem sie hervorgegangen, wirft sich der Haß, der Abscheu und die Verachtung. — Daher sind in allen Sprachen die Epitheta moralischer Schlechtigkeit, die Schimpfnamen, welche sie bezeichnen, vielmehr Prädikate des Menschen als der Handlungen. Dem Charakter werden sie angehängt, denn dieser hat die Schuld zu tragen, deren er auf Anlaß der Thaten bloß überführt worden". —

„Da, wo die Schuld liegt, muß auch die Verantwortlichkeit liegen, und da dieses das alleinige Datum ist, welches auf moralische Freiheit zu schließen berechtigt, so muß auch die Freiheit ebendaselbst liegen, also im Charakter des Menschen, um so mehr, als wir uns hinlänglich überzeugt haben, daß sie unmittelbar in den einzelnen Handlungen nicht anzutreffen ist, welche, unter Voraussetzung des Charakters, streng necessiert eintreten. Der Charakter aber ist, wie im dritten Abschnitte gezeigt worden, angeboren und unveränderlich". —

Und nachdem Schopenhauer an dieser Stelle die „Freiheit“ in diesem Sinne noch näher betrachtet, kommt er zu folgendem Schluß:

„Daß alle unsere Thaten, trotz ihrer Abhängigkeit von den Motiven, unleugbar begleitende Bewußtsein der Eigenmächtigkeit und Ursprünglichkeit, vermöge dessen sie unsere Thaten sind, trügt demnach nicht, aber sein wahrer Inhalt reicht weiter als die Thaten und fängt höher oben an, indem unser Sein und Wesen selbst, von welchem alle Thaten (auf Anlaß der Motive) notwendig ausgehen, in Wahrheit mit darin begriffen ist. In diesem Sinne kann man jenes Bewußtsein der Eigenmächtigkeit und Ursprünglichkeit, wie auch das der Verantwortlichkeit, welches unser Handeln begleitet, mit einem Zeiger vergleichen, der auf einen entfernteren Gegenstand hinweist, als der in derselben Richtung liegende ist, auf den er zu weisen scheint“. —

„Mit einem Worte: Der Mensch thut allezeit nur was er will und thut es doch notwendig. Das liegt eben daran, daß er schon ist, was er will; denn aus dem, was er ist, folgt notwendig alles, was er jedesmal thut“. —

„Betrachtet man sein Thun „objektive“, also von außen, so erkennt man apodiktisch, daß es, wie das Wirken jedes Naturwesens, dem Kausalitätsgesetze in seiner ganzen Strenge unterworfen sein muß; „subjektive“ hingegen fühlt jeder, daß er stets nur thut, was er will“.

„Dies besagt aber bloß, daß sein Wirken die reine Aeußerung seines selbsteigenen Wesens ist. Dasselbe würde daher jedes, selbst das niedrigste Naturwesen fühlen, wenn es fühlen könnte“. —

„Die Freiheit ist also durch meine Darstellung nicht aufgehoben, sondern bloß hinausgerückt, nämlich aus dem Gebiete der einzelnen Handlungen, wo sie erweislich nicht anzutreffen ist, hinauf in eine höhere, aber unserer Erkenntnis nicht so leicht zugängliche Region, d. h. sie ist transscendental“. —

„Auch die Hindu und Buddhaisten sagen, daß unser Charakter die Folge der Thaten eines vorhergegangenen Lebenslaufes sei“. —

— Durch diese Annahme eröffnet sich eine Perspektive, die vielleicht geeignet ist, der Wahrheit näher zu kommen, indem sie gleichzeitig die Thatsache der Vererbung der Charaktereigenschaften von den Eltern auf die Kinder in einem anderen Lichte erscheinen läßt. Im „astrologischen Sinne“ gesprochen, dürfte es dann nicht mehr heißen:

— „Weil bei Geburt dieses oder jenes Menschen diese oder jene Konstellation der Gestirne stattfand, gestalteten sich seine Charaktereigenschaften, Handlungen und Schicksale so oder so“ — sondern:

— „Weil eine, in einem gewissen Moment stattfindende geozentrische Gestirnkonstellation einem bestimmten transscendenten Wesen und den zu seiner zweckmäßigsten Entwickelung dienenden

Handlungen und Schicksalen sowohl, als auch gleichzeitig den Charaktereigenschaften und sonstigen Umständen eines gewissen Elternpaares entsprach, konnte der Eintritt in das irdische Dasein überhaupt, und zwar nur in diesem Augenblicke und mit Hilfe dieses und keines anderen Elternpaares, erfolgen". —

Der Umstand, daß in der That die Geburtskonstellationen der Eltern mit denen ihrer Kinder meist unverkennbare Aehnlichkeiten besitzen, ist dabei besonders beachtenswert.

Man kann also das irdische Dasein gewissermaßen als ein Glied einer unendlichen Entwickelungskette betrachten; als eine einzige That, die sich erst unter dem Vergrößerungsglas unserer irdischen Raum- und Zeitvorstellung in einzelne Details auflöst. — Unser Erkenntnisvermögen ist freilich unzulänglich in diesen Spekulationen mit einiger Sicherheit vorzudringen. Es genügt hier der Nachweis, daß die Willensfreiheit und Verantwortlichkeit innerhalb dieser Details nicht liegen kann, die streng gesetzmäßig sich entwickeln und daß — weil alle Begebenheiten miteinander Tempo halten, mithin alles in allem wiederklingt — auf Grund von Erfahrungen, die einen großen Zeitraum und somit unzählige Einzelbeobachtungen umfassen, der Schluß auf zukünftige Ereignisse aus Konstellationen und Lauf der Gestirne, als Repräsentanten der obersten Gesetzmäßigkeit, sehr wohl denkbar ist; eine Prognose, deren praktische Wahrscheinlichkeit, wie bereits erwähnt, von mehreren Faktoren abhängt, die aber im Prinzip der Gewißheit gleich geachtet werden darf. —

Noch sei eines Einwandes gedacht, der immer und immer wieder „mit wenig Witz und viel Behagen" gegen die „Astrologie" vorgebracht und von gedankenlosen Köpfen nachgeschwatzt wird, die sich damit selbst ein testimonium paupertatis ausstellen. —

Dieser haltlose Einwand findet sich sogar in der vierten Auflage von „Meyers Konversations-Lexikon", Band I, Seite 973 mit den Worten:

„Das kopernikanische System aber, durch welches die Erde zum Punkte im Weltraume herabsank, gab der Astrologie den Todesstoß". —

Nun, abgesehen davon, daß Kopernikus selbst Astrolog war und die eifrigsten Anhänger und Verteidiger des kopernikanischen Systems, Johann Schoner, Erasmus Reinhold und Georg Joachim Rhäticus[1]) unbedingt für die Astrologie eintraten, wie z. B. Schoners berühmtes Werk „De judiciis nativitatum" (Nürnberg 1545) beweist — abgesehen davon muß doch jedem, der die Ausgangspunkte der Astrologie kennt, ohne weiteres die Hinfälligkeit dieses armseligen Einwandes klar sein, da ja natürlich nur die geozentrischen und nicht die heliozentrischen

---

[1]) Siehe: Kiesewetter. „Die Astrologie und das Divinationswesen" (Zweiter Teil der Geschichte des neueren Okkultismus). Verlag W. Friedrich, Leipzig 1895.

Orte der Sterne in Betracht kommen. Auch der Umstand, ob hinsichtlich der jährlichen Bewegung die Erde um die Sonne, oder die Sonne um die Erde laufe, — ferner auch, ob sich, bezüglich der täglichen Bewegung, das Himmelsgewölbe mit sämtlichen Sternen um die Erde drehe, oder vielmehr letztere um ihre Achse rotiere, kommt, astrologisch betrachtet, gar nicht in Frage, wofür das Zeugnis eines „Kepler" wohl genügen mag, Unselbständige zur Raison zu bringen.

Joh. Kepler sagt:[1])

„Ebenmäßige Antwort gehöret auch auf den Zweiffel, ob Himmel oder Erden umbgehe? Welcher Zweiffel darumb die Astrologiam nicht verdächtig macht, weil er sie nichts angehet, denn da ist genug, daß der Astrologus siehet, wie die Liechtstreymen jetzo von Orient, dann von Mittag, endtlich von Occident daher gehen, und darauff gar verschwinden; da ist genug, daß man weiß, wann zween Planeten neben einander gesehen werden und wann sie gegen einander überstehen, item, wann sie ein sextilem, quintilem, quadratum etc. machen, welches fleißige Astronomi bey nächtlicher weil an jhren Instrumentis circularibus zeigen können, so offt zween Planeten zumal erscheinen. Was fragt allhie der Astrologus oder vielmehr Natura sublunaris darnach, wie solches zugehe? Warlich so wenig der Bauwer darnach fragt, wie es Sommer und Winter werde, und doch nichts destoweniger sich darnach richtet".

Daß der hoch intuitiv veranlagte Geist eines Kepler den Wahrheitskern der Astrologie erkannte, beweisen seine Schriften zur Genüge, und diese Thatsache wird dadurch nicht beseitigt, daß man sie absichtlich zu unterdrücken oder todzuschweigen versucht.

Kepler kennzeichnet seinen Standpunkt so präzise wie irgend möglich in folgenden Schlußworten der 12ten Thesis:[2])

„Alles nun, was in der Astrologia einer Erfahrung gleich sihet, und sich nicht offenbarlich auff kindische Fundamenta zeucht (als wie bei der Medicina die ungerade Zahl etlicher Körner), das halte ich für würdig, daß man darauff achtung gebe, ob es sich gewöhnlich also verhalte und zutrage; Und wann es dann sich fast zu einer Beständigkeit anläßet, so halte ichs nun ferner für würdig, daß ich der Ursachen nachtrachte, verwirff es auch nicht gleich gantz und gar, wann ich schon die Ursache nicht erlernen kann". —

— In diesem Sinne bitte ich den Leser die vorliegende Sammlung astrologischer Hauptregeln zu verwerten und ihre Zuverlässigkeit mit Offenheit und Genauigkeit zu kontrollieren, eingedenk der Worte Kants:

„Dies bestärkt die schon von andern erkannte und gepriesene Maxime, in jeder wissenschaftlichen Untersuchung mit aller möglichen Genauigkeit und Offenheit seinen Gang ungestört fortzusetzen, ohne sich an das zu

---

[1]) „Tertius interveniens". Thesis 40 enthalten in: „Johannis Kepleri astronomi opera omnia". Vol. I. edidit Ch. Frisch.

[2]) „Tertius interveniens".

kehren, wowider sie außer ihrem Felde etwa verstoßen möchte, sondern sie für sich allein, soviel man kann, wahr und vollständig zu vollführen. Oeftere Beobachtung hat mich überzeugt, daß, wenn man dieses Geschäft zu Ende gebracht hat, das, was in der Hälfte desselben, in Betracht anderer Lehren außerhalb, mir bisweilen sehr bedenklich schien, wenn ich diese Bedenklichkeit nur so lange aus den Augen ließ und bloß auf mein Geschäft acht hatte, bis es vollendet sei, endlich auf unerwartete Weise mit demjenigen vollkommen zusammenstimmte, was sich ohne die mindeste Rücksicht auf jene Lehren, ohne Parteilichkeit und Vorliebe für dieselben, von selbst gefunden hatte".





Die Mahâtmâs,

ihre thatsächliche Existenz und das von ihnen verkörperte Ideal.

Rede, am 27. April 1895 in St. James Hall zu London gehalten.

Von

Annie Besant.[1])



Mr. Sinnett, meine Freunde!

Es ist nun beinahe ein Jahr verflossen, seit ich auf demselben Podium stand, um bei meiner Rückkehr aus Indien in dieser Halle öffentlich zu sprechen. Vieles hat sich seither zugetragen. Ich selbst bin in weite Ferne gereist — nach der anderen Seite der Welt, nach jenen Ländern, die, wie wir sagen, unter unseren Füßen liegen; von dort zurück nach Indien, durch Indien hindurch, vom Süden bis zum fernsten Norden und dann wieder zurück von Indien hierher, wohl wissend, daß während meiner Abwesenheit viele Angriffe gegen uns gerichtet, mancherlei Schwierigkeiten, mancherlei Verwirrung entstanden waren, nachdem die ersten Gerüchte von Zweifeln, von Einwendungen, von Bloßstellungen und boshaften Beschimpfungen zu mir gedrungen waren, als ich gerade bei den fernsten Antipoden weilte. Und als ich näher kam auf der Rückreise nach Indien und immer mehr Einzelheiten über den Angriff erfuhr, da war ich noch immer zu weit entfernt, um wirksamen Anteil an dem Kampfe nehmen zu können, und durch andere Pflichten gebunden, außer Stand, sofort nach dem Lande zurückzukehren, in dem wenigstens äußerlich der Kampf am heftigsten tobte. Als dann die Zeit kam, in der meine Verbindlichkeiten mir gestatteten, zurückzukehren, als die Zeit kam, in der ich wieder in dieser Halle vor eine englische Zuhörerschaft hintreten und reden konnte, da hielt ich es für das Beste, als Gegenstand jenen Punkt auszuwählen,

---

[1]) Der Aufsatz: Die Mahâtmâfrage im Märzhefte 1895, S. 176 wird skeptisch gesinnte Leser kaum besonders befriedigt haben. Um so mehr aber ist dies von dem Inhalte der hier folgenden Rede zu erwarten, welche in großen Zügen die Hauptpunkte sämtlicher theosophischen Lehren berührt. Der Uebersetzer **L. Deinhard.**

um den herum der eigentliche Streit sich gedreht, und bei der ersten Gelegenheit eines Vortrages in diesem Lande als Thema den in der That wichtigsten Stoff zu wählen, um den in der Zeit meiner Abwesenheit der Kampf der Meinungen getobt hatte. Weiß ich doch recht wohl, daß immer da, wo Schwierigkeiten zu besiegen, auch der Platz ist, an dem der brave Soldat gefunden werden sollte, und hatte ich doch nicht vergessen, daß ein englischer Schriftsteller von solchen redet, die auf seiten der Religion dann allerdings zu treffen sind, wenn sie in silbergestickten Pantoffeln im Sonnenscheine, von Beifall umtönt, einherschreitet, sich ihrer aber schämen, in Zeiten der Verdunkelung und Beschimpfung, wenn dieselbe in Lumpen, anstatt in Purpur einhertritt. Allein ich habe in einem sturmvollen Leben gelernt, daß der Moment für die Verteidigung im Moment des Angriffes gegeben ist, und daß es nicht dann, wenn die Sonne scheint, Not thut, das Wort zu ergreifen, sondern dann, wenn auf allen Seiten die Sturmwolken und die Schwierigkeiten sich ansammeln. Denn die Zeit, treu zur Wahrheit zu stehen, ist dann, wenn die Wahrheit angegriffen wird; die Zeit, sein Wissen ehrlich zu vertreten, dann, wenn dieses Wissen angefochten wird; und ich sollte meinen, diejenigen unter uns, welche die Wahrheit der Existenz der Mahâtmâs kennen, wären Verräter an der Wahrheit und Renegaten an ihrer Verantwortlichkeit, wenn sie nun deshalb stille schwiegen, weil der Spott und das Gelächter sie zum Schweigen verurteilen, deshalb ihr besseres Wissen verleugneten, weil die Thatsache, die sich an dieses Wissen knüpft, durch Betrügereien besudelt wurde und durch unredliches Benehmen Angriffen ausgesetzt wurde. Darum wählte ich als Thema meiner ersten Ansprache den obigen Gegenstand; darum komme ich, um Ihnen eine Evidenz vorzulegen, die ich Ihrer Beachtung für würdig halte, und um Sie zu bitten, derselben Ihre geduldige Aufmerksamkeit, und dieselbe Ihrer wohl durchdachten Ueberlegung zu würdigen.

„Die Mahâtmâs, ihre thatsächliche Existenz und das von ihnen verkörperte Ideal". — Ich wählte diesen doppelten Titel; denn es giebt Viele, die zwar von ihrer thatsächlichen Existenz keine Kenntnis haben, für die aber das in ihnen dargestellte Ideal wertvoll und kostbar ist und begeisternd wirkt. Nicht jedes Mitglied unserer Gesellschaft glaubt an die Existenz von Mahâtmâs. Es giebt in deren Reihen ganze Scharen, die über diesen Gegenstand nichts wissen und die an denselben nicht glauben; und es besteht in unserer Gesellschaft die Satzung, daß der Eintretende kein anderes Glaubensbekenntnis abzulegen hat, als das, daß er alle Menschen als Brüder auffaßt, ohne daß die an der Oberfläche auftretenden Unterschiede hierin etwas ändern. Sie finden deshalb in den Reihen unserer Gesellschaftsmitglieder sowohl solche, die an die gegenwärtige, und an die frühere Existenz jener großen Lehrer glauben, als auch solche, die an deren Existenz nicht glauben wollen. Ich aber, die ich an sie glaube, und weiß, daß sie existieren, spreche hier nicht im Namen der Gesellschaft, welche als solche, in dieser Beziehung an keinen Glauben gebunden ist, sondern in

meinem eigenen Namen und in dem von anderen, die diesen Glauben oder dieses Wissen mit mir teilen; und werde Ihnen nun das vorlegen, was ich für eine vernunftgemäße, der Ueberlegung würdige Evidenz halte — eine Evidenz, die Sie nach Muße überdenken und nach Gutdünken in sich aufnehmen mögen; und ich spreche zugleich um des Ideals wegen; denn die Ideale der Rasse sind wertvoll und können nicht so leichthin beschimpft oder verleugnet werden. Ein hohes Ideal aber ist das, welches der Mahâtmâ darstellt, trotz allem darüber erhobenen, müßigen Gespötte, — denn dieses Wort ist nur das Sanskritwort — für „großer Geist“ — trotz des Lachens, Spottens und thörichten Geredes, das sich über diese Bezeichnung auf allen Seiten erhoben hat. Dieses Gespötte bildet eine Gefahr für ein hohes Ideal, das weit über die Grenzen der „Theosophischen Gesellschaft“ hinaus Wert besitzt. Denn es giebt keine einzige große Religion, die die Gemüter der Menschen aufgerichtet, kein einziges wirksames Glaubensbekenntnis, das Millionen zu einer Erkenntnis des geistigen Lebens und der Möglichkeiten, die sich dem Wachstum des Menschen erschließen, geführt, kein einziges, das nicht diesen Glauben auf einen Gottmenschen gegründet hätte, kein einziges, das nicht auf eine jener großen Seelen, die der Welt die Erkenntnis geistiger Wahrheit gebracht haben, als auf seinen Begründer zurückblickte. Richten Sie Ihre Blicke rückwärts auf die Vergangenheit, wohin Sie wollen, nehmen Sie irgend ein Glaubensbekenntnis, welches Sie wollen. Alle sind sie auf das selbe Ideal gegründet und jedes erblickt in seinem Lehrer einen Menschen, dessen Leben göttliches war. Um dieses Ideal herum krystallisieren sich alle Hoffnungen, krystallisieren sich die zukünftigen Geschicke der Menschheit. Denn, wenn der Mensch nicht wirklich ein geistiges Wesen ist, wenn er nicht in sich selbst die Möglichkeit geistiger Entfaltung besitzt, wenn es keine unumstößliche Evidenz dafür giebt, daß einzelne Menschen zur Vollkommenheit gelangt sind, daß dies nicht bloß ein Traum der Zukunft, sondern eine Wirklichkeit ist, welche die menschliche Rasse schon verwirklicht hat, wenn es nicht wahr ist, daß Ihnen und mir dieselben erhabenen Möglichkeiten offen stehen, welche denjenigen, die sie erreicht haben, in der Vergangenheit offen standen, dann ruhen die Hoffnungen der Menschen auf keinem Fundamente, dann findet die Sehnsucht der Menschen nach Vollkommenheit in sich keine Gewißheit der Verwirklichung, und die Menschheit wird dann zur Sache eines Tages, anstatt zur Erbin einer unbegrenzten Unsterblichkeit. Daß der Mensch ein göttliches Wesen werden kann, ist das, was die Größten unserer Rasse begeistert, was die Unglücklichen in ihrem Todeskampfe getröstet, und was die Zukunft mit einer glorreichen Hoffnung, die keine Lüge ist, erfüllt hat. Darum verteidige ich das Ideal. Denn was ist ein Mahâtmâ? Es ist der zur Vollkommenheit gelangte Mensch, der Mensch, der die Vereinigung mit dem Göttlichen erlangt, es ist der Mensch, der durch allmähliches Fortschreiten alle Möglichkeiten der geistigen Natur entwickelt hat und triumphierend schon dort steht, wohin zu gelangen wir uns heute noch abmühen. Jede Religion, sagte ich, be-

zeugt seine Existenz. Sie finden, daß jede Religion der Welt auf einen göttlichen Lehrer zurückblickt. Sie mögen den Namen von Zoroaster in Persien, von Laotze in China, von Manu im alten Indien, von Buddha im späteren Indien, von Christus in Palästina nehmen; jeder von ihnen ist der Gottmensch, der denjenigen die Gewißheit menschlicher Vervollkommnung gebracht hat, die in den Bereich seines Einflusses gekommen sind. Dies ist das Ideal, das heute gröblich beschimpft wird, und um dieses Ideals willen stehe ich als Rednerin heute Abend vor Ihnen.

Welches wird nun wohl die Richtung sein, in der wir unsere Evidenz zu suchen haben? Ich möchte zunächst die Behauptung aufstellen, daß die Theorie der Existenz von Mahâtmâs vom Standpunkte der natürlichen Evolution aus große Wahrscheinlichkeit für sich hat; was ich ganz kurz beweisen werde, um dadurch den Weg zur positiven Evidenz zu ebnen. Sodann wollen wir uns, wie ich vorschlagen möchte, nach der Evidenz der Existenz dieser vollkommenen Gottmenschen in der Vergangenheit umsehen; um schließlich — weil ohne diesen letzten Teil der Vortrag keinen praktischen Wert für uns hätte, — zu zeigen, auf welche Art es dem Menschen möglich ist, zur Vollkommenheit zu gelangen, d. h. die Methoden, nach denen sich der Gottmensch entwickelt, wenigstens kurz anzudeuten.

Wir haben also zunächst die Theorie zu erörtern, der zufolge die Existenz der Mahâtmâs an sich selbst Wahrscheinlichkeit besitzt und mit der Analogie der Natur, wie wir diese ringsherum gewahren, und wie wir sie in der Vergangenheit kennen, übereinstimmt. Es wird wohl heutzutage wenig Menschen geben, die die Thatsache der Evolution bestreiten, wenige, die leugnen, daß unsere Rasse beständig vorwärts schreitet, und daß Cyklus auf Cyklus immer höheres Wissen, höhere Gipfel des Wachstums und der Entwickelung gefunden werden können. Vom theoretischen Standpunkte aus ist in Anbetracht der immensen Zeitperioden, welche verflossen sind, seit der Mensch zuerst diese Erde betrat, in Anbetracht der enormen Unterschiede, die wir heute zwischen dem auf tiefster Stufe stehenden Wilden und dem höchst stehenden Kulturmenschen, wie sich dieser im allgemeinen zeigt, sehen, in Anbetracht dieser Differenzen in der Gegenwart und der großen Zeiträume für die Evolution, die in der Vergangenheit hinter uns liegen, ist, — sage ich — die Hypothese nicht im geringsten irrationell oder absurd, daß bei einigen Individuen diese Evolution bis zu einem Punkte fortgeschritten ist, daß sie die Evolution des höher zivilisierten Menschen von heutzutage ebenso überragt, wie dieser den tiefsten Typus des Wilden, wie er heute noch vorkommt. Aber dies ist noch nicht alles. Es liegen nicht nur enorme Zeiträume hinter uns, sondern es sind auch die Spuren mächtiger Zivilisationen zu finden, welche beweisen, daß die Rasse schon vor tausenden und tausenden von Jahren, ja! ich möchte sagen vor hunderttausenden von Jahren in bezug auf Wissenschaft, auf Philosophie und auf Religion einen hohen Gipfel erreicht

hatte.[1]) Denn wir gewahren bei solchem Rückblick die Spuren mächtiger Zivilisationen, welche die Gegenwart von Menschen eines auf das weiteste vorangeschrittenen Typus beweisen und es wäre kaum rationell, wollte man annehmen, daß die so viel besprochene Evolution nichts weiter gewesen ist, als eine bloße Ebbe und Flut, ohne jegliches Resultat, nichts weiter, als aufeinanderfolgende Perioden von hoher Zivilisation und äußerster Barbarei und dann wiederum von vorne angefangener Zivilisation ohne Verbindungsglieder, die den Fortbestand der Erkenntnis gewährleisten. Es ist durchaus nicht unmöglich, und wir werden sogleich Anzeichen entdecken, nach denen es sogar wahrscheinlich ist, daß aus dieser mächtigen Vergangenheit heraus einzelne emporwuchsen, die höher und immer höher voranschritten und die menschliche Rasse in einzelnen Individuen auf denjenigen Grad von Vollkommenheit brachten, dem sich die ganze Rasse ihrerseits langsam nähert. Ich sage, es ist dies nicht unmöglich, ja nicht unwahrscheinlich, wenn man sich daran erinnert, daß Fortschritt das Gesetz der Natur ist, und wenn man sich dabei die enorm langen Zeiträume vergegenwärtigt, die die Menschheit schon durchlebt hat.

Allein abgesehen von dieser bloßen Möglichkeit, die ich darum vorausschickte, weil ich es für richtig hielt, gleich zu Anfang den Gedanken zu verscheuchen, die Hypothese sei an sich selbst unmöglich und absurd, abgehen von dieser bloßen Möglichkeit, lassen Sie uns nun die historische Evidenz ins Auge fassen und lassen Sie uns zusehen, ob die Geschichte nicht von Zeit zu Zeit einige gigantische menschliche Typen aufweist, welche über die Menschen ihrer Zeit und über die gewöhnliche Höhe der Menschheit hinausragen; ob nicht eine nicht wegzuleugnende Evidenz dafür zu finden ist, daß derartige Menschen nicht bloß ein Produkt der Einbildungskraft, des Volks, daß sie nicht bloß Menschen der Vergangenheit sind, welche nur im Lichte der herrschenden Traditionen und durch den dichten Nebel der Jahrhunderte hindurch betrachtet, gewissermaßen vergrößert erscheinen. Ich spreche hier von jenen Großen, auf die ich angespielt, welche die Begründer der großen Religionen der Welt waren. In bezug auf sie finden wir nicht bloß eine ununterbrochene Tradition und sehen, daß die von diesen Männern begründeten Religionen Bestand haben, sondern wir haben hier noch mehr, als bloße Tradition, mehr, als eine Religion, welche sich weiter entwickelt hat, vor uns; wir finden sogar eine ganz bestimmt ausgesprochene Litteratur, deren hohes Alter kein Gelehrter leugnet, wenn auch die Einen für dieselben ein höheres Alter fordern, als Andere zugeben möchten. Fassen Sie die neueren Daten ins Auge; sie werden Ihnen für meine Zwecke dienen, obwohl ich dieselben nicht für genau halte. Nehmen Sie also die neueren Daten, wie sie von den Orientalisten aufgestellt werden, welche die Litteratur Chinas, Persiens, Indiens studiert haben, der späteren

[1]) Rednerin vertritt mit dieser — ihr eigenes ganz bunt zusammengesetztes Auditorium wohl etwas überraschenden — Behauptung, wie die Leser wissen, die Lehre der „Secret Doctrine“. (Der Uebersetzer.)

Zeiten ganz zu schweigen. Sie finden hier gewisse Bücher, die für heilig gelten, Bücher, denen die Religion ein, sozusagen undenkliches Alter zuspricht. Sie finden bei den Chinesen deren alte heilige Bücher; ebenso bei den Parsen, den Nachfolgern des Zoroaster, deren Bücher, die auch neuerdings ins Englische übersetzt wurden. Sie finden bei den Indiern die Veden, die Upanischaden, der späteren Werke ganz zu schweigen, und ich könnte, ohne Einwendungen gewärtigen zu müssen, Ihnen lange Listen von mächtigen Werken vorführen, welche von den Anhängern der betreffenden Glaubensrichtung für heilige Schriften angesehen werden. Wer schrieb nun diese Werke, und woher kam dieses Wissen? Daß sie existieren, ist unumstößlich. Daß sie Verfasser gehabt haben müssen, wird kaum zu leugnen sein. Und dennoch zeigen diese aus grauer Vorzeit stammenden Werke eine Tiefe der geistigen Erkenntnis, eine Tiefe des philosophischen Denkens, eine Tiefe der Einsicht in die menschliche Natur, und eine Tiefe der moralischen Lehren in solchem Grade, daß die hervorragendsten Menschen unserer Tage in ethischer, wie in philosophischer Beziehung die Ueberlegenheit dieser Schriften über das, was sie selbst hervorbringen können, zugeben müssen, und daß die moderne Welt ihnen an Erhabenheit nichts gleichzustellen vermag.

Es handelt sich hier nicht um Traditionen, sondern um Bücher; nicht um Theorien, sondern um Thatsachen; denn, wenn diese Bücher so bedeutend sind, wenn deren Moral so lauter, deren Philosophie so erhaben und die darin ausgesprochene Erkenntnis so weittragend ist, dann müssen ihre Verfasser auch das Wissen besessen haben, das sich darin verkörpert findet. Und das Zeugnis von Millionen und Millionen menschlicher Wesen bekräftigt diese geistigen Wahrheiten, und Nationen lassen sich von den Lehren leiten, die ihnen auf diese Weise überkommen sind. Aber das ist noch nicht alles. Diese Lehren gleichen sich auch untereinander, wo immer Sie sie vorfinden. Dieselbe Lehre von der Einheit göttlichen Lebens, aus dem das Universum hervorgegangen; dieselbe Lehre von der Identität des Geistes im Menschen und des Geistes, von dem das Universum ausgegangen ist; dieselbe Lehre, daß der Mensch nach gewissen Methoden das geistige Leben in sich selbst entwickeln und positive Erkenntnis der Göttlichkeit erlangen kann und nicht bloß Hoffnung und Glauben, so daß zum mindesten die aus weit zurückliegenden Zeiten zu uns kommende Thatsache nicht geleugnet werden kann: daß einzelne Menschen in grauer Vorzeit gelebt haben, deren Denken so hoch, deren Moral so rein und deren Philosophie so erhaben war, daß sie den Zusammenbruch der Zivilisation und die zerstörende Kraft der Zeit überdauerten, und daß heutzutage Ihre Orientalisten zur Belehrung der modernen Welt das übersetzen, was hervorragende Menschen der Vergangenheit einst lehrten, und die größten Gedanken, welche die Rasse überhaupt hervorgebracht, in diesen Schriften finden, die aus den ältesten Zeiten auf uns gekommen sind.

Daß demnach einzelne gelebt haben, die uns an Größe weit überragen, daß einzelne gelebt haben, deren Erkenntnis die unsrige weit über-

trifft, so daß wir von diesen Lehrern einer weit zurückliegenden Vergangenheit, die vor Jahrtausenden auftraten, in der Philosophie und in geistigen Dingen heute noch lernen können, ist eine nicht wegzuleugnende Thatsache. Daß in der Vergangenheit Gottmenschen gelebt haben, die wir mit dem Namen Mahâtmâs bezeichnen können, daß diese in jener großartigen und erhabenen Litteratur ein Zeugnis ihrer Existenz hinterließen, dies bildet den ersten Teil unserer Beweisführung — die Feststellung der Existenz in der Vergangenheit, den Beweis, daß solche Menschen gelebt und gelehrt, und durch ihre Lehren Millionen der menschlichen Rasse geleitet und gestützt haben. Daß deren Lehren in den Hauptzügen untereinander übereinstimmten, daß deren Lehren in ihrer moralischen Kraft untereinander identisch sind, daß die darin verkündeten geistigen Wahrheiten durch alle Jahrhunderte hindurch uns unverändert überliefert worden sind: soweit wenigstens haben wir jetzt — wie wir mit Sicherheit sagen können — soliden Boden unter unseren Füßen.

Die in dieser Litteratur gemachten Angaben appellieren an die menschliche Erfahrung. Sie sagen nicht nur, daß gewisse Dinge existieren, sondern sie sagen auch, daß diese Dinge der Erkenntnis zugänglich sind. Sie verkündigen nicht nur die wirkliche Existenz der Seele, sondern sie geben auch an, daß diese Existenz bewiesen werden kann; so zwar, daß diese Lehre dazu angethan ist, gewisse behauptete Thatsachen, die zu jeder Zeit verifizierbar sind, zu verkündigen, wodurch sie einen sich beständig anhäufenden Beweis für die Realität der Erkenntnis derer liefert, welche zuerst der Welt hierüber Angaben gemacht haben.

Lassen Sie uns nun zum nächsten Punkte unserer Beweisführung übergehen, — zu dem nämlich, daß diese Angaben durch die Erfahrung verifiziert worden sind, und noch heute verifiziert werden. Nehmen Sie zum Beispiel ein Land wie Indien. Sie haben dort eine ununterbrochene Tradition, eine Tradition, welche bis auf die Gegenwart herunterreicht, eine Tradition, daß es dort immer Lehrer gegeben hat, die zu finden sind, Lehrer, welche die Erkenntnis besitzen, von denen in den Büchern, von denen ich spreche, die Rede ist, die zu den theoretischen Angaben die praktische Lehre hinzufügen und die Menschen in die Lage versetzen können, durch das Experiment das zu verifizieren, was in der Litteratur, auf welche ich anspielte, als Wahrheit verkündet wird. Fragen Sie irgend einen Indier von heute in bezug auf seine Ansicht über diese Frage, und er wird Ihnen sagen — vorausgesetzt, daß er nicht verwestlicht (d. h. unter den Einfluß der Zivilisation des Westens geraten) ist und daß Sie sein Vertrauen gewinnen können — daß diese Menschen in der Vergangenheit existiert und in der Gegenwart nicht aufgehört haben, zu existieren, daß sie sich aber den gewöhnlichen Besuchen der Menschen mehr und mehr entzogen haben und daß es mit dem Anwachsen der Materialität[1]) und mit der Verminderung der Spiritualität immer schwieriger geworden sei, sie zu entdecken; daß sie

[1]) d. h. mit dem Herabsteigen des Geistes in die Materie (Involution).

aber noch immer gelegentlich gefunden werden können, und daß die ersten Stufen des Pfades noch immer offen stehen. Und Sie finden dort nicht nur diesen Glauben, sondern auch über ganz Indien zerstreut viele Menschen, die, wenn sie auch den Höhepunkt der Mahâtmâschaft nicht erreicht haben, sich doch gewisse Stufen über die physische Ebene erhoben und in sich Kräfte und Eigenschaften entwickelt haben, die zu erreichen der gewöhnliche Bewohner des Westens für absolut unmöglich halten würde. Ich spreche jetzt nicht von Mahâtmâs, sondern von Hunderten sogenannter Yogis, die in den Ebenen[1]) und Gebirgen Indiens sich häufig vorfinden, unter denen etliche ganz merkwürdige Kräfte zu besitzen pflegen — Kräfte, welche hier unglaublich erscheinen würden, über welche aber das beständig sich anhäufende Zeugnis der Reisenden zu Ihnen kommt, die die Thatsachen, mit denen sie selbst in Berührung gekommen, sammeln und berichten. Denn die ersten Stufen der Entwickelung des inneren Menschen sind nicht so schwer zu erreichen, und in einem Lande wie Indien, wo es nicht so schwierig fallen kann, die eigene Skepsis zu überwinden, weil der Glaube schon Tausende von Jahren bestanden hat, werden Sie viele, viele Menschen finden können, welche die unteren psychischen Kräfte ausüben, und darunter auch einzelne, die über diese Stufe hinaus gekommen sind und entweder die höheren psychischen Fähigkeiten oder die eigentlichen geistigen Kräfte des Menschen besitzen. Und Sie können etliche finden, die persönliche Erfahrung, d. h. persönliche Kenntnis von den Lehrern oder Meistern haben, die ihre Schüler unterweisen, den höheren Pfad von sogenanntem Rûj oder königlichem Yoga zu betreten, d. h. von Yoga, welches zunächst mehr den Geist[2]) trainiert als den Körper, und das durch Konzentration des Geistes wirkt, durch Meditation und durch Evolution der höheren mentalen Fähigkeiten, von denen hier soviel die Rede ist. Ein bestimmtes Trainierungssystem gestattet diesen Yogis den bewußten Gebrauch geistiger Kräfte, welche deren Besitzer in den Stand setzen, weit über die Grenzen des Physischen hinauszudringen, und mit dem Verlassen des Körpers Informationen zu erwerben, die er dann auf das niederer stehende Bewußtsein übertragen und dem physischen Gehirn einprägen kann, ein Wissen, durch das er gleichzeitig die Wahrheit seiner Lehre und die Existenz seines Meisters beweist, von dem er dieses Wissen erlangte.

Dies wäre also der nächste und zweite Punkt brauchbarer Existenz. Für die Mehrzahl von uns — werden Sie mir allerdings einwenden — ist dieselbe unbrauchbar. Sollte dies der Fall sein, dann sollten Sie als vernünftige Männer und Frauen doch auch nicht vergessen, daß, wenn Sie nach Wissen verlangen, Sie dasselbe dort suchen müssen, wo dieses Wissen zu finden ist, und daß es für gewisse Menschen, die niemals diesen Fragen nachgegangen sind, ja, niemals auch nur versuchten, dies zu thun, die niemals gereist sind, ebenso absurd wäre, sich in ihr Arbeitszimmer in London zu setzen und

---

[1]) Im Original: Jungles, genauer: mit Bambus bewachsene feuchte Ebenen.

[2]) Im Original: Mind. Gemeint ist der höhere Manas.

über etwas zu schreiben, von dem sie gar keine Kenntnis haben, als wenn irgend ein unwissender Indier, der in den Experimenten der wissenschaftlichen Laboratorien des Westens — sagen wir der Royal Institution — nicht die geringste Erfahrung besitzt, sich hinsetzen und alle diese Versuche für absolut unmöglich und für drollig erklären wollte, weil er selbst nicht hierher gereist, und selbst keine Gelegenheit gehabt hat, dieselben ausgeführt zu sehen. Sie müssen also, wenn Sie Evidenz fordern, auch rationell zu Werke gehen, und wenn Sie nicht selbst mit gewissen Thatsachen mit gewissen Phasen des menschlichen Lebens in Berührung kommen können, dann müssen Sie entweder unwissend bleiben — und dann sollten Sie eigentlich schweigen — oder aber Sie müssen sich an das Zeugnis derer halten, die geforscht und das Ergebnis ihrer Forschung vor Ihnen niedergelegt haben.

Und dies bringt mich zum nächsten Punkte meiner Beweisführung. Vorausgesetzt, daß solcherart Menschen in der Vergangenheit wirklich existiert haben, vorausgesetzt, wir nehmen an, wie jede Religion annimmt — wenn sie dies auch bezüglich der Gründer anderer Religionen nicht zugeben mag — daß wirklich Gottmenschen in der Vergangenheit gelebt haben, vorausgesetzt, daß wir, die wir an die Unsterblichkeit des Geistes glauben, auch zuzugeben gezwungen sind, daß diese, wenn sie überhaupt einmal existiert haben, noch immer irgendwo existieren müssen, so wird wohl die nächste Frage die sein: existieren derartige Menschen der Vergangenheit auch noch heute? Sind sie erreichbar? Sind sie erkennbar? Und giebt es andere, die einen ähnlichen Punkt erreicht haben, deren Existenz durch eine Evidenz zu beweisen ist, die mindestens der Beachtung würdig ist? Existieren sie noch heute? Ich bin hier in einen Gedankengang eingetreten, den ich zu verfolgen hätte, wenn ich versuchen wollte, Ihnen die Existenz irgend einer Person zu beweisen, die in einem Lande lebt, das Sie niemals besucht, und die unter Bedingungen lebt, welche Sie selbst niemals erfahren haben. Daß eine solche Existenz in jedem einzelnen Falle erweisbar ist, gebe ich zu, ist unmöglich. Ich kann Ihnen z. B. nicht die Existenz des Grafen Tolstoi beweisen. Wenn sie nicht nach Rußland reisen oder wenn er nicht zufälligerweise hierherkommt, und Sie ihn dann nicht zufällig begegnen, dann kann auch ich Ihnen nicht den absolut zwingenden Beweis liefern, daß er existiert. Allein ich könnte die Evidenz herbeischaffen, welche jeden vernünftigen Menschen überzeugen würde; ich könnte Ihnen die Evidenz liefern, welche für jeden Gerichtshof bestimmend wäre; ich könnte Ihnen zeigen, daß kein Grund vorhanden ist, seine Existenz einfach deshalb zu leugnen, weil sie nicht persönlich mit ihm zusammengekommen und deshalb nicht in der Lage waren, einen sichtbaren Beweis seiner Existenz zu erhalten.

Welcher Art ist nun der Beweis für die Existenz von gegenwärtig lebenden und unter gewissen Verhältnissen erreichbaren Gottmenschen oder vollkommenen Menschen? Welche Evidenz kann ich Ihnen hierfür liefern? Es sind unter Ihnen wahrscheinlich manche, die gegen meinen ersten hierbei

anzuführenden Zeugen Einspruch erheben werden; allein nicht wegen dieses Einspruchs hielt ich dessen Namen bisher zurück — ich spreche von H. P. Blavatsky. Ich kenne die Angriffe, welche von allen Seiten auf sie geschleudert wurden. Ich habe die letzten Angriffe gelesen,[1]) diejenigen, die erhoben wurden, während ich abwesend war, und angesichts dieser, die ich sorgfältig gelesen, sage ich, daß noch immer genügende durch sie kommende Evidenz übrig bleibt, welche von diesen Angriffen unberührt bleibt, genügend, um Ihre Beachtung herauszufordern, und genügend, um den Beifall vernünftiger Menschen zu erringen. H. P. Blavatsky ist des Betrugs angeklagt, angeklagt schlimmen Betragens, angeklagt, nichts weiter gewesen zu sein, als eine Schelmin, eine Marktschreierin und Betrügerin; allein es bleiben noch immer gewisse Thatsachen übrig, mit denen Sie sich abfinden müssen, wenn Sie zum Unterschiede von mir, an die Wahrheit dieser übertriebenen, gegen sie vorgebrachten Anklagen glauben. Stellen Sie sich für einen Augenblick, wenn Sie wollen, auf den Standpunkt der schlimmsten dieser Anklagen — obwohl ich dagegen protestieren würde — der nämlich, daß sie mit Mahatmas überhaupt nicht in Berührung gekommen, daß sie dieselben nur erfunden habe, daß diese außerhalb ihrer Einbildung überhaupt nicht existieren, und daß alles, was sie sagte, falsch, alles, was sie sagte und that, nur darauf angelegt war, irre zu führen. So haben Sie noch immer mit den Thatsachen ihres Lebens, mit den Thatsachen ihrer Bücher zu rechnen. Sie haben mit dem Buche zu rechnen, das unter dem Titel „Die Geheimlehre" bekannt ist, und wenn Sie dieses verstehen lernen wollen, dann müssen Sie es zuvor lesen, ehe Sie es beiseite schieben, und es studieren, ehe Sie darüber lachen. Und ich sage dies zu dem Zwecke, weil ich den Appendix gelesen habe, in welchem Mr. Coleman[2]) behauptet, dasselbe sei voll von Plagiarismen, daß er da und dort und überall nachweisen könne, daß sie ihre Weisheit aus anderen Büchern entnommen habe, wodurch, wie er sagt, ihre dort entfalteten Kenntnisse erklärlich würden. Allein, was Sie dabei zu bedenken haben, ist dies, daß sie niemals den Anspruch erhoben hat, die Wissenschaft, die sie der Welt übergab, selbst entdeckt zu haben, daß ihre Behauptung die war, daß dieses Wissen aus weitzurückliegender Vergangenheit stamme, und in allen heiligen Schriften, allen Philosophien gefunden werden könne; und daß der wahre Zweck dieses Buches der ist, von allen Seiten her, aus den heiligen Schriften aller Religionen, aus den Litteraturschätzen aller Völker Stellen anzuführen, um dadurch die Identität all' dieser einzelnen Doktrinen nachzuweisen und das hohe Alter dieser Lehre aufzudecken. Was in dem Buche neu ist, sind nicht die Thatsachen, die Sie darin finden. Was in dem Buche neu ist, ist nicht das, was in orientalischen Schriften gefunden wurde und worauf in diesem oder jenem

[1]) Rednerin spielt hier auf die Publikationen von Solovioff: „a modern Priesters of Isis", — London 1894 und von Arthur Lillie: „Madame Blavatsky and her Theosophy". London 1895 — an.

[2]) Ein Amerikaner, der seit Jahren einen förmlichen Beruf daraus macht, H. P. Blavatsky zu verdächtigen und die „Theosophische Gesellschaft" anzuschwärzen.

heiligen Buche der Welt ebenfalls hingewiesen wird. Was darin neu ist, ist, daß die Verfasserin im stande war, aus allen jenen zusammen die Thatsachen auszuwählen, aus welchen sich eine in ihrer Großartigkeit einzig dastehende Vorstellung von der Evolution des Universums, der Evolution des Menschen, und der damit zusammenhängenden Synthesis der ganzen Kosmogonie gewinnen läßt. Und wir müssen darum in ihr die größte Lehrerin unserer Zeit verehren, weil sie wirkliches Wissen, nicht bloße Belesenheit besaß, ein Wissen, das sie in den Stand setzte, aus den zerstreuten Büchern die Wahrheiten zu sammeln, welche aneinander gepaßt, ein mächtiges Ganzes bildeten; weil sie mit dem Leitfaden in der Hand sich durch dieses Labyrinth mit unfehlbarer Genauigkeit hindurchzuwinden und zu zeigen vermochte, daß alle diese zerstreuten Bausteine in sich selbst die Möglichkeit eines einzigen Gebäudes enthielten. Und ihr Werk ist darum umso wunderbarer, weil sie selbst keine Gelehrsamkeit besaß, weil sie gar nicht die Erziehung genossen hatte, welche sie bis zu einem gewissen Grade in den Stand gesetzt hätte, dieses Wissen zusammenzuflicken; und weil sie that, was kein Orientalist mit all' seiner Gelehrsamkeit gethan, und was nicht alle Orientalisten miteinander gethan haben, mit Hülfe all' ihrer Kenntnis der östlichen Sprachen und der östlichen Litteratur. Kein einziger unter ihnen hat aus jenem verwirrten Knäuel eine so großartige Synthesis herausgesponnen; kein einziger war im stande, aus diesem Chaos heraus einen Kosmos aufzubauen. Diese Russin mit ihrer mangelhaften Erziehung, aber diese Russin, die keine Gelehrte war und keine sein wollte, schöpfte irgendwoher ein Wissen, das sie in den Stand setzte, zu thun, was keiner unter Ihren Gelehrten thun kann, irgendwoher eine Lehre, mit Hülfe deren sie Ordnung in dieses Chaos und ein großartiges Evolutionssystem entwickeln konnte, durch das wir das Universum und den Menschen erst begreifen lernen. Sie sagte niemals, es sei ihr eigenes System, sie beanspruchte niemals, es erfunden zu haben; sie sprach nur immer von ihrem Drange nach Wissen, und berief sich auf die, welche sie lehrten. Allein die Thatsache, mit der Sie sich abzufinden haben, ist die — daß hier das Ergebnis eines Wissens vorliegt, das kritischer Beurteilung stand hält. Niemand sonst hat etwas ähnliches geschaffen, obwohl das Material, von dem Mr. Coleman behauptet, daß sie es benutzt habe, der ganzen Welt offen steht. Und mein Vorschlag ist folgender: Verschaffen Sie uns nur noch andere, die das thun können, was sie that. Verschaffen Sie uns nur noch mehr von diesem Plagiarismus, der im stande ist, aus so vielen Quellen alles zu sammeln, was zum Aufbau einer großartigen Philosophie nötig ist. Lassen Sie nur Ihre großthuerischen Gelehrten kommen; sie sollen uns einmal die Religionen der Welt so begreifen lehren, wie sie es that. Sie sollen uns ebenso deren Identität nachweisen, und die Wirklichkeit aufdecken, und wenn Sie dies thun können, dann werden wir vielleicht daran gehen, uns über H. P. Blavatsky eine andere Meinung zu bilden. Allein bevor dies nicht geschehen, bleiben ihre Ansprüche unerschüttert die alten; selbst dann, wenn Sie beweisen sollten,

daß sie in manchem geirrt haben mag, und selbst dann, wenn H. P. Blavatsky heute von solchen mit Steinen beworfen wird, die in bezug auf Selbstlosigkeit, Selbstaufopferung und Wissen mit ihr niemals rivalisieren können.

Und der Grund, weshalb Sie unseren Glauben an sie nicht erschüttern können, ist der, weil sie uns zu einer Erkenntnis verhalf, weil wir durch sie eine Lehre gewannen, die uns sonst niemand verschafft hat, weil sie uns die Wege eröffnete, in derselben Richtung und von denselben Lehrern, die sie gelehrt, noch weitere Kenntnisse zu erringen. Deshalb bleiben wir die Narren, für die uns die Menschen halten, und hängen fest an ihr und ihrem Andenken; denn wir schulden ihr eine Dankbarkeit, die wir niemals zu zahlen im stande sind, und niemals sollen Steine auf ihr Grab geworfen werden, die ich nicht aufzuheben bestrebt sein werde, um der Kenntnisse willen, die sie mir verschafft und um der unschätzbaren Wohlthaten willen, die sie mir durch die mir erschlossene Lehre erwiesen hat.

Die Evidenz nun, die ich Sie aus ihr zu schöpfen bitten möchte, ist nicht die Evidenz von Phänomenen. Ich schiebe diese letzteren auf die Seite. Es ist nicht die Evidenz der Gelehrsamkeit. Sie besaß keine und machte niemals Anspruch darauf. Die uns beschäftigende Frage ist nicht die, ob ihr ganzes Leben von ihrer Kindheit an ein durchaus vollkommenes war, oder nicht, sondern es handelt sich vielmehr um die Thatsache, daß sie ein ganz bestimmtes, irgendwie erworbenes Wissen besaß, das der gewöhnlichen Erziehung unmöglich zuzuschreiben ist, das sie in einem vergleichsweise kurzem Zeitraume erlangte, das sogar ihre eigene Familie und Freunde in Erstaunen setzte, als sie damit zum erstenmal hervorkam, und das sie, wie sie sagte, von gewissen Lehrern erlangte, wobei das für uns wichtige immer die Thatsache bleibt, daß sie dieses Wissen besaß, wie immer sie auch dazu gekommen sein mag. Dies ist die Evidenz, auf die ich Gewicht legen möchte, weil dies der Punkt ist, an dem nicht gerüttelt werden kann, und dieser trennt für den Augenblick ihr Zeugnis von jeder Betrugsfrage; denn er steht über diesem Zeugnisse und jenseits desselben fest. Und ich sage dies selbst für den Fall, daß Sie denken sollten, die Evidenz spreche gegen sie, und rufe die Ueberzeugung wach, daß sie zuweilen über die Wahrheit hinausgegangen, — ich sage nicht, es sei so, sondern ich nehme nur einmal an, Sie hätten gefunden, die Evidenz richte sich gegen sie — was dann? Dann bleibt immer noch die Thatsache ihres in der „Geheimlehre" niedergelegten Wissens bestehen, die als ein Zeugnis für sie dasteht, und die — ich wage es zu sagen — überhaupt nicht umzustoßen ist, und je mehr Sie H. P. Blavatsky herabsetzen, je mehr Sie sie verkleinern, um so mehr beweisen Sie die Existenz jener großen Geister, und umso erhabener erscheinen diese, welche durch sie wirkten und ihr das übermittelten, was sie hervorbrachte.

Es ist nun noch ein anderer Punkt hervorzuheben, der ein anderes Blavatsky'sches Buch betrifft, das für mich von ganz speziellem Interesse ist, ein Buch, das Sie vielleicht kennen, „Die Stimme der Stille"; dieses Buch wurde zufällig geschrieben, als ich mit ihr in Fontainebleau zusammen

war. Es ist ein kleines Buch, und das, was ich nun sagen werde, bezieht sich nur auf das Buch selbst, nicht auf die Anmerkungen, die erst später hinzugefügt wurden. Das Buch selbst könnte man ein Gedicht in Prosa in drei Teilen nennen. Sie schrieb es in Fontainebleau und der größere Teil desselben wurde geschrieben, als ich mit ihr zusammen war, und während ich in demselben Zimmer saß, in dem sie schrieb. Ich weiß bestimmt, daß sie es ohne Hülfe von irgend welchen Büchern schrieb, stundenlang stetig fortarbeitend, geradeso, wie wenn sie es dem Gedächtnisse oder irgend einem unsichtbaren Buche entnähme. Als das Manuskript, das ich sie niederschreiben sah, während ich bei ihr saß, abends fertig geworden war, bat sie mich und einige andere, dasselbe in Bezug auf korrektes Englisch durchzusehen; denn sie habe es so rasch niedergeschrieben, sagte sie, daß sie sicher wäre, es werde nach dieser Richtung hin mangelhaft sein. Wir änderten daran nur einige wenige Ausdrücke und so blieb es als Muster einer wunderbaren litterarischen Arbeit, die alles übertrifft, stehen.

Mr. Coleman sagt nun, er könne den Inhalt dieses Buches in einer Anzahl anderer Bücher zusammenfinden. Ich kann nur hoffen, daß er das Buch gar nicht gelesen hatte, als er diese Behauptung aufstellte. Denn dasselbe ist, wie gesagt, ein Gedicht in Prosa, voll geistiger Inspiration, voll Nahrung fürs Herz, das zur höchsten Tugendentwickelung anreizt und die edelsten Ideale enthält. Es ist keineswegs ein aus allen möglichen Quellen zusammengestoppelter Mischmasch, sondern ein zusammenhängendes ethisches Ganzes. Es rührt unser Inneres auf, nicht durch eine Zusammenstellung von Thatsachen, die aus Büchern zusammengelesen wurden, sondern durch einen Appell an die heiligsten Instinkte unserer Natur. Es ist selbst der beste Zeuge für die Quelle, aus der es geschöpft wurde.

Gehen Sie nun von Madame Blavatsky über zu denen, die sie unterrichtete. Unser Vorsitzender[1]) ist einer von diesen. Viele andere leben hier oder sonstwo, die sie zuerst unterrichtete, und die aus ihrer Erziehung in die ihrer Meister übergingen. Sie haben hier ein angehäuftes Zeugnis von Männern und Frauen, die auf eigene Autorität ein durch Evidenz erster Hand, auf eigener Erfahrung fußend, die Wirklichkeit der Existenz dieser Meister, ihre eigenen persönlichen Erfahrungen über sie und die von ihnen persönlich empfangene Lehre bezeugen.

Ich habe während der letzten Woche in zwei Londoner Zeitungen einen kleinen Teil meiner eigenen Evidenz publiziert. Mr Sinnet hat in seinen einleitenden Worten heute Abend angedeutet, daß sich die Evidenz in seinem Falle auf 15 Jahre erstrecke. Viele haben dasselbe gethan, wie Gräfin Wachtmeister, Colonel Olcott, und andere, die ihr eigenes individuelles Zeugnis abgelegt haben. Wollen Sie nun sagen, daß alle diese Leute Betrüger sind? Mit welchem Rechte verurteilen Sie denn dieselben? Wollen Sie etwa behaupten, es seien dies lauter Narren?

---

[1]) A. P. Sinnet.

Es sind ja doch Männer und Frauen, die mitten im Leben stehen, Männer und Frauen, die in ihrem Bekanntenkreise als wohlerzogene, intelligente Menschen gelten, die ebenso richtig zu unterscheiden wissen, dieselben Kenntnisse besitzen, wie andere auch. Wollen Sie nun etwa behaupten, wir seien alle miteinander verrückt? Das wäre doch eine etwas voreilige Behauptung gegenüber einer beständig wachsenden Anzahl anscheinend ganz vernünftiger Männer und Frauen. Welcherlei Evidenz für die Existenz von irgend jemand können Sie denn aber verlangen außer der Evidenz von denjenigen, die den Betreffenden kennen, von rechtschaffenen und ehrenwerten Personen, die in Ihrer Mitte leben? Wir geben unser persönliches Zeugnis ab, das sich nicht auf Dokumente, nicht auf Schriften, nicht einfach auf Briefe usw. gründet, bei denen sich immer die Möglichkeit einer Täuschung mit einschleicht, sondern auf unser persönliches Zusammensein mit persönlichen, individuellen Lehrern und auf die von ihnen empfangene Lehre, die wir auf eine andere Art nicht erlangt haben würden. Dies ist die Art von Evidenz, mit der Sie zu rechnen haben; und kein Fall von nachgewiesener Betrügerei seitens eines, oder zwei, oder drei Menschen wird das angehäufte Zeugnis vernünftiger Männer und Frauen aufheben, die mit diesen Lehrern in Verbindung stehen, und das bezeugen, was sie selbst wissen. Dies ist diejenige Art von Evidenz, mit der Sie sich abzufinden haben, dies die Art von Bestätigung, die Sie umzustürzen haben. Und so sehr Sie sich auch belustigt haben mögen über gewisse schlau und gewandt abgefaßte Schriften, die die Täuschungen, die jemand begangen, um das Ganze zu diskreditieren, zu ihrem Vorteile ausnutzen,[1] so können Sie diese Masse von bestätigenden Aussagen dadurch, daß Sie beweisen, daß ein einzelner betrogen hat, doch nicht mehr diskreditieren, als Sie etwa das Vorhandensein echter Münze deshalb in Zweifel setzen können, weil ein Falschmünzer einige falsche Münzen in irgend einer Gemeinde in Umlauf gesetzt hat, so daß die Leute, die dieselben im Glauben, daß sie echt seien, annehmen, betrogen sind.

Allein Sie könnten sagen: Wir möchten für uns Evidenz aus erster Hand. Sie können diese haben, allein Sie müssen dann auch den dahin führenden Weg einschlagen. Sie können die Evidenz eines direkten Beweises haben, wenn Sie sich dazu entschließen, die nötige Mühe und Zeit aufzuwenden. Gewiß kein unvernünftiges Verlangen.

Wenn Sie die Experimente irgend eines großen Chemikers für sich nachprüfen wollen, werden Sie dies wohl so ausführen können, daß

---

[1]) Anspielung auf die Broschüre von F. E. Garett: Isis very much unveiled. London 1894, deren Wirkung bekanntlich die war, daß der seit längerer Zeit die ganze große theosophische Gesellschaft beschäftigende „Fall Judge“ akut wurde. Daß dieser „Fall Judge“ in einer Spaltung innerhalb der Gesellschaft endigte, dürfte den Lesern ja sattsam bekannt sein. Die „Sphinx“ hat es im Interesse des Friedens unter den Anhängern der Theosophie in Deutschland verschmäht, auf diesen Fall näher einzugehen, um allen unliebsamen „Katzbalgereien“, die sich an solche Erörterungen knüpfen könnten, aus dem Wege zu gehen. Der Uebersetzer.

Sie einfach in ein Laboratorium gehen, und die Dinge, die Sie dort finden, zusammenmischen? Wenn Sie von den jüngsten Experimenten, die in der Chemie gemacht worden sind, etliche nachprüfen wollen, glauben Sie wohl, daß Sie Ihr Vorhaben durchführen können, ohne vorausgegangene, jahrelange Bemühungen und Studien, um diese Wissenschaft, in welcher Sie einen kritischen Versuch ausführen möchten, bemeistern zu lernen? Und was würden Sie wohl für das Urteil eines Menschen, der von der Chemie gar nichts versteht, geben, wenn dieser sagen würde, das Experiment lasse sich nicht ausführen, einfach deshalb, weil er es nicht machen könnte, ohne daß er sich vorher einübt und studiert?

Ich sagte Ihnen bereits, ich werde Ihnen darüber Aufschluß geben, auf welche Weise ein Mahâtmâ entsteht. Denn nur die, welche willens sind, auf jenes Ziel los zu streben, können die absoluten Beweise der Existenz derer erlangen, die es erreicht haben. Dies ist der Preis, der zu bezahlen ist. Und ohne diesen also nur Wahrscheinlichkeit? höre ich Sie fragen. Allerdings, aber eine vernünftige Wahrscheinlichkeit; das von anderen gelieferte Zeugnis, das für Sie in jeder anderen Sache ausschlaggebend wäre, für welches Sie vor Gericht große Summen, kostbare Wertobjekte oder weiß Gott was alles einsetzten; dieses können Sie haben, indem Sie einfach die allgemein zugängliche Evidenz betrachten, von der ich hier nur die Umrisse skizziert habe. Allein einen direkten Beweis? Dazu müssen Sie selbst beginnen, sich in der Richtung zu entwickeln, in welcher jene ihre Entwickelung durchgemacht haben, und damit jeder, den es danach verlangt, diese Richtung einschlagen und sie bis zu ihrem natürlichen Ende verfolgen könne, wurden der Welt die anfänglich zu machenden Schritte kund gegeben, die Stufen, die diejenigen erstiegen, welche das Wissen erlangt, die Stufen, die zu ersteigen jeder beginnen kann, und durch die er seinerseits eine ähnliche Gewißheit erlangen wird, wie die, welche einige unter uns besitzen. Insbesondere sind es zwei kleine Veröffentlichungen, welche die ersten Anfänge des Pfades beschreiben, das eine heißt „Licht auf den Weg"; auf das andere habe ich bereits hingewiesen, es ist „Die Stimme der Stille"; und zu deren Ergänzung sind durch die ganze Litteratur der Theosophie hindurch eine Menge derartiger Fingerzeige zu finden, die mit der individuellen Erfahrung des Schülers von Jahr zu Jahr zunehmen.

Auf welche Weise sollte nun der gewöhnliche Mensch, gleichgültig ob Mann oder Frau, beginnen? Wenn dieser das Verlangen fühlt, sich für sich selbst von der Möglichkeit solcher Entwickelung zu überzeugen, die ihn schließlich zum vollkommenen Menschen — zum Gottmenschen — machen wird, dann sind die ersten untersten Stufen die, welche jede Religion gelehrt hat — Sorgsamkeit und Selbstlosigkeit im Leben, Erfüllung der Pflicht in jeder Lebenslage, in der man sich befinden mag. Um mit der „Stimme der Stille" zu reden: „Folge dem Rade des Lebens; folge dem Rade der Pflicht gegen Deine Rasse und gegen Deinen Stamm". Dies ist ein vorläufiger Schritt. Denn diejenigen, welche eine Kenntnis der Seele erlangen wollen,

müssen auf die von jeher gelehrte Weise damit beginnen, den Pfad der Sünde zu verlassen, und den des Guten zu betreten, durch reine Lebensführung, durch dienstfertiges Verhalten, durch beständig wiederholte selbstlose Anstrengungen, Nutzen zu stiften, in welcher Lage sie sich auch nach den Gesetzen der Natur befinden mögen. Das Bestreben, jeder Verpflichtung voll und ganz nachzukommen, das Bestreben, ein Leben zu führen, welches die Welt besser zurückläßt, als man sie angefunden, das Bestreben, edel, selbstlos und rein zu leben, — dies sind die Bedingungen, denen diejenigen sich unterwerfen müssen, die den Pfad finden möchten.

Und hier möchte ich einschalten: ohne daß die Reinkarnation eine Wahrheit ist, ist eine solche Entwickelung sicherlich nicht möglich. Ein einziges Leben wird es nie ermöglichen, diesen langen Pfad zu durchwandeln; eine neugeborene Seele würde niemals die Erlangung solch' göttlicher Eigenschaften möglich macheu, wenn es keine Wahrheit wäre, daß die menschliche Seele zur Erde zurückkehrt, Leben auf Leben, indem sie in jedes neue Leben die Erfahrungen der dahinter liegenden Leben mitbringt, und so Leben auf Leben einen immer edleren Charakter aufbaut; dann wäre in der That der Mahâtmâ eine Unmöglichkeit, und die Vervollkommnung der Menschen bliebe ewig nur ein Traum der Poeten. Nun liegt aber dieser ganzen Lehre die Reinkarnation der Natur als eine Fundamental-Thatsache zu Grunde, von welcher die Vervollkommnung des Individuums abhängen muß. Vor allen Dingen muß sich der Mensch durch viele Leben hindurch dazu bequemen, ein gutes, nützliches und edles Leben zu führen, so daß er jedesmal mit immer edleren Eigenschaften, mit immer höheren Fähigkeiten geboren wird. Dann aber erreicht eine solche Entwickelung des Menschen eine ganz bestimmt markierte Stufe, auf der die Seele nach langem Aufwärtsstreben die allgemeine Evolution des Menschen um ein weniges überragt. Es giebt Männer und Frauen, die exzeptionell selbstlos sind, die exzeptionelle Eigenschaften, eine exzeptionelle Intuition, eine exzeptionelle Liebe zu geistigen Dingen, exzeptionelle Hingabe an den Dienst der Menschheit haben; wenn nun diese exzeptionellen Fähigkeiten sich zu manifestieren beginnen, dann kommt die Zeit, in der einer jener großen Lehrer dieses Individuum persönlich in die Hand nimmt, um dessen fernere Entwickelung zu leiten und um die sich entwickelnde Seele heranzuziehen. Die bisherigen Anstrengungen müssen im Einklang mit den gewaltigen geistigen Kräften erfolgen, die die ganze Welt durchdringen. Sind diese aber einmal ausgenutzt, haben Männer und Frauen einmal längs dieser Linie allgemeinen geistigen Wachstums, sozusagen ihr bestes gethan, dann kommt die Stufe, auf der der Lehrer hervortritt, um die fernere Entwickelung zu leiten, deren weiteres Voranschreiten von der Erfüllung gewisser, ganz bestimmter Forderungen abhängt. Diese Forderungen sind in den Büchern niedergelegt, auf welche ich anspielte. Möglichst kurz ausgedrückt, könnte man sie folgendermaßen formulieren: die „Verwirklichung des Nicht-getrennt-seins", einen Ausdruck, den ich gleich erklären werde, und ferner „strenge Selbstzucht". Nicht-getrennt-seins" einerseits, Selbstzucht

andererseits. Der Ausdruck das „Nicht-getrennt-sein“ hat nur die Bedeutung: daß Sie sich fundamental eins fühlen mit allem, was da lebt und atmet, daß Sie sich von keinem lebenden Wesen abscheiden, weder vom Sünder, noch vom Heiligen, weder vom Höchsten, noch vom Niedrigsten unter den Menschen, ja nicht einmal von den niederen Formen der Lebewesen, und von den Dingen der für leblos angesehenen Schöpfung, mit denen Sie sich Ihrem Wesen und innersten Selbst nach als eins erkennen. Wie läßt sich dies zeigen? Es läßt sich dies dadurch zeigen, daß man eine wohl überlegte Selbstzucht damit beginnt, sich mit den menschlichen Leiden, Gefühlen und Bedürfnissen zu identifizieren. In der „Stimme der Stille“ werden Sie ermahnt: „Laß deine Seele ihr Ohr jedem Schmerzensschrei leihen, wie der Lotuskelch sein Herz eröffnet, um das Licht der Morgensonne zu trinken“. Allein dies ist noch nicht alles. „Laß die feurige Sonne — heißt es weiter — nicht eine einzige Thräne trocknen, ehe du sie nicht selbst von dem Auge des Leidenden abgewischt hast“. So lautet die erste Aufforderung. Gehe hin zum Leidenden und stille seinen Schmerz; wenn du aber diesen Schmerz stillst, dann lasse ihn auf dein eigenes Herz fallen, und als ein beständiges Leiden dort liegen bleiben, bis die Ursache dieses Schmerzes entfernt ist. Dies ist die erste Stufe des Nicht-getrennt-seins. Identifiziere dich mit den Sorgen und Freuden der Welt; lasse die Sorgen eines jeden deine Sorgen, den Schmerz eines jeden dein Schmerz, und die Freude eines jeden deine Freude werden. Dein Herz — lautet die Mahnung — muß auf jeden Ton antworten, der in anderen Herzen erklingt, wie die Saite die Musiknote zurückgiebt, auf die sie gestimmt ist. Sie müssen den Schmerz und die Pein empfinden, ja Sie müssen die Sünde und die Schande als Ihre Sünde, als Ihre Schande empfinden und sie in Ihr Bewußtsein mit aufnehmen, sie tragen, und niemals versuchen, sich ihr zu entziehen. Sie müssen sich selbst zu einer Empfindungsfähigkeit erziehen, die auf jedes Leiden der Menschen reagiert, und diese Empfindungen in Gefühle und in Thaten kleiden; denn so lautet die Lehre: „Unterlassung einer That der Barmherzigkeit ist gleich dem Begehen einer Todsünde“. Allein Sie müssen nicht bloß den Schmerz der Welt erkennen und zu dem Ihrigen machen, sondern Sie müssen so hart gegen sich selbst sein, als Sie milde sind gegen Ihre Umgebung. Sie haben keine Zeit, sich um ihre eigene Trübsal zu kümmern, wenn die Trübsal der Welt die Ihre werden soll. Sie haben keine Zeit zu verlieren mit Wehklagen über Ihren eigenen Kummer, wenn Sie sich identifizieren sollen mit den Sorgen der ganzen Menschheit. Und so wird Ihnen gesagt, daß Sie gegen Ihre eigenen Schmerzen und Sorgen so hart wie der Kern der Mangofrucht, und gegen die Schmerzen und Sorgen anderer Menschen so weich wie deren Fleisch werden müssen.

Und so müssen Sie Leben auf Leben erzogen, Leben auf Leben mehr und mehr mit allen Menschen identisch werden und alles das niederreißen, was diese untereinander trennt. Deshalb ist die Brüderlichkeit unsere einzige Bedingung, weil die Erkenntnis dieser Brüderlichkeit der erste

Schritt zur Verwirklichung des Nicht-getrennt-seins ist, welche notwendig ist, wenn der Schüler vorwärts kommen soll. Und diese bestimmte Uebung des Schülers wird ihn empfindungsfähig für die Sorgen aller machen, damit er vermöge dieser Empfindung stets zu helfen bereit ist, und wird ihn dazu erziehen, sich stets mit dem Ganzen zu identifizieren, auf daß er schließlich zu einem der Erlöser der Welt werden möge. Denn in dem Maße, als diese Erziehung des Schülers Leben auf Leben vorwärtsschreitet, entwickelt sich nach und nach in diesem Menschenwesen eine beständig anwachsende Sympathie, ein an Tiefe immer zunehmendes Mitgefühl, eine Menschenliebe und eine Toleranz, die nichts erschüttern kann. Keine Ungerechtigkeit kann dieses Menschenwesen beleidigen, denn seine Sorge ist auf denjenigen gerichtet, der die Ungerechtigkeit begeht, und nicht auf die Folgen des Schlages, der gegen es selbst geführt wurde. Kein Zorn wird sich in ihm gegen denjenigen erheben, der Unrecht thut; denn es begreift, warum das Unrecht geschehen ist; seine Sorge richtet sich auf den Uebelthäter und es wird keine Zeit zu verlieren sein durch Aerger über das Unrecht. Es wird für Böses keine Vergebung bereit haben, es wird nicht sagen, Unrecht sei recht, es wird nicht behaupten, Schlimmes sei gut, denn das wäre die größte Grausamkeit und würde den Fortschritt der Rasse unmöglich machen. Allein, wenn es auch die Uebelthat erkennt, so wird doch kein Unmut gegen den Uebelthäter in ihm aufsteigen; denn seine eigene Seele fühlt sich ja eins mit diesem und für sie giebt es keine Trennung zwischen ihr und ihm.

Und wozu dies alles? Weil mit dem Fortschreiten dieses Wachstums Gedächtnis und Erkenntnis zunimmt; weil mit dem Fortschreiten dieses Wachstums das Leben des Geistes in dem Schüler im Getriebe der Menschen immer mehr hervortreten und dieser Schüler sich allmählich als ein solcher hervorthun wird, der für die Menschheit arbeitet, ihr hilft, sich für sie plagt, sich für sie abmüht, um ihre Unwissenheit zu erleuchten, ihr Erkenntnis beizubringen, und ihr die Wirklichkeit zu zeigen, die all den Illusionen der Welt zu Grunde liegen. Aber er wird gegen sich selbst hart sein müssen, weil er zwischen dem Menschen und der Sünde. zwischen seinen schwächeren Brüdern und den dunklen Kräften, die diese sonst überwältigen könnten, zu stehen hat.

Die hier gegebenen Erläuterungen über das, was der Schüler sein soll, deuten darauf hin, daß er wie ein Stern sein muß, der allen Licht spendet, es aber niemand wegnimmt, daß er wie der Schnee sein muß, der den Frost und den schneidenden Wind auf sich nimmt, damit der von ihm bedeckte Samen, unberührt durch Kälte, weiter ruhen und, wenn die Jahreszeit dafür gekommen sein wird, der Möglichkeit des Wachstums entgegengehen kann. Dies ist die Schulung, für welche diese göttlichen Meister Unterwerfung verlangen; dies sind die Ansprüche, welche diese an den Schüler stellen. Keine Erfüllung zunächst, sondern Bestrebung; keine Vollendung zunächst, sondern Anstrengung; sicherlich kein Darstellen eines Ideals, wohl aber ein Streben danach, mit welchen Mängeln

und Irrtümern dasselbe auch behaftet sein mag. Und nun frage ich Sie, wenn diejenigen unter uns, die dies als ihr Ideal aufstellen, und die wissen, daß dies die Anforderungen sind, welche unsere Meister an uns richten, ist es dann wohl wahrscheinlich, daß wir die menschliche Gesellschaft beschimpfen, oder daß wir wohl irgend etwas anderes sind, als die Diener der Menschen, in Gehorsam gegen die, welchen zu gehorchen wir uns bemühen? Und dann wird — wie ich sagte — Leben auf Leben die Entwickelung dieser Eigenschaften fortschreiten, bis zuletzt eine Zeit kommt, in der die menschlichen Schwachheiten wegfallen, in der die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur allmählich überwunden sind, in der ein Mitleid, das nichts erschüttern, eine Reinheit, die nichts besudeln, ein Wissen, das sich über ein mächtiges Gebiet erstreckt, und eine Geistigkeit, die sich fühlbar macht — in der dies die Eigenschaften sind, die den Schüler, kennzeichnen, der sich der Schwelle der Befreiung nähert; bis endlich der Tag dämmern wird, an dem das Ende des Pfades erreicht ist, bis die Zeit kommt, in welcher der Lehrkurs des Schülers vorüber, und seinen Augen sich die letzte Möglichkeit des vollkommenen Menschen erschließen wird. Und dann tritt gleichsam die Erde für eine Zeit lang in den Hintergrund; er — d. h. die befreite Seele, die er alsdann darstellt, die Seele, welche ihre Freiheit errungen, die Seele, welche die menschlichen Grenzen überwunden — er steht an der Schwelle von Nirwana, jenes Zustandes vollkommenen Bewußtseins und vollkommener Seligkeit, welcher über die Grenzen menschlichen Denkens, über die Grenzen unseres beschränkten Bewußtseins weit hinausgeht. Und dort, wo er steht, ist, wie die Sage geht, tiefe Stille; eine Stille in der Natur, über die nun eines ihrer Kinder hinausgeschritten, eine Stille, welche eine Zeit lang nichts mehr stören kann, wenn einmal die sich befreiende Seele ihre Freiheit errungen hat. Und mitten in diese Stille ertönt plötzlich eine Stimme — eine Stimme, welche das ganze zurückgelassene Elend der Welt, in einem einzigen furchtbaren Schrei ausdrückt, — ein Schrei, welchen die Welt in ihrer Dunkelheit, in ihrem Elend, in ihrer geistigen Not, in ihrer moralischen Versunkenheit ausstößt. Und dieser Schrei, welcher die Stille unterbricht, die die befreite Seele umgiebt, ist der Notschrei, welcher von der Menschheit aus zu der Seele dringt, die über ihre Brüder hinausgeschritten, zu der Seele, die sich aus den Fesseln befreit hat, in denen sie diese zurückgelassen.

Wie wird es wohl weiter gehen? Leben auf Leben hat sie gelernt, sich mit der Menschheit zu identifizieren; Leben auf Leben hat sie gelernt, auf jeden Hülferuf zu antworten. Kann sie nun befreit, wie sie ist, weiterschreiten, und die anderen in Ketten zurücklassen? Kann sie nun zur Seligkeit eingehen und hinter sich die Welt in Sorgen zurücklassen? Derjenige, den wir einen Mahâtmâ nennen, ist eine solche befreite Seele, die das Recht hätte, weiter zu schreiten, aber aus Liebe zurückkehrt, die ihr Wissen zur Hülfe für den Unwissenden, ihre Reinheit zur Läuterung der Befleckten, ihr Licht zur Vertreibung der Dunkelheit spendet, und von neuem die Bürde des Fleisches auf sich nimmt, bis die ganze

Menschenrasse mit ihr befreit ist und bis sie nicht mehr allein weiterschreiten muß, sondern als Vater einer mächtigen Familie, der die Menschheit mit sich bringt, um in Gemeinschaft mit ihr das Ziel zu betreten, und die Seligkeit vom Nirwana zu genießen. Dies ist der Mahâtmâ. Leben auf Leben der Plage und Anstrengung, gekrönt von dem höchsten Verzicht; Vollendung, erworben durch Kampf und Mühen, und dann diese Vollendung wieder zurückgebracht, um anderen zu helfen, bis sie dastehen, wo er steht. Jeder Seele, die ihre Hände ausstreckt, ist seine Hand zu helfen bereit. Auf den Notschrei jeden Bruders seiner Rasse, der ihn um seine Leitung anfleht, antwortet sein Herz; und so stehen sie da, bis wir willens sind, gelehrt zu werden, und ihnen die Gelegenheit bieten, um deren willen sie auf Nirwana verzichtet haben.

Ist dies ein Ideal, welches verspottet, belacht, lächerlich gemacht zu werden verdient? Und wenn es nur ein Traum ist, dann ist es wenigstens der edelste Traum, den die Menschheit je geträumt; ein Bild der vollsten Selbsthingabe und ein Ideal, wie es begeisternder nicht gedacht werden kann. Für einzelne von uns ist es eine Thatsache — eine Thatsache, die mehr Realität besitzt, als das Leben selbst. Für diejenigen aber, für die es keine Thatsache ist, möge es ein Ideal sein, ein Ideal der Selbsthingabe, der Erkenntnis und der Liebe. Daß es solche Menschen giebt, bildet für einige unter uns ein Wissen. Aber selbst für diejenigen, welche nicht an solche Menschen glauben, ist nichts in diesem Ideal vorhanden, welches nicht so veredelnd wirkte, daß, wenn sie darüber nachdenken, nicht ihr geistiges Wachstum befördert und sie dem Lichte genähert würden.

Der Christ besitzt dasselbe Ideal in seinem Christus, der Buddhist in seinem Buddha. Ein jeder Glaube besitzt dasselbe Ideal in dem Manne, den er als göttlich verehrt. Und wir bezeugen doch allen Religionen, daß ihr Glaube ein reeller und nicht ein falscher ist; daß deren Begründer eine Realität und nicht ein Traum; und daß dieser Begründer für den Bekenner der betreffenden Religion die Verwirklichung des Ideals ist, welches er verehrt. Und für einige unter uns sind diese göttlichen Meister, von denen wir wissen, daß sie leben, eine tägliche Inspiration. Wir können nur dadurch mit ihnen in Berührung kommen, daß wir uns bemühen, uns zu reinigen. Wir können nur dann mehr lernen, wenn wir das schon Gelehrte in die That umsetzen. Und wenn ich hier heute Abend zuerst von einer Theorie gesprochen habe, dann von der historischen Vergangenheit, hierauf von dem Zeugnisse, das wir selbst in der Gegenwart ablegen und zuletzt von den Schritten, die alle, wenn sie nur wollten, in dieser Hinsicht unternehmen könnten, so geschah dies, weil es mir ein Bedürfnis war, das Ideal aus all' dem Spott herauszuheben, der auf dasselbe gehäuft, aus all dem Schlamme, der auf dasselbe geschleudert, und aus all' dem Gezänke, daß sich um dasselbe erhoben hat.

Tadeln Sie uns, wenn Sie wollen, aber lassen Sie dieses hohe Ideal menschlicher Vollendung unberührt. Lachen Sie über uns, wenn Sie

wollen, aber lachen Sie nicht über den vollkommenen Menschen, über den zum Gott gewordenen Menschen, an dem allem nach die meisten von Ihnen glauben. Begehen Sie, die Sie Christen sind, keine Untreue gegen ihre eigene Religion, indem Sie ihren Christus nur als einen Gegenstand des Glaubens behandeln, und nicht als die lebendige Wirklichkeit, die er, wie viele von Ihnen wissen, thatsächlich ist. Und vergessen Sie nicht, daß das Ideal, welchen Namen Sie ihm auch geben mögen, immer dasselbe, und daß, wie Sie auch das Ding nennen mögen, der demselben zu Grunde liegende Gedanke immer der gleiche bleibt.

Und so wie Sie denken, so werden Sie sich entwickeln; so wie Ihr Ideal ist, so wird auch allmählich Ihr Leben werden. Denn es liegt im Denken eine derartig umwandelnde Kraft, daß, wenn Ihr Ideal ein armseliges ist, auch Ihr Leben ein armseliges sein wird; daß, wenn Ihr Ideal ein materielles, auch ihr Leben materiell sein wird. Nehmen Sie aber einmal dieses hier entworfene Ideal in sich auf, und denken Sie über dieses nach, dann wird Ihr Leben von dessen Reinheit durchdrungen werden; dann werden Sie edlere Männer und edlere Frauen werden, weil dasselbe dann einen Gegenstand Ihrer Gedanken bildet und diese Gedanken eine ihnen entsprechende umwandelnde Kraft auf Sie selbst ausüben werden. Es ist eine Wahrheit, daß der Mensch dem gleichen wird, welchen er verehrt, daß er dem ähnlich wird, an den er denkt. Und dieses Ideal des vollkommenen Menschen trägt in sich die Hoffnung auf die zukünftige Entwickelung der Rasse. Und deshalb verteidige ich es heute Ihnen gegenüber, und zeige Ihnen den Pfad, durch dessen Betreten es aus einem Ideal zu einer Wirklichkeit, aus einer bloßen Hoffnung zu einem lebendigen Lehrer, und aus einem erhabenen Ideal des Strebens zu einem Freund und Meister wird, dem Sie Ihr Leben weihen sollen.[1])

Bemerkung des Herausgebers.

Herr Deinhard vertritt ohne alle Verantwortung des Unterzeichneten die Redaktion seiner Uebersetzung. **Dr. Göring.**

[1]) So sprach Annie Besant im Frühjahre 1895 vor einem vielköpfigen londoner Auditorium, das in folge der vorausgegangenen Erörterungen in der londoner Presse gegen die Rednerin und die von ihr vertretene Sache auf das ungünstigste voreingenommen und das danach wohl zum größten Teile geneigt war, die Frage der gegenwärtigen Existenz von Mahâtmâs, als eine gute Gelegenheit zu schlechten Witzen zu behandeln. Diesen Spöttern dürfte wohl das Lachen vergangen sein. Der Uebersetzer.







Grüne Blätter.

Von

Mabel Collins.[1])

Worte von dem Meister der Liebe an seinen Schüler.

1. Ein kühnes Herz ist es, welches das Licht sieht! Eine starke Seele, die die würzige Luft wahrnimmt! Kein anderes darf die Höhe zu erklimmen hoffen. Keine andere vermag das stille Gebet auszuhauchen.

2. Setze das Vergnügen zurück und lasse es lachen, lasse die Ruhe ihr bleiches Gesicht von dir abwenden: bei ihnen findest du nur eine immer wechselnde Hälfte des großen Glückes, das in mir lebt.

3. Ich bitte meine Kinder in die Ferne zu schauen, dorthin, wo ich allein stehe — und warte. Stoßt den schweren Eisenriegel zurück, der das goldene Thor mit seinen Klammern geschlossen hält!

4. Ja, stoße ihn zurück; denn in deinen Händen liegt erwartungsvoll meine Kraft; deines Willens harrt sie. Betritt mit mir die herrlichen Länder, ersteige du mit mir die goldenen Höhen.

5. Aber wisse, daß Sklaven dort keinen Platz haben. Vergnügen oder Stolz oder Frieden oder Schmerz, sie alle bringen keine Veränderung auf deinem Antlitze hervor; so wie meine Kräfte wachsen, müssen deren Kräfte schwinden.

„Liebe ist des Gesetzes Erfüllung".

„Vergiß nicht, daß noch mehr Knospen dem Erblühen entgegenharren!"

Grüne Blätter.

1.

Liebe ist ein wunderbares Ding. Es gleicht nur dem, welches im Leben selbst wunderbar ist und kann nur mit ihm verglichen werden. Die Geburt der Liebe in der Seele ist wunderbar und unerklärlich, gerade so, wie die Empfängnis im Körper. Ohne Liebe kann die Seele nicht länger

[1]) „Grüne Blätter" bilden eine Ergänzung zu „Licht auf den Weg" von Mabel Collins.

existieren, so wenig (außer als Lebenskeim), wie der Körper leben kann, wenn nicht der erste Atemzug in die Lungen aufgenommen ist. Liebe ist die Atmosphäre oder der Lebensäther, in dem die geistigen Sphären sich bewegen; und ehe die Seele sich der Liebe bewußt wird und sich in ihr heimisch fühlt, hat das geistige Leben nicht angefangen. Das, was im gewöhnlichen Leben als Liebe bezeichnet wird, die Leidenschaft, welche erwacht durch die Berührung zweier Persönlichkeiten, ist nicht bloß ein Mittel, durch welches Generationen auf der Erde erscheinen. Menschen, deren Einsicht und Wissen sich nur auf die materiellen Dinge beschränkt, und welche deshalb seelenlos sind, denken, dieses sei so. Aber jene, welche nur ein klein Wenig den Eisenriegel gehoben haben, der das goldene Thor geschlossen hält, wissen wohl, daß die Leidenschaft, welche von den Menschen Liebe genannt wird, noch einen anderen und noch dazu höheren Zweck hat, als selbst die Erzeugung des Lebens in dieser Welt. Es wird dadurch auch Leben in der Welt über uns erzeugt. Sie ist die Stufe von der Erde zum Himmel, von den materiellen Dingen zu den Dingen des Geistes. Alle berühren sie, mehr oder weniger, früher oder später; es ist dieses eine gerade so unvermeidliche Erfahrung, wie Geburt oder Tod. Und gerade wie diese bleibt sie vielleicht nur eine unfruchtbare Mühe, kaum wert, in den Sand der Zeit verzeichnet zu werden; aber sie kann auch zu einer göttlichen Thar führen, wodurch sich das Erwachen einer Seele zum Erfassen ihres herrlichen Erbteiles, dem Leben der Liebe, kundgiebt. Der Mann, welcher nur mit der Liebe der Jugend liebt und für den die Leidenschaft nichts weiter als Leidenschaft bleibt, er bleibt auch nur Mensch; mit ihm haben wir jetzt nichts zu thun. Für ihn wird die Erde fortfahren, sich zu drehen und die Sonne zu scheinen, so lange, als er dieser Dinge bedarf; auch vor ihm wird sich alljährlich das große Wunder der Naturerlösung und Frühlingszeit abspielen, aber er wird dadurch nicht zum Nachdenken angeregt werden, noch wird er davon etwas lernen. Für ihn werden die grünen Blätter von Wald und Feld unermüdlich erscheinen und stillschweigend ihre herrlichen Lehren aussprechen: er aber wird von allem nichts erfahren.

Die Bitterkeit des Lebens, der Erfahrung und der Berührung mit jenen, welche nicht wissen, was Liebe ist, sondern in Haß und geistigem Tode fortleben, macht das Herz des Menschen den Bäumen im Winter gleich: dunkel und vertrocknet; es ist, als ob Feuer sie zerstört hätte. Wiederholte sich das Wunder der grünen Blätter nicht jedes Jahr vor unseren Augen, so könnten wir nicht daran glauben, wenn wir die Erde im Winter betrachten.

Schmerz und Verzweifelung verletzen und verwunden die Liebe, wo sie sich auch zeigt und die kleinen Unannehmlichkeiten des Lebens drücken sie zu Boden, wie Wind und Schnee im Winter die Bäume bedrohen und schädigen.

Aber solange der Baum seine Wurzeln in der Erde hat, und der Saft darin verborgen ruht, wird er nicht zerstört, selbst, wenn aller

Schönheitsreiz von ihm verschwunden ist und nur die Formen und Umrisse seiner Anmut zurückgeblieben sind. Und solange der Mensch die Fähigkeit besitzt, von dem Liebreize einer anderen Persönlichkeit berührt zu werden, solange das Herz noch einen Funken Leben und Frische besitzt, solange ist der geistige Tod noch weit entfernt, und das große Wunder ist immer möglich.

Wenn der Gehorsame Geduld hat und willig im Ertragen ist, so wird seine Prüfungszeit ihr Ende erreichen, und plötzlich wird er sich selbst wieder in Herrlichkeit gekleidet finden und die göttliche Wärme wahrnehmen.

Der Glaube ist es, der dieses Wunder schafft; der Glaube nicht an eine besondere Glaubenslehre oder einen besonderen Gottesbegriff, sondern an das unsichtbare Leben und die Gesetze seiner Wiederkehr. Glaube in diesem Sinne ist fast Erkenntnis; denn er kann nur von solchen festgehalten werden, welche soviel Bewußtsein vom geistigen Leben besitzen, daß sie „beinahe wissen“, und welche schon beinahe ein Teil davon sind.

Diese Worte sind an die gerichtet, welche diesen Punkt erreicht haben, welche vielleicht deshalb, weil ihr Wissen noch nicht vollkommen geworden ist, selbst auf der Schwelle des goldenen Thores straucheln möchten. Haltet fest an ihm und laßt es „Glaube“ sein!

Die Thore sind geschlossen, der Eisenriegel ist schwer zu heben, aber nur für den Augenblick. Es wird sich ändern: das Wunder wird eintreten. Die Erlösung ist sicher; die grünen Blätter werden hervorsprossen.

Bedenke, daß Uebernatur so gewiß und unerbittlich ist, wie Natur; die äußeren Gesetze des Höheren können durch das Studium der Gesetze des Niederen gelernt werden.

So wie die Sonne wiederkehrt und immer wieder Schönheit bringt, so kehrt auch die göttliche Wärme wieder und bringt Liebe, das herrlichste aller Dinge, mit.

Das Herz wird durch Qual verödet. Enttäuschung, Kummer, Reue, Zerknirschung und Schande streifen die grünen Blätter des Herzens ab und schleudern sie zu Boden, wo sie dem Verwelken preisgegeben sind. Jugend und Freude sind scheinbar für immer verschwunden.

Wenn der Leidende nun sein Herz in seiner Verzweifelung herausreißt und in den Zustand des Hasses kommt, dann ist es eine natürliche Notwendigkeit, daß der Geist stirbt; der Baum wird dadurch getötet, daß man den Teil durchschneidet, durch welchen der lebende Saft aufwärtsströmt.

Warum sollte der Verrat, die Nichtswürdigkeit und die Thorheit anderer uns zur Verzweifelung bringen? Diese Dinge gehen vorüber und werden vergessen, wie die Seelenlosen, die solche Thaten begehen, sterben und in die Erde gesenkt werden, um nie wieder aufzustehen. Aber die Seele der Liebe bleibt immer bestehen, wenn sie auch schläft: doch sterben kann sie nicht.

Menschen müssen sterben; der Verlust eines Freundes durch den Tod ist der schwerste Verlust, welchen das Leben für uns hat. Dennoch warte! Ueber dem Andenken des toten Freundes wächst Grün, sowie es über seinem Grabe wächst; und im Laufe der Zeit wird der neue Freund, der dann deine Hand hält und vielleicht von dem Toten zu dir spricht, durch seine Worte und Gedanken das Grün nur noch reicher wachsen lassen.

Niemals lasse dein Herz verhärten oder verdüsteren, wenn es leer gelassen wird! Wässere den unfruchtbaren Boden, damit das Grün ihn schnell überkleiden möge, wenn die Sonne wieder darauf scheint.

Denn jene Männer, welche dem Göttlichen nahe stehen und der Brüderschaft der Liebe angehören, werden immer lieben und wieder lieben, selbst, wenn sie durch den Tod oder das, was allein der wirkliche Tod ist — Verrat und Betrug — fortwährend in Winterkälte versetzt werden. Die Kraft der Liebe ist in ihnen und schläft nur eine kurze Zeit, bis der kalte Schauer vorüber ist. Dann, wie die Natur in der Frühlingszeit, erwacht die Liebe triumphierend — und treibt ihre lebenskräftigen, grünen Blätter hervor — so zart, so weich, so duftig, so leicht zu pflücken und zu zerreißen, und dennoch so unbesiegbar in ihrem Leben und in ihrer Schönheit.

Diese grünen Blätter, die Auferstehung und die strahlende Wonne des Herzens, diese tiefgehenden Gefühle und Gemütsbewegungen, können die Menschen zum Fiebern und vom Fiebern zum Wahnsinne treiben. Aber nur deshalb, weil die Menschen blind und unwissend sind und es nicht verstehen, wie man aus einem Menschen ein göttliches Wesen schafft. Sie erkennen nicht, daß jeder Tropfen Blutes im Körper eines Menschen in einen Stein zum Tempel des Allerhöchsten umgewandelt werden kann. Wie geschieht das? Dadurch, daß man ihn gebraucht und veredelt. Jede Kraft und jede Leidenschaft, die ein Mensch hat, ist sein nach göttlicher Absicht; und wenn er irgend einen Teil seiner Natur vernichtet oder vernachlässigt, dann wird er seiner natürlichen Aufgabe untreu.

Verwandele alle Gefühle in Kraft, alles Leben in Gedanken!
Nimm die Gemütsbewegung und mache sie zu bewußtem Wollen!
Nimm Fieber und mache aus ihm Willensstärke!
Nimm Wahnsinn und verwandele ihn in göttliches Vertrauen!

2.

Die goldenen Thore sind jene Pforten, welche zum geistigen Leben einlassen. Sie schließen nicht aus davon — sondern öffnen den Weg zu ihm. Es ist der Eisenriegel, welcher quer über ihnen liegt und der allein verhindert, daß sie immer halb offenstehen, um dem leisen Drucke eines jeden, der einzutreten wünscht, willig nachzugeben. Aber dieser Eisenriegel ist sehr schwer und mühsam zurückzustoßen — so schwer, daß keiner es allein zu thun vermag. Es ist notwendig, Glauben zu besitzen — oder Wissen — und die Stärke der ganzen Brüderschaft der Liebe in deinen Händen zu fühlen, sich des Lebens der Brüderschaft und

deiner Vereinigung mit ihr, wenn auch noch so leise und dunkel, bewußt zu sein.

Der Eisenriegel ist das künstliche und zeitliche Bewußtsein, welches aus dir abgesonderte Lebensformen macht. In deinem gegenwärtigen Zustande erscheint es dir so, als ob es die einzige große Wirklichkeit, die eine unbedingte Wahrheit wäre. Der Mann, welcher nichts anderes als gewiß und erwiesen anerkennt, nimmt die Thatsache seiner eigenen abgesonderten Persönlichkeit hin. Und das ist das erste Vorurteil, welches auf der Thürschwelle des Okkultismus abgelegt werden muß, der Besitz, welcher aufgegeben werden muß als bloße Vorstellung einer vorübergehenden Form der Erfahrung.

Ihr bildet euch selbst ein, daß ihr gesonderte Geister oder Wesenheiten seid, die getrennte Formen bewohnen und die durchaus voneinander getrennt sind durch die gegebenen Bedingungen eures Lebens. Welche handgreifliche Täuschung! Betrachtet nur einen Augenblick die Ebbe und Flut der Natur, und ihr werdet finden, daß euer Körper nur ein Teil derselben ist, fortwährend alles wechselnd und verändernd, was ihn aufbaut. Dies ist die erste notwendige Bedingung des materiellen Lebens. Ein geringes Studium desselben wird alles zeigen, was nötig ist. Dann mußt du dir bewußt werden, daß Uebernatur und Natur von gleichen Gesetzen regiert werden, und daß diese Gesetze im höheren Leben viel schärfer, bestimmter und unerbittlicher sind, als im niederen Leben. Seid ihr erst im Besitze des geistigen Gesichtes, habt ihr nur einmal das geistige Bewußtsein in euch geweckt, so werdet ihr dieses augenblicklich erkennen. Verweile und fühle die schmelzende Kraft des wirklichen geistigen Lebens! Siehe, wie des Lehrers Bewußtsein zu demjenigen des Schülers wird, wie des Liebenden Seele zu der des Geliebten wird, wie Mutter und Kind ihre Gedanken austauschen ohne die Notwendigkeit der Sprache! Diese drei Formen der Liebe werden vereinigt zu dem höchsten Grade, der Zuneigung des Meisters zu seinem Schüler. Er ist Vater und Mutter, Geliebter und Gatte demjenigen, der lernt, der sich ihm zuneigt und in jenen Körper der Liebe eingetreten ist, wovon der Meister selbst ein Teil ist.

Ist erst einmal das Gefühl des Sonderseins entfernt, dann ist auch das größte Hindernis auf dem Wege der Macht beseitigt. Der Mensch kann nur dann seine physische Natur von neuem aufbauen und seine göttliche Natur daraus entwickeln, wenn er weiß, daß weder die physische Natur noch die sie belebenden Kräfte seine eigenen oder gar sein wahres Selbst sind. Wenn er diese Lehre gründlich erfaßt hat, dann erstirbt das Herz mit seinen persönlichen Wünschen und Leidenschaften, und die Asche des Verlangens liegt im Opfergefäße. Wenn der Schüler diese Frage völlig gelöst hat, dann wirft er alle Waffen des Angriffes und Streites weg, denn er verlangt nicht länger nach Frieden oder Macht oder Vergnügen oder nach irgend etwas, weder für sich, noch für irgend eines seiner Geliebten. Alle Antriebe zum Kampfe mit einem anderen oder selbst

nur zur Verteidigung sind für immer und ewig verschwunden. Dann gleicht der Schüler einer Taube, die ganz in weißes Federkleid gehüllt ist. Wenn man in seiner Person Stärke oder Macht sieht, so kommt diese Stärke und Macht von der erhabenen Brüderschaft der Liebe, zu welcher er gehört, aber nicht aus ihm selbst. Dann findet er sich selbst fähig, im Geiste zu stehen und zu gehen, die Halle des Lernens zu betreten und den Sinn der glänzenden Juwelen zu entziffern, welche sie schmücken. Aber solange er sich als Sondersein und getrennt von anderen betrachtet, selbst nur von solchen, deren Sünden er verabscheut oder deren Haß er sich zugezogen hat, solange er noch irgend einen Wunsch für sich selbst hat, selbst den nach Ruhe und Abgeschiedenheit, solange ist er blind und taub und hülflos in der Gegenwart der großen Seelen.

Er, der in einen Bund der Liebe eintritt, muß am Eingange alles, selbst seine eigene Seele aufgeben.

Ehe du von den Brüdern der Liebe anerkannt wirst, muß deine tierische Seele dir zu Füßen liegen, muß dein Fuß auf ihrem Nacken stehen.

Ehe du der Existenz der Brüderschaft der Liebe gewahr werden kannst, mußt du den blendenden Wahn ertöten, der die Menschen nach Sondersein hungern macht.

Ehe dir irgend ein Willkommen geboten werden kann, mußt du dieselbe Natur, welche in dir erzittert und dein Leben verursacht, erfassen und zwingen, ruhig und still zu sein.

Die Gemütsbewegungen allein sind es, welche dir Einlaß in die feste Burg der Seele gewähren; nur durch das Herz kannst du dich selbst erreichen. Wer ohne Herz ist, hat auch keine Seele.

Durch deine Liebe mußt du lernen. Brüte über ihr in Gedanken, erziehe sie, studiere sie. Nimm das Herz und alle seine Bewegungen, entblöße sie von aller Bedeckung und beobachte sie. Lerne dieses klar und unerschrocken thun. Gehe so nicht nur gegen dein eigenes Herz vor, sondern auch gegen die Herzen der dir am nächsten Stehenden, deiner aufrichtigen Freunde. Nur von jenen, welche selbst wahr sind, kann Wahrheit erlangt werden, bis die Schuppen endlich von deinen Augen fallen und du das Wahre vom Falschen unterscheiden kannst.

Leide freudig, weil du weißt, daß dadurch die niedrigsten Teile des Selbst verzehrt werden. In den Erfahrungen des Herzens und den Lehren der Liebe bietet sich wahres Vergnügen und heftige Qual. Wenn du dich willig der Qual unterziehest, so wird sie um so früher zu Ende sein.

Betrachte dein Herz unerschrocken und lerne davon. Fürchte dich nicht vor den lieblosen Namen, welche deine Tierseele deinem höheren Selbste gegenüber gebrauchen wird. Dem Menschen ist ein Trieb zur Selbsterhaltung eingepflanzt, der es ihm ungesund und ungesetzlich erscheinen läßt, die Vorgänge seiner eigenen Natur zu beobachten. Trotze diesen niederen Instinkten, welche dich zu Nichterkenntnis und Nichtbewußtsein zurückziehen wollen.

Bedenke, daß es ein Nichtbewußtsein der Tierseele und ein Nichtbewußtsein der göttlichen Seele giebt. Diese beiden Seelen können nicht zu gleicher Zeit in voller Thätigkeit sein. Eine davon muß machtlos sein. Du selbst entscheidest, welche herrschen soll, welche wachsen und stark werden soll, wie ein Riese, während die andere immer schwächer und unthätiger wird. Deine Wahl gleiche der Wahl von Vergnügen und Begierde. Keine andere hat irgend welchen Nutzen. Laß deine Tierseele still sein, während du mit deinem göttlichen Selbste sprichst; setze deinen Fuß auf sie und zwinge sie, dir zu dienen; aber versuche nicht, sie vor der Zeit zu töten. Sie wird nur wieder zum Leben kommen, dir plötzlich in neuer Form gegenüberstehen und dich mit Furcht und Schrecken erfüllen. Du hast nicht die Macht, sie zu töten. Nur darin, daß du sie dir dienstbar machst, besteht die Möglichkeit des Entrinnens, daß du ihre Kräfte in göttliche Mächte umwandelst und auf diese alle deine Sorgfalt verwendest. Und bei diesem Werke werden dich alle Mächte des Himmels und der Erde schweigend, aber entschlossen unterstützen, weil du ihren Gesetzen gehorchst. Der Asket handelt wider die Gesetze der Natur und Uebernatur und wird so ein Ausgestoßener und Fremder und muß allein kämpfen. Und der Mann, welcher allein steht, hat nicht Kraft genug, den Eisenriegel zu heben. Er fordert sein Verhängnis selbst heraus.

Wo zwei oder drei beisammen sind, da ist der Meister ungesehen in ihrer Mitte.

Siehe, der große König steht verborgen, und im Verborgenen beten seine Ergebenen ihn an. Er ist Licht und Freude und erleuchtet und erfreut ihre Herzen. Durch alles, was da lebt, blitzt seine Leuchte und vereinigt es in der innersten Seele. Deswegen ist es unmöglich, ein menschliches Leben von einem anderen zu trennen, denn dieselbe Harmonie lebt durch alle und in allen. Und deshalb bedeutet das Gefühl des Sonderseins den Tod. Selbst die allerunreinsten der lebenden Seelen haben noch einen Funken des göttlichen Lichtes, oder sie würden Steinen gleich sein. Niemals vergiß dieses! niemals verliere die Brüderschaft der Menschheit aus deinen Augen, welche immerwährend an der Brüderschaft der Liebe brandet und sich andrängt!

Die Schüler dieses Glaubens sind allein in der Welt Mitglieder einer geheimen Brüderschaft, der einzigen, die besteht. Diese Brüderschaft dehnt sich über die ganze Welt aus und hat deshalb viele Mitglieder, obwohl diese im Vergleiche zur Bevölkerung der Erde so selten sind, wie der seltene, lebensfähige Samen in der ganzen Pflanzenwelt. Und doch kennt ein Mitglied nur einen oder zwei Genossen dieser Brüderschaft während eines ganzen Lebens; und kein Bündnis können sie schließen oder Zeichen von sich geben im äußeren Leben. Ihre Vereinigung besteht in der Hoheit gereinigter Liebe, tiefster Liebe, glänzender Liebe. Wo zwei oder drei versammelt sind, da ist der Meister mitten unter ihnen.

Wenn ein Schüler ernstlich entschlossen ist, jede Prüfung und Qual freudig zu ertragen, sein Herz gründlich zu reinigen und alle Leidenschaften

und Begierden auszubrennen, welche ihn von dem Leben der höheren Macht zurückhalten, so wird er niemals allein zu leiden haben; zwei oder drei werden vereinigt sein, und der Meister wird sich in ihrer Mitte befinden. Unter Herz ist hier das wahre Wesen des Menschen gemeint, welches er selbst ist. Es wird vom Schüler verlangt, daß diese Wesenheit von Leben zu Leben mehr und mehr auf dem Altare der Selbstaufopferung dargebracht werde, daß sie mehr und mehr geprüft und geläutert werde, so daß sie zuletzt für die Gemeinschaft der Reinen vorgebildet ist.

Die äußeren Kreise, welche sich im Laufe der Zeit um die zwei oder drei Schüler schließen können, werden nicht von Mitgliedern der Brüderschaft gebildet, sondern bloß von solchen, die aus dem Reste des Stromes trinken. Es ist die Pflicht dieser zwei oder drei, diesen Dürstenden so viel als möglich zu helfen und sie auf eine erlaubte und sich von selbst darbietende Art zu unterstützen. Alle Vereinigung, alle verstärkte Anstrengung, welche von einem Mitgliede der Brüderschaft geleitet oder beeinflußt wird, ist ein Teil des göttlichen Werkes und wird als solches anerkannt; denn der Versuch in Gemeinschaft zu wirken, ist der erste einfachste Unterricht, das elementare Alphabet des wahren Lebens. Und dieses muß gründlich gelernt werden.

3.

Erinnere dich, o Schüler, daß derjenige, welcher in die Brüderschaft der Liebe einzutreten wünscht, fünf Fähigkeiten und sieben Eigenschaften besitzen muß.

Die Fähigkeiten sind:

1. Die Fähigkeit zu glauben oder die unbewußte Erkenntnis.
2. Die göttliche Zuversicht oder unzerstörbare Hoffnung.
3. Die Kraft der Liebe (Milde), wodurch das Verzeihen zu einer natürlichen, nicht erzwungenen Handlung wird.
4. Die Kraft der reinen Liebe, welche giebt, ohne auf eine Gegengabe zu rechnen.
5. Das Bewußtsein vom Ungesehenen oder die Erkenntnis der Uebernatur.

Diese Eigenschaften sind teils physischer, teils intellektueller Natur. Einsicht, Urteilskraft, Gerechtigkeit, Ehrenhaftigkeit werden durch das menschliche Gemüt begriffen und deswegen als intellektuell bezeichnet. Das Sehen des inneren Auges, das Hören des inneren Gehörsinnes und das geistige Gefühl sind psychischer Natur. Natürlich giebt es noch viel mehr psychische Eigenschaften, welche im Laufe der Entwickelung des psychischen Menschen erscheinen; aber diese drei sind notwendig, ehe der Jünger die erste Aufgabe in der Schule der Liebe erfassen oder die erste Weihe erlangen kann.

Haß ist eine Eigenschaft der physischen Ebene, das unmittelbare Ergebnis ihrer besonderen Konstitution. Wer dem physischen Leben entrinnen will, kann es nur dadurch, daß er die Schule der Liebe durchläuft; es

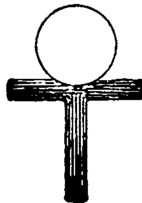
giebt keinen anderen Weg. Deshalb werden alle, welche den Pfad des Okkultismus mit Selbstsucht betreten und die Praxis des höheren Lebens beginnen, während sie immer noch von dem Gefühle des Sonderseins beherrscht werden, zu bösen Kräften, zu Kindern der Dunkelheit und finden sich selbst am Ende noch gröber und materieller, als die reinsten Materialisten. Das ist das Riesenunkraut, welches, wenn es wachsen darf, des Jüngers höheres Leben für lange Zeiten ersticken, verknöchern und verderben wird.

Liebe ist die erste Eigenschaft des Göttlichen, ebenso die letzte. Deshalb durchdringt sie das Ganze des geistigen Lebens und bildet ihre Atmosphäre innerhalb wie außerhalb, so daß es für niemanden, der nicht in ihr zu atmen gelernt hat, möglich ist, in den Besitz des geistigen Bewußtseins zu gelangen. Für solche bedeutet der physische Tod Vernichtung, weil sie, wenn ihr Körper gestört ist, keine Lebenskraft mehr besitzen, durch die sie existieren könnten.

Unsterblichkeit und Liebe sind deshalb beinahe gleichbedeutend, denn sie können nicht voneinander getrennt werden.

Ihr schlafenden Seelen, die ihr blindlings dem Tode entgegengeht, seid gewarnt und erwacht! Es giebt keinen Tod für die, welche in der Liebe leben. Sehet zu, daß ihr eure Herzen öffnet und die grünen Blätter des Liebesfrühlings hervorsprießen laßt, welcher denen neues Leben geben wird, die dieses Wunder wahrnehmen. Jene, denen ihr eure Liebe zuwendet, werden die Wonne des göttlichen Lebens schmecken, werden Zeugen von der Majestät der Erlösung und Auferstehung sein und werden selbst die Macht des Unsichtbaren erleben. Und indem ihr eure eigene Seele erlöst, helft ihr auch die Seele der Welt erlösen und nehmt auf euch das Werk des heiligen Geistes: die erschaffende und erlösende Macht des Lebens.

Denn: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen“.



Liebe und Selbstsucht.

Eine Berichtigung.

Es ist nicht meine Absicht, mich auf Diskussionen irgend welcher in der „Sphinx" ausgesprochenen Meinungen einzulassen; denn durch Streitigkeiten über Meinungsverschiedenheiten gelangt man nicht zur Erkenntnis der Wahrheit. Es hat jeder das Recht zu sagen, was er glaubt, niemand aber hat das Recht dasjenige zu verurteilen, was er nicht kennt. Ich würde es deshalb für zwecklos gehalten haben, über den Artikel von Ernst Diestel in der letzten Nummer der „Sphinx" ein Wort zu verlieren, in welcher derselbe dasjenige angreift, was er unter „indischer Mystik" versteht, was aber geradezu das Gegenteil der indischen Lehre ist, wenn ich nicht von verschiedenen Seiten aufgefordert worden wäre, jenen Artikel zu berichtigen, damit mein Stillschweigen nicht als Zustimmung ausgelegt werde.

In diesem Artikel über „Liebe und Selbstsucht" beweist Herr Diestel weiter nichts, als daß er weder die indische Lehre kennt, welche in ihrem Wesen identisch mit der wahren christlichen Anschauung ist, noch weiß, was die Selbstlosigkeit ist. Er sagt, daß in der indischen Mystik kein Raum für Christus, für den Gott, der die Liebe ist, sei, während in der That die indische Mystik für nichts anderes Raum hat, als für Christus Jesus; wenn sie ihn auch mit anderen Namen, z. B. „Iswara" bezeichnet. Sie hält beständig ihren Schülern denjenigen Gott vor Augen, welcher von sich selber sagt: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben"; den „Jesus", welcher der Herr desjenigen Himmels ist, von welchem es in der Bibel heißt: „Das Reich des Himmels ist in euch selbst", und welcher deshalb nicht in der Ferne, sondern in unserem eigenen Bewußtsein zu suchen ist, gerade so, wie das geistige Leben eines Menschen in ihm selbst und nicht in einem fremden Gegenstande enthalten ist. Wenn eine Kraft meine Kraft werden soll, so muß sie in mir, nicht von mir getrennt, wirken. Herr Pastor Diestel weiß augenscheinlich nichts von diesem Christus, welcher die erlösende Kraft in der Seele des Menschen ist, und deshalb sucht er nach einem äußerlichen und fremden Gott, den er sich als eine erkenntnislose und deshalb thörichte Liebe vorstellt. Die indische Lehre stimmt mit der christlichen überein, indem sie sagt, daß Gott die Wirklichkeit und das wahre Wesen von allem ist, und daß außer ihm nichts existiert, sondern daß alles, was außer Gott noch ein Wesen zu haben scheint, nichts als eine Täuschung, ein Schein, eine Erscheinung, aber nicht Wesen sei, und daß man sich deshalb an Gott, an das Wesen, nicht aber an den leeren Schein halten soll. Herr Pastor Diestel will aber außer dem alleinigen Gott, der alleinigen Wahrheit noch etwas anderes haben, nämlich seine ihm höchst werte und wichtige Persönlichkeit, ohne welche Gott keinen Wert für ihn hat. Würde Herr Pastor Diestel dieser Welt des Scheines absterben, so wäre für ihn, da er Christus (die Wahrheit) nicht kennt, nichts mehr vorhanden, als eine „wüste Leere"; der Theosoph aber, in welchem die wahre Erkenntnis erwacht ist, welcher

die selbstlose Liebe ist, lebt in einem höheren Bewußtsein, oder richtiger gesagt: „Nicht er lebt, sondern er und Christus in ihm“. Er braucht nicht auf den Tod zu warten, um diesem „jammervollen Dasein“ zu entgehen, sondern er kann sich in jedem Augenblicke in seinem Bewußtsein erheben in jene Region der Erkenntnis, Liebe und Seligkeit (Sat-chit-ananda), von welcher der im Staube grübelnde Theologe nichts weiß. Wir „brauchen in der That kein Evangelium aus Indien“, wenn wir die wahre Engelsbotschaft im Herzen richtig verstehen, oder die in der christlichen Religion oder in der buddhistischen Philosophie verborgenen Wahrheiten richtig begreifen. Gerade deshalb aber, weil diese sogenannten christlichen Lehren von einseitig denkenden Theologen und Pastoren ganz äußerlich aufgefaßt und verkehrt ausgelegt werden, deshalb nehmen wir zu den indischen Lehrern unsere Zuflucht, um durch eine **Vergleichung ihrer** Lehren mit denen der Bibel den Schlüssel zum richtigen **Verständnisse** unserer eigenen Religion zu finden.

Die indische Lehre sagt uns unter anderem, daß alles, sei es Liebe, Gleichgiltigkeit gegen irdische Dinge usw., wenn es nicht der Weisheit (**Sattwa**) entspringt, keinen wahren Wert habe. Gleichgiltigkeit gegen das Niedere ist eine Anmaßung oder Borniertheit, solange man das Höhere nicht kennt. Erkennt man die Wahrheit, so tritt die Geringschätzung der Lüge von selber ein. Desgleichen hat diejenige Liebe im Geistigen keinen Wert, welche, wenn auch nicht gerade der Selbstsucht, so dem Selbstwahn oder Eigendünkel entspringt. Das vergängliche Selbst ist eine Täuschung, und alles, was demselben entspringt, kann nichts anderes sein als ein Schein. Man braucht, um nicht selbstlos zu lieben, nicht gerade nur den eigenen Vorteil im Auge zu haben. Sobald ich selbst, das heißt mein Eigenwille, etwas liebe, so entspringt diese Liebe nicht aus meinem göttlichen, allgegenwärtigen Selbst, sondern aus meiner beschränkten persönlichen Selbstheit und ist deshalb vergänglich. Alles Gute kommt aus Gott allein; Gott ist aber allgegenwärtig und folglich auch in mir, wo ist das innerste Selbst eines jeden Menschen; denn „wir sind Tempel Gottes, wissen es aber nicht“, solange wir Gott in uns (Christus) nicht erkennen. Dies ist das „Ich“, welches in allem Hohen und Edlen sich selber erkennt, und das Recht hat, zu sagen: „Tatwam asi!“ (Das bist du!) Dies ist das Ich, welches Herr Diestel mit dem persönlichen Ich des Herrn Diestel verwechselt. Wenn jemand, der den Gottmenschen (Christus) nicht kennt, diese Worte gebraucht, so ist dies nur ein sinnloses, leeres Geschwätz.

Ich habe gestern einen Brief von einer Schülerin, einem jungen Mädchen von neunzehn Jahren, erhalten, aus dem ich folgende Stelle entnehmen will, um zu zeigen, daß ein Kind viel mehr wahres Verständnis für geistliche Dinge haben kann als mancher, der es als „Geistlicher“ besitzen sollte. Das Mädchen schreibt: „Jeder Tag bringt mir die Klarheit näher, und es ist, als ob ich von einem Traume erwacht wäre. Nun empfinde und erkenne ich das große Geheimnis, welches ich vorher

wußte, aber nicht begreifen konnte, und welches darin besteht, daß wir mehr und mehr das endliche Selbst verlassen müssen, um mehr und mehr im wahren Selbst (Atma Buddhi Manas) leben zu können; und wenn einmal das endliche „Selbst", was ja in Wahrheit gar kein Selbst ist, nichts mehr zu sagen hat, so können wir uns ja auch wohl vom Materiellen loslösen; und in der Freiheit handeln, so wie man ein Kleid auszieht und wieder anzieht. Das verstehe ich wohl intellektuell, aber ich kann es noch nicht empfinden. Es scheint mir, als ob das Verstehen die erste, und das Empfinden die zweite Stufe wäre. Empfinden ist ja leben; „Verstehen" oder „Einsehen" nur ein Hineinschauen. Nun verstehe ich, daß es etwas anderes ist, Gott zu lieben, als Eins mit ihm zu sein; etwas noch Höheres, sagen zu können: „Ich bin du!" als bloß zu sagen: „Ich liebe dich!"

Aber das große Geheimnis der Gotteserkenntnis läßt sich niemandem klar machen, der nicht selber durch die Wahrheit zur Klarheit gelangt; am allerwenigsten könnte dies durch einen Zeitungsartikel geschehen. Obiges ist deshalb auch nicht bestimmt, die Ansichten des betreffenden Verfassers zu bekämpfen oder meine eigenen Ansichten zu verteidigen; sondern nur um ihm und anderen als Material zum eigenen Nachdenken und als eine Stütze zur Erlangung derjenigen Selbsterkenntnis zu dienen, welches die Gotteserkenntnis, oder mit anderen Worten: die Selbsterkenntnis der göttlichen Liebe ist.

Dr. **Franz Hartmann.**



Ernst Diestel gegen den Buddhismus.

Da ich für die Redaktion der „Sphinx" verantwortlich bin, so hielt ich es für meine Pflicht, zu erklären, daß die dem Ziele der „Sphinx" widersprechende Abhandlung „Liebe und Selbstsucht" von Ernst Diestel ohne mein Wissen gesetzt worden ist. Der Verfasser hatte sie an den Verlag, statt an mich geschickt, und die Verlagshandlung hatte geglaubt, es handle sich um ein für die Druckerei bestimmtes Manuskript. Ich lehnte diese Arbeit ab, die erst als Druckabzug an mich kam; die Verlagshandlung wünschte aber den Abdruck derselben. Ich gab diesem Wunsche nach und entschuldigte mich durch einige Worte. Die Verlagshandlung unterdrückte aber eigenmächtig zweimal meinen Zusatz zu Diestels Arbeit in der Korrektur und in der Revision. Er lautete: „Diese Arbeit, mit der ich durchaus nicht übereinstimme, deren Grundgedanke aber den Irrtum mancher Pseudo-Mystiker trifft, fand ohne meinen Willen Aufnahme in der ‚Sphinx'". Durch Unterdrückung dieses Zusatzes hat sich die Verlagshandlung von dem Vorwurf eines leichten Versehens entlastet, mich aber mit dem weit schwereren Vorwurf einer Redaktions-Taktlosigkeit belastet, der selbst durch die Bemerkung über die Verantwortlichkeit der Verfasser für ihre Abhandlungen nicht gemildert wird.

Vom 1. April bis heute sind nun sehr viele Briefe an mich gekommen, in denen sich Staunen, Bedauern und Tadel bis zur heftigsten

Entrüstung über die Aufnahme des Diestelschen Aufsatzes äußert. Durch Herrn Dr. Franz Hartmanns Arbeit, für die ich dem Verfasser meinen besten Dank ausspreche, ist alles erledigt.

16. April 1896. Dr. **Göring**.



Ueber das Rätsel der Lebensarbeit.

> Begreift man den Geist des Menschen, so begreift man auch das ganze Weltgebäude. Annie Besant.
>
> Wer in die Ferne schweift, hat weit gefehlt,
> In uns allein liegt schon die ganze Welt. Gänzl.
>
> Es werden sich Teile im Weltganzen finden lassen, in denen das Prinzip des Ganzen wieder zum Ausdruck kommt. — Solche Teile sind aber die Lebewesen, auch gewissermaßen Stoffe, die sich selbst bewegen, in denen also Kraft und Stoff bestmöglich zu einer Einheit verschmolzen sind.
> Prof. v. Rindfleisch über Neo-Vitalismus.

Unvorbereitet für die erhabenen Lehren der Theosophie erhielt ich vor Jahresfrist eine Einladung, mich den theosophischen Bestrebungen anzuschließen, da dort jeder nach seiner Fähigkeit seiner Vervollkommnung nachstreben könne. Seitdem lese ich die „Sphinx“. Da ich ein fleißiger Naturbeobachter bin, so habe ich seit Jahren über die Rätsel der Natur wie des menschlichen Lebens nachgedacht, und bin erfreut, daß ich in der Hauptsache selbständig zu den Ergebnissen gelangt bin, wie sie in der „Sphinx“ zum Ausdruck gelangen. — Ich bin der Meinung, daß die ganze Weltmechanik, vom Wachstum des Keimes bis zum Umschwung der Weltkugeln auf das Zusammenwirken von zwei Urkräften zurückzuführen ist: auf die Arbeit einer lebendigen und einer ruhenden Kraft.

Alle Kraft und Bewegung stammt von einer einzigen Urkraft her, von jener Kraft, die von den alten Indiern „der große Odem“, von der neueren Wissenschaft: „die alleinherrschende Schöpferkraft“, Aetherstrahlung“,[1]) „strahlende Materie“ 2c. genannt wird, denn wenn diese lebendige Kraft fehlte, dann würde auch die zweite Kraft schlummern, weil diese nur durch Anregung geweckt werden kann. Denn es ist die Kraft der Elastizität im Weltäther, es ist das Ruhende im Weltäther; und diese elastische Kraft wirkt nur, wenn die Elastizität aus ihrer Ruhelage, ihrem elastischen Gleichgewicht gebracht worden ist. — andernfalls ist diese Kraft latent.

Diese zwelte Kraft im Weltäther ist derjenige elastische Kraftstoff, welcher das gewaltige Meer bildet, in dem alles körperliche Sein des Universums nicht allein schwimmt, sondern auch von ihm durchzogen ist. Denn die Wissenschaft lehrt, daß die kleinsten Teile aller festen Stoffe

[1]) Professor Röntgen glaubt mit seinen X-Strahlen die langgesuchten Longitudinal-Strahlen des Weltäthers gefunden zu haben und diese Strahlen sind dann identisch mit dem „großen Odem“ der alten Indier; es sind die Strahlen, die alle Körper nach den Gesetzen der Reflexion durchziehen und elastische Eigenschaften haben.

weder dehn- noch komprimierbar sind, also keinerlei Elastizität besitzen. Nun ist aber jeder Körper wenigstens in etwas elastisch, und diese Eigenschaft liegt in dem sogenannten „Zwischenvolumen" der Körper, d. h. in jenem Teile, der zwischen den runden oder länglichrunden Molekülen der festen Stoffe ruht; da aber der Weltäther am wenigsten feste Stoffe enthält, so besitzt er am meisten Elastizität und hat am meisten Zwischenvolumen; Zwischenvolumen aber ist Weltäther.

Die Elastizität spielt in diesem Urmeere des Weltäthers eine ausschlaggebende Rolle, weil sie hervorragende Eigenschaften besitzt. Sie wirkt nie selbständig, sondern nur durch eine andere Kraft, sie hat die Eigenschaft, eine andere Kraft in sich aufzunehmen und als Spannkraft aufzuspeichern, sie giebt die aufgespeicherte Kraft in denkbar kürzester Zeit wieder als Arbeit zurück, welche wir Entspannungskraft nennen. — Elastischer Stoff hat also das Bestreben, in elastischer Ruhe zu verharren; wird dieses ruhige Gleichgewicht durch eine andere Kraft gestört, so übt der elastische Stoff so lange einen Druck gegen den Störenfried aus, bis seine elastische Ruhe wieder eingetreten ist; auf der Störung dieser elastischen Ruhe im Weltäther seitens der lebendigen Schöpferkraft und der versuchten Wiederherstellung der elastischen Ruhe seitens der entstandenen Spannkraft beruht nun das ganze mechanische Prinzip des Weltalls. Denn die mechanischen Gesetze bleiben sich wahrscheinlich für die Weltkugeln, wie für das Sonnenstäubchen und den Menschen ganz gleich. Ein höchst einfaches Analogon dieser Idee finden wir in unserer Taschenuhr und im Pfeil und Bogen. Befindet sich die Uhrfeder im Zustande elastischer Ruhe, so hat die Uhr aufgehört zu gehen. Ziehen wir die Uhrfeder auf, so speichern wir die lebendige Kraft der Hand als Spannkraft in der Feder auf, und der Akt der aktiven Handlung ist geschlossen; nun ist die elastische Ruhelage des Federmaterials gestört und die Wiederherstellungsbewegung der Feder, die Aufsuchung der Ruhelage des Federmaterials, beginnt: es drückt so lange gegen das Räderwerk und hält dadurch das letztere im Gange, wie noch die geringste Spannkraft vorhanden ist. Indirekt treibt also die lebendige Kraft unserer Hand die Uhr, denn die Feder giebt bei ihrer treibenden Entspannungsbewegung die lebendige Kraft der Hand nur zurück. —

Einen ähnlichen Gedanken fand ich auf Seite 129 der „Sphinx" vom September 1895 bei Annie Besant:

> „Diese entgegengesetzte Zweiheit, ohne welche nichts entstehen kann, ist dauernd; denn die passive Seite ernährt das Weltall, die aktive befruchtet es; eine andere Möglichkeit der Hervorbringung giebt es nicht".

Mir scheint nun, als ob sich die Idee der aktiven Seite in unser beider Gedanken deckt, aber mit der passiven Seite scheint die altindische Geheimlehre Annie Besants nicht die Spannkraft, sondern den Stoff des Weltäthers im Auge zu haben und der Ansicht zu sein, daß die in das All hinausströmende Schöpferkraft sich aus dem Weltäther immer neu

ergänzen, also aus dem Weltäther ernähren müsse, — ein Schluß, der gewiß völlig berechtigt ist: denn wo etwas fortströmt, muß etwas anderes zuströmen, und da ist eben weiter nichts vorhanden als Weltäther. Die das All durchflutende Schöpferkraft ist beweglicher Weltäther, die elastischen Stoffe, die im Aether ruhen, sind ruhende Schöpferkraft.

Der ganze mechanische Akt besteht also aus zwei verschiedenen Teilen, wie dies deutlich beim Pfeil und Bogen zu sehen ist. Der Bogen wird gespannt, die Sehne wird losgelassen, die Rückbewegung des Bogens erfolgt und der Pfeil wird fortgeschleudert.

Aehnliche mechanische Erscheinungen finden wir bei Rotation der Erdkugel, beim Schweben der Vögel, bei der Verdauungsmechanik, bei dem Blutkreislauf; diese Mechanik beruht auf dem Akt willkürlicher Spannung und unwillkürlicher Entspannung elastischen Stoffes.

In uns arbeiten nur zwei Kräfte gegeneinander: die Willenskraft, die willkürliche, die Schöpferkraft der Bewegung und die elastische Kraft unseres Körpermaterials als Schöpferkraft der Ruhelage. Die Willenskraft stört die Ruhelage, die elastische Kraft des Körpermaterials stellt die Ruhelage wieder her.

Unsere Eingeweide sind elastisch, dehnbar und zusammenziehungsfähig. Wenn sich der Leib sehr zusammengezogen hat, dann ist eine elastische Ruhelage aller Muskeln, Sehnen und Nerven eingetreten: das verursacht das Gefühl der Leere und des Hungers. Die Folge davon ist der Wille etwas zu genießen. Wir pressen, durch Schling- und Schluckbewegungen Speisen und Getränke in den Leib hinein und leisten damit den willkürlichen Akt der Verdauungsarbeit, indem wir unsern Leib immer stärker aufspannen, bis wir eine solche Spannung im Leibe fühlen, daß wir nichts mehr hineinpressen mögen.

Wir haben also die Arbeitskraft des Kauens und Schluckens in elastische Spannkraft unseres Bauchmaterials umgesetzt; diese Kraft ist also nicht verloren gegangen, sondern sie ist nur von dem elastischen Material unseres Körpers festgehalten, es ist dadurch die elastische Ruhelage des Körpermaterials gestört.

Nun erfolgt der Akt der Ernährungsthätigkeit. Diese geschieht unwillkürlich.

Diese Arbeit ist genau so groß, wie die Arbeit der Nahrungseinführung, wenn unser Körpermaterial noch seine normale elastische Zusammenziehungsfähigkeit besitzt; anderenfalls geht immer mehr Kraft verloren, es bleiben Stoffe im Körper zurück, dieser wird aufgeschwemmt dick und krank. Denn gutes elastisches Material giebt die volle, auf seine Spannung verwendete Kraft zurück, ein weniger gutes Material dagegen nicht.

Die unwillkürliche Kraft soll der willkürlichen, auf sie einwirkenden Kraft, die Wage halten können, und das kann sie nur, wenn das Körpermaterial von guter Beschaffenheit ist. Denn ist es dies nicht, so kann es nicht alle Kraft, die es empfängt, zurückgeben, und dieser unnütze Kraft-

verbrauch führt zum Verfall des Körpers, darum liegt in der unwillkürlichen elastischen Kraft und Zusammenziehungsfähigkeit des Körpermaterials der Keim unserer Lebenskraft, unsere physische Kraft. Die Erhaltung der elastischen Kraft ist die Erhaltung unseres irdischen Lebens, da dieselbe Kraft auch unsere Heilkraft ausmacht, welche alles ihr Fremde aus dem Körper entfernt und jeden Eindringling abstößt, der die elastische Ruhelage stört, um die elastische Ruhelage wieder herzustellen. Die elastische Kraft im Organismus ist die Wächterin der Ordnung, die Erhalterin und Schöpferin des früheren Zustandes, des uns geschenkten physischen Lebens.

Es entsteht nun die Frage, wodurch kann der Mensch diese elastische Kraft seines Körpermaterials und damit die Grundbedingung seines physischen Lebens recht lange erhalten?

Die Antwort darauf lautet: Wenn wir recht natürlich leben, d. h. viel mit solchen Stoffen in Berührung kommen, die viel Elastizität besitzen: reine, freie Luft, und solche Nahrungsmittel, die wir, unzubereitet durch Feuer und Kochkunst, aus erster Hand der Natur genießen können (Obst, Beeren, Nüsse und sonstige Früchte). In den Säften dieser Speisen liegt der elastische, natürliche Nahrungs- und Stärkungsstoff, der beim Kochen meist verdampft und dessen natürliche Kraft meist getötet wird. Kein Geschöpf ist von der Natur geschaffen, ohne daß die Natur nicht auch die Nahrung für das Geschöpf hätte wachsen lassen; was die Geschöpfe genießen sollen, das schafft die Natur so, daß es direkt genossen werden kann. Wenn wir finden, daß eine Nahrung schlecht aussieht, schlecht riecht, schlecht schmeckt, sich nicht weich genug oder zu heiß anfühlt, wenn man sogar das klägliche Geschrei des Tieres hört, das man schlachten und essen will, so ist das eine Nahrung, die für uns bestimmt nicht ist, trotzdem die Wissenschaft ellenlange chemische Tabellen über ihren Nährwert aufstellt.

Endlich giebt es noch eine dritte Art, die Lebenskraft zu erhalten; es geschieht dies nach demselben Gesetze, nach welchem Krankheiten ansteckend wirken, denn nicht nur die kranken Ausdünstungen, sondern auch die gesunden müssen anstecken, wenn das Gesetz giltig sein soll. Ein gesunder Organismus ist daher fähig, durch Berührung eines schwachen und kranken Menschen, sei es durch Streichen, Auflegen von Händen, oder anderen Körperteilen, Beisammensein in einem Zimmer u. s. w. Lebenskraft von seiner Fülle auf einen daran Mangel leidenden zu übertragen, wie ich dies in meiner, in meinem Verlage in Rüdersdorf bei Berlin (1,50 Mk.) erschienenen Schrift: „Die Uebertragung der Nervenkraft", erläutert habe.

Erfreulich ist es, daß verschiedene Beobachter unabhängig voneinander ihre Wege gehen und doch in einem Ziele zusammentreffen, also zu ein und demselben Resultat gelangen. So finde ich die Idee der Doppelkraft im Organismus in dem Werke des amerikanischen Sehers, Dr. med. J. H. Dewey: „Die wissenschaftliche Grundlage des geistigen Heilens", übersetzt von Dziecko (bei F. E. Baumann in Bitterfeld) Heft 2, Seite 45 wo es heißt:

„Erstens, die Lebensthätigkeit — als aufbauende Kraft — ihre Herrschaft über die Organismen, die sie aufbaut, sowie über das Material, das sie zu ihren Bauten verwendet;

zweitens, die thatsächliche Obergewalt des Geistes über die Lebensverrichtungen in diesen materiellen Organismen, in welchen der Geist selbst entfesselt wird, das ist die intelligente, beaufsichtigende Kraft!"

Seite 13 heißt es:

„Der menschliche Körper wird gleich dem des Tieres oder der Pflanze, aufgebaut, unterhalten und ausgebessert durch die rein automatischen Funktionen der unfreiwilligen Lebensthätigkeit, welche von selbst und gänzlich unabhängig von Gedanken und Willen ebenso vollkommen im Idioten und der Pflanze, wie im erleuchtetsten Menschen wirkt, ebenso vollkommen, wenn der Wille und das Bewußtsein schlummern, als wenn diese wach und thätig sind."

Was Dr. Dewey sagt, ist auf jenes mechanische Prinzip anzuwenden, das im zweiten Akt der Verdauungsthätigkeit die mechanische Kraftäußerung ausübt, welche unwillkürlich arbeitet.

Schiller spricht in einem ungedruckten Gedicht von dieser Doppelkraft im Weltall im Sinne Annie Besant's, welche die lebendige Kraft männlich, die Rück- und Gegenkraft weiblich nennt; er betrachtet beide als eine einzige und sagte zur obersten Gottheit, Zeus: „Du bist der befruchtende Mann und das jungfräuliche Weib!"

Ebenso finden wir dieses mechanische Prinzip auf geistigem Gebiete bei Gustav Müller in seinem Buche „Ein Wegweiser auf den Pfad zum ewigen Leben" angedeutet. Diese lesenswerte, bei Müller, Berlin SO., Waldemarstraße 37, erschienene Schrift ist auch in sozialer Hinsicht hervorzuheben, wie die Schriften von J. H. Franke (H. Wortmann) Zürich und Säckingen, welcher dieses Spannungsprinzip in sozialer wie kosmischer Beziehung zu Grunde legt.

Endlich ist noch zu erwähnen, daß dieses mechanische Prinzip der Gesamtarbeit im Organismus für die Flugmechanik von dem Franzosen Planavergne und von mir, für die Gesangsthätigkeit noch von dem italienischen Professor Sefferei („Die rationelle Gesangschule", Leipzig, Zimmermann) festgestellt worden ist, und daß der russische Physiologe, Dr. med. Georg Berthersen, die Einheit dieser Idee unter den drei Letztgenannten konstatiert hat. Planavergne hat denselben Gedanken bereits 1872 ausgesprochen, ist aber unverstanden geblieben.

Das gefundene mechanische Prinzip ist ein Beweis der Richtigkeit und zugleich eine Ergänzung des Gesetzes der Erhaltung der Kraft und zeigt, wie die Natur mit einer und derselben Kraft eine doppelte Arbeit im Organismus wie im Weltall leistet; es lehrt uns, daß, wenn wir die Gesetze der Natur befolgen, die Gustav Müller die Sprache und den Willen Gottes nennt, ein hohes Lebensalter erreichen können.

Rüdersdorf bei Berlin. **Carl Buttenstedt.**



Eine praktische Probe der Schrift- und Handliniendeutung.

„Du kannst in der Natur nicht ein Gebilde streichen,
Und siehst Zusammenhang in allen ihren Reichen. —"
(Hoarrt.)

Zur Enthüllung des Menschen-Innern haben wir die Phrenologie, Chiromantie und Graphologie. Die erste gab uns Gall, sie zählt kaum hundert Jahre ihrer Existenz und ist nicht so wertvoll und wirksam wie die beiden anderen. Die Graphologie ist noch jung, eine der schönsten Entdeckungen unseres Jahrhunderts!

Die Chiromantie aber ist so alt wie die Welt und hat auf ihrem unermeßlichen Wege durch die Jahrtausende eine unzählbare Menge von Beobachtungen geerntet; obgleich dieselben oft geheimnisvoll und beinahe abenteuerlich erscheinen, ist deren Wert doch nicht zu leugnen. Sie wendet sich an alle, selbst an die Heilkunde, für welche sie unbestreitbaren Nutzen und Vorteil verspricht in Auffindung und Enthüllung von Krankheiten, welche dem menschlichen Auge verborgen sind, welche aber der geübte Chiromant aus der Hand liest.

Die Geheimnisse der Handschrift stehen in vollkommener Harmonie mit der Chiromantie, Phrenologie und Astrologie. Alle diese enthüllen durch bestimmte Merkmale den Charakter, die Eigenschaften, Neigungen, Anlagen und Leidenschaften eines Menschen. Denn alles, was sich am Körper ausprägt, wird vom Gehirn geleitet, und jeder einzelne Mensch ist ein Teil des Ganzen, er hängt als solcher mit den Weltgesetzen zusammen. Mithin steht auch das Einzelschicksal mit den Himmelskörpern in Zusammenhang.

R. Falb sagt in einem seiner letzten Wetterkalender:

„Der Mond in seiner wechselnden Gestalt, der prächtige, leuchtende Abendstern, der blutrote Planet Mars, oder der majestätisch in seiner Bahn wandelnde Jupiter ziehen heute kaum mehr das Auge desjenigen zu sich empor, dessen Zeit Geld ist, er trägt den Himmel an einer goldenen Kette in der Westentasche."

Wie jede einzelne Stunde des Tages, so ist auch das ganze Jahr von einem Planeten beherrscht, in diesem Jahr 1896 regiert uns Jupiter!

Dies beachtend, hätte auch Napoleon I nicht Venus als seinen Schicksalsstern proklamieren sollen, als sie im Jahre seiner Vermählung dem freien Auge zur Mittagszeit sichtbar war, und er in der Rue de Tournon von dem staunenden Volke darauf aufmerksam gemacht wurde, denn der unglückverkündende Saturn war der Jahresregent. Wallenstein hat gleichfalls Unrecht gethan, das Reich dieses Sternes Saturn vorzeitig für zerstört zu halten (Wallenstein und Seni).

Wir kommen zuerst zur Graphologie und wollen die Handschrift von Dr. H. G. untersuchen. Seine auf der Basis durchweg gerundete Schrift zeigt, daß die Herzenseigenschaften stärker entwickelt sind, als das nackte Denken; fast ohne Ecken und Schärfe, kündet diese Schrift Wohlwollen und liebenswürdiges Entgegenkommen. Wir sehen hier also einen wohl-

wollenden Mann voll Herzensgüte! Die stark aufgetragene, mehr dicke Schrift ist ein Merkmal tiefer, nachhaltiger Empfindungen, ernster Lebensauffassung, Pflichttreue; er ist eine eingehende, tiefe Natur! Das nicht strenge Einhalten der vorgeschriebenen geraden Linie ist der Beweis von geistiger Selbständigkeit und der Fähigkeit zur Diplomatie.

Die einfachen, klassisch schönen, oft der Druckschrift ähnlichen Majuskeln verraten den feinen Geist, den Mann von Bildung mit Sinn für Schönheit und Aesthetik, (litterarische Bildung überwiegend). Er besitzt einfachen, aber feinen Geschmack, überhaupt edle Einfachheit, wie sie aus geistiger Bedeutendheit entspringt. Die feste, klare Schrift zeigt Charakterstärke und geistige Klarheit. —

Die geringe Rechtsneigung deutet auf Verstandesherrschaft, (warmes Gefühl, aber keine Leidenschaft).

Die Buchstaben A, groß und klein, sind sämtlich fest verknotet und verschlossen, wir können also mit Gewißheit annehmen, daß kluge Zurückhaltung (welche nebenbei auch der Punkt hinter der Namensunterschrift verrät), sein Handeln beeinflußt, und er bei Gelegenheit trotz allem Freimut doch auch verschlossen sein kann. Denn eine große Wahrheitsliebe zeigt die Schrift, durch ihre gerade, bestimmte Einfachheit, die alle unnötigen Federstriche vermeidet, wie sein Charakter ihm gebietet, jedes unnötige Wort zu unterlassen.

Aber eine nervöse Unruhe zeigt sich auch in der Ungleichheit des Größenverhältnisses der einzelnen Buchstaben, welche fast in jedem Wort auftritt. Die großen H sind ein Abbild des hohen Formgefühls, der künstlerischen Fähigkeiten, und einer hohen Intelligenz! —

Die Buchstaben ohne Anstrich können wir hier als ein Merkmal eines gediegenen Charakters und als ein Zeichen von Sachlichkeit betrachten. Die angenehme Eleganz der Handschrift verrät uns, daß dieser Mann wohl Wert auf Aeußeres legen kann, sowie auf Repräsentation und zeitweiligen Luxus, doch er selbst ist einfach und distinguiert im Auftreten.

Die mehr verbundenen als getrennten Buchstaben beweisen den mehr deduktiv als intuitiven Geist. Die Unterlängen der Buchstaben sind meist im Verhältnis zu kurz, man schließt hieraus auf die, bei Gelehrten oft unvermeidlich mangelnde körperliche Bewegung; ein Merkmal, das viele Gelehrtenschriften an sich haben. Doch sehe ich eben noch ein Zeichen für die Fähigkeit oder Neigung zu gelegentlichem Zorn, und dies sind die sich keulenförmig nach unten verdickenden f und p. Das Urteil über den Totaleindruck der Schrift ist folgendes:

Ein reeller Charakter, mit klarem Blick, scharfsinnigem Urteil, frei von Egoismus und Falschheit, weltgewandt und aristokratisch, dabei ideal, künstlerisch veranlagt, keiner Härte fähig, harmonisch klarer Geist und gutes Herz. (Ohne jedes graphologische Gesetz intuitiv empfunden): Er besitzt starken Willen auch im Entsagen, tiefe, nachhaltige Empfindungen. Er ist eine harmoniebedürftige Natur, hat viel Ausdauer, ist ein feiner

Beobachter, logisch, scharfsinnig, praktisch; wahrhaftig, weichmütig, schmerzvoll! — — —

Was sagt uns die Astrologie von demselben H. G.? Er ist geboren 1849. Dieses Jahr hatte die Sonne als Regentin; er ist also eines der begnadeten Sonnenkinder. Die Sonne, in der Chiromantie Apollo, verleiht ihm mithin den Typus der Künste und übt auf sein ganzes Leben und alle seine Eigenschaften einen weitgehenden Einfluß aus. Der Tag seiner Geburt fällt auf Ende Dezember, wo der Planet Saturn am Himmel stand, welcher ihm bis ins späte Alter selbst im frohen Kreise einen Anflug von Schwermut mitgiebt, bei dauernder, tiefer Empfindungsfähigkeit. Er besitzt infolge dieser Konstellation starke Thatkraft, ist streng in seinen Ansichten, unerbittlich in dem einmal gefaßten Beschluß, nicht wahllos in der Liebe, aber der Seele, welcher er höchste Achtung und Liebe zugewandt, unauflöslich verbunden. Saturn giebt ihm Ruhe, Ernst, Stolz, gesetztes Wesen, Scharfsinn und legt in seine Seele den Argwohn! Er verfolgt ihn Jahre seines Lebens mit Kummer und Mißgeschick, aber für die reiferen Mannesjahre verleiht er ihm eine beglückende Weisheit, geschöpft aus der Liebe zur Wissenschaft.

Charakter, Talente, Schickungen (im Guten und Bösen) werden beeinflußt von Sonne (Apollo), Jupiter, Saturn, Merkur und Venus, denn es ist ein vielseitig reich begabter Geist, er ist bestimmt viel zu erfassen, aber auch viel zu erleiden und viel zu erkämpfen.

Endlich fragen wir nach dem Ausweis der Handform und Handlinien über H. G.

Der Daumen, sagt Newton, würde mich von der Existenz Gottes überzeugen, wenn andere Beweise fehlten. Dies will wohl sagen, daß Gott den Menschen schuf zu seinem Ebenbilde mit Geist, Seele und Leib; und wie der Mensch eine Abbildung der großen ganzen Welt ist, so ist die Hand wiederum ein Abbild unseres ganzen Körpers, und im Handteller spiegelt sich das Lebensfeuer, welches innerlich im Menschen schlummert, mit seiner ganzen Stärke und seinem ganzen Glanze ab. Die Hand ist auch ein Abbild der ganzen Welt, daher in ihr die großen Weltkörper sichtbar werden: Sonne, Venus, Jupiter, Merkur, Saturn, Mars, Mond. Der Daumen hat aber einen besonderen Wert, denn — was wäre die Hand ohne Daumen?!

Desbarolles sagt, daß Leute mit großen Daumen hartnäckig sind und vom Verstand regiert werden, solche mit kleinen Daumen sind duldsam und werden durch das Herz regiert.

Der Daumen repräsentiert Willen, Logik und Entschluß, aber nicht instinktiv, sondern durch die Vernunft geleitet, in der Vernunft begründet. Idioten werden meist ohne Daumen geboren; Epileptische halten die Daumen im Krampf fest in die Finger geklemmt, beim Eintritt ins Erdendasein hält das Menschenkind die Hände geschlossen und oft ebenso, wenn ihm der Augenblick der Entkörperung naht. —

Das obere (Nagel)glied des Daumens befindet sich, wie auch die

oberen Glieder der übrigen Finger in direkter Verbindung mit dem astralen Licht (vibrement ou fluide) und ist deshalb göttlich! Es bezeichnet den Willen, wie um dem Menschen zu zeigen, daß der Wille alles ist, und nur durch ihn alles erreicht werden kann. Das zweite Glied bestimmt die Logik. —

Der Daumen vorliegender Hand hat ein kräftiges, breites Nagelglied, etwas länger als das zweite Glied, welches jedoch auch gut entwickelt ist, und verkündet einen festen, energischen Willen, Widerstandskraft, sowie eine gute Logik; beides im Einklang.

Bei den übrigen Fingern dieser Hände sehen wir ein geistig-ideales Streben, ein Suchen nach der Wahrheit, ein Kämpfen für das Höchste, denn die oberen Fingerglieder sind sämtlich länger als die anderen, die mittleren sind jedoch auch noch um bedeutendes länger als die unteren, der Hand am nächsten stehenden und beweisen hierdurch, daß der Geist völlig die Materie beherrscht (mittleres Glied = geistige Welt, unteres Glied = materielle Welt.)

Apollo (4. Finger) ist länger als Jupiter (Zeigefinger). Daraus sehen wir abermals ein höheres Streben, Sinn für Kunst, sowie künstlerische Fähigkeiten, der Knoten am Nagelglied des Merkur (kleiner Finger) verrät den Forscher auf dem Gebiet der Wissenschaften.

Die Fingerendungen sind konisch, was meist solchen Naturen eigen ist, die mehr künstlerisch veranlagt als berechnend sind. Die Finger sind glatt, philosophische Knoten nur leicht angedeutet an den oberen Gelenken. Jupiterberg, Apolloberg, Merkurberg sind die bedeutendsten, es ist ein stolzer, ehrgeiziger Mann, doch wird durch die schöne große Herzlinie, welche bis zum Jupiterberg vordringt, dieser Stolz veredelt.

Die Vereinigung des Apollo- und Merkurberges zeigen uns, daß Wissenschaft (Merkur) und Kunst (Apollo) von diesem Geist in gleichem Maße erstrebt werden, auch finden sich als zweiter Beweis der Ausübung einer Wissenschaft, und zwar der medizinischen, auf dem Merkurberg, feine vertikale Linien, die sogenannten lignes medicinales, welche alle Aerzte ausnahmslos in ihren Händen tragen. Der Marsberg (unterhalb des Merkurberges) ist ohne Linien, und damit ein Beweis von Kaltblütigkeit und geistiger Widerstandskraft gegeben (was auch die große, gerade Kopflinie der linken Hand bestätigt. Doch wir sind schon in das Gebiet der Handlinien gelangt, deren Deutung uns jetzt beschäftigen soll.

In der rechten Hand sehen wir die Kopflinie etwas herabfallend nach dem Mondberg: dieser Mann liebt zuweilen das Romantische, jedoch von der großen Kopflinie der linken Hand beeinflußt, hat stets der Verstand die Oberherrschaft; ihm muß alles gehorchen!

Die große Kopflinie giebt ihm Selbstbeherrschung, hohe Intelligenz und im Verein mit der anderen lebhaften Linienzeichnung: diplomatische Fähigkeiten.

Die große Kopflinie giebt ferner Fähigkeiten zu intellektuellen Forschungen, sowie die Kraft, ein günstiges Unternehmen zu finden; sie beherrscht

alle Leidenschaften zu Maß und Sparsamkeit und verleiht Verständnis in Geschäften aller Art, sie trägt bei zur Konservierung der Augen, Haare, Zähne, des Gehirns, Gedächtnisses und der Intelligenz bis ins hohe Alter.

Die vielen kleinen, feinen Linien in den Fingergliedern sind ein Zeichen geistiger Vielseitigkeit. Die Lebenslinie den Daumenballen (Venusberg), im Halbkreis umziehend, zeigt eine gute Gesundheit, denn sie ist kräftig und lang, warnt jedoch durch Spaltung in verschiedene Zweige gegen Ende der 50er Jahre vor Ueberanstrengung der Geisteskräfte. Die große Ausbreitung des Venusberges (er nimmt über die Hälfte der Hand ein) ist ein sprechender Beweis der großen Herzensgüte dieses Mannes. Die Herzlinie ist schön gezeichnet und wirft Zweige nach dem Jupiterberg, zeigt Wohlwollen und treue Freundschaft.

In der rechten Hand neigt sie sich am Jupiterberg herab bis zur Lebenslinie und bildet dort ein Kreuz (croix de Saint André). Sie giebt durch diese Stellung Zeugnis von einer Heirat, welche Kummer und Leid brachte, die Ehe blieb kinderlos, denn es finden sich nirgends die Zeichen für das Gegenteil.

Die Punkte in der Herzlinie bestätigen den erwähnten Kummer, auch findet der aufmerksame Chiromant Linien, welche von Venus kommend, die Lebenslinie überschreiten (lignes de chagrin). Eine dieser Linien ist durchschnitten (linke Hand) von einer kleinen Gabel und bildet dadurch eine Art Kreuz; dieses wird meist als Merkmal einer Trennung in der Ehe bezeichnet. Diese Linie geht weiter, durchschneidet die Schicksalslinie, geht bis nach der Kopflinie, wo sie einen Stern bildet und damit ein unglückliches Ereignis verkündet, bedeutend genug um den Verstand zu trüben! Eine zweite Linie gleicher Richtung, welche die Kopflinie schneidet und sich bis zur Herzlinie fortsetzt, wo sie in einem tiefen Punkt unter dem Sonnenberg endigt, offenbart ein Augenleiden, meist durch Kummer und nervöse Aufregungen aller Art hervorgerufen und gesteigert.

Eine dritte Linie gleichlaufender Richtung bezeichnet, da sie in der Marsebene ausläuft, einen Angriff der Lebensstellung.

Die Schicksalslinie oder Saturnlinie ist ein Merkmal von Sensivität Es giebt Menschen, welche keine Schicksalslinie haben und infolgedessen weder Glück noch Unglück, noch große Hindernisse erleben.

Menschen, welche zu niederer, grober Arbeit bestimmt sind, haben keine Schicksalslinie. Die Eskimos haben ebenfalls keine Schicksalslinie; hätten sie die Empfänglichkeit für ein Leben voll körperlicher Qualen, welche sie oft gar nicht empfinden, dann könnten sie es nicht ertragen und müßten verzweifeln!

In der rechten Hand steigt die Saturnlinie vom Mondberg auf und nimmt, nachdem sie verschiedene Wohnortswechsel durch Kreuze angedeutet, ihren Lauf nach Jupiter, wo sie sich mit der Herzlinie vereinigt, und verkündet damit für ungefähr Mitte der 40er Jahre ein Glück, einer Laune entsprungen und gefolgt von einer günstigen Liebe, vielleicht glücklichen Heirat.

Es giebt Leute von hoher Intelligenz oder von großem Unternehmungsgeist, in deren Händen die Sonnenlinie fehlt; es werden dann ihre Unter-

nehmungen ohne Erfolg sein, oder bleiben nur Pläne, ohne je zur Ausführung zu gelangen. In diesen beiden Händen aber ist die Sonnenlinie tief in den Sonnenberg eingegraben, es existieren eigentlich drei Sonnenlinien, welche in der Mitte gehalten, sich nach unten und oben gleich einem Strahlenbündel entfalten. Diese drei Arme bezeichnen drei Zweige der Kunst, in denen dieser Mann zu Ruhm und Verdienst gelangt, und geben ihm gleichzeitig die Gunst hochgestellter, wohl fürstlicher Personen, sowie das Auge und den Geschmack des Künstlers.

Größere und kleinere Linien auf dem Mondberg (Handrücken) reden von Reisen verschiedener Dauer und Entfernung. Auf dem Mondberg der linken Hand findet sich ein Kreuz als Zeichen des Mysticismus.

Schließen wir nun mit dieser Handbeurteilung ab, welche, auf der Grundlage der vergleichenden Erfahrung beruhend, von Wahrsagerei völlig frei ist und ein Beispiel der Harmonie zwischen Graphologie, Astrologie und Chirologie giebt.

Erfurt, Steigerstraße. **Das Institut für Graphologie und Chiromantie.**



Erklärende Abbildungen zur Handliniendeutung nebst einem kritischen Nachwort zum astrologischen Teil des Vorstehenden.

Die hier stehenden Abbildungen gehören dem „Katechismus der Handlesekunst“ von Gustav Geßmann an (Verlag von Karl Siegismund in Berlin. Zweite Auflage 1895 mit 30 Tafeln Abbildungen. Preis 3 Mark) und wurden von der Verlagshandlung mit dankenswerter Bereitwilligkeit für die „Sphinx“ zur Verfügung gestellt.

Die Abbildung 1 zeigt die innere Handfläche, deren einzelne Teile nach Gestirnen benannt werden: Venus = Daumen; Jupiter = Zeigefinger; Saturn = Mittelfinger; Sonne = Ringfinger oder vierter Finger; Merkur = kleiner oder fünfter Finger; Mars = Mittelrand unter dem fünften Finger; Mond = unterer Rand unter dem fünften Finger. Die astronomischen Zeichen der Figur sind nach den Kalendern bekannt. Von den drei Querlinien der Handfläche heißt die obere der Venusgürtel, die zweite die Herzlinie, die dritte die Kopf- oder Verstandeslinie. Von den zwei senkrechten Linien heißt die links (vom dritten Finger ausgehende) die Schicksalslinie oder Saturnlinie, die rechts (vom vierten Finger ausgehende) die Sonnenlinie. Der Halbkreis am Daumen ist die Lebenslinie. Die Querlinien unten am Handgelenke heißen Rascetten.

Die Abbildung 2 stellt die Handberge dar: A = Venusberg, B = Jupiterberg, C = Saturnberg, D = Sonnenberg, E = Merkurberg, F = Marsberg, G = Mondberg.

Die Abbildung 3 bezeichnet die kabbalistische Teilung der Hand.

Die Abbildung 4 zeigt die Linien der Hand: von a bis a = Lebenslinie; von b bis b = Schicksalslinie oder Saturnlinie; von c bis c = Herzlinie; von d bis d = Kopflinie oder Verstandeslinie; von e bis e = Gesundheitslinie oder Leberlinie oder Magenlinie; von f bis f = Sonnenlinie; gg = Rascetten; von h bis h = Venusgürtel.

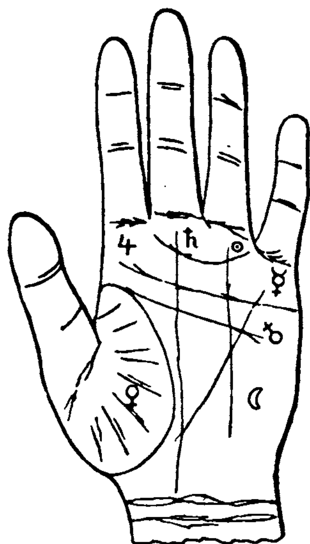


Abbildung 1.

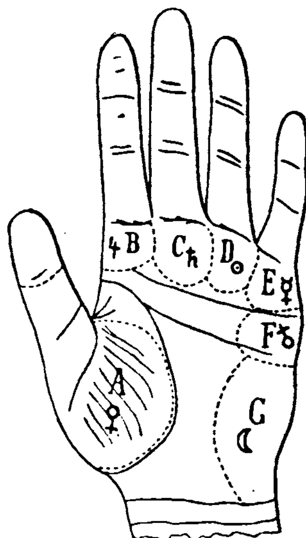


Abbildung 2.

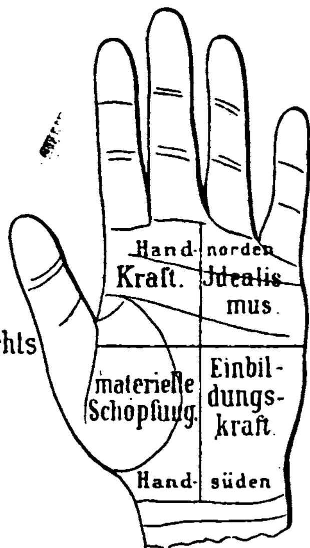


Abbildung 3.

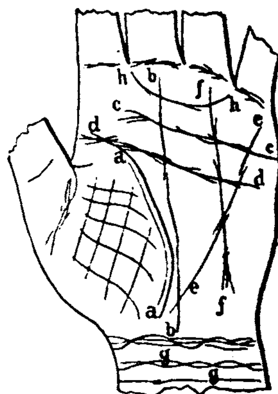


Abbildung 4.

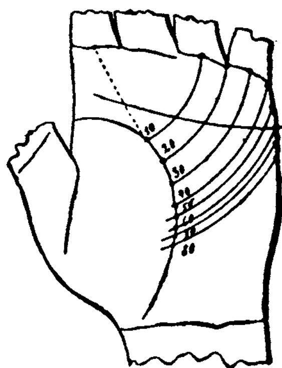


Abbildung 5.



Abbildung 6.

Die Abbildung 5 zeigt die Teilung der Lebenslinie in zehn Teile, deren jeder zehn Jahre umfaßt. Man glaubte daraus die Lebenszeit zu erkennen, in welcher die in den Abschnitten der Lebenslinie angegebenen Schicksale eintreten würden.

Die Abbildung 6 zeigt die astrologische Benennung der Finger: Daumen e = Venus; Zeigefinger a = Jupiter; Mittelfinger b = Saturn; Ringfinger c = Apollo oder Sonne; kleiner Finger d = Merkur.

Was die obenstehende Analyse betrifft, so sei bemerkt, daß der Analysierte eine weit mehr intuitive als deduktive Natur ist; das Schreiben in verbundenen Buchstaben hat er sich angequält; ferner ist er kein Sonnenkind, sondern ein von vielseitigstem Mißgeschicke verfolgtes Individuum; von diplomatischen Fähigkeiten besitzt er keine Spur; sein nie berechnendes Wesen bringt ihn täglich in böse Situationen; berechnende Naturen haben leichtes Spiel, ihn auszunutzen und auszubeuten; von Ehren erlebte er wenig, aber um so mehr Verleumdung und niedrige Beschimpfung.

Obenstehende Arbeit schickte ich Herrn Elektrotechniker Richard Weber, der mir unter den Kennern der Astrologie durch seine tüchtige mathematische, physikalische und astronomische Bildung in erster Linie berufen erscheint, den gerade in unserer Zeit gering geachteten Wissenszweig zu begründeter Geltung zu bringen. Ich ersuchte Herrn Weber, den astrologischen Teil obenstehender Arbeit seiner für mich maßgebenden Kritik zu unterwerfen. Da ich sein brieflich mitgeteiltes Urteil so wertvoll fand, daß ich die Veröffentlichung desselben unseren Lesern schuldig zu sein glaubte, so bat ich ihn, mir den Abdruck des Privatbriefes zu gestatten. Ich erhielt darauf folgende Antwort von Herrn Richard Weber:

„Es thut mir wehe, jemanden zu verletzen, der mich nicht angegriffen hat. Aus diesem Grunde bin ich nicht für den Abdruck meines Briefes, der keine öffentliche Kritik sein sollte. Im Interesse der „Sphinx" liegt es freilich, den Lesern, und vor allem den Gegnern zu beweisen, daß man nicht alles glaubt, was die Leute sagen, daß man aber andererseits ebenso wenig geneigt ist, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Es freut mich, wenn ich diesem Interesse der „Sphinx" dienen kann".

Das Urteil des Herrn Richard Weber lautet also:

„Ich habe diese Arbeit wiederholt gelesen. Sie enthält eine Menge von Bemerkungen, die geeignet erscheinen, den Gegnern als willkommene Angriffspunkte zu dienen. So sagt der Verfasser: „Zur Enthüllung des Menscheninnern haben wir die Phrenologie, Chiromantie und Graphologie ...."

Er meint wohl den „inneren Menschen" und „er bedient sich" zur Enthüllung desselben der Phrenologie usw. . . .

Die Phrenologie bezeichnet er als nicht so wirksam (soll wohl heißen „weniger zuverlässig") als die beiden anderen. — Inwiefern?

Der Verfasser behauptet ferner: „Die Geheimnisse der Handschrift stehen in vollkommener Harmonie mit der Chiromantie, Phrenologie und Astrologie". — Das vermutet man mit einiger Berechtigung; der Beweis soll aber erst erbracht werden. —

Sodann: „In diesem Jahre 1896 regiert uns Jupiter". — Diese Jahresregenten des Ameisenkalenders erscheinen denn doch als sehr zweifelhafte Gesellen von dunkeler Herkunft. Kann der Verfasser vielleicht sagen, wann Venus und wann Neptun regiert? Diese im Altertume vernachlässigten, weil unbekannten Planeten, dürfen doch wohl auch das Recht der Regentschaft beanspruchen. Oder soll man die Störenfriede der althergebrachten Ordnung unlogischerweise davon ausschließen, weil sie den teilweise abergläubischen Traditionen unbequem sind? Das sind gerade Dinge, die aus der Astrologie entfernt werden müssen, wenn sie genießbar werden soll, weil sie sich auch nicht durch die Erfahrung begründen lassen. —

Das astrologische Judizium ist völlig ungenügend, eben weil es der Hauptsache nach auf dem gebrechlichen Fundamente des „Jahresregenten" steht. Es müßte ja dann z. B. allen im gleichen Jahre Geborenen der „Typus der Künste" verliehen sein, weil die Sonne Jahresregentin gewesen sein soll, und das wird wohl im Ernste niemand behaupten wollen. Ferner lese ich: „Der Tag der Geburt fällt auf Ende Dezember, wo der Planet Saturn am Himmel stand". Es soll vermutlich heißen: „Oberhalb des Horizontes". — Wo bleiben aber die übrigen Planeten, die im Geburtsmomente nachweislich ebenfalls oberhalb des Horizontes standen? — Der Schlußsatz ist mir unverständlich, und sein Endergebnis paßt so ziemlich auf jeden Erdenbürger. —

— In der Einleitung zur Chiromantie sagt der Verfasser: „Die Hand ist auch ein Abbild der ganzen Welt, daher in ihr die großen Weltkörper sichtbar werden ...." Da wird der Mann mit dem „Glücksrade" und den „Apfelschnitten" gleich im Hintergrunde auftauchen und behaupten, daß er in seiner Hand vergeblich danach gesucht habe. —

Sollten Idioten wirklich meist ohne Daumen geboren werden?

Desbarolles sagt das auch nicht, sondern spricht sich nur folgendermaßen darüber aus („Les Mystères de la main", p. 111) — „sans pouces, ou avec des pouces impuissants et atrophiés" — und das klingt annehmbarer. — Die Bemerkung, daß die oberen Fingerglieder in direkter Verbindung mit dem astralen Lichte ständen, ist überflüssig und für Uneingeweihte unverständlich.

Die dann folgenden Untersuchungen der Linien und besonders der „lignes de chagrin" erscheinen mir meisterhaft durchgeführt, vorausgesetzt, daß die Resultate der Wirklichkeit entsprechen und dem Chiromanten Person und Schicksale des Beurteilten bis dahin unbekannt waren.

Was dann über die Saturnlinie und die Eskimos gesagt wird, mag dahinhingestellt bleiben".

Soweit das Urteil des Herrn Weber. **H. Göring.**

Für die Redaktion verantwortlich:
Dr. Göring in Berka an der Werra (W.-Eisenach).

Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig.

Druck von Appelhans & Co in Braunschweig

SPHINX

Kein Gesetz über der Wahrheit!

Wahlspruch der Maharadjahs von Benares.

XXII, 124. Juni 1896.

Die Erzählung von der Schlange,

enthaltend die Lehre des Karma.

Aus dem Sanskrit übersetzt von Sir Edwin Arnold.

Mit Genehmigung des Uebersetzers aus dem Englischen ins Deutsche übertragen.

Von

Erwin Banc.



Vorwort von Sir Edwin Arnold.

In der folgenden Uebersetzung aus dem Sanskrit unterbreite ich dem philosophischen Leser des Westens zum ersten Male eine der höchst merkwürdigen und hervorragenden Stellen, deren wir so viele finden in jener wunderbaren und großartigen Dichtung „Mahâbhârata“, dem Hauptepos Indiens, aus dessen Herzen ich oftmals schon poetische Schätze genommen habe, wie Gold aus einem ungeheuren Berge. Die Stelle kommt am Anfange des dreizehnten Buches, „Anushâsana Parva“, dieses Riesenwerkes vor und behandelt das ewige Rätsel „jener achtzehn Männer, auf die der Turm von Silvah fiel“. Woher kommt es, daß wir soviel leiden müssen? Warum fügen wir uns gegenseitig oder uns selbst willkürlich oder unwillkürlich unzähliges Leid zu? Was ist eigentlich der Ursprung der Sünde? Eine Antwort der alten Welt auf solche Fragen ist in diesem bemerkenswerten Abschnitte des „Anushâsana Parva“ gegeben, das viel älter als das Christentum sein mag. Es ist nämlich im Charakter des Sanskrit hier nichts zu entdecken, was ihn von anderen beglaubigten Teilen unterschiede, die vor mehr als 2000 Jahren geschrieben worden sind. Ausgenommen sind einige Anspielungen auf offenbar buddhistische Lehren, die möglicherweise schon vor Prinz Siddhartha verbreitet gewesen oder vielleicht der Tragweite seines Einflusses auf die Anschauungen des späteren Bearbeiters und Herausgebers dieser enormen Iliade Indiens zu verdanken sind. Jedenfalls scheint es der Mühe wert zu sein, den folgenden Passus dem Leser und Denker des Westens mitzuteilen, sei es auch nur wegen seiner eigentümlichen Philosophie in dramatischer Form.

Nach der üblichen Beschwörung Narayaus und Naras, sowie der Göttin Saraswati, beginnt das Buch mit einer Rede des Fürsten Yudhisthira. Er spricht zu dem Helden Bishma, dem Tugendhaftesten und Tapfersten der Pandavas, der, überwältigt und tödlich verwundet von Yudhisthira selbst, auf einem Haufen von Pfeilen liegt. Der großherzige und edelmütige Fürst bricht beim Anblick seines leidenden Feindes in Klagen aus und macht sich bittere Vorwürfe, das Ende dieses so gefeierten Helden herbeigeführt zu haben. In seiner Trauer und Verzweiflung wünscht er selbst mit dem Besiegten auf dem Schlachtfelde gefallen zu sein. Es ist für diese unermeßliche Dichtung der Hindus charakteristisch, daß außerordentlich lange Episoden an Stellen eingeflochten sind, wo die moderne Kunst der Poesie beschleunigte und ununterbrochene Handlung oder eine rasche Aufzählung von Ereignissen verlangt. Bhishma, der auf seinem harten Sterbelager mit dem Tode ringt, hat bereits mit seinem Besieger über verschiedene Fragen Gespräche von außerordentlicher Länge geführt. Gleichwohl fährt er zu reden fort, als ihn Fürst Yudhisthira jetzt um einige Worte des Trostes und der Vergebung bittet für seine durch Reue bedrückte und, nach seinem Glauben, mit Sünde belastete Seele, und erzählt diesem die folgende Fabel, die ich frei, aber treu aus dem Sanskrit übersetzt habe:

Bhishma:

Warum, o Fürst! willst Du der Thaten Quell
In Deiner Seele suchen, da sie ja
Ein Werkzeug nur, nicht aber Ursach ist?
Obwohl nicht faßlich, unsrem Geist zu tief,
Ist dies doch wahr. Und zum Beweis vernimm,
Wie Mrityu, Gautami und Kâla einst
Vor langen Zeiten führten ein Gespräch
Mit einem Vogelsteller und der Schlange.
So wisse, daß die Edle Gautami
Gar starken Herzens war und hohen Sinns,
Und eines Tages ihren einzgen Sohn
Durch einer Natter gift'gen Zahn verlor.
Arjunako, ein Vogler, band das Tier
Und brachte es zu Gautami und sprach:
„Gebieterin! verflucht sei diese Schlange,
Die Deines Sohnes Tod herbeigeführt!
Verkünde mir drum ihre Strafe schnell;
Soll ich den Unhold in die Flammen schleudern,
Soll ich zerreißen bei lebend'gem Leibe ihn?
Denn sterben muß der Mörder Deines Sohns!"

Gautami:

Arjunako! Nicht weise sprichst Du so.
Laß frei das Tier! Dir hat es nichts gethan,
Nur mir. Das ewigwaltende Gesetz,

Das jede Unthat rächt, wer trotzte ihm,
Sein Seelenheil durch schwere Schuld verwirkend?
Sieh! wie ein Schiff, das kühn die Wogen bricht,
So, leicht und sicher, kreuzt den Ozean
Des Daseins, wer der Sünden Last nicht kennt.
Doch wer mit böser That den Kiel beschwert,
Der geht zu Grunde, wie die Eisenspitze
Den Speer ins Wasser zieht. Der Natter Tod
Giebt mir mein Kind nicht wieder; niemand schadet's
Bleibt sie am Leben. Warum sollten wir
Uns selbst durch ihren Tod den Tod verdienen?

Der Vogler:

O hohe Frau! Wohl ist es mir bekannt,
Daß Weise und Großherzige, wie Du,
Sanftmütig des Geringsten Fehl verzeihen.
Doch solche Worte stehen der Vernunft,
Dem Zorn nicht an. Ich muß die Schlange töten.
Den Edlen laß an Schicksalsmächte glauben
Und an den Zufall; der gemeine Mann
Rächt sich an seinen Feinden. Welch ein Traum,
Daß sich der Himmel dem verschließt, der Böses
Mit Bösem zahlt! Sieh zu, ob's Dich nicht tröstet,
Wenn ich sie töte.

Gautami:

Wärst Du meines Sinns,
Du würdest anders richten. Der Gedanke
Des Guten Tugend nur gebiert. Mein Kind
War, wehe mir! dem Tode vorbestimmt!
Drum will ich nicht der Schlange Leben kürzen.
Des Menschen Zorn ist Gift, und Gift vernichtet.
O Freund, vergieb, wie ich; laß gehn das Tier!

Der Vogler:

Nein, nein! Belohnung wird sein Tod uns bringen
Nach diesem Dasein, groß und grenzenlos,
So, wie der Gutes thut und Segen erntet,
Der opfert am Altar. Den Feind zu morden,
Gereicht uns nur zum Heil. Befiehl die That,
Daß Ehr und Frieden wir durch sie erlangen.

Gautami:

Zu martern, zu erschlagen unsren Feind,
Bringts uns Gewinn? Was Gutes ging verloren,
Befreiten wir nicht, wo befrein wir können?
Ein weiches Herz verraten Deine Züge;
Beweis' es drum; vergieb, Dir selbst zum Lob!

Der Vogler:

Die eine Natter beißt der Menschen viele;
Laß uns die Menge vor der einen schützen.
Gerechtigkeit bestraft den Uebelthäter.
Befiehl, und sie soll sterben.

Gautami:

Nein, ihr Tod
Erwecket nicht mein Kind zu neuem Leben,
Noch trägt er andre Frucht als Bitterkeit.
Drum, Rachedürst'ger, gieb die Schlange frei!

Der Vogler:

Vrittra erlag, von Devaraj besiegt,
Und Mahâdêva, schrecklich anzuschauen,
Gewann sein Opfer. Thu es ihnen gleich;
Furchtlos erwürg das Tier.

. . . .

„Selbst diese Worte",
Sprach Bhishma, „beugten nicht den Sinn
Der edlen Frau zur frevelvollen That.
Die Natter d'rauf, in tiefen Atemzügen
Der Fessel namenlosen Schmerz bekämpfend,
Mit Menschenstimme hub zu reden an,
Langsam und kummervoll".

Die Schlange:

Arjunako!
Wie kannst Du, Thörichter, mich schuldig nennen?
Vernunftlos, handl' ich nicht nach eigner Wahl.
Mrityu, der Tod, rief mich. Auf sein Geheiß
Biß ich das Kind, und nicht aus meinem Willen.
Drum, ist es Sünde, ist es die des Todes.

Der Vogler:

Begingst Du das Verbrechen auf Gebot
Der roten Göttin, ists doch Deine Schuld,
Da Du das Werkzeug warst. Der Töpfer formt
Aus Erde das Gefäß, doch Stab und Scheibe
Sind gleichermaßen Ursach seines Werks,
Ihm helfend. Ursach also bist auch Du.
Wer tötet, sterbe! Selber räumst Du ein
Den Mord, drum stirb!

Die Schlange:

Jedoch des Töpfers Scheibe,
Sein Stab und sein Gerät den Topf nicht schufen;
Gehorchten nur dem schaffenden Gebieter,
Hilflos, wie ich, als Werkzeug. Mächtger Herr!

So ists nicht meine Schuld, nach Deinem Glauben.
Bedenk es noch einmal; sie waren doch
Ursachen nur, der Ursach unterthan,
Und diese war die größte. Siehst Du nun,
Daß ich nicht schuldig bin an dieser That?
Die erste Ursach ists, wenn Schuld vorhanden:
Nicht das Gerät, der Töpfer!

Der Vogler:

Wenn nicht Kopf,
So warst Du doch die Hand; Dein giftger Zahn
Dies zarte Leben stahl! Und deshalb stirb!
Wie, Schlangenbrut, versteh ich recht, Du meinst,
Der Frevler büßte nicht für seinen Frevel?
Bereite Dich zum Tode; nicht geschickt
Dünkt mich Dein Einwand.

Die Schlange:

Dennoch ist er gut.
Ursach und Wirkung eng verkettet sind.
Ich war das Mittel nur. Sei Du gerecht!
Nicht meinen Leib bedeckt der Sünde Schmach,
Doch den, der mich gesandt.

Der Vogler:

Elender Wurm!
Der Sonne Licht nicht wert, bist Du des Todes!
Was hör ich auf Dein eiteles Geschwätz?
Du fälltest schnöde dieses Kind.

Die Schlange:

O Herr!
Nicht ists des Priesters Vorteil oder Schaden,
Wenn Opfer spendend am Altar er steht.
Drum sollt' ich leiden nicht für Mrityus That.

. . . .

Und Bhishma sprach: „Also genannt beim Namen,
Erschien, die Schlinge tragend, Mrityu selbst,
Und grauenvollen Blickes hub sie an:

Mrityu:

Schlange! Du redest wahr! Ich sandte Dich,
Verschuldet hast Du nicht des Kindes Tod,
Noch ich, die Dir befahl. Kâla allein,
Der Herr der Welt gebot ihn. Wie der Wind
Der Wolken Bahn bestimmt am Himmelszelt,
So wandl ich meinen Pfad, geführt von Kâla.

Was Sattva, Radscha, Tamas angehört,
Was Einfluß übt, und was da überwiegt,
Die Kreatur beherrscht, hat seinen Ursprung
In Kâlas Willen, und vor ihm erzittert
Der Welten Kreis. Gedanke, That und Wort,
Und was sie zeugen sind nur Kâlas Werke.
Und Himmel, Erde, Feuer, Wasser, Wind,
Surya und Soma, Vischnu, Devaraj,
Vrittra, Parjanya, Ströme, Seen und Meere,
Aditi und die Vasus, was da ist,
Was war, und sein wird, sind nur Kâlas Werke.
Drum, frage ich, was sprichst Du gegen mich?
Wenn Strafe mir, gebührt sie Dir auch, Schlange,
Nach gutem Recht.

Die Schlange:

Nicht gegen Dich, noch für Dich
Hab ich gesprochen. Dies allein ich sage,
Das, was ich that, durch Dich geschah. Ob Sünde
Den mächtgen Kâla je befällt, ob nicht,
Wie kann ein Wurm es wissen, wie verstehn?
Da ich nicht schuldig bin, kannst Du, wie ich,
Nicht schuldig sein, o Tod! Doch, Vogler, Du
Hast Mrityu selbst gehört; befrei mich denn!
Verbrechen ists, den Unschuldgen zu quälen
Mit solcher Fessel Pein.

Der Vogler:

Wohl hab ich Dein
Und Mrityus Wort vernommen, dennoch scheinst Du
Mir schuldlos nicht. Ursachen wart ihr beide.
Ohnmächtig, sie, die Grausame zu strafen,
Die Millionen schon zu Thränen zwang,
Bestraf ich Dich, da Du in meiner Macht.

Mrityu:

So wirst Du sündgen, Vogler! Sie und ich
Sind Diener nur, denn Kâla ist der Herr,
Und alles, was geschieht, ist Kâlas Wille.
Die Schlange nicht, noch ich von Dir verdiene
So bittre Worte.

. . . .

Bhishma aber sprach:
„Und sieh! der Gott der Götter, Kâla selbst,
Mit Menschenzunge redend, trat zu Mrityu,
Arjunako, dem Vogler, und der Schlange".

Kâla:

Nicht Mrityu, nicht die Natter, ja mich selbst nicht
Trifft, wo und wanns auch sei, Verantwortung
Für irgend eines Sterben. Sie und ich,
— Ja, ich sogar! — sind nichts als Mittelglieder.
Arjunako, vernimm mein Wort und lerne!
Des Kindes Karma tötete das Kind!
Nichts andres hat das Dasein ihm verkürzt.
Karma erlag es. Was es sich bereitet
Vor diesem, in des vorgen Lebens Zeit,
Bedingte dies. Und nur sein einst'ges Thun
Macht dieses und nichts anderes die Folge
Des frühern Thuns. Auch waren nimmermehr
Von Karmas Hand geführt das Tier und ich,
Noch Mrityu. Denn der Wille schafft die That,
Und Thaten Karma, Karma aber schafft
Was draus entsteht. Gleich wie Du formst den Thon,
So oder so, und härten läßt, gestaltet sich
Der Mensch sein eigen Schicksal. Licht und Schatten
Nicht enger sind verbunden miteinander,
Als Karma mit dem Menschen, er mit Karma.
Daher bedenke, und erwäg es wohl!
Nicht ich, noch Mrityu, noch die gift'ge Natter,
Noch sie, die Mutter, gab den Todesstreich;
Der Knabe hat sein Ende selbst geschmiedet!
Es war die Folge der Vergangenheit.

. . . .

Und Bhishma endete: „So trennten sich der Gott
Und Mrityu und die Schlange, neu befreit,
Arjunako, der Vogler, und, getröstet
In Herz und Sinn, die Edle Gautami.
Du, mächtger König! eingedenk der Märe,
Vergiß den Gram, bring Friede Deiner Seele.
Denn Höll und Himmel, alles kommt zu allem
Durch Karma. Was mich hier befallen hat,
Ist Duryodhanas nicht, noch Deine Schuld.
Es mußte sein um des Gewesnen willen.



Atlantis und das Sargasso-Meer.

Aus dem „Theosophist“ übersetzt.

Von

Günther K. Wagner
in Waldhausen-Hannover.



Die Geschichte des untergegangenen Kontinentes von Atlantis ist ein Thema, welches für einen großen Teil der menschlichen Familie in allen Zeitaltern große Anziehungskraft gehabt hat. In letzterer Zeit ist der Bericht von dem Verschwinden jener großen Landmasse mit ihrer geschäftigen Bevölkerung, mit ihren emsigen Industrieen, ihren Manufaktoreien, ihrer Schiffahrt, ihren Häfen, Tempeln usw. von den westlichen Völkern diskreditiert worden; trotz der detaillierten, wenn auch unvollständigen Erzählung von Plato; aber alles, was darauf Bezug hat, übt immer einen besonderen Reiz und ein Interesse auf das lesende Publikum aus. Es ist immer so bei allen Dingen, wo große Zerstörungen von Eigentum stattgefunden haben, und wo infolge solcher vulkanischer oder Erdbeben-Katastrophen eine große Zahl von Menschenleben verloren ging. Wenn der feste Erdboden unter den Füßen der darauf Lebenden nachgiebt, entsteht ein Gefühl des Schreckens und der Besorgnis in der Brust aller derer, welche die Einzelheiten der Vorgänge hören, selbst wenn sie weit von den Szenen solcher Katastrophen enfernt sind. Als Beispiel mag auf die Zerstörung von Lissabon und die kürzlichen vulkanischen Eruptionen im Seedistrikte von Neu-Seeland Bezug genommen werden, als dort am 10. Juni 1886 ein großartiges Spiel der Naturkräfte stattfand, und das topographische Bild einer großen Landstrecke vollständig verändert wurde. Woher das Gefühl auch stammen mag, sicher ist, daß von den Bewohnern aller Länder den vulkanischen Störungen ein wunderbares Interesse gewidmet wird; es hängt wahrscheinlich bis zu einem gewissen Grade mit diesem Gefühl zusammen, daß ein reges Interesse jedesmal sich kundgiebt, wenn von Dingen die Rede ist, welche sich auf das Versinken von Atlantis beziehen.

Es ist besonders ein Punkt, nämlich die Lage des früheren Kontinentes von Atlantis, welcher der Aufmerksamkeit wert erscheint, und zwar habe ich dabei die Stelle im Auge, die in Werken über physische Geographie des Meeres und in einigen Werken der nautischen Wissenschaft als das „Sargasso-Meer“ bekannt ist. Dies ist eine weite Fläche im Atlantischen Ozeane, welche stets mit einer dichten Masse von Seeunkraut (sea weed) so bedeckt ist, daß sie den Anschein von festem Boden erweckt, wenn man sie von geringer Entfernung aus betrachtet. Diese Seeunkrautmasse besteht hauptsächlich aus der Pflanze, welche in der Botanik unter dem Namen fucus natans bekannt ist. Es kommen noch andere Arten in der Masse vor, doch waltet diese Pflanze allen andern in überwältigendem Verhältnis vor. Das erste Mal, daß die Aufmerksamkeit der westlichen Völker auf das Dasein dieser Masse Seeunkraut gelenkt wurde, war während der ersten Reise von Columbus, welche zur Entdeckung Amerikas führte. Alle Leser des „Theosophist“ sind mit den näheren Umständen ohne Zweifel bestens bekannt. Sie werden sich erinnern, daß Columbus und seine Schiffe, als sie die Kanarischen Inseln in der Nähe der Westküste von Afrika erreicht hatten, dort eine kurze Zeit blieben, frisches Wasser und sonstige Vorräte einnahmen und dann in südwestlicher Richtung fortsegelten. Einige Zeit, nachdem sie die Kanarischen Inseln verlassen hatten, zeigte sich große Unzufriedenheit bei der Besatzung, da sie glaubten, daß ihr Führer sie in baldiges und sicheres Verderben stürzen würde. Es scheint ihnen niemals der Gedanke gekommen zu sein, daß es unnütz sei, sich mit dem zu überwerfen, der augenscheinlich ihnen so weit und in jeder Weise überlegen war und dazu noch auf dem weiten Meere, welches sie nicht kannten. Wirkliche Meuterei würde in solchem Falle wahrscheinlich die völlige Zerstörung der Schiffe und des Lebens aller, welche an Bord waren, zur Folge gehabt haben. Aber es ist immer so, wenn Unkenntnis und Vorurteil ein Geheul über das anstimmen, von dem sie absolut keine Ahnung haben, und so wird nicht nur der wirkliche Fortschritt der Rasse verzögert, sondern auch dem Unschuldigen Leid zugefügt. In kurzer Zeit kamen die Entdeckerschiffe an eine Masse scheinbar flutender Vegetation, welche die Hoffnungen der Seeleute wieder belebte, da sie alle und wahrscheinlich der Wahrheit gemäß glaubten, daß die große Masse Pflanzen, die sie erblickten, dort wuchsen, und daß das Wasser daselbst flach sei und daß sich wahrscheinlich eine Reihe von Sandbänken und Inseln dort befänden. Tagelang segelten sie an dem Rande dieser Masse flutender Vegetation entlang, welcher Columbus den Namen „Sargasso-Meer“ gab. Da der Südwestkurs beibehalten wurde, ließ man endlich diesen merkwürdigen Schauplatz, so weit von jedem bekannten Lande, hinter sich; wieder traten Unruhen an Bord ein, doch gehört es nicht zum Gegenstande dieses Artikels, das Schicksal des kühnen Seefahrers zu verfolgen, noch die Bestürzung zu beschreiben, welche eintrat, als man die Deklination der Magnetnadel beobachtete, oder den Enthusiasmus, welcher sich bei der schließlichen Entdeckung der Insel kundgab, welche man San Christoval nannte.

Alle Schiffahrer haben auf diesem Teile des Atlantischen Ozeanes seit dieser Zeit das Sargasso-Meer angetroffen, und die Beschreibung, welche Columbus von ihm machte, ist so ziemlich dieselbe, welcher jeder gewöhnliche Seekapitän dieser Tage von ihm liefern würde, von welcher Seite es auch untersucht wird; es ist für einen Kapitän, welcher eine flotte Reise von Hafen zu Hafen zu machen wünscht, ein wenig einladendes Gebiet zur Erforschung, deshalb geht man ihm weit aus dem Wege, anstatt durch dasselbe durchzudringen, weil man vorzieht, freie Bahn zu haben. Die Versuche, welcher in dieser Hinsicht gemacht sind, waren nichts weniger als ermutigend, denn in einer kurzen Entfernung von der Kante der flutenden Masse wurde die Vegetation so dicht, daß ein Vordringen des Schiffes unmöglich war, und da die Winde in dieser Gegend sehr unregelmäßig wehen, ist es leichter dort in eine Schwierigkeit hinein zu geraten, als einen Mißgriff wieder gut zu machen, wenn man einen begangen hat.

Wenn die Schwierigkeiten für Segelschiffe schon groß sind, diese fast feste Masse zu durchdringen, so sind die Dampfböte noch unglücklicher daran, da das lange zähe fadenartige Unkraut den Propeller sicher kaput machen würde. Aus diesen und anderen Gründen blieb diese weite Gegend in der Mitte des Atlantischen Ozeanes bis zum heutigen Tage ein faktisch unerforschter Distrikt, obgleich ihr Vorhandensein den europäischen Schifffahrern seit mehreren hundert Jahren bekannt ist

Die Schätzung in betreff der Ausdehnung der Fläche, welche das Sargasso-Meer bedeckt, variiert. Gewöhnlich wird angegeben, es breite sich etwa 15 Grad in nördl. Br. und etwa 10 Grad in westl. L. aus, aber alle Karten, welche ich gesehen habe, auf denen dieses Meer zugleich mit den umgehenden Seeströmungen markiert ist, zeigen alle eine viel größere westliche Ausdehnung, als diese Anzahl von Graden. Wie dies auch sein mag, seine Oberflächenausdehnung ist dem allgemeinen Anscheine auf der Karte nach wahrscheinlich größer als Spanien, Portugal, Frankreich, Deutschland, Oesterreich und Italien zusammen; oder wenn die niedrigste Schätzung als richtig angenommen wird, wahrscheinlich mindestens wie Frankreich, Deutschland und Oesterreich zusammen.

Wenn die Ansicht richtig ist, welche sich Columbus und seine Schiffsmannschaft bildeten, als sie zuerst diese Masse Seeunkraut sahen, daß sie auf eine Reihe von Bänken, Inseln und durchweg flaches Wasser hindeute, auf dem das Unkraut wachse und das von anderen Gebieten etwa vorbeifließende Kraut festhielte, so wird es ersichtlich, welch weites Ländergebiet in dieser Gegend vor dem Untergang vorhanden gewesen sein muß. Die modernen Länder welche zum Vergleiche herangezogen wurden, um die Größe des vom Sargasso-Meere bedeckten Gebietes klarer zu machen, besitzen eine dichte Bevölkerung mit lebhafter Industrie und weitem nationalen Handel und können, wenn nötig, eine enorme bewaffnete Macht aufstellen. Sollte dieses Sargasso-Meer sich jetzt als einen Teil des alten Atlantis erweisen, von welchem Plato, egyptische Priester und andere erzählen, so

kann man leicht die enorme Macht erkennen, welche die politische Regierung jenes Landes in dem Rat der Völker der damaligen Zeit ausübte, wie solches die Völker des Ostens bis auf diesen Tag sich erzählen und glauben.

Das Sargasso-Meer liegt ungefähr in der Gegend, wo man annimmt, daß Atlantis vor seinem Versinken existierte, da die Inseln des Kap Verde, die Kanarischen Inseln, Madeira und die Azoren als einige der Bergspitzen des versunkenen Kontinentes von Atlantis angesehen werden und bei der Annahme, daß das Sargasso-Meer verhältnismäßig flaches Wasser ist, wenn nicht zum größten Teile trockenes Land, so würde dies allein schon eine ansehnliche Ausdehnung jenes Kontinentes andeuten, selbst wenn man die anderen flachen Bänke, welche sich weiter nördlich und südlich vorfinden, bei seite läßt. Alles dies spricht stark für die Annahme, daß eine weite Landmasse, welche einst trockener Boden war, nun am Grunde des Atlantischen Ozeanes liegt.

In all den Werken von H. P. Blavatsky und in den Schriften anderer Theosophen, welche mir zur Kenntnis gekommen sind, ist keine Bezugnahme auf das Vorhandensein des Sargasso-Meeres zu finden, und da H. P. Blavatsky dem verloren gegangenen Atlantis so viel Aufmerksamkeit gewidmet hat, habe ich mich oft über ihr Stillschweigen in betreff des Sargasso-Meeres gewundert. In verschiedenen Teilen der „Geheimlehre" ist es angedeutet, daß der Tag nahe ist, wo verschiedene überraschende Entdeckungen auf der physischen Ebene gemacht werden würden, welche unvorhergesehene Beweise für viele Ueberlieferungen der Menschheit bezüglich vorhistorischer Zivilisationen geben. werden, aber Ort und Stelle, wo diese Entdeckungen gemacht werden sollen, sind nicht angegeben. Ist das Sargasso-Meer eins von diesen? Sind dort innerhalb dieses weiten von Unkraut umgebenen Bezirkes Beweise der atlantischen Zivilisation zu finden, vielleicht in Form von Tempeln oder anderen Dingen, die von dem höchsten Gipfel der Entwickelung berichten, welche die Söhne und Töchter der vierten Wurzel-Rasse erklommen haben? Die Zeit wird ohne Zweifel dies und andere Mysterien enthüllen, die mit Rassen und Zivilisationen zusammenhängen, welche lange vor den frühesten Zeitpunkten existierten, welche in den Bereich der sogenannten historischen Periode fallen.

Es ist sehr zu bedauern, daß in Wirklichkeit so wenig von dem großen Gebiete, welches vom Sargasso-Meer bedeckt wird, bekannt ist. Wieder und wieder sind Ueberbleibsel von Wracken den Schiffern aufgefallen, welche an den Rändern des Meeres entlang segelten, jedoch was aus den verunglückten Mannschaften geworden ist, hat niemand berichtet. In den Zeiten der Seeräuber wurde vermutet, daß viele von ihnen einen sicheren Schlupfwinkel und Versteck in dieser Sperrmasse von anscheinend flutendem Seeunkraut gefunden hätten; aber selbstverständlich würde nie irgend ein Geheimnis dieser Art, falls ein solches existiert haben sollte, von diesen wagehalsigen Männern, welche diese Plätze ungesetzlich in Beschlag genommen hatten, verraten worden sein.

Aber bei der Annahme, daß diese Masse flutenden Seeunkrautes meistens dort wächst, wo man sie jetzt sieht und nicht allmählich sich aus allen Teilen des weiten Atlantischen Ozeanes dort in stillem aber tiefem Wasser gesammelt hat, würden die Gerüchte, daß die Seeräuber dort Schutz gefunden haben, ganz begreiflich sein.

Es wäre nur eine Lokalkenntnis betr. der Kanäle nötig, welche zu schützenden Häfen an den verborgenen Inseln zwischen dem Kraute führten, ein günstiger Wind und die Dunkelheit der Nacht, nicht nur um Verfolgung faktisch unmöglich zu machen, sondern auch um bequeme und selbst luxuriöse Quartiere im Innern der sperrenden Außenseite von flutenden Pflanzen zu finden. Wenn solche Gerüchte in Wirklichkeit irgendwie begründet sein sollten, so ist es ganz gern möglich, daß dort noch jetzt Ueberbleibsel jener gesetzlosen Tage, Vorräte von Gütern gefunden werden mögen, welche die wagehalsigen Erforscher des jetzt wenig bekannten aber sehr gefürchteten Sargasso-Meeres gewaltsam zusammengerafft haben. Angenommen, daß Inseln in diesem Meere sich finden, so leiten auch sicher Kanäle zu ihnen hin und wenn diese ausgeforscht, gereinigt und vielleicht mit Bojen versehen werden, dann werden die Mittel geboten sein, um eine ziemlich sichere Erforschung bis zu einem gewissen Grade zu ermöglichen und sollte dieser Distrikt ein Teil des Gebietes des dereinstigen Atlantischen Gemeinwesens sein, wer sollte kühn genug sein zu behaupten, daß nicht noch einige Ueberbleibsel gefunden werden mögen, welche auf eine Zivilisation Licht werfen, welche lange Zeitalter vor den frühesten Tagen von Egypten existierte und welche lange, lange vor der Zeit verschwand, da Griechenland und Rom entstand.

Es muß jedoch offen zugestanden werden, daß solche Voraussetzungen nicht mit den allgemein angenommenen Ansichten über diesen Gegenstand übereinstimmen. Das Sargasso-Meer wird in der jetzt populären Wissenschaft als der „Kehrichthaufen" des Atlantischen Ozeanes angesehen. Es wird als sozusagen totes „Zentrum" in den ozeanischen Strömungen betrachtet, und man nimmt an, daß alle flutenden Substanzen durch eine etwas mysteriöse Macht, die nicht ganz leicht zu erklären ist, hierher gelangen. Man nimmt an, daß nicht nur Seeunkraut, sondern alle zerstörten Schiffe allmählich hier anlangen, langsam verrotten und zerfallen und nicht mehr gesehen werden. Aber wenn die Annahme zugelassen wird, daß im Sargasso-Meer flaches Wasser ist, wenn nicht gar thatsächlich festes Land, so kann die Erscheinung mitten in Massen von Seeunkraut leicht dadurch erklärt werden, daß solche Schiffe durch widriges Wetter dorthin vertrieben wurden und in dem flachen Wasser, wenn nicht auf Felsen, welche bis an die Oberfläche des Wassers ragten, strandeten. Wie dem auch sein mag, man muß jedenfalls die Meinungen, welche hierüber gelten, feststellen und Revue passieren lassen. Leutnant Maury versucht in seiner „Physikalischen Geographie des Meeres", einem Werk über diesen Gegenstand, die Existenz desselben so zu erklären. Er sagt (S. 8 Ausgabe 1871): „Für das Auge scheint es aus einer geringen Entfernung

fest genug, um darauf gehen zu können. Fetzen von Unkraut sieht man stets am Außenrande des Golfstromes dahinschwimmen. Nun — wenn Stückchen von Kork oder Spreu oder andere schwimmende Dinge in eine Schüssel mit Wasser gethan werden und man giebt dem Wasser eine zirkulierende Bewegung, so wird man finden, daß alle die leichten Substanzen sich in der Mitte des Strudels zusammenhäufen, wo am wenigsten Bewegung ist. Grade solch eine Schüssel ist der Atlantische Ozean im Verhältnis zu dem Golfstrome und das Sargasso-Meer ist die Mitte des Wirbels".

Ersteres stimmt; aber die Bedingungen des Atlantischen Ozeanes und die einer Schüssel, in welcher eine zirkulierende Bewegung hervorgerufen worden ist, sind sehr verschieden. Wenn wir in angenommener Weise eine Schüssel mit Wasser schwingen, so wird ein regelmäßige Bewegung von uns hervorgebracht, und infolgedessen steigt das Wasser am Rande der Schüssel beträchtlich über den Stand desselben im Mittelpunkte, eine Thatsache, welcher jeder durch Anstellung dieses Versuches erproben kann. Thatsächlich kann man sehen, daß diese so hervorgerufene Höhlung Raum für einen recht flachen Kegel giebt. Aber würde jemand behaupten, daß das Wasser des Atlantischen Ozeanes nicht in der Wasserwage sich befindet, daß die Oberfläche des Sargasso-Meeres beträchtliche Senkung im Verhältnisse zum Golfstrome zeige, wo er nordwärts der östlichen Küste der Vereinigten Staaten entlang fließt, oder zu der Strömung, welche südwärts der westlichen Küste von Afrika entlang flutet? Es werden sich wenig Thatsachen für den Beweis der Richtigkeit dieser Theorie finden, wenn man die ähnliche zirkulierende Bewegung beiseite läßt, welche zu dieser Theorie die Veranlassung gegeben hat.

Die beiden wohlbekannten Thatsachen hingegen, die von allen anerkannt sind und zu jeder Zeit von denjenigen, die eine solche Untersuchung verlangen, nachgeprüft werden können, daß eine Strömung nordwärts am westlichen Rande des Sargasso-Meeres hinläuft, und eine andere südwärts zwischen ihm und der westafrikanischen Küste, sollten für die meisten vorurteilslosen Gemüter scheinbar genügenden Beweis liefern, daß das Sargasso-Meer für den nördlichen Zweig des weiten äquatorialen Stromes ein Hindernis bot. Das Wasser ist flüssig und breitet sich in der Ebene, in welcher es sich befindet, so weit aus, bis es ein Hindernis findet. Es ist schwer zu begreifen, daß fließendes Wasser, der große Aequatorialstrom, auf seinem Wege von Süden herauf einen verhältnismäßig engen Streifen des Ozeans, westlich vom Sargasso-Meere und östlich vom amerikanischen Kontinente aufsuchen sollte, wenn der Boden des Ozeanes ebenso tief oder ebenso flach beim Sargasso-Meer wäre, wie dort, wo der Strom als der bekannte Golfstrom sich weiter nach Norden wälzt. Noch können wir andererseits begreifen, weshalb die Strömung, die in südlicher Richtung der westafrikanischen Küste entlang fließt, sich in ein schmales Bett zusammenzieht, wenn nicht in beiden Fällen in gewissem Grade dasselbe vorgeht, wie bei einem strömenden Flusse. Bei diesem fließt das Wasser nnerhalb bestimmt begrenzter Wände in einem vollkommenen Kanale weit

unter der Fläche des umgebenden Landes auf beiden Seiten, obgleich zu Zeiten der Hochflut der Fluß seine Ufer überschreiten mag, weil der Kanal nicht genug Gelaß für die stark angewachsene Menge des fließenden Wassers hat. Ist es unvernünftig nach dem, was wir von fließendem Wasser kennen, anzunehmen, daß die Gründe, welche die Entwässerung großer Bereiche festen Landes zwingt, fest markierte Linien innezuhalten, von denjenigen abweichen, welche die großen ozeanischen Ströme zu fest markiertem Laufe zwingen, obgleich die dazwischen liegenden Räume mit Wasser bedeckt sein mögen? Ich denke nicht, und der Grund in beiden Fällen ist, daß das Wasser von Natur der niedrigsten Linie der Senkung der Oberfläche, auf welcher es sich befindet, folgt.

Ströme von Süßwasser halten sich deshalb in ihren Rinnen, weil es das Gesetz der Wasserbewegung ist, nach dem niedrigsten Punkte zu fließen, und dasselbe Gesetz wird unzweifelhaft auch bei allen ozeanischen Strömungen gelten, und ich habe keinen Zweifel, daß sich dies herausstellen wird, wenn das Senkblei in den Kanälen zur Anwendung kommt, wo die Strömungen jetzt fließen, und die so gefundenen Tiefen mit der durchschnittlichen Tiefe des umgebenden Wassers, wo der Strom nicht fließt, verglichen werden. Auf diese Beweise gestützt wird man, meine ich, ganz sicher finden, daß der als Sargasso-Meer bekannte Bereich weit flacher ist, als das Bett der beiden Ozeanströme, welche im Osten und Westen von ihm fließen; und infolgedessen wird die gegenwärtig populäre Ansicht, es sei ein „totes Zentrum" einer zirkulierenden Bewegung, wie sie in einer Wasserschüssel hervorgerufen werden kann, fallen. Die Karte am Ende des Bandes von Lt. Maury zeigt die bezüglichen Strömungen sehr deutlich und es ist überraschend, daß der Augenschein seiner eigenen Hände Arbeit ihm nicht den Gedanken eingegeben hat, daß die Sargasso-Gegend viel flacher ist, als die Stellen der Strömungskanäle östlich und westlich.

Obgleich indessen die Berichte, die man in bezug auf den wahren Charakter des Sargasso-Meeres auffinden kann, außerordentlich spärlich sind, so giebt es doch wenigstens einen Augenzeugen in der Sache, welcher sich persönlich zu der oben angegebenen Ansicht bekannte, nicht zu der gewöhnlich gehegten.

Ich denke an den ziemlich primitiven Versuch eines dänischen Botanikers, Professor Auckarsward vor etwas mehr als 20 Jahren. Ich habe nicht den ganzen veröffentlichten Bericht über seinen Versuch gesehen, sondern nur Auszüge daraus in einem amerikanischen Journale und bin deshalb nicht im stande, zu sagen, welche weitere Unternehmungen infolgedessen, wenn überhaupt, stattgefunden haben.

Dem Berichte nach segelte er auf einem Schoner im Juni 1870 von Madeira ab und streifte in nahem Abstande die Sargasso-Bank oder das Sargasso-Meer. Der Anblick nahm ihn so ein, daß er Apparate zu ersinnen begann, um die Hindernisse zu überwinden, welche das Seeunkraut der gründlichen Erforschung des Distriktes bot. Da dieser Gegenstand

seinen Geist so erfaßte, so sah er unzweifelhaft voraus, daß eine gründliche Erforschung dieses großen Bereiches der Oberfläche des Meeres oder — der Erde manchen wichtigen Punkt in der physischen Geographie klarlegen würde, und er mag wohl auch bis zu einem gewissen Grade die Ehre und den Ruhm in Betracht gezogen haben, welcher infolge der Ausführung einer solchen Aufgabe ihm zu teil werden würde. Sei dem, wie ihm wolle, dem veröffentlichten Berichte nach scheint er 1871 bei einer botanischen Expedition auf einer der westindischen Inseln beteiligt gewesen zu sein. Während seines dortigen Aufenthaltes lernte er einen Engländer kennen, der eine dort ankernde Jacht besaß. Gelegentlich machte der Professor den Mr. Lisle, den Eigentümer der Jacht, mit seiner Absicht bekannt, die Erforschung des Sargasso-Meeres wieder aufzunehmen, so bald sich ihm eine passende Gelegenheit böte. Mr. Lisle interessierte diese Angelegenheit allmählich so sehr, daß er Vorbereitungen zu einer Expedition nach dem Meere oder in das Meer hinein traf. Sie liefen in direkter Richtung aus, den Apparat des Professors Auckarsward an Bord. Es war eine Trommel oder ein Faß, inwendig mit Reifen versehen, 10 Fuß im Durchmesser in der Mitte weit und 8 Fuß lang. Der Rahmen der Trommel war aus bestem Lebens-Eichenholz gemacht, die Reifen mit mathematischer Genauigkeit gebogen und gespannt und die Planken von Zedernholz waren „im Verband" in Maurerweise gefügt und mit Kupfer befestigt. Mitten durch die Länge des Fasses ging eine eiserne Achse, die sich frei in gut geölten Lagern an jeder Seite drehen konnte. In der Mitte dieser Achse war ein Gestell in Steigbügelform befestigt, an welchem das Wassergefäß und Mundvorräte aufgehängt werden konnten. An der inneren Oberfläche waren immer einen Fuß voneinander Kloben befestigt. Der Forscher ließ seine Maschinerie ins Wasser, und trat die Kloben wie in der Tretmühle, während er sich am Steigbügel festhielt. Die Maschine lief bei jedem Schritte vorwärts, während die Vorsprünge der seitwärts überragenden Planken gegen das Wasser stießen. Es war das umgekehrte unterschlächtige Mühlrad. Ihr Tiefgang war nur fünf Zoll und sie konnte zu Lande und zu Wasser benutzt werden. Die Trommel konnte ausbalanziert und zum Segeln eingerichtet werden, ließ sich mit Leichtigkeit steuern und machte 40 Miles den Tag.

Lisle und Auckarsward dampften im Februar des Jahres in das Sargasso-Meer. Am 7. hinderte das Unkraut das weitere Vordringen. Beim Loten sank das Blei nur 20 Klafter und der Mast eines gesunkenen Schiffes war in voller Sicht. Den Dampf ließ man abblasen, die Feuer löschen und das Seefaß oder die Trommel wurde zu einer Tour fertiggestellt. Mr. Lisle und der Professor machten dem gesunkenen Schiffe einen Besuch; es war eine Barquentine, die „Santa Maria de Toledo" von Carthagena 1817. Am nächsten Tage machte sich Professor Auckarsward auf den Weg nach den Krautbänken (während Lisle 20 Tage mit der Jacht dort warten wollte, und jede Nacht mit Raketen signalisierte). Er war mit einem Kompasse, einem Quadranten und Mundvorräten ausgerüstet.

Ein Teil des von ihm gegebenen Berichtes lautet wie folgt:

11 Uhr vorm.: Schiff nicht mehr in Sicht.

Mittag: Sonne sehr heiß. Angehalten, um zu essen und zu ruhen. Zurückgelegte Strecke 14 3/4 Miles. Viele Schildkröten in Sicht, die auf dem Grase herumwatscheln; das Gras so dick und verfilzt, daß nur wenig Wasser zu sehen ist; meinen Fuß darauf gesetzt und versucht zu gehen, aber es trägt mein Gewicht nicht. Seevögel (Larus ridibundus, procellaria und einige gallatores unbekannter Spezies) zerrten das Unkraut mit ihren Schnäbeln hoch, um Krustaceen zu erjagen. Wie kommen diese Sumpfvögel hierher?

6 Uhr nachm.: Distanz 23 Miles. Sehr müde. Bleibe hier. Sehr wenig Wellenbewegung im Grase, aber Flutbewegung vollständig erkennbar. Werde mein Fenster diese Nacht schließen müssen. Jetzt gerade beim Abendessen starrt ein enormer Seeaal, so dick wie mein Bein, mich an, als ob er mich anfallen wollte.

Februar 9., 5 Uhr vorm.: Gut geschlafen. Die Seewiesen furchtbar öde, nur einige Vögel zu sehen. Bis auf einige kleine Tümpel auf der Oberfläche des Krautes, ist das Wasser vollständig verschwunden. Nichts als eine unbegrenzte grüne Fläche ringsumher.

3 Uhr nachm.: Eben angehalten, um den Bug eines Schiffes zu untersuchen, welches über dem Kraute herausragt. Es ist mit dem Sterne nach unten gesunken und der Bug ragt fast senkrecht empor. Man wird mir nicht glauben, wenn ich berichte, daß eine bronzene Kanone, die am gebleichten Deck hängt, und deren Lafette längst verfault ist, die spanische Krone als Zeichen trägt und das Datum 1625. War dies eine Galleone, die mit Schätzen von Caracas oder Darien zurückkam und vom verräterischen Sargasso gefangen genommen wurde?

5 Uhr nachm.: Man sagt, daß der Grund des Tiber unermeßliche Schätze von vielen Zeitaltern verwahre, aber dieses Sargasso-Meer, wenn man es nur durchforschen könnte, würde noch merkwürdigere und wertvollere Sachen herausgeben. Es müssen in diesem Gefängnisse Schiffe aus allen Jahrhunderten eingesperrt sein, von den Zeiten, als die phönizischen Galeeren aus den Säulen des Herkules heraussegelten, bis zu der Zeit der kürzlich auf ihrem Wege von Boston nach dem Kap oder dem La Plata verschollenen Brigg.

Das Aussehen des Himmels gefällt mir nicht. Es braut sich ein Sturm zusammen.

7 Uhr 30 Min. nachm.: 27 Miles gemacht. Ich bin müde und schlecht auf den herannahenden Tornado vorbereitet. Ich wollte, ich hätte einen kleinen Anker oder auch nur einen Bootshaken mit, meine Harpune nützt mir nichts. Der Himmel helfe mir.

10. Februar, 1 Uhr 30 Min. nachm.: Der Sturm bricht aus. Solche Blitze sah ich noch nie, der Donner ist furchtbar und der Wind! — Ich wußte, daß es blasen würde! Ich stecke mein Licht an, um dies zu schreiben. Sollte mir etwas zustoßen und dies Logbuch gefunden werden —

freilich nicht wahrscheinlich — so will ich hiermit bekennen, daß ich das Ende nicht bedaure".

Das Obige war für längere Zeit die letzte Eintragung in Professor Auckarsward's Logbuch. In seiner Erzählung berichtet er, daß der Orkan kam, und dieser rollte, wie er fürchtete, die Trommel mit zunehmender Geschwindigkeit vor sich her. Er hatte ein Licht in der Laterne. Er sprang in den Steigbügel, band sich dort fest, klammerte sich in die Achse, während die Trommel mit betäubender Wut vor dem Sturme dahinwirbelte. Er war gezwungen sein Licht zu löschen. Er schloß seine Augen und verlor schließlich seine Besinnung, nur daß er sich mit verzweifelter Zähigkeit an seinen Stützen festhielt und den Wind heulen und den Donner brüllen hörte.

Eine plötzliche Pause im Sturme brachte ihn hoch, nach wie langer Zeit konnte er nicht sagen. Er zog einen Schieber auf und sprang heraus. Das Kraut war fest unter seinen Füßen, aber der Sturm erhob sich wieder. Er setzte seine Schulter gegen die Trommel um zu versuchen sie herumzudrehen, damit der Wind sie mehr von vorn träfe. Er lüftete sie, sie kam langsam herum, aber der Wind traf ihn wie einen Dreschflegel, der Regen prasselte auf ihn herab; als er den Boden nicht mehr unter seinen Füßen fühlte, hatte er nur noch Zeit, sich flach niederzuwerfen, seine Hände und Zehen in die Fucus-Rasen einzukrallen und sich so fest zu halten, damit er nicht wie eine Feder weggeblasen würde.

Endlich brach der Tag an. Der Regen hatte aufgehört. Der Tornado machte sich nur noch als starker kalter Nordostwind geltend. Er sah in der Entfernung von 4 bis 5 Miles einen niedrigen Haufen Bäume. Er ging zu ihnen hin. Es waren Mangroven, klein und verkrüppelt, zwischen ihnen eine Kokospalme, noch ganz jung. Eine Insel, die sich mitten im Ozeane gebildet hatte oder bilden wollte. Es wurde heller; eine halbe Meile weiter sah er noch eine andere und größere Gruppe von Mangroven. Er näherte sich ihr und sein Herz schlug hoch, als er das Wrack seiner Trommel gegen den Fuß eines Baumes angetrieben sah. Er machte alles wieder in Ordnung, stieg wieder hinein und nahm seinen Weg wieder aus dem Meere hinaus, wobei er eine noch ebenso aufregende Reihe von Gefahren und knappen Entrinnens erlebte, wie vorher. Mr. Lisle fand ihn in einem physisch und geistig traurigen Zustande, mehr tot als lebendig. Auckarsward erholte sich jedoch wieder und kehrte im Mai 1872 heim. Er glaubte, daß im Sargasso-Meere und in den Bänken ein großer Teil Land sich befindet und daß in den Massen von Fucus Wracks aller Zeitalter gebettet liegen, die ihre Schätze von Gold und Silber und Juwelen noch bergen.

Zwei oder drei Punkte verdienen hier spezielle Beachtung in Beziehung auf die Tiefe des Wassers. Wo die Jacht hielt, ergab das Blei eine Tiefe von nur 20 Klafter. Das erste Wrack, welches Mr. Lisle und der Professor untersuchten, schien entweder zu schwimmen, was nicht wahrscheinlich ist, oder im seichten Sande gestrandet zu sein. Das alte Schiff,

das der Professor fand, stand Stern aufrecht und es muß angenommen werden, daß es auf dem Boden des Meeres ruhte, daher wird die Tiefe des Meeres dort wahrscheinlich weniger als 300 Fuß betragen. Die Inseln, wo die Mangroven und die Kokospalme wuchsen, zeigten eine noch geringere Wassertiefe. — Der Boden wird wohl gerade eben vom Wasser überspült worden sein.

Nach dem Obigen scheint es, daß das Gebiet der sorgfältigsten Untersuchung würdig ist, besonders vom theosophischen Standpunkte betrachtet, nach welchem Atlantis als der Hauptschauplatz für die Lebensthätigkeit der vierten Wurzelrasse der Menschheit angesehen wird, welche dort einen hohen Grad der Zivilisation erreichte, einen weltweiten Handel trieb und in Beherrschung der mechanischen Künste und Wissenschaften eine außerordentliche Höhe erlangte. Es ist die Rasse, von welcher ursprünglich die Egypter abstammten; und in Wirklichkeit war in diesen frühen Zeiten Egypten eine der Kolonien von Atlantis, gerade wie Kanada, Australien, Neu-Seeland usw. zu jetziger Zeit Kolonien von Groß-Brittanien sind. Die früheren Egypter und die anderen früheren Nationen an der Küste des Mittelländischen Meeres, von welchen ein dunkler Bericht in der Mythologie des Westens übrig geblieben ist, alle sahen auf Atlantis gerade wie wir jetzt auf Groß-Brittanien als auf das Mutterland blicken. Die Anerkennung dieser Thatsache erklärt die Lücke, welche von allen wissenschaftlichen Erforschern der früheren Berichte von Egypten konstatiert wurde, daß es nämlich in diesem Lande keine Anfangs-Entwickelung giebt.

Es gab in der frühesten bekannten Geschichte von Egypten keine Periode, welche auf eine vorhergehende Periode des Barbarismus, der Wildheit oder des Mangels an Kultur hindeutete. Die frühesten Berichte des Landes, durch welche der Nil als Wasserstraße hindurchführte, zeigen die Einwohner immer schon als kulturelles Volk, bekannt mit Litteratur, schönen Künsten und Wissenschaften, und, soweit die Berichte zurückgehen, gab es nie einen Abschnitt in ihrer Geschichte, wo ihre Bevölkerung nicht im stande gewesen wäre, die größten Unternehmungen auszuführen, sei es auf dem friedvollen Wege der Industrie, sei es auf dem stürmischen des Krieges. Diese Eigentümlichkeit Egyptens ist für die Erforscher der frühesten Perioden seiner Geschichte stets eine Rätselfrage gewesen; aber wenn wir die Existenz eines mächtigen Reiches in der Mitte des jetzigen Atlantischen Ozeanes annehmen, eines Reiches, welches eine große Höhe der Zivilisation und der Geschicklichkeit in all den Künsten und Wissenschaften des Tages erreicht hat, mit kräftigen Handelsunternehmungen, mit kaufmännischer und Kriegs-Marine, mit schiffbarem Wasser von dort bis in das Mittelländische Meer und das Nilthal, was ist da wahrscheinlicher, als daß solch ein Volk den Handelswegen entlang Kolonieen gründet? Und dadurch ist die Geschicklichkeit der frühesten egyptischen Bevölkerung leicht erklärlich. Man wird einsehen, daß ein solches Resultat nicht unwahrscheinlich ist, wenn man sich erinnert, daß der traditionelle Bericht sagt, daß Atlantis durch schreckliche Erdbeben und vulkanische Ausbrüche

unterging und mit ihm 64 Millionen menschliche Wesen ihr feuchtes oder feuriges Grab fanden.

Die Thatsache, daß die öffentliche Meinung bei den westlichen Nationen die Existenz von Atlantis, ihre Zivilisation und schließliches Versinken heutigentags als Mythe betrachtet, thut nichts zur Sache. Dieser Meinungswechsel rührt von der allgemeinen Annahme der religiösen Ansicht her, nach welcher das Alter der Welt und infolgedessen auch der Menschheit nur 6000 Jahre etwa hoch ist, aber es wird der Tag kommen, welcher den unwiderleglichen Beweis bringt, daß die Tradition unserer Rasse in betreff der Vergangenheit nicht eingebildet ist, gerade wie Untersuchungen in einer unbestreitbaren Weise dargelegt haben, daß die Geschichte der Sintflut den Chaldäern zu einer früheren Zeitperiode bekannt war, als in welcher Moses gelebt haben soll, welcher nach der gewöhnlichen Voraussetzung den biblischen Bericht von dem angenommenen Vorgange aus erster Hand erhalten hat.

Aber das Sargasso-Meer ist nicht der einzige Platz im Atlantischen Ozeane, welcher den Beweis dafür giebt, daß Teile des jetzigen Meerbodens vor Zeiten trockenes Land gewesen sein werden. Die Insel mit Namen Atlantis[1]), von welcher Plato erzählt, daß sie außerhalb der Straße von Gibraltar versunken sei, war augenscheinlich nicht das Hauptgebiet jenes Landes, sondern ein Teil jenes früher mächtigen Reiches.

Vor einigen Jahren veranlaßte die Vereinigte Staaten-Regierung einige ihrer Kriegsschiffe, in jenem Gebiete und gegenüber der Küste von Portugal Tiefenmessungen vorzunehmen, ebenso zwischen diesem Lande und den Azoren,, um zu sehen, ob irgend eine Spur der versunkenen Insel des Plato gefunden werden könnte. Das Resultat war, daß die Bank, welche jetzt als die Dolphinbank bekannt ist, genau westlich von den Azoren aufgefunden wurde, ebenso eine flache Bank näher der europäischen Küste zu. An einer Stelle auf dieser Bank, ungefähr 200 Miles von der europäischen Küste, ankerte das amerikanische Kriegsschiff bei 32 Klafter, wo vorher tiefes Wasser angenommen wurde. Diese zuletzt genannte Bank ist wahrscheinlich die Stelle von Plato's Insel und liegt ein klein wenig nördlich von einer vom Eingange der Straße von Gibraltar aus nach Westen gezogenen geraden Linie.

Manche mögen Einwendungen erheben gegen die Unbeständigkeit, welche sich in dem abwechselnden Steigen und Sinken von Kontinentmassen äußert. Aber eine kurze Betrachtung wird zeigen, daß ein solcher Prozeß notwendig ist, damit stets trockener Boden vorhanden bleibt, auf welchem die menschliche Familie wohnen kann. Von den 199000000 Quadrat-Miles der Erdoberfläche sind nicht weniger als 145000000 von Wasser bedeckt, und nur 52 Millionen sind trockenes Land.

---

[1]) Platon nennt diese Insel nicht Atlantis, sondern Poseidonis. Aber es ist wohl, wie der Verfasser treffend bemerkt, wahrscheinlich, daß diese Insel der letzte Ueberrest von Atlantis war. G K. W.

In einer erschöpfenden Abhandlung über die Höhe des trockenen Landes über Meer und die Tiefe des Meeres (welche 1888 von Dr. John Murray veröffentlicht wurde) ward festgestellt, daß 54 Prozent der Erdoberfläche des Globus und 84 Prozent des Volumens zwischen Meeresspiegel und 1500 Fuß Höhe sich befindet; 36 Prozent der Oberfläche zwischen 1500 und 6000 Fuß, und nur 9 Prozent noch höher. Im Ozeane haben nur 17,4 Prozent der Oberfläche eine Tiefe bis 6000 Fuß, und diese betragen 42 Prozent des Volumens; 77,8 Prozent der Oberfläche und 56 Prozent des Volumens liegen zwischen 6000 und 18000 Fuß. Das Totalvolumen des Ozeanes ist 14 mal so groß als das ganze Volumen des trockenen Landes, so daß, wenn alles Land bis auf das Meeresniveau eingeebnet würde, nur der 14. Teil der Meeresoberfläche aufgefüllt wäre. Wie lange würde bei diesem Mißverhältnisse zwischen der Oberfläche des Landes und des Ozeanes das trockene Land über Meer bleiben, wenn es kein Heraufsteigen von Land und Versinken gäbe? Einige Geologen schätzen die Zeit auf 600 bis 400 Millionen Jahre, welche verflossen ist, seit sedimentäre Felsen sich auf der Erde zu bilden begannen. Die Bildung dieser Art Felsen wäre natürlich abhängig vom Regenfalle und vom Zusammenfließen des Wassers zu Strömen und Flüssen, welche sich schließlich in den Ozean ergießen. Mit andern Worten, diese Periode würde zeitlich zusammenfallen mit dem Entstehen der Bedingungen für das Dasein von Pflanzen und vielleicht einiger Formen des Tierreiches. Angenommen, daß die Oberfläche der Erde durch die Wirkungen des Regens, der Windstürme, der Zertrümmerungen durch Frost und Schnee, des Auswaschens durch die Flüsse usw. auch nur um einen Zoll in hundert Jahren abgeschwemmt würde, so würde die Oberfläche der Erde während jener Periode mehrere Male weggewaschen worden sein, und diese angenommene Rate der Zerstörungswirkung ist sicherlich geringer, als in der Wirklichkeit. Man wird also einsehen, daß notwendigerweise eine Reihenfolge von Abwechselungen zwischen Meeres- und Erdoberfläche gelegentlich platzgreifen müssen, um trockenes Land auf dem Globus zu behalten. Okkultisten schätzen die Zeit, welche verflossen ist, seit sedimentäre Felsen sich auf der Erde bildeten, auf 300 bis 400 Millionen Jahre, so daß man sieht, daß wissenschaftliche Erforscher eine längere Periode für die angeführten geologischen Veränderungen in Anspruch nehmen, als die Weisen des Ostens. Aber während westliche Theologen annehmen, daß der Mensch etwa 6000 Jahre auf der Erde existiert, zählen die östlichen philosophischen Schulen 18 Millionen Jahre. Nehmen wir diese Periode als maßgebend für die Berechnung, so würden nach dem Verhältnisse von einem Zolle auf hundert Jahre die Regen- und andere atmosphärische Einwirkungen die ganze Erdoberfläche in dieser Periode 15000 Fuß tief abgewaschen haben, wenn nicht periodische Erhebungen von Landmassen stattgefunden hätten, welchen als Gegengewicht natürlich Senkungen von trockenem Lande oder wasserbedeckter Oberfläche gegenüber gestanden haben. Von diesem Standpunkte aus wird man einsehen, daß das abwechselnde Versinken und Er-

heben nicht zu bedauern ist, da es thatsächlich notwendig war, um die menschliche Rasse zu erhalten.

Auf weiten Strecken der Erdoberfläche haben große kosmische Wechsel dieser Art stattgefunden und gehen noch vor sich. Die Inseln der Kolonie Neu-Seeland werden als die Bergspitzen eines einst weiten Kontinent-gebietes angesehen, und ein großer Teil von Süd-Amerika ist zur Zeit stetig im Sinken begriffen, und dies dauert schon eine ganze lange Periode so an. Die Anden scheinen sich zu senken. Berichten gemäß fand La Condamine 1745 die Höhe von Quito, der Hauptstadt von Equador, zu 9,595 Fuß über Meer; Humboldt konnte 1803 nur 9,570 Fuß konstatieren, also 26 Fuß weniger; Boussingault war 1831 überrascht, sie auf 9,520 Fuß reduziert zu finden, und Reuß und Stubel versichern 1870, daß die Höhe auf 9,349 Fuß zurückgegangen sei. Quito scheint in 125 Jahren 246 Fuß gesunken zu sein, und in derselben Zeit Pichincha um 218 Fuß. Es zeigt sich weiter die bemerkenswerte Thatsache, daß sein Krater nicht weniger als 425 Fuß in 26 Jahren gefallen ist und Antisana 165 Fuß in 64 Jahren. (Mc. Carthy's „Annual Statistician" 1884).

Diesen angegebenen Beobachtungen nach scheint es, daß ein großer Teil vom südamerikanischen Kontinente sich in sinkender Richtung bewegt, und zweifellos werden sich andere Plätze finden, die in ähnlicher Lage sind, obgleich man von diesem Umstande noch keine Kenntnis genommen hat.

Wenn dieses Land auf dem absteigenden Bogen dieses kosmischen Cyklus sich befindet, mag eine zukünftige Generation sein Verschwinden von der Oberfläche des Globus zu berichten haben und ein anderes Land, welches jetzt vom Wasser bedeckt ist, mag nach langer, langer Rast seinen Platz einnehmen und so für die Nachkommen eines Teiles der jetzigen menschlichen Familie einen neuen Boden liefern.

Auckland (Neu-Seeland), 1895. W. W.







Selbsterkenntnis.

Eine Betrachtung.

Von

Octav Hofmann

in Pilnikau (Böhmen).

Mensch erkenne die Vergeltung all deines Thun und Lassens! an deinem Fleisch, an dir selbst, erkenne die Auferstehung deines Fleisches! erkenne dein ewiges Leben und genieße sonach dein Leben im Guten!

Ich bin ein Teil des Teils, der anfangs alles war, ein Teil der Finsternis, die sich das Licht gebar. Goethe (Faust).

Ich werde umgeben werden mit meiner Haut und in meinem Fleische meinen Gott schauen. Job. XIX. 26.

Es kommet die Stunde, in der alle, welche in den Gräbern sind, die Stimme des Sohnes Gottes hören werden, und es werden hervorgehen, die Gutes gethan haben, zur Auferstehung des Lebens, die aber Böses gethan haben, zur Auferstehung des Gerichtes. Joh. V. 28. 29.

Durch den Nachweis, daß nach dem Tode der Seelenzustand des Menschen, seine Individualität, wieder zum Leben gelange und als Mensch weiterlebe, wird der blinde Glaube sehend und der Mensch erkennt damit Gott, sich selbst, sein ewiges Leben und den Zweck seines Lebens.

Nicht in geisterhafter, übernatürlicher Gestalt, auch nicht an einem überirdischen Orte, sondern mit seinen Sinnen und deren Organen schaut der Mensch hier auf Erden seinen Gott, und je nachdem der Mensch mehr oder weniger von Gott beseelt ist, erkennt er Gott mehr oder weniger.

Nicht zu einer bestimmten Stunde und mit Posaunenschall werden alle, die in den Gräbern sind, wieder erweckt, sondern jedes noch so geringe zum Leben befähigte Wesen, dessen leblose Hülle wo immer verweset, daher auch jedes einzelne menschliche Wesen und jedes Wesen der einzelnen menschlichen Organe, deren leblose Bestandteile in Gräbern verwesen, gelangt nach Gottes Natur und Lebensgesetz wieder zum Leben, so wie sich die hierfür entsprechenden Bedingungen wieder vorfinden.

Da nun Gottes Lebensgesetz Gerechtigkeit ist, die Uebersprünge nicht zuläßt, so gelangt jedes noch so geringe Wesen, somit auch jedes mensch-

liche Wesen mit demselben Zustande, den es sich im Leben angeeignet hat, zum Weiterleben.

Hat somit ein Mensch sein Thun und Lassen zum Guten eingerichtet und sein Wesen hierdurch im Guten weiterentwickelt, so wird dieses Wesen bei seinem Wiederauftreten auch wieder einen zum Guten veranlagten menschlichen Organismus beseelen und wofern der Mensch sich mehr im Geiste Gottes ausbildet und vervollkommnet, wird er immer höherem Lebensgenusse zuschreiten.

Hat aber ein Mensch sein Streben und seine Handlungen dem Bösen zugewendet, so wird sein Wesen auch im Wiederleben nur einen solchen Organismus zu beleben vermögen, welcher zum Bösen veranlagt ist.

Wofern sich nun der so organisierte Mensch nicht vom Bösen ab- und dem Guten zuwendet, so wird sein menschliches Wesen immer mehr abgestumpft und verhärtet.

Diese Abstumpfung des menschlichen Wesens, die sich nach Gottes Lebensordnung auch in der Kopf- und Gesichtsbildung ausdrückt, macht den damit Behafteten schließlich für menschlichen Lebensgenuß und menschliche Weiterentwickelung immer unfähiger und er ist sonach durch Gottes Lebensordnung, Gottes Sohn, Gott im Leben gerichtet.

Es ist daher Gottesfurcht die Furcht, am eigenen Fleische und Blute gerichtet zu werden, bei jedem gutgearteten Menschen, Gottes Stimme bei den von Gott beseelten Menschen dasjenige, welches sowohl dem Vernünftigsten und Hochgestelltesten, als auch dem ganz Ungebildeten und Niedrigstehenden den rechten Weg weiset. Wer aber Gottes Stimme nicht hört und Gottes Gericht nicht fürchtet, der taumelt im Finstern dem Bösen und damit der Entmenschung entgegen.

Daß aber jedes Wesen, somit auch das menschliche „Ich" fortbestehet, daß es vor der Geburt des Menschen gelebt und daß es nach dem Tode des Menschen weiterleben wird, ist leicht zu erfassen, wenn man die materialistische Anschauung, daß alles, somit auch der menschliche Körper aus stofflichen Atomen besteht, verläßt, und bloß Kräfte, die von ihren verschiedenen Kraftzentren aus wirken, erkennt.

Die Kraftzentren mit ihren Kräften waren ewig und sind ewig, und nur ihre Wechselwirkungen sind zeitlich und verschieden und bewirken alles, was wir wahrnehmen und empfinden: alles Dasein, alles Leben.

Jeder Gegenstand ist das, womit er sich äußert, und da jede Aeußerung eine Wechselwirkung von Kräften ist, so ist auch jeder Gegenstand nichts anderes, als die Aeußerung der Wechselwirkungen seiner Kräfte auf die Kräfte anderer Gegenstände, somit auch auf die Kräfte unserer Sinne.

Der Begriff, den wir uns von einem Gegenstande machen, ist somit das Wahrnehmen der Kraftäußerungen unserer Sinne auf unser „Ich" infolge der Krafteindrücke, welche unsere Sinne von diesem Gegenstande empfangen haben.

Dieses „Ich“, das Zentralkraftzentrum unseres Organismus, welches die Kraftäußerungen der Außenwelt durch die Kraftäußerungen seiner Sinne auf seine eigenen Kräfte wahrnimmt und empfindet, ist dasjenige, was unseren Organismus belebt und regiert, ist daher auch die primitive Ursache unseres Gebildes im Mutterleibe, somit unseres Organismus.

Die Kraftzentren mit ihren Kraftäußerungen bilden die Menschen wie auch die Tiere, sie bilden auch die niederen, lebenden Gebilde, den Urschleim, die Pflanzen, die Zellen, sie bilden auch die leblosen Körper und Stoffe, und den Aether, Urnebel. Der Unterschied ist jedoch der, daß die Kraftzentren im Urnebel ihre sämtlichen Kräfte zuerst gebunden, sodann darin und in den daraus sich entwickelnden leblosen Materien, sodann in den Pflanzen, den lebenden Gebilden und Organismen immer mehr Kräfte frei und im Menschen alle uns bis jetzt bekannten Kräfte bis zur Kraft des Selbstbewußtseins befreit haben.

Jede Kraftäußerung veranlaßt eine Gegenäußerung, und diese Wechselwirkung hinterläßt einen Eindruck.

Aus diesen Eindrücken der Wechselwirkungen der Anziehungs- und Abstoßungskraft hat sich im Urnebel zuerst die Schwerkraft befreit, und es haben sich damit die Urnebelballen gebildet. In den weiteren Wechselwirkungen dieser befreiten Kräfte haben sich aus deren Eindrücken sodann die Wärme, mit dieser das Licht, dann die anderen physikalischen, chemischen, magnetischen und endlich die Lebenskräfte der Pflanzen und tierischen Gebilde und Organismen befreit.

Aus den Eindrücken der Wechselwirkungen dieser verschiedenen Kräfte haben sich in den Zentralkraftzentren der tierischen Organismen, deren Fähigkeiten und Eigenschaften und mit der weiteren Entwickelung dieser die immer höheren Tiergeschlechter herausgebildet. Mit der Weiterentwickelung der höheren Tiergeschlechter befreiten diese schließlich die Kraft des Selbstbewußtseins, und es haben sich mit dieser Kraft die Fähigkeiten und Eigenschaften unserer Menschenseele und damit das Menschengeschlecht herausgebildet.

Die Entwickelung der Menschengeschlechter aus höheren Tiergeschlechtern und dieser wieder aus niederen Tiergeschlechtern und Gebilden, ist von hervorragenden Naturforschern erwiesen und derzeit allgemein anerkannt.

Da nun das Geschlecht aus einzelnen Individuen besteht, so hat das einzelne menschliche Individuum seinen menschlichen Organismus auch aus einem tierischen Organismus entwickelt. Diese Entwickelung war aber, sowie jede andere Entwickelung in der Natur, eine successive, keine sprungweise, und der Mensch hat sich daher seine angeborenen, höheren Befähigungen und geistigen Anlagen nicht mit dem Organismus eines Tieres oder Halbmenschen, sondern mit dem eines Menschen erworben.

Die Forschung hat ferner nachgewiesen, daß die Gehirn- somit auch Kopfbildung des Menschen mit seinen Fähigkeiten und Eigenschaften im Zusammenhange stehe und daß besonders hervorragende Eigenschaften stets von abnormer Gehirnbildung begleitet sind.

Die Natur bildet eben die verschiedenartig abweichende Kopfform, den Gesichtsausdruck und den ganzen Organismus des Menschen genau seiner Individualität und den obwaltenden äußeren Verhältnissen entsprechend.

Personen, welche für diese Beobachtung befähigt und darin eingeübt sind, erkennen daraus mit großer Genauigkeit den Charakter, die Eigenschaften und Fähigkeiten der verschiedenen Menschen.

Wenn daher auf Grund solcher Beobachtungen bei einem bestimmten Individuum, in der Reife seines Lebens bis zu seinem Tode dessen Seelenzustand, seine Eigenschaften und Fähigkeiten, kurz seine Individualität mit der größten Genauigkeit aufgenommen werden, ferner mit photographischen, phonographischen und anderen Hilfsmitteln Aufnahmen über dieses Individuum gemacht und nach dessen Absterben protokollarisch hinterlegt werden; wenn sodann gleiche Beobachtungen und Aufnahmen bei Individuen in der Zeitperiode, da sie ihre angeborene Individualität entfalten, gemacht werden, so ist bei Uebereinstimmung zweier Aufnahmen, die Identität der Individualität einer lebenden Person, mit der Individualität einer verstorbenen Person nachgewiesen.

Da aber die personifizierte Individualität der Mensch selbst ist, so ist damit die Identität eines lebenden Menschen mit einem verstorbenen Menschen nachgewiesen.

Das Leben ist eben stets die Fortsetzung eines Gelebthabens vor der Geburt und die Grundlage eines Weiterlebens nach dem Tode, und so wie dieselben Sinne und Organe eines Menschen nach dem Schlafe wieder gestärket erwachen, so erwachen nach dem Tode dieselben Sinne und Organe, von seinem (des Menschen) Kraft- und Lebenswesen wieder gebildet und belebt. Es erwacht somit nach dem Tode derselbe Mensch zur Fortsetzung seines Lebens auf Erden.

Bei den Beobachtungen behufs Wiedererkennens einzelner Menschen müssen selbstverständlich die äußeren Umstände, unter welchen die jugendlichen Individuen auftreten, mit in Betracht gezogen werden, da die gleichen Seelenzustände, Eigenschaften und Fähigkeiten den veränderten äußeren Verhältnissen entsprechend modifiziert auftreten.

Dem Wiedererkennen menschlicher Individualitäten wird der Umstand erschwerend entgegentreten, daß besonders hervorragende daher leichter erkennbare, ihrem Jahrhunderte vorauseilende Individualitäten jedenfalls viel länger nicht zum Weiterleben gelangen, als schwieriger zu unterscheidende Alltagsseelen. Auch sind tausend Jahre seit dem Bestehen des Menschengeschlechtes noch kein langer Zeitraum.

Erleichternd für das Wiedererkennen ist der Umstand, daß Gleichartiges bei Gleichartigem und ohne Rücksicht auf Entfernung zu suchen ist.

Gleichwohl uns heute noch das Wiedererkennen verstorbener Menschen ebenso wunderlich erscheint, wie noch vor kurzer Zeit das Erkennen der menschlichen Stimme auf hundert Meilen Entfernung und von lange verstorbenen Personen, so ist doch jenes so wie dieses thatsächlich möglich.

Dem heutigen Menschengeschlechte genügt es auch, vorläufig zu wissen und anzuerkennen, daß das Wiedererkennen verstorbener Personen möglich sei. Es genügt ihm, zu wissen und anzuerkennen, daß der Mensch mit denselben guten oder bösen Eigenschaften und demselben Seelenzustande, den er sich im Leben erworben und angeeignet hat, wieder zum Leben gelange, daß er somit am eigenen Fleische und Blute hier auf Erden von Gott gerichtet wird und damit entweder im Guten sich höher entwickelt und ewig lebt oder aber im Bösen sich weiter entmenscht und leblos wird.

Es genügt der heutigen Menschheit dies zu wissen, damit jeder Mensch daran gemahnt wird, seinen Seelenzustand zum Guten einzurichten.

Für jeden, dessen Gewissen nicht rein, ist es eine ernste Mahnung Umkehr zu halten, da jeder Augenblick Zögern ihn dem Verderben näher bringt.

Wahrlich, einen ganz herabgekommenen Seelenzustand besitzen diejenigen Reichen, deren Sinne von Habsucht und Lastern aller Art erfüllt sind. Mit der Befriedigung derselben reizen sie nur ihre Begierden stets weiter, ohne sich damit Zufriedenheit oder irgend einen menschlichen Lebensgenuß zu verschaffen, ihr Seelenzustand wird aber damit immer weiter verschlechtert, so daß sie immer schwieriger vor gänzlicher Entmenschung zu bewahren sind.

Wogegen der Reiche, der von Gerechtigkeit und Nächstenliebe beseelt ist, sich mit deren Ausübung kostbare Lebensgenüsse und Selbstzufriedenheit bereitet und sich damit für sein künftiges Leben zu höherer Glückseligkeit vorbereitet.

Beinahe rettungslos verloren sind auch die Armen, deren Sinne von Neid und Haß vergiftet, gänzlich unfähig sind, irgend einen menschlichen Lebensgenuß und Selbstzufriedenheit zu erlangen, viel weniger noch ihr künftiges Leben damit hiezu befähigen.

Wogegen die Armen, die ihr Leben mit redlichem Erwerbe und gesittetem Lebenswandel vollbringen, dieses in Selbstzufriedenheit genießen und sich für ihr künftiges Leben zu höherer Glückseligkeit befähigen.

Da nun die Menschen so unendlich verschieden sind und zwischen dem vom göttlichen Geiste beseelten Menschenfreunde bis zum entmenschten Professionsmörder herab das Gute und das Böse in tausend und aber tausend Abstufungen auftritt, so kann da von einer Gleichheit der gegenwärtigen Menschen keine Rede sein. Da ferner nur der Gute das göttliche Recht, frei zu werden, besitzt, der Böse aber kein göttliches Recht hat; weder dazu, sich dem guten Guten gleichzustellen, noch dazu, frei zu sein, so kann da von einer gegenwärtigen allgemeinen Freiheit und Gleichberechtigung auch keine Rede sein.

Die Schlagworte: Gleichheit, Freiheit, Gleichberechtigung sind daher in der allgemeinen, daher auch für den Bösen giltigen Auffassung ganz unwahr und werden dazu mißbraucht, die Menschheit irrezuführen und zum Vorteil des Bösen zu schädigen.

Durch die Gleichstellung des Bösen mit dem Guten, durch die Freiheit, die man dem Bösen gewährt, wird der Gewissenhafte vom Gewissenlosen unter dem Titel „Kampf ums Dasein" stets ausgebeutet, überwuchert und entkräftet.

Da aber Gottes Natur die des Guten und Gerechten, nicht aber die des Bösen und Gewissenlosen ist, so ist es die heiligste Pflicht der gesitteten Menschheit, nur das Gute zu schützen, dem Bösen aber den Boden zu seiner Existenz zu entziehen, damit der dazu Geneigte sich dem Guten zuwenden müsse, um weiter bestehen zu können, womit auch der vom Bösen (Kain) ersonnene und weiter gepflegte Kampf ums Dasein beseitigt wird.

Unsere Mutter Erde ist groß und reich genug, um so viel zu produzieren, daß jeder einzelne sich täglich satt esse. Für sein Wohlbefinden ist aber die einfache Kost des Armen zuträglicher, als die leckere Kost des Reichen, auch ist es ganz gleichgiltig, ob er sein Mahl auf irdenen Tellern oder auf feinem Porzellan oder auf goldenem Geschirre verzehrt.

Um nun zu bewirken, daß Elend und Armut verschwinde und Gesittung und Wohlbefinden allgemein werde, muß in erster Linie das heranwachsende Geschlecht von der frühesten Kindheit an in strenger Zucht bei körperlicher Abhärtung und in reiner Gesittung erzogen werden und ihm Gottesfurcht, Liebe zu allem Guten, Abscheu vor allem Bösen als allererste und allerwichtigste Wissenschaft eingeprägt werden.

Hierdurch wird Gesundheit an Leib und Seele, die erste Grundlage menschlicher Wohlfahrt, gehoben und allgemein werden.

Sodann muß durch reichliche Herbeischaffung von produktiver, nutzbringender und namentlich das allgemeine Interesse fördernder Arbeit, reichliche, alle Schichten der Bevölkerung durchdringende Zirkulation von Werten herbeigeführt werden.

Hierdurch wird für jedermann redlicher Erwerb zum Lebensbedarfe sowie auch die Altersversorgung erleichtert und damit der allgemeine Wohlstand gehoben.

Schließlich müssen alle Ausschreitungen des Bösen als: Schwindel, Bestechung, Wucher, gewissenlose Ausnützung und Bedrückung der Armen, hinterlistige und raffinierte Ausbeutung des Publikums und einzelner Personen, gemeiner Betrug und andere gemeine Laster und Verbrechen sofort und empfindlich bestraft werden, damit der hiezu Geneigte sich bessere und die gesittete Entwickelung seiner Nebenmenschen nicht beeinträchtige.

Es wäre an der Zeit, daß hervorragende, nur vom Guten beseelte Menschen im Sinne göttlicher Gerechtigkeit Mittel und Wege zur Herbeiführung allgemeiner menschlicher Wohlfahrt bestimmten, und daß das so Bestimmte gesetzliche Kraft erlangte.

Nachdem aber gegenwärtig auch von den gutgearteten Menschen die weitaus überwiegende Mehrheit entweder gleichgiltig dem Treiben des Bösen zusieht oder aber ohne festen Halt wie das schwache Rohr schwankend den Einflüsterungen und der Macht des Bösen zugänglich sind, so ist es

vor allem nötig, daß der gutgeartete Mensch seinen Gott und sich selbst erkenne, daß er des Zweckes und der vollen Verantwortlichkeit seines Lebens bewußt werde, daß der göttliche Funke in ihm erweckt und daß er von Gott beseelt werde.

Der von Gott beseelte Mensch erkennt:

Gott als die allwissende und allmächtige Seele des ewigen Alls, das höchste Kraftwesen, das Wesen aller Kräfte — die Allmacht.

Den heiligen Geist als das Endwesen aller Weisheit und alles Wissens, das ewig Gute und Gerechte — Gott selbst.

Jesum Christum, den eingeborenen Sohn Gottes, der vom Tode auferstanden und Mensch geworden ist, der unter uns gewandelt und Gottes Wort gesprochen hat.

Er erkennt im Sohne Gottes die vom heiligen Geiste belebte Allmacht, Gottes ewig waltende Lebensordnung, Gottes Natur, Gott selbst im Leben.

Er erkennt sich selbst als den Sohn des ewigen Alls im wechselnden Werden (Goethe).

Er erkennt seine Seele, sein „Ich" als ein Kraftwesen.

Seinen Geist als den Grad seiner Entwickelung, seinen Seelenzustand, seine Individualität, sein Wesen — sich selbst.

Er erkennt in dem von seinem Geiste belebten Kraftwesen sein Fleisch, das ist sich selbst als Mensch im Leben.

Er erkennt ferner, daß ihm all sein Thun und Lassen nach Gottes ewig waltender Lebensordnung im Leben und nach seinem Tode im Weiterleben vergolten wird und erkennt die Auferstehung seines Fleisches und das ewige Leben.

Wer sonach Gott, sich selbst, die Vergeltung und das ewige Leben erkennt, der erkennt auch, daß das Endziel unseres Lebens unser „Einswerden in Gott" ist.

Diese höchste Glückseligkeit ist uns mit unseren gegenwärtigen Sinnen nicht faßbar, wohl ist uns aber klar, daß es der höchste Lebensgenuß ist, ebenso daß unser Lebenszweck der ist, diesem Endziele zuzustreben.

Da nun Gottes Natur die des Guten, frei von allem Bösen, ist, und das ewig Gute stets gleich und nicht verschieden ist, so ist unsere Lebensaufgabe:

„Frei werden von allem Bösen.
Gleich werden im Guten".

Wir erkennen sonach den Zweck unseres menschlichen Lebens: Das Gute erkennen, wollen, nach Kräften verbreiten und damit das Leben im Guten zu genießen. Oder kurz

Das Gute (Göttliche) erkennen und genießen.

Jeder Gedanke, jedes Wort, alles Thun und Lassen, jede Befriedigung unserer Sinne im Guten hinterläßt Wohlbehagen und Zufriedenheit; das Böse: Unbehagen, Unzufriedenheit und Reue. Wer aber Reue nicht empfindet und das Böse als solches nicht erkennt, ist auf dem Wege, auch

die übrigen menschlichen Empfindungen und menschliches Denken zu verlieren, und damit entmenscht zu werden.

Der allergeringste Lebensgenuß im Guten, der gar nichts oder einige Kreuzer kostet, ist tausendmal wertvoller, als hoffärtiger Kitzel unserer Sinne, der viele tausend Gulden kostet.

Je höhere Geisteskräfte ein Mensch besitzt, eine je höhere soziale Stellung ein Mensch einnimmt, desto höhere Verpflichtung hat derselbe, für die Verbesserung und Verschönerung unseres Daseins und für das allgemeine Wohl zu wirken, desto höher ist auch der Genuß, den ihm die Erfüllung seiner menschlichen Pflichten bereitet. Die allgemeine Anerkennung und Dankbarkeit der gesitteten Menschheit ist der schönste Lohn, der einem Menschen für sein hervorragendes Wirken im Guten zu teil wird.

Wer demnach, ob reich oder arm, ob hoch oder niederstehend, sein Leben im Guten genießt und damit je nach seinen Geisteskräften und seinen Verhältnissen das Gute will und verbreitet, der erfüllt den Zweck seines Lebens und erwirbt sich damit Selbstzufriedenheit und menschliche Glückseligkeit.

Und während der Böse (Mephisto) das Scheiden vom Leben den letzten, leeren, schlechten Augenblick nennt, ruft der Gute beim Scheiden vom Leben, vorausblickend auf seine höheren Lebensgenüsse im Weiterleben und auf die höchste Glückseligkeit (mit Goethes Faust):

„Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß ich jetzt den höchsten Augenblick“.





Feurige Begeisterung.

Von

G. R. S. Mead.



Feurige Begeisterung, ungestümes Vorwärtsstürmen! Ja, unbezwingbarer Wille, unaufhörliche Anstrengung, unerschütterlicher Glaube, nie wankende Treue, unbegrenzte Aufopferung, unbesiegbare Ueberzeugung — dies sind die Kräfte, welche der theosophischen Bewegung Erfolg bringen müssen! Das sind die mächtigsten Triebfedern im Leben des Theosophen! Samavega ist ein Wort, das schwer zu übersetzen ist und ich habe nicht die Absicht, mich in diesem Artikel auf technische Spitzfindigkeiten einzulassen, gesetzt den Fall, daß ich es überhaupt könnte! Es bedeutet diejenige Kraft, welche den ganzen Menschen durch eine einzige Empfindung in Vibration versetzt; welche ihn im wahren Sinne des Wortes „einseitig" macht und ihn von allen unersprießlichen Anziehungen, von welchen sein Lebenspfad auf Erden umgeben ist, lostrennt.

Manchen meiner Leser mag der Ausdruck „feurige Begeisterung" nicht sympathisch berühren, mag sie zu sehr an schwärmerischen Enthusiasmus erinnern und die unentfalteten Keime des wilden Fanatismus zu entfalten scheinen.

Dies ist teilweise die Schuld unserer Sprache, teilweise die meine, keine bessere Bezeichnung gefunden zu haben, aber — was von eigentlichem Interesse ist, bleibt doch stets der Gedanke! — Es ist in erster Linie eine Kraft, um die es sich handelt, und mit Kräften hat es der Theosoph besonders zu thun!

Wir bewegen uns in einem lebendigen Universum, in einem Universum des Lebens. Leben ist überall, der Tod ist nur der Wechsel äußerer Form. Aber bildet euch nicht ein, daß diese feurige Begeisterung, diese Kraft, von der ich rede, eine unintelligente, oder eine Kraft chaotischer Unordnung sei. O nein, sie ist eine kosmische Kraft, d. h. soviel, wie eine Kraft der Ordnung und Harmonie, denn Kosmos heißt Ordnung.

Haltet diese Kraft auch nicht für gering, verachtet sie auch nicht: sie und du, ihr könnt nicht ohne einander sein, denn sie ist dein geistiges

Leben! Du magst vielleicht denken, mit kaltem Verstande allein, durch die Erfindung phantastischer Namen, um damit tote Larven zu ordnen, oder dergleichen mehr, das warme belebte Herz der „großen Mutter“ erreichen zu können?

O, täusche dich nicht! Dein Verstand ist dem Reiter vergleichbar — aber er trägt dich nicht! Flügel mußt du wohl haben, um deinem Fluge die Richtung zu geben, aber was ist es wohl, was den „Seelenvogel“ in die Lüfte schnellt? Es ist eine Kraft, die Kraft des Fliegens, und der Verstand ist „das Steuerwerk der Flügel“ — „remigium alarum“ wie Virgil sich ausdrückt.

Ich setze den Verstand gewiß nicht herab, es ist der Steuermann, aber dieser wird unnütz, wenn das Kesselfeuer erlischt; auch wird ein kleines Fahrzeug bei voller Dampfkraft mehr Aussicht haben, den Ozean zu durchstreichen, als der größte Transatlantiker, dem das Feuerungsmaterial ausgegangen ist.

Vervollkommne dein logisches Denken, so viel du willst, es wird immer ein totes Räderwerk bleiben, welches mühsam durch Handarbeit auf den Schienen auf- und abgezogen werden muß, bis das Seelenfeuer im Geiste entzündet wird, welches selbstthätig ist.

Aber was hat dies alles mit der theosophischen Bewegung der Gegenwart zu thun? Wenn wir einen Blick auf die Gesellschaft werfen, so will es wohl scheinen, als ob nur wenige die ernste Verantwortung unserer Mitgliedschaft verständen. Die theosophische Bewegung ist keine gewöhnliche Bewegung, die theosophische Gesellschaft keine gewöhnliche Gesellschaft. Sie hat sich eine so unendlich hohe Aufgabe als Ziel gestellt, daß die Tragweite derselben kaum jetzt schon von uns wahrgenommen werden kann! Dieselbe wurde weder aus dem Kern eines „Geheimbundes“ oder zur Befriedigung nur intellektuell Neugieriger gegründet, nicht einer handvoll psychischer Gastronomen wegen, um ihrem verwöhnten Gaumen einen Kitzel zu bereiten, sie wurde von Menschen gegründet, deren Herz von Mitleid für ihre ringenden Mitmenschen erfüllt war, ohne Unterschied ihrer etwaigen äußeren Lebenslage.

Der Jammerschrei erschallt von Armen und Reichen, von Gebildeten wie von Ungebildeten. Die Menschheit verhungert überall; weil es an geistiger Nahrung fehlt; und die heutige Naturwissenschaft, Philosophie und Religion kann nichts als Steine reichen, ja Steine nur, wenn sie auch noch so schön geschliffen sind und glänzen!

Ueberall wird das menschliche Herz in den Hintergrund gedrängt, welches verhungert und verdurstet. — Welche Hölle ist alles dies, trotz dem Geschrei von „modernem Fortschritt!“

Fühlst du nicht etwas in deinem Innern sich regen, bei all diesem Schmerz der Menschheit? Ich meine nicht dabei, beim Anblick der äußern Erscheinung —, diese kann sogar unter wohlhabenden Verhältnissen scheinbar oft anheimelnd wirken — aber beim Anblick des Allerheiligsten im Menschenherzen, wo die geistige Lebensflamme dem Verlöschen so nahe ist!

Fühlst du nicht in dir etwas sich regen, wie die erste Bewegung des Kindes im Mutterherzen, etwas was reifen muß, mit großen Schmerzen und Leiden für dich, aber zuletzt in dieser Welt geboren wird als ein Kind des Lichtes, welches dem Mühseligen und Beladenen Erquickung bringt? — Fühlst du diese Regung, so ist dies die Kraft feuriger Begeisterung, welche anfängt sich in dir zu entwickeln, beseelt durch das lebendige Herz, welches die Theosophiebrüder „die Meisterloge“ nennen.

Und warum differiert die Theosophische Gesellschaft von jeder anderen öffentlichen Organisation? Weil jeder, und alle seine Mitglieder, die Gelegenheit bekommen haben, an diesem großen Werke bewußt und verständig, daher auch intelligent, mitzuarbeiten. Viele mögen wohl in ihrem früheren Leben unbewußt mitgearbeitet haben, nur durch den Lebenscyklus verhindert, den intelligenten Impuls in ihren Herzen zu erwidern, der ihnen entgegengebracht wurde. Und jetzt wird uns diese Gelegenheit geboten, es ist an uns, sie anzunehmen — oder sie beiseite zu schieben.

Es besteht im Auslande heutzutage eine Neigung in der Theosophischen Gesellschaft zu spotten, wenn von solchen Ausdrücken wie „Glaube, Ueberzeugung, Enthusiasmus“ gesprochen wird, und sie ganz als abgefertigt zu betrachten. Aber laßt uns nicht in vergangene Irrtümer zurückfallen! Buddhistische Enthusiasten sind in ihrer Opposition gegen degenerierten und materialisierten Brahmaismus ihrer Tage so weit in das Extrem verfallen, daß sie die Seele (Atman) ganz und gar leugneten. Die protestantischen Reformatoren in ihrem Antagonismus gegen die römische Kirche verwarfen ununterschiedlich alles, Gutes und Schlechtes, in derselben, so daß Puritaner und Calvinisten in ihrem Ritual das gerade Entgegengesetzte annahmen, nur um mit den verhaßten Papisten nichts Gemeinsames zu haben. So steht es immer mit allen extremen Richtungen; recht deutlich heutzutage ersichtlich durch die Animosität gegen alles was mit Religion in Beziehung steht, welche durch die extremen Materialisten und Secularisten bei jeder Gelegenheit an den Tag gelegt wird. Laßt uns nicht in den gleichen Fehler verfallen!

Anstrengung, Enthusiasmus, Glaube, Treue, Hingebung, Mut, Ueberzeugung sind alle nötig, unterstützen den Willen und bilden das Gefäß, welches diese „feurige Begeisterung“ enthält. Und mit dem Ausdrucke „feurige Begeisterung“ meine ich nicht etwa unzweckmäßigen Thatendrang, oder eine falsch berechnete oder geleitete Energie. Es ist vielmehr dasjenige Element, durch welches der Sieg über Disharmonie erkämpft werden muß. Es ist von der Natur des „Leidenschaftslosen“, dieser positiven Kraft, für welche wir in der Sprache des Westens keinen Namen haben. Es ist die Kraft, welche Harmonie sucht und den Menschen von seinen ihm anhaftenden, wenn auch noch so unbedeutenden sinnlichen Wünschen befreit und seinen persönlichen Interessen entwöhnt. Daher wohnt diese Kraft im Innersten des Menschen, ist eine stille, aber eine so beständige, stetige, Kraft, eine so unendliche, daß die Unendlichkeit des Raumes sie nicht zu fassen vermag und die Perioden der Ewigkeit ihr

Ausdauern nicht zu ermessen vermögen! Im Aeußeren zeigt diese Kraft sich in mancher Weise, ganz nach der Natur der Dinge, mit welchen sie in Berührung gebracht wird. Nun sind wir alle Schüler, alle Anfänger und können nicht verlangen, unter uns vollkommene Männer und Frauen zu finden, an denen keine Fehler zu entdecken wären. Jedoch giebt es einige, in welchen diese feurige Begeisterung zum Guten zum Ausdruck gelangt ist, die Aeußerungen desselben sind klar und deutlich; man sollte sie ermutigen und ihnen zu Hilfe kommen. Ich rede hier im allgemeinen von den Mitgliedern der Theosophischen Gesellschaft und im besonderen von den Gläubigen der Esoterischen Philosophie. Für uns ist feurige Begeisterung ohne Wert, wenn sie nicht selbstlos für die theosophische Sache eintritt, denn sie ist Sache der Meister und der Menschheit. Wenn wir nicht mit ganzem, vollem Herzen uns selbstlos dieser heiligen Sache widmen, so zersplittert sich die Kraft. Wir sollen nicht einzelnen Teichen gleichen, sondern Flußbetten ähneln, welche die Wasser des Himmels aufnehmen und weiterleiten. Wenn alle unsere Gedanken, Worte und Thaten darauf hinzielen, durch das Mittel der Theosophischen Gesellschaft die Welt zu beglücken, so ist die That dieser fortwährenden Mitteilung eine fortwährende Verbindung mit dieser großen Kraft und verstärkt unsere Bemühungen für das Gute aufs Tausendfache. Ist jemand wohl unter uns so thöricht, zu meinen, daß er allein, durch seine winzigen Bestrebungen die Menschheit beglücken könnte! Ist jemand ein solcher Thor, dies wirklich zu glauben, so wäre der Gedanke allein schon eine Krystallisation seiner Bestrebungen und machte sie zu toten Werken, die nur oberflächlichen Wert hätten. Betrachtet man aber seine Gedanken, Worte und Werke einfach als Kanäle, durch welche die lebendige Kraft fließen kann, wenn man diese nur durch Aspirationen an sich gezogen hat, so wird man finden, daß Dinge durch ein zufälliges Wort oder einen Blick oder eine That geschehen, Dinge, die man durch sein natürliches Ich zu vollbringen sich nicht hätte träumen lassen.

Lassen Sie uns einen Augenblick einige Arten der Manifestationen dieser Kraft ins Auge fassen! Nehmen wir z. B. Energie in der Propaganda an, welche in jedem Werke sich äußert. Wir haben oft das bekannte Wort gehört: „Mit eisernem Willen arbeiten“. Hier bietet sich gleich eine Manifestation der feurigen Begeisterung. Sei niemals mechanisch bei der Arbeit, sinke nie zu einer Maschine herab, lebe immer auf der Stufe der Kraft, wenn du arbeitest. Dein Leib mag dabei die mechanische Arbeit verrichten, dein Geist aber nicht — geschweige denn dein Ich! Es giebt viel Geschwätz unter Theosophen über „praktischen Okkultismus“ und die Leute bilden sich ein, dies müsse notwendig mit der Projektion des astralen Körpers und mit Erlernung von kabbalistischen Zahlen im Zusammenhange stehen, während in der That mehr praktischer Okkultismus zu lernen ist bei einer Ansprache an Arbeiter, oder einer sonstigen einfachen Aufgabe, vorausgesetzt, daß das Werk mit „feuriger Begeisterung“, aus Liebe für die heilige Sache unternommen wird.

In allem was du thust, laß deine Gedanken und deine Energie mit dem Wunsche aus dir strömen, **wirklich** zu helfen und wohlzuthun. Dies ist dann eine Kraft, die unüberwindlich wirkt, da sie aus dem Meer des Mitleides fließt, aus dem alles Gute kommt! Erinnere dich stets daran, daß diese Kraft, um in das Chaos dieser Daseinsebene geleitet zu werden, menschlicher Werkzeuge bedarf und zwar nicht nur **menschlicher** Werkzeuge, sondern **reiner** Werkzeuge. Ist dein Werk nur im geringsten durch selbstsüchtige Gedanken beeinflußt, so ist die Wirkung desselben schon angekränkelt. Du mußt nur ehrlich wünschen zu helfen, und ob du dann noch so arm, oder noch so unwissend bist, so hilfst du, oder vielmehr Hilfe kommt durch dich! Daher ist eine Charakteristik dieser feurigen Begeisterung fröhliches, ununterbrochenes Arbeiten, eine Bereitwilligkeit, überall mit Hand anzulegen. Siehst du eine schwache Seite in der Gesellschaft oder in einem ihrer Fächer, so mache dich daran, Hilfe zu bringen, unternimm selbst die Sache zu bessern, stehe aber nicht müßig dabei um zu kritisieren!

Enthusiasmus ist eine andere Seite dieser feurigen Begeisterung. Schäme dich deiner Begeisterung nicht, auch nicht deines Interesses an den geringsten Dingen der Theosophischen Gesellschaft. Diese Teilnahme ermutigt die Arbeiter, die nicht größere Dinge leisten können — und wer weiß, ob du selbst diese kleinen Dinge so gut auszuführen im stande wärest, wie diese! Theosophie dehnt sich auf so weitem Gebiete aus, wie die menschliche Natur selbst und hat keine Vorurteile, was die passende Art mitzuarbeiten betrifft. Laße jeden oder jede, die es ehrlich meinen, nach ihrer eigenen Individualität Hand anlegen, unterdrücke keinen Enthusiasmus, wenn er nicht geradezu ernstlich auszuarten droht.

Sei nicht durch die ironische Bemerkung, du seist ein Enthusiast, entmutigt! Alle Reformatoren waren Enthusiasten, alle Pioniere, jedes Genie! Ebensowenig laß dich irreführen, wenn andere vor „Glauben", „Ueberzeugung" das Wörtchen „**blind**" setzen und dich damit beunruhigen wollen, daß, weil du deinem Ideale treu folgst, du deinem Verstande entsagst und einer Chimäre nachläufst! Der Beweis der **Realität** deiner Ideale, deines Glaubens, ist deine **Handlungsweise**, daß du **recht** lebst, **recht** denkst, wenigstens darnach strebst recht zu leben, recht zu denken — aber nicht der scheinbar gegenteilige Beweis irgendjemandes äußerlicher, rationalistischer Kritik! — Es giebt allemal eine Region in des Menschen Natur, die höher ist denn aller Verstand, eine Region, die unsichtbar ist, aber nichtsdestoweniger **gefühlt** wird, auch können wir uns nicht von dieser Region des Glaubens lösen, ohne uns gleichzeitig von allem Höheren abzuschneiden! Und in der That, der Besitz dieser Region des Glaubens, dieses geistigen Schauens, ist der kostbarste Besitz des Menschen. Es ist dies die Kraft, welche ihn zu immer Höherem anspornt und ihm auf dem Wege dazu den Mut und die Energie verleiht.

Dieses Feuer, dieser Glaube, diese innere Ueberzeugung kann dem

äußeren Menschen nicht bewiesen werden — aber ist, an und für sich, der Beweis für das Dasein des inneren Menschen, und wenn auch diese Region nicht wie exakte Wissenschaft sich durch die Sprache analysieren läßt, so kann doch die Seele zur Seele sprechen, in der Sprache, die Seelen verstehen — obgleich der niedere Mensch dieser Sprache taub gegenübersteht.

Die größte Freude für das „Selbst" ist zu geben. Das „Selbst" lebt vom Geben und nicht vom Nehmen. Wollen wir daher dies „Selbst" in uns bethätigen, so müssen wir es in uns wirken lassen. Wir müssen geben — und zwar von unserem Allerbesten, unserem Höchsten! Nun liegt dies Allerbeste und Höchste in der Region unserer Ideale, unseres Glaubens! Sollen wir aber diese Schätze, unsere innersten Aspirationen, Gedanken und Hoffnungen, welche die größten Fakta unserer Natur sind, anderen vorenthalten, nur weil wir diese lebendigen Kräfte nicht in die engen Versuchsgläser materialistischer Forschung zwingen können? — Ich bin nicht dieser Meinung! — „Gebet, so wird euch gegeben", denn, indem wir andern diese Impulse mitteilen, regen sich diese Kräfte in ihrem Innern: und eines Tages wirst du bemerken, daß der Kraftkeim, den du in anderen gepflanzt, zu einem starken Baume herangewachsen ist, unter dessen Schatten viele Schutz finden werden gegen die verzehrende Glut menschlicher Leidenschaft.

Zum Schluß noch laßt uns nicht gering von der Treue und Aufopferung denken! — Wenn wir auf die Geschichte zurückblicken, so gewahren wir manches herrliche Beispiel von Treue für eine Sache, von Aufopferung für ein Ideal. Ist unsere Sache eine geringere als ihre Vorläufer, ist unser Ideal ein weniger erhabenes als die früheren? — Wäre dies der Fall, sähen wir höhere Ideale, erhabenere Ziele in der Vergangenheit, so thäten wir besser zurückzukehren und ihnen zu dienen! — Allein ich für mein Teil sehe keine heiligere Sache, als die unserige, sonst würde ich der Theosophischen Gesellschaft nicht angehören. Ist dies unsere Ueberzeugung und wollen wir nicht nur logisch, sondern auch praktisch sein, so ist es Pflicht, die größte Treue und Aufopferung in uns wachzurufen! — Wollen wir ihre würdigen Diener sein, so sollte unsere Aufgabe darin bestehen, die Beispiele der Vergangenheit zu übertreffen. Auch kann ich mir nicht denken, wie es möglich sein könnte, treu und aufopfernd für unsere Sache zu wirken, ohne Treue und Aufopferung unter uns auszuüben! Das wäre nicht weise, unsere Ideale außerhalb zu suchen und sie aus unserem Kreise zu verbannen. Wollen wir unsere Aspirationen realisieren, so müssen wir versuchen, sie unter uns zu lebender Wirklichkeit zu gestalten.

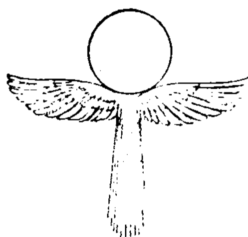
Blendende Metaphysik, tiefe Gelehrsamkeit, wissenschaftliche Gründlichkeit sind gut und brauchbar in ihrer Sphäre! Wenn sie aber den Platz der menschlichen Gefühle einnehmen und diese verbannen wollen und unsere Ideale zu zerstören drohen, so werden sie kalte, leblose Dinge, die das warme Herzblut in uns erstarren machen.

Ich meine durchaus nicht, daß wir Faulheit, schlechte nachlässige Arbeit dadurch entschuldigen wollen, im Gegenteil, es ist unsere strenge Pflicht, darnach zu trachten, alles so gut und vollkommen wie möglich zu thun. Wir alle halten die Ehre der Theosophischen Gesellschaft in Händen und sollen uns bestreben, sie gewissenhaft zu wahren! Auf der anderen Hand ist die Theosophische Gesellschaft kein Abrichtungsinstitut, um Strebende nach einer Schablone zu bilden und sie dann gleich gelehrten Papageien in die Welt zu schicken, die ihre erlernten Reden ohne Intelligenz vorplappern.

Ein jeder entwickele sich harmonisch, seiner eigenen Natur gemäß, aber sei mit „feuriger Begeisterung", dieser Feuerkraft des Wachstums, ausgerüstet, denn wer nicht kalt, nicht warm ist, wird ohne Zweifel ausgestoßen werden! —

Daher laßt uns mutig unseren Glauben bekennen und nicht Verräter an unserer Ueberzeugung sein, da unser Glaube darin besteht, Religion, Philosophie und Wissenschaft zu vereinigen, sie zu lebenden Realitäten zu machen, die geistige Natur des Menschen zu predigen und die Kräfte der Menschenseele zu verkünden.

Trachte der Mensch nur aufrichtig darnach, der Weisheit, dem Mitleid, der Reinheit zu leben, denn das sind die drei letzten der sieben Schleier, welche die Wahrheit verhüllen. Laß ihn nur mit Ausdauer diese Ideale durch die Kraft feuriger Begeisterung in sich zu verwirklichen suchen, so wird er bald selbstbewußt im Innern der Meisterloge stehen und in immerwährendem Opfer sich dem Dienste der Menschheit weihen.



Die Ansteckung und die Od- oder X-Strahlen.

Soeben erscheint Dr. med. Karl Gersters „Hygieia“ mit einem Artikel über „Röntgen und Reichenbach“, worin der Schulmedizin der Vorwurf gemacht wird, daß sie vor 50 Jahren die Od-Lehre Reichenbachs abgelehnt habe. und nicht hat unterlassen können, diesen Autor mit Hohn und Spott zu überschütten, wiewohl sich jetzt herausstelle, daß die X-Strahlen Röntgens völlig identisch seien mit den Od-Strahlen Reichenbachs.

Diese Abhandlung hat nun insofern für mich Interesse, als meine Schrift: „Die Uebertragung der Nervenkraft, Ansteckung durch Gesundheit“, von verschiedenen Aerzten als an die Od-Lehre Reichenbachs erinnernd bezeichnet wird, darunter sind auch Dr. Gerster und Hughes.

Die Ausstrahlungen aus dem menschlichen und tierischen Organismus, die jetzt der russische Staatsrat Jakob von Narkiewicz-Jodko, Mitglied des Kaiserlichen Instituts für experimentelle Medizin in Petersburg, photographiert haben will, fand ich bereits anfangs der 80er Jahre nicht als Strahlung, sondern als Kraftäußerung zwischen schwimmenden Körpern.

Daß sich kleine schwimmende Körper an größere heranziehen, war mir bekannt, aber ich glaubte, daß sich die anziehenden Kräfte bei Veränderung der Körperformen auch an Intensität änderten, weil ich dachte, jeder Körper repräsentierte die Summe seiner Molekularkräfte, und daß dann seine Kräfte nach der Seite hin größer seien, auf der die größere Summe seiner Moleküle liege, daß also ein länglicher Körper anders wirke, als ein runder. —

Ich nahm, um dahinter zu kommen, keine runden, sondern längliche Holzstäbe von verschiedener Größe, und warf sie ins Wasser, und gewahrte nun, daß die kleinen Stäbchen besonders intensiv mit einer Spitze oder einem Ende an ein größeres Holz, oder an den Rand des Wassergefäßes, herangezogen wurden. Legte ich ein kleines Stäbchen parallel neben ein großes, so wurde das kleinere auch parallel an das große heranbewegt, führte ich aber nur um ein geringes eines der beiden Enden näher an das große Holz, so schien es, als ob alle Zugkraft in diese Spitze gefahren sei, und der Stab zog mit dieser Spitze voran schneller an das große Holz als in seiner Querlage; war dagegen erst die Spitze des kleinen Holzes bereits am großen Stabe befindlich, dann zog bald die ganze Längsseite des kleinen Stückes an das größere Holz heran.

Ich hatte somit konstatiert, daß eine unsichtbare Kraft zwischen allen Körperspitzen anziehender wirkt, als an anderen Körperteilen.

Als ich nun später aus Zufall meine Hand über eine Schiefertafel lagernd längere Zeit still hielt, gewahrte ich unter jeder Fingerspitze einen feuchten Fleck auf dem Schiefer, und schloß daraus, daß aus meinen Fingerspitzen unsichtbare Ausstrahlungen schießen mußten, dachte an die

Spitzen meiner Versuchshölzchen, an die Ausstrahlungen der Beine des Wildes wie des Menschen, deren Spuren die Hunde noch nach Verlauf von Stunden riechen, ferner an die Heilungen der Magnetiseure und Masseure durch Auflegung der Hände auf die Patienten, oder Streichen der erkrankten Körperteile, an die Erkrankung dieser Leute nach längerer Praxis, und endlich an die Verjüngung alter Männer durch Verheiratung mit jungen, gesunden Frauen; es war mir klar, daß Ausstrahlungen sowohl von kranken, wie gesunden Stoffen aus dem Organismus vor sich gehen, und ich schrieb meine erwähnte Schrift. (Selbstverlag, 1,50 Mk. Rüdersdorf bei Berlin.)

Ueber das Wesen der X-Strahlen ist sich aber selbst ihr Entdecker Röntgen nicht klar und er sagt:

„Das Wertvollste meiner Entdeckung ist die theoretische Möglichkeit, in den X-Strahlen die oft gesuchten Longitudinal-Schwingungen des Aethers zu erkennen".

Dagegen stellt der russische Gelehrte von Narkiewicz-Jodko eine andere Hypothese auf, er meint, daß unter dem Einflusse der umgebenden Luft-Elektrizität der menschliche Körper in elektrische Spannung entgegengesetzter Natur versetzt wird, und das jede Störung des Gleichgewichtes zwischen der körperlichen und atmosphärischen Elektrizität Ausstrahlungen hervorruft, die durch ihre Wirkungen auf leicht empfindliche Platten sichtbar nachzuweisen sind.

Nachdem ich meine kleine Wahrnehmung der unsichtbaren Kraftwirkung der Körper*spitzen* gemacht hatte, teilte ich sie dem nachmaligen wissenschaftlichen Assistenten der technischen Hochschule zu Charlottenburg, Herrn Rudolf Mewes, dem Verfasser der Schrift: „Kraft und Masse, Identität der Naturkräfte" mit, und erst das im Jahre 1892 herausgegebene Buch dieses Gelehrten gab mir Klarheit über das Wesen meiner Beobachtung und damit auch über die Röntgen- und Od-Strahlen und meine „Ansteckung durch Gesundheit".

Nach Rudolf Mewes' Werken, aber auch nach Professor Hertz, Möller und anderen, ja sogar nach der altindischen Geheimlehre wird das ganze Universum von einer *Ur*strömung mit rasender Geschwindigkeit durchflutet. Man weiß nicht, woher sie kommt und wohin sie fährt. Diesen Strom nennt die moderne Wissenschaft Aetherschwingung oder auch Schöpferkraftstrom, die Indier nannten sie „den großen Odem".

Mewes sagt nun: diese Strahlung durchzieht jeden Körper nach den Gesetzen der Reflexion; d. h. treffen diese Strahlen einen Körper rechtwinkelig, so gehen sie ungebrochen durch den Körper hindurch, treffen sie dagegen schräge auf einen Körper, so werden sie von der getroffenen Körperwand, je nach dem Aggregatzustande des Körpers, gebrochen, an die gegenüberliegende, innere Wand des Körpers geschleudert, von hier wieder schräge an die erste innere Wand zurück, und von dieser abermals schräge zurück und so in Wellenform bis zum Ende des Körpers weiter, bis ins Freie, wo sie bald in dem allgemeinen großen Strome sich

verlieren, wie der Strahl einer Wasserspritze, den man in einen Fluß richtet. Sobald aber bei diesem Hin- und Herwerfen im Körper ein Strahl rechtwinkelig auf eine Wand trifft, dann fliegt er eben sofort ins Freie, und so kann es kommen, daß Strahlen nach derselben Richtung zurückfliegen, woher sie kamen. Ist nun ein Körper lang und endet in Spitzen, so werden diese Strahlen in den Spitzen so zusammengedrängt, wie das Wasser eines Schlauches in einer Spritze, und so ist es möglich, daß auch die Strahlen aus unseren Fingerspitzen so intensiv sind, daß einige Berichterstatter beim Magnetopathen Kramer diese Ausstrahlungen mit ihrem unbewaffneten Augen als Lichthauch sahen, und daß der russische Gelehrte sie photographieren kann. Es erklärt sich ferner, daß eine Hundenase selbst dann die Ausstrahlungen aus den Hufen des Wildes noch riecht, wenn das Wild im flüchtigsten Laufe nur einen Moment ein paar Gräserchen berührt hat; — wie intensiv müssen diese Ausstrahlungen sein, wenn so viel Assimilationsstoffe in so kurzer Zeit aus dem Hufe des Wildes strömen können, daß nach Stunden ein Hund noch solche Stoffe riecht?

Ich vermute nun, daß Professor Röntgen diese Urstrahlung gefunden hat, denn draußen im freien Weltäther giebt es nur eine Strahlenrichtung, während hier auf der Erde jeder Körper diese Strahlen bricht, und auf diese Weise longitudinale, wie transversale Strahlen entstehen müssen.

Ich vermute ferner, daß diese Urstrahlung der mechanische Träger der Assimilationsstoffe ist. Diese, alle Körper durchziehende Strahlung wird von jedem verlassenen Körper Eigenschaften mit hinausreißen, und diese in dem nächstdurchströmten Körper absetzen, von diesem mit neuen Eigenschaften belastet werden, um diese wieder weiterzutragen. So reißen diese Strahlen aus heißen Körpern — Hitze, aus kalten — Kälte, aus Wasser — Feuchtigkeit, aus Dürre — Trockenheit, aus Kranken — Krankheitsstoffe, aus Gesunden — gesunde Stoffe, setzen diese in die nächstfrequentierten Körper, die dafür empfänglich sind, ab, und so entsteht eben auch Ansteckung durch Krankheit, wie Gesundheit.

Meiner Ansicht nach sendet das Feuer, der Ofen, wie der Eisberg keine Wärme- oder Kältestrahlen aus, sondern Urstrahlen, die nur warm oder kalt gemacht sind von den durchströmten Körpern, ebenso ist's mit magnetischen oder elektrischen Strahlen, auch hier steckt die Elektrizität oder der Magnetismus nur die Urstrahlen an, und wir halten sie dann für Spezialstrahlungen.

Wahrscheinlich giebt es nur eine einzige Strahlensorte, welche von jedem durchzogenen Körper durch Belastung mit seinen Eigenschaften umgestempelt wird, so daß wir die eigentlich einzigen Strahlen mit zahllosen Spezialbrillen ansehen, sie einmal für Wärme, das andere Mal für magnetische Strahlen halten.

Dies wird durch folgende Nachricht bestätigt:

„Ueberraschende Entdeckung: Murat sendet der Akademie der Wissenschaften aus Havre Lichtbilder, die ohne Elektrizität ausschließlich mittels eines Auerglühlichtes im verschlossenen Holzkästchen hervorgebracht wurden.

Sie sind noch deutlicher, als die Röntgenschen, zu deren Erzeugung also weder Kathodenstrahlen noch X-Strahlen, sondern einfach kurze ultraviolette Lichtwellen erforderlich wären".

Meiner Vermutung nach sind diese kurzen ultravioletten Lichtwellen nur X- oder Od-Strahlen, welche durch das Licht gegangen und dadurch erhitzt sind; Urstrahlen bleiben sie deshalb doch! — Erhitzt, werden sie nur schärfer fliegen, – abgekühlt, vielleicht langsamer, daher der Unterschied in der Schärfe der Photographie.

Endlich wird nun mancher Leser fragen: was haben denn nun diese Strahlen mit der Anziehungskraft der eingangs erwähnten Schwimmhölzchen zu thun?

Hierauf muß erwidert werden, daß gerade diese Strahlen die scheinbar anziehende Kraft erzeugen, und zwar auf folgende Weise:

Das Buch „Kraft und Masse" sagt: den einziehenden Strahlen in einen Körper wird kein Widerstand entgegengesetzt, wohl aber den Strahlen, die einen Körper verlassen; — die umgebende Luft, der Weltäther üben einen Druck auf die aus den Körpern strömenden Strahlen aus, als sollten diese Strahlen wieder in den Körper zurückgedrückt werden. Würde daher nun ein Körper nur nach einer einzigen Seite Strahlen aussenden, dann würde er durch diese ausgesandten Strahlen nach der entgegengesetzten Seite hingeschoben werden, sofern kein Hindernis im Wege steht. Wenn daher zwei Körper nebeneinander schwimmen, so erfahren die Strahlen, die sie sich gegenseitig zusenden und vom anderen Körper in sich aufnehmen, gar keinen Widerstand, mithin wird von dieser Innenseite beider Körper kein Druck auf die Körper ausgeübt, da dies aber von der entgegengesetzten Seite der Fall ist, so werden die beiden schwimmenden Körper einfach aneinander herangeschoben, nicht aber aneinandergezogen. Da schließlich bei länglichen Körpern die Ausstrahlungen an den Spitzen am lebhaftesten sind, so muß auch die Schubkraft dort am stärksten sein, und so schoben meine Hölzchen am besten mit ihren entgegengesetzten Spitzen, — weil diese einen Druck auf die Längsachse schiebend ausübten, während die Strahlen aus der dem großen Holze zunächstliegenden Spitze betreffs ihrer abstoßenden Kraft neutralisiert waren, weil sie widerstandslos in das große Holz zogen. —

Ich spreche daher die Vermutung aus:

1. Professor Röntgen hat die Ur- oder Schöpferkraftstrahlung experimental nachgewiesen.
2. Diese Strahlen sind die mechanischen Träger der Assimilationsstoffe, so daß sie in hygieinischer Beziehung sowohl Krankheits- wie Gesundheitsstoffe verbreiten.
3. Diese Strahlen sind die Mutterstrahlen jeder Strahlung, welche nur mit Eigenschaften des jeweilig durchströmten Körpers beschwängert, und beim Verlassen des Körpers für dessen Spezialstrahlen gehalten werden.

4. Diese Urstrahlung wird nicht allein der Chirurgie, sondern auch jedem Kranken zu gute kommen können, wenn sie vorher durch gesunde Menschen strömt und von hier aus auf den Kranken im Sinne meiner Schrift mittelst „Ansteckung durch Gesundheit" wirkt.
5. Professor Röntgen hat das Verdienst, diese Urstrahlung zuerst experimental nachgewiesen zu haben, bekannt ist sie bereits seit alter Zeit, ist von Somnambulen, Mesmeristen, Magnetiseuren, Hypnotiseuren usw. bezeichnet, gefühlt, geahnt, und von den verschiedensten Namen belegt worden.
6. Will man die Gunst und stärkende Kraft solcher mit guten Stoffen beladenen Strahlen genießen, muß man sich viel in freier Gottesluft und unter jungen, gesunden Menschen bewegen, denn die Urstrahlen, welche aus der freien, reinen Luft und aus gesunden Menschen in uns eindringen, sind mit vielen guten, elastischen Stoffen beladen, und Elastizität ist die Kraft der physischen Krafterhaltung, oder „das Element der Lebenskraft".

Karl Buttenstedt.



Ein zweites Charakterbild[1]) nach der Handschrift und den Händen.

Den einen ehr' ich, der nach Idealen ringt,
Den andern acht' ich auch, dem Wirkliches gelingt.
(Rückert, „Weisheit des Brahmanen").

Der ganze Ductus dieser großen Schrift mit hohen Anfangsbuchstaben, verrät eine durchgehends auf das Große gerichtete Natur, einen weiten Geisteshorizont und Ideenreichtum. Solche Schrift ist im Vereine mit den sie begleitenden übrigen Zeichen eine Offenbarung von Geistesgröße, Noblesse, Selbstgefühl, hohen Aspirationen, Sinn für Luxus, Repräsentenz, Gesellschaftsleben.

Die Schrift ist meist winkelig, scharf, wenig geneigt und giebt uns dadurch einen Beweis von Bestimmtheit und Hartnäckigkeit des Charakters und zeitweiligem Eigensinn. Kleine Häkchen an den Endbuchstaben sind ein Zeichen von Zähigkeit. Dieser Mann verfolgt seine Pläne mit viel Beharrlichkeit und Ausdauer!

Die Unregelmäßigkeit der Zeilenrichtung sowohl als auch einzelner Buchstaben verkündet in dieser Schrift eine nervöse Reizbarkeit, Wechsel

[1]) Es ist die Handschrift und die in Gips gegossene Hand meines hochverehrten Freundes, des Historienmalers Rudolf von Deutsch in Berlin, der das dramatisch bewegte Bild „Entführung der Helena", eine Zierde der Nationalgallerie in Berlin, ebenso das poesievoll gedankenreiche Bild „Penelope" gemalt, die imponierend geniale Gruppe, eine geistvolle Vereinigung von Kraft und Anmut — „Die größte Macht der Welt" (Herakles und Omphale) komponiert hat und jetzt mit einem Riesenwerk der Gedankenwelt in der Plastik beschäftigt ist. Dr. Göring.

der Stimmung, Ungleichheit des Wesens, Unruhe, ja zuweilen Launenhaftigkeit.

Die Schrift ist jedoch im Ganzen etwas ansteigend, was das ernste, ehrgeizige Streben und ein inneres geistiges Kraftgefühl zu hohen Unternehmungen darstellt.

Die Buchstaben G sind sämtlich geschlossen und lassen auf kühle Reserve und Neigung zu Verschlossenheit schließen, ferner haben die gleiche Tendenz die o, a, p, e, g. Die Verschlossenheit oder auch Verschwiegenheit tritt in einem zweiten Zeichen auf, nämlich im D, wo wir eine vollständig zugebundene Schleife vor uns sehen. Die Ausbuchtung der g deutet auf kampflustige Stimmung; dieser Mann giebt bei Gelegenheit gern vorlauten Schwätzern etwas ab; es verkündet dieses Zeichen jedoch auch Phantasie und ist sozusagen ein Sinnbild seiner Thätigkeit, da es in seiner Bewegung derjenigen nahe kommt, die der Meister beim Behauen des groben Marmorblockes ausführt. Der ungleiche Rand, nur einseitig beachtet, läßt auf geringe Sorgfalt und Ordnung in kleinlichen, alltäglichen Dingen schließen; dieses, sowie die ganze weite Anlage der Schrift kennzeichnet die Generosität und Geringschätzung von Geldausgaben.

Die in den meisten Worten kurzen oder ganz fehlenden Endstriche sind das Zeichen für knappe Ausdrucksweise und Gedankenäußerung, sowie für ein oft freiwilliges Entbehren großer Geselligkeit.

Die nach oben umgebogenen Endstriche der g, sowie die Durchstriche am t sehr hoch und dünn, lassen auf ein vollständiges absolutes Herrschergefühl und auf Idealismus in den Gebieten der Künste schließen. Das m dreistufig abfallend, trifft man bei aristokratisch edel stolzen Naturen.

Die Anstriche, lang und scharf, verraten den Widerspruchsgeist als Charakterzug.

Die Haken über dem u, rasch und unsorgfältig hingeworfen, verkünden eine rasche Konzeption und die Neigung, die Dinge en gros zu nehmen.

Das s direkt von seinem unteren Ende aus an den folgenden Buchstaben geknüpft, ist ein Merkmal individueller Freiheit, Bildung, Gewandheit, geistiger Selbständigkeit.

Die i-Zeichen, meist in geringer Höhe, verraten Vorsicht und Nüchternheit.

Lücken am Ende der Zeile, offenbar um ein neues Wort nicht trennen zu müssen, sind das Zeichen für die Abneigung gegen jede Unklarheit, das Fehlen kleinlicher Engherzigkeit.

Buchstaben, meist verbunden: Deduktion, Logik ins Werk setzender Geist!

Die geringe Rundung der Schrift zeigt gemäßigtes, niemals in Schwäche verfallendes Wohlwollen. Jeder individuell entwickelte Charakter beeinträchtigt die Harmonie der Schrift, so auch hier!

Nach Intuition, ohne Anwendung graphologischer Regeln, war der Gesammteindruck der Handschrift: Er bewegt sich in höheren Sphären,

ist vornehm inwendig und auswendig, steigt von seiner Höhe, wo er Alleinherrscher ist, nicht herab, prüft alles genau und skeptisch, schreitet gewaltig einher, hält geistige und äußere Errungenschaft fest zusammen, ist oft wunderlich und eigen, steckt in einem Genuß tief gefangen. —

Die Astrologie sagt folgendes über ihn: Er ist geboren im Sonnenjahr 1835, da der Planet Mars für uns sichtbar war, am 27. Oktober.

Apollo, die Sonne, unser herrliches Tagesgestirn, übt demnach auf sein ganzes Leben und Wirken ihren leuchtenden, verklärenden Einfluß aus und verleiht ihm mit Mars vereint einen hohen Grad der Kunst. Als Künstler liebt Mars effektvolle Farbengebung und arbeitet mit breitem Pinselstrich. Die Söhne der Sonne sind proportioniert gebaut, gefallen durch ihre Kraft.

Beim Jüngling zeigte sich schon infolge dieser Konstellation: Sonne — Mars eine große Beständigkeit, wenn er erst ein Werk begonnen hatte; doch deutet Voß achter Spruch der Weisen: „Nicht aufschieben“ auf eine kluge Lebensregel, die er stets beherzigen muß. Als Mensch schließt er sich schwer an andere an, aber er liebt treu.

Sein Alter verlebt er in Zufriedenheit und Glück.

Charakter und Geschick werden beeinflußt von Sonne (Apollo), Mond, Venus, Mars, Jupiter.

Die an seinen Händen auffallend kurzen Finger für einen dem Anschein nach großen Mann sind ein Zeichen, daß der Geist das Ganze, die Masse liebt, vom Ganzen, vom Großen ins Kleine übergeht. Die eckigen Fingerendungen deuten auf Ueberlegung, Ordnung, Gerechtigkeit, Selbstbeherrschung. Der lange Sonnenfinger giebt die Lust zu Unternehmungen und ist der Beweis für höheres Streben und für die Ausübung einer Kunst. Bei allen Fingern ist das „geistige“ und „materielle“ Glied gleich lang; geistige und materielle Interessen werden für gleichberechtigt erachtet, das göttliche Glied ist jedoch am längsten und verrät dadurch den göttlich idealen Zug im Wesen dieses Mannes und in seinem ganzen Streben und Wirken.

Das obere Daumenglied ist breit und länger als das zweite; hieraus schließen wir, daß der Wille stärker ist als die Logik und daß der Wille zuweilen eigensinnigen Regungen folgt.

Der Handteller ist in diesen Händen länger als die Finger, dies zeigt eine Anhäufung des Blutes an, die sich in den intensiv roten Linien dieser Hände offenbart, welche auf Jähzorn schließen lassen.

Sehen wir uns jetzt die Linienzeichnung der inneren Hände an, zunächst die der linken Hand.

Schon in früher Jugend zeigt sich Disposition zu Krankheit, durch eine Insel in der Lebenslinie angedeutet. Dicht an diese Insel schließt sich ein Quadrat (Beschützung) an. Von hier aus nimmt eine Linie ihren Lauf durch die Schicksalslinie nach der Herzlinie, um dort in einem Punkt zu enden. Der aufmerksame Chiromant findet hier ein Herzeleid, einen

Herzenskummer, vor dessen traurigen Folgen das Quadrat schützt; es ist dies in den Jünglingsjahren vom 20. bis 22. Jahre geschehen.

Es existieren indes noch zwei andere „Kummerlinien“. Die eine davon aus Venus kommend und sich nach Merkur wendend, verrät Aerger und Verdruß in geschäftlichen Angelegenheiten, die andere (Anfang der 30er Jahre) betrifft eine Liebesaffaire, die wohl Schmerz mit sich brachte, aber ohne ernstere Bedeutung für das Leben blieb.

In beiden Händen gehen feine Linien von der Lebenslinie nach dem Marsberg (ungefähr im 30. Lebensjahre), sie zeigen als „Verdienstlinien“ die Ursache seines Erfolges an: die Energie! Von da wenden sich diese feinen Linien im Bogen hinauf nach dem Apolloberg und verkünden, daß er durch Energie zu einer günstigen Stellung gelangte. Der stark hervorspringende Marsberg ist das Merkmal seiner Widerstandskraft und Kaltblütigkeit gegen die Anfechtungen des Lebens. Der Mondberg ist in diesen Händen sehr hervorragend. Er nimmt über die Hälfte der unteren Hand ein und beherrscht somit alle übrigen Handberge. Durch diese Stellung verleiht er diesen Händen die Ausführung poetischer Gedanken, die Neigung zum Wunderbaren und zur Einsamkeit.

Der Merkurberg neigt sich gegen Apollo, die ernsten Studien, die Wissenschaft in der Kunst andeutend.

Die Kopflinie steigt nach dem Mondberg herab, dies ist ein Merkmal der Phantasie und Neigung für poetische Gedanken, sowie für Romantik.

Die feinen Linien auf dem Apolloberg breiten sich namentlich in der linken Hand, gleich einem Strahlenbündel von unten nach oben aus und bezeichnen die Vielseitigkeit der Künste, die diesen illustren Geist emporhebt zu den höchsten Zielen. Aber man staune! In der linken Hand sehen wir dicht an diesen Sonnenlinien fast zwischen Apollo und Saturnberg einen fein gezeichneten, aber großen Stern, welcher ein Ereignis ankündigt, welches unabhängig von dem freien Willen dieses Mannes eintreten wird und zwar sind dies große Ehren auf dem Gebiete der Kunst; sie entspringen einem ehrgeizig nach Jupiter geworfenem Zweig der Herzlinie. Von schweren Schicksalen war er verschont, da die Schicksalslinie eigentlich gar nicht oder nur in kleinen Bruchstücken existiert. Zwischen Kopf- und Herzlinie (30. bis 40. Jahr) bildet sie dort mit einer anderen Linie das mystische Kreuz; auch hat zu dieser Zeit ein Wechsel des Wohnortes stattgefunden.

Auf dem Mondberg (Handrücken) sind zu lesen: weite Reisen, Abenteuer, bewegtes Leben! Dieser Mann hat viel erlebt! —

Die Herzlinie dringt vor bis nach Jupiter und zeigt, daß Wohlwollen und treue Freundschaft diesen Charakter auszeichnen.

Die kettenartige Bildung der Herzlinie läßt auf Herzklopfen und Blutandrang schließen, ist aber auch ein Zeichen von Hindernissen in der Liebe. Die gebrochene Lebenslinie ist eine Offenbarung für eine schwere,

jedoch gut überstandene Krankheit in der Mitte des Lebens; der ganze Typus läßt auf Hals- oder Kehlkopfleiden schließen, während die Sensitivität gering ist.

Nun sehen wir noch auf dem Handrücken des Merkurberges zwei Linien: sie bezeichnen die Herzensverbindungen während der Lebensdauer dieses Mannes.

Die eine dieser Linien führte zu einer Ehe welche kinderlos blieb, da jedes Zeichen für den Beweis des Gegenteiles fehlt.

Seine Lebenslinie, namentlich in der rechten Hand, ist gut und kräftig gezeichnet und wird ihm noch eine Reihe in ruhigem Genuß zu verlebender Jahre sichern.

Erfurt, Steigerstraße. **Das Institut für Graphologie und Chiromantie.**



Dr. Görings Buch über die Philosophin und mathematische Forscherin Sophie Germain und über Comtes Freundin Clotilde de Vaux.

Ueber die berühmte französische Denkerin Sophie Germain liegt eine Schrift von Dr. Hugo Göring vor (Verlag der Lebensschule in Gerstungen) unter dem Titel: „Sophie Germain und Clotilde de Vaux. Ihr Leben und Denken". (300 Seiten, 6 Mk.) Lange Zeit ist das philosophische Werk der französischen Forscherin ein Unikum gewesen. Ungeachtet des bedeutenden Inhaltes dieser Schrift und des Rechtes, mit welchem es in die Geschichte der Philosophie, der Mathematik und der Frauenwelt gehört, ist dieses Buch bisher doch so gut wie unbekannt geblieben. In Frankreich ließ man den 100jährigen Geburtstag der Philosophin unbeachtet vorübergehen. Sie wurde am 1. April 1776 geboren und starb am 27. Juni 1831 in Paris.

In der Vorrede sagt Dr. Göring, daß er sich jahrelang bemüht habe, einen französischen Verlag für eine Neuausgabe des wertvollen Buches zu gewinnen, aber stets auf Widerstand gestoßen sei, bis erst jahrelang nach seinen Bemühungen ein französischer Schriftsteller H. Stupuy die Neuausgabe veranstaltet und dazu den ungedruckten Nachlaß veröffentlicht habe, um welchen Dr. Göring vergeblich bei den Verwandten von Sophie Germain schriftlich und persönlich nachgesucht hatte.

Für seine Darstellung des Lebens und Denkens der französischen Philosophin werden dem Verfasser die Freunde der Wissenschaft zu vollem Danke verpflichtet sein. Dr. Hugo Görings Arbeit hat unser ganzes Interesse von der ersten Zeile bis zur letzten gefesselt, und unsere Befriedigung wurde, von dem überraschenden und für die meisten Leser wie auch für uns durchaus neuen Inhalt des Dargebotenen abgesehen, nicht zum geringsten Teil durch die vorzüglichste Darstellung des Gegenstandes erhöht. Um zehn Jahre jünger als Frau von Staël, hat Sophie Germain

nicht wie die berühmte Tochter Neckers eine ganze Generation von Schriftstellern und Künstlern zu ihren Füßen gesehen; ihr Name ging vielmehr kaum über die engen Kreise derjenigen hinaus, die ausschließlich den exakten Wissenschaften leben, und Gauß erfuhr erst jahrelang, nachdem er mit ihr über die schwierigsten Probleme korrespondiert hatte, daß er es nicht mit einem Fürsten, sondern einer Fürstin der Mathematik zu thun habe. Wir können es uns nicht versagen, aus der Charakteristik dieser wunderbaren Frauengestalt folgende Zeilen des Autors hier anzuführen: „Ihre Selbstlosigkeit und noble Bescheidenheit", sagt er, „trat in allen Beziehungen des Lebens glänzend hervor und bildete einen erfreulichen Gegensatz zu der gespreizten Eitelkeit, der wir unter den Repräsentantinnen höherer Verstandesbildung so oft mit Widerwillen begegnen. Sophie Germain pflegte die Wissenschaft aus reinster Freude an der Forschung, nicht aus Ehrgeiz oder des materiellen Gewinnes halber: Sie war eine so tief angelegte, ideale Natur, daß sie nichts anderes, als das stille Selbstgenießen ihrer inneren Welt suchte. Ihre Leistungen erschienen ihr so sehr, als das natürliche Ergebnis des freischaffenden Genius, daß sie kaum ein individuelles Verdienst darin erblickte. — Ihre Selbstverleugnung ging so weit, daß sie sich freute, wenn ihre Gedanken, die sie gelegentlich im Gespräche mitgeteilt hatte, von anderen ausgebeutet wurden. Daher betonte sie gewöhnlich, daß es nicht darauf ankomme, von wem ein Gedanke ausgehe, sondern ob er richtig sei und welchen Nutzen er bringe. Mit treffend philosophischem Humor nannte sie daher den spießbürgerlichen „Ruhm" den „kleinen Raum, den man im Gehirne seines Nächsten einnimmt".

In hohem Grade genußreich und anregend ist Dr. Görings Analyse der von Sophie Germain wenige Wochen vor ihrem Tode verfaßten Schrift: „Considérations générales sur l'état des sciences et des lettres aux différentes époques de leur culture" (Allgemeine Betrachtungen über den Charakter der Wissenschaften und der schönen Litteratur in ihren verschiedenen Entwickelungsperioden). Wir müssen den Leser auf die Abhandlung selbst verweisen, die, wie der Verfasser von der Originalarbeit sagt, „außer ihrer historischen Bedeutung noch einen selbständigen Wert durch ihren Inhalt hat, der in jeder Beziehung modern ist und den gebildeten Leser sehr gut in das Studium der Philosophie einführen kann". Die Studie, die er uns hier gegeben, offenbart einen klaren Denker, der wie Sophie Germain die strengsten Schlußfolgerungen der Logik in das Gewand lebensvoller Schönheit zu kleiden versteht.

Nach dem Lebensbilde von Sophie Germain folgt eine Charakteristik der berühmten Freundin August Comtes, Clotilde de Vaux, und ein Anhang, welcher nachweist, daß die Forderungen, welche Sophie Germain an die Dichtung der Zukunft, d. h. des Zeitalters der wissenschaftlichen Erkenntnis stellt, auf das glänzendste von dem Dichter des deutschen National-Epos „Nibelunge" („Siegfriedsage" und „Hildebrants Heimkehr"), Wilhelm Jordan, erfüllt worden sind.

Die Ausstattung der Schrift ist gut. Das Buch ist der Dichterin Frau Mathilde Wesendonck in Berlin und dem Arzt und Anthropologen Dr. Hans Gildemeister in Gleschendorf gewidmet.[1] Prof. Dr. **St. Born.**



Suggestion im Drama und in der Oper.

In Shakespeares „Wintermärchen" findet sich in geistvoller Kürze die ganze Theorie der Autosuggestion. In der ersten Szene des zweiten Aktes sagt der unglückliche König Leontes, dem der wilde Wahn der Eifersucht sein und seiner Gemahlin Leben und Glück vergiftet:

„Wohl kann sich eine Spinne
Verkriechen in den Becher, und man trinkt;
Man geht und spürt kein Gift; nicht angesteckt
Ward das Bewußtsein; aber hält uns einer
Die ekelhafte Zuthat vor und sagt uns,
Was wir getrunken, sprengt man Brust und Seiten
Mit heft'gem Würgen. — Ich trank und sah die Spinne".

In Mozarts „Così fan tutte" illustriert der geniale Komponist den Zustand der Hypnose durch komische Zittertöne, welche die magnetischen Striche ausdrücken sollen. Die Instrumentierung der Melodie durch das Fagott, welches in seiner Tiefe zu andauerndem Triller genötigt wird, erhöht die Komik der Situation.

Im „Barbier von Sevilla" läßt sich nicht nur der Musiklehrer Basilio, sondern auch der sich überklug dünkende Dr. Bartolo durch den unerklärlichen Widerspruch des Grafen Almaviva gegen die militärische Wache in eine Katalepsie versetzen, welche erst gelöst wird, nachdem die überlustigen Gesellen — Graf Almaviva und der zu jedem Teufelsstreiche aufgelegte Barbier Figaro, ihren wehrlosen Opfern Schnupftabak in die Nase geflößt und dadurch heftigen Niesreiz erzeugt haben. Die meisten Darsteller des Dr. Bartolo glauben den Witz überbieten zu müssen, indem sie bei einer Bewegung des Armes von fremder Seite diesen so lange auf- und abpendeln lassen, wie eine schwingende Maschinenfeder, bis er seine alte Lage wiedergewonnen hat. Das widerspricht aber der Natur jener Starre, in welcher jedes Glied buchstäblich starr unbeweglich bleibt und jeder bewegenden Kraft Widerstand leistet. — In derselben komischen Oper läßt sich Basilio, der breitspurige Musiklehrer, durch Wortsuggestion das gelbe Fieber aufreden, welches ihn sofort in Todesangst versetzt, bis ihn eine mit Gold gefüllte Börse über das Wesen dieser zur Intrigue des Augenblickes nötigen Krankheit aufklärt.

---

[1] Der Ertrag ist für den „Verein Lebensschule" bestimmt. Das Buch ist zu beziehen vom „Verlag der Lebensschule" in Gerstungen. — Preis 6 Mark.

Daß in den italienischen Nervositätsopern die von Szene zu Szene aufregender wirkende Handlung nebst der noch nervöseren Musik mit Katalepsie-Finale abschließt, darf uns nicht wundern. In der „Cavalleria rusticana“ von Pietro Mascagni rennt am Schlusse das ganze sizilianische Dorfvölkchen zusammen, um zu erfahren, welchen Ausgang das Bauernduell wegen verletzter Familienehre genommen hat. Da ertönt der Ruf, zu dessen düsterer Schreckensgewalt nur das gesprochene, nicht gesungene Wort paßt: „Erstochen ist Turiddu! Turiddu ist tot!“ — und alle stehen da, von Schrecklähmung gefesselt. Mit derselben Katalepsie endet Mascagnis Oper „Bajazzi“, in welcher der Bajazzi im Bühnenspiele sein Weib und ihren Buhlen ersticht. In der italianisierenden Oper „Mara“ von Hummel geraten sogar die hartherzigen Tyrannen der Blutrache in die gleichsam hypnotische Starre des Entsetzens, da Mara ihren Gatten erschießt, um ihn nicht von den Felsen hinabstoßen zu lassen, wozu ihn die Rächer verurteilt haben. Und die neueste Opernkatalepsie ist der Schluß des Einakters „Hochzeitsmorgen“ von Casquel, in welchem der zum Verbrecher herabgesunkene erste Liebhaber die schon den Weg zur Kirche betretende Braut eines würdigeren Mannes erschlägt.

Zeichen der Zeit: Katalepsie in der Kunst! Katalepsie der Kunst!

Dr. H. Göring.



Schopenhauers Bemerkung über die Philosophie der Inder.

In der vortrefflichen Ausgabe sämtlicher Werke Schopenhauers von Eduard Griesebach, von der bereits ein zweiter berichtigter Abdruck erschienen ist (Leipzig, Verlag von Philipp Reclam, sechs Bände, à 1 Mk., gebunden à 1 Mk. 50 Pf.), lauten die Worte Schopenhauers über einige Punkte der Sanskritlitteratur (II. Bd. S. 420 ff.):

„Die Sankhyaphilosophie, welche man als Vorläufer des Buddhaismus betrachtet, wie wir sie in der Karika des Iswara Krischna, von Wilson übersetzt, in extenso vor uns sehen (obwohl immer noch wie durch einen Nebel, wegen der Unvollkommenheit selbst dieser Uebersetzung), ist interessant und belehrend, sofern sie die Hauptdogmen aller indischen Philosophie, wie die Notwendigkeit der Erlösung aus einem traurigen Dasein, die Transmigration nach Maßgabe der Handlungen, die Erkenntnis als Grundbedingung zur Erlösung und dergleichen mehr uns in der Ausführlichkeit und mit dem hohen Ernste vorführt, womit sie in Indien seit Jahrtausenden betrachtet werden.

Inzwischen sehen wir diese ganze Philosophie verdorben durch einen falschen Grundgedanken, den absoluten Dualismus zwischen Prakriti und Puruscha. Dies ist aber gerade auch der Punkt, in welchem die Sankhya von den Veden abweicht. — Prakriti ist offenbar die natura naturans und zugleich die Materie an sich, d. h. ohne alle Form, wie sie nur gedacht, nicht angeschaut wird: diese so gefaßt, kann, sofern alles aus ihr sich

gebiert, wirlich als identisch mit der natura naturans angesehen werden. Puruscha aber ist das Subjekt des Erkennens: denn sie ist wahrnehmend, unthätig, bloßer Zuschauer. Nun werden jedoch beide, als absolut verschieden und voneinander unabhängig genommen; wodurch die Erklärung, warum Prakriti sich für die Erlösung der Puruscha abarbeitet, ungenügend ausfällt. Ferner wird im ganzen Werke gelehrt, daß die Erlösung der Puruscha der letzte Zweck sei: hingegen ist es mit einem Male die Prakriti, welche erlöst werden soll. — Alle diese Widersprüche würden wegfallen, wenn man für Prakriti und Puruscha eine gemeinsame Wurzel hätte, auf welche doch auch Widerwillen des Kapila; alles hindeutet; oder Puruscha eine Modifikation der Prakriti wäre, also jedenfalls der Dualismus sich auflöste. — Ich kann, um Verstand in die Sache zu bringen, nicht anders, als in Prakriti den Willen und in Puruscha das Subjekt der Erkenntnis sehen.

Ein eigener Zug von Kleinigkeit und Pedantismus in der Sankhya ist das Zahlenwesen, das Aufzählen und Numerieren aller Eigenschaften usw. Er scheint jedoch landesüblich, da in buddhaistischen Schriften ebenso verfahren wird.

Der moralische Sinn der Metempsychose in allen indischen Religionen ist nicht bloß, daß wir jedes Unrecht, welches wir verüben, in einer folgenden Wiedergeburt abzubüßen haben; sondern auch, daß wir jedes Unrecht, welches uns widerfährt, ansehen müssen als wohlverdient, durch unsere Missethaten in einem früheren Dasein.

Daß die drei oberen Kasten die wiedergeborenen heißen, mag immerhin, wie gewöhnlich angegeben wird, daraus erklärt werden, daß die Investitur mit der heiligen Schnur, welche den Jünglingen derselben die Mündigkeit verleiht, gleichsam eine zweite Geburt sei: Der wahre Grund aber ist, daß man nur infolge bedeutender Verdienste in einem vorhergegangenen Leben zur Geburt in jenen Kasten gelangt, folglich in solchem schon als Mensch existiert haben muß; während wer in der untersten Kaste oder gar noch niedriger geboren wird, vorher auch Tier gewesen sein kann.

Ihr spottet über die Aeonen und Kalpas des Buddhaismus! — Das Christentum freilich hat einen Standpunkt eingenommen, von dem aus es eine Spanne Zeit überblickt; der Buddhaismus einen, von dem aus die Unendlichkeit in Zeit und Raum sich ihm darstellt, und sein Thema wird. —

Der versunkene Zustand der einst so hochgebildeten Hindu ist die Folge der entsetzlichen Unterdrückung, welche sie 700 Jahre hindurch von den Mohammedanern erlitten haben, die sie gewaltsam zum Islam bekehren wollten. — Jetzt ist nur $^1/_8$ der Bevölkerung Indiens mohammedanisch. („Edinb. review“, Jan. 1858). —

Es ist wahrscheinlich, daß gerade so entfernt verwandt, wie das Griechische und Lateinische dem Sanskrit, auch die Mythologie der Griechen und Römer der Indischen ist, und beiden die Aegyptische. Zeus, Poseidon und Hades sind vielleicht Brahma, Wischnu und Schiwa: dieser letztere

hat einen Dreizack, dessen Zweck beim Poseidon unerklärt ist. Der Nilschlüssel, crux ansata, Zeichen der Venus, ist genau Lingam und Yoni der Schiwaiten. Osiris oder Isiris ist vielleicht Iswara, Herr und Gott. — Den Lotus verehrten Aegypter und Inder. —

Sollte nicht Janus, der eine akademische Vorlesung gehalten und ihn als das Ur-Eins erklärt hat, der Todesgott Yama sein, der zwei Gesichter hat, und bisweilen vier? Zur Kriegszeit sind die Pforten des Todes geöffnet. Und wäre vielleicht Pradjapati Japetos? — Für die Identität des Buddha mit dem Wodan spricht sehr, daß Mittwoch (Wodans-day) dem Jupiter und dem Buddha heilig ist. —

Korban im Oupnekhat sacrificium kommt vor Markus 7, 11: Κορβαν, ὁ ἐστι δωρον. — Das Wichtigste aber ist folgendes: Der Planet Merkur ist dem Buddha heilig, wird gewissermaßen mit ihm identifiziert und der Mittwoch ist Buddhas Tag. Nun ist aber Merkur der Sohn der Maja und Buddha der Sohn der Königin Maja! Das kann nicht Zufall sein. „Hier", sagen die Schwaben, „liegt ein Spielmann begraben". G.



Eduard Grisebachs Schopenhauer-Ausgabe.

Auf das prächtige Werk einer zuverlässigen Schopenhauer-Ausgabe machte mich Kuno Fischers „Geschichte der neueren Philosophie" aufmerksam. Ich habe sie mit wachsendem Vergnügen geprüft und ziehe sie jetzt allen mir bekannten Ausgaben vor. Sie ist bei Philipp Reclam jun. in Leipzig in sechs Bänden zu dem unglaublich billigen Preise von à 1 Mark, gebunden à 1 Mark 50 Pfg., erschienen.

Ueber Frauenstädts Art, den Text Schopenhauers zu behandeln, sagt Eduard Grisebach:

„Der Meister hat wohl selbst eine Ahnung davon gehabt, wie sein Schüler sich als Editor benehmen werde: er schreibt ihm auf Anlaß der Frauenstädt'schen „Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie" am 15. Oktober 1853 folgendes:

„Nun aber will ich gleich Ihnen die Rüge schreiben, daß in der „angeführten Stelle aus meinen Schriften drei häßliche Druckfehler stehen". Es ist mir überaus peinlich, im Druck meine Worte verunstaltet zu sehen. Schon in Ihren ästhetischen Fragen hatte ich ein Paar solcher Fehler, ja noch ärgere entdeckt und habe sie Ihnen angezeigt. Ich bitte Sie bei der Korrektur, wenn irgend ein Citat aus meinen Werken vorkommt, das Original jedesmal zu vergleichen.

O, daß Sie etwas von dem edlen Fanatismus des Kilzer hätten! der schon diesen Sommer mir ernstlich vorschlug, ich sollte ein Fidei-Kommissum gründen, zu dem Zweck, daß stets darüber gewacht würde, daß in meinen Werken niemals auch nur eine Silbe geändert werden könne. — —

Von Ihnen prätendiere ich bloß genauen, unverkümmerten und unverfälschten Abdruck meiner Worte".

Zwei Jahr später kommt er, durch einen Frauenstädt'schen Journalartikel veranlaßt, auf denselben Gegenstand zurück, und sagt, im Brief vom 24. November 1855:

„Wenn ich Sie jetzt schelte, so denken Sie darum nicht, daß ich Ihre großen Verdienste um meine Philosophie und mich vergesse: das werde ich nie, aber ich sage, was Recht ist. Sie haben die Stelle von mir, solchen Herren vom Tiegel und der Retorte usw. citiert. Gleich ärgerte mich die Weglassung der Retorte, aber wenigstens viermal hat sie mich von neuem geärgert, da ich ebenso oft sie von anderen, stets nach Ihnen, citiert gefunden habe. Freund, beschneiden Sie Dukaten und Louisdore, nur beschneiden Sie nicht meine Sätze. Ich schreibe, wie ich schreibe und **kein** anderer! da hat jedes Wort seinen Wert und seine Notwendigkeit, wenn **Sie** solche auch nicht fühlen, noch erkennen. Ich verlange also, daß, wenn sie **mich** citieren, Sie nie eine Silbe weglassen. Dazu bin ich berechtigt; ja, es versteht sich, schon ehrlicherweise, von selbst".

Trotz dieser mehrfachen Rüge bestimmte Schopenhauer, eben wegen jener „großen Verdienste" Frauenstädts, diesen dennoch zu seinem litterarischen Testamentsvollstrecker. Dabei rechnete Schopenhauer wohl im voraus darauf, daß Frauenstädt zwar sein erster, aber nicht sein letzter Editor sein werde, und daß, auch ohne Fideikommiß, die von dem „Fanatismus" des treuen Kilzer beseelten Herausgeber dereinst nicht fehlen würden.

Die vorliegende Gesamtausgabe ist die erste, welche sich das Ziel gesteckt hat, den Forderungen des Meisters durchweg nachzukommen, und also seine Werke nach der von ihm festgesetzten Reihenfolge, in genauem, unverkümmertem und unverfälschtem Abdruck wiederzugeben, ohne irgend etwas daran zu ändern, sei es eine Periode, oder auch nur ein Wort, eine Silbe, ein Buchstabe, ein Interpunktionszeichen". G.



Jagd als Sport und Notberuf.

Herr F. Hauser, graphischer Zeichner in Näfels (Schweiz), schrieb mir am 4. Januar 1896 unter anderem:

„Sie führen aus dem Buche „Deutsche Standesehre in Liebe und Leben" von Oberst von Gizycki seine Ansicht über die Jagd an, unterschreiben also die Worte „ . . . . wenn dieser Jäger nur ein einziges Mal eines derartigen ästhetischen Genusses fähig wäre, so würde er sofort das Gewehr fortwerfen, um es nie wieder aufzunehmen".

Mit diesen Worten begehen Sie aber sicher manchem Menschen gegenüber ein Unrecht. Was drückt gar manchem Jäger das Gewehr in den Arm? — Die Not, der Hunger — und lange nicht alle, die Tiere morden, morden aus Lust. Mancher, der den Lauf auf den balzenden Auerhahn richtet, wäre zeitlebens dem harmlosen Tiere nie nachgeschlichen, um es zu töten, hätte nicht das Schicksal ihm dazu gezwungen und manchen,

den Sie mit Ihren angeführten Worten an den Pranger zu nageln gedenken, fühlt besser, als irgend ein Theosoph, der unangefochten von bitterer Armut und Not mit wohlgenährtem Leibe zur selben Stunde, wo jener den mordenden Schuß abgiebt, unter weichen Dunen schläft, den Hauch der Gotteskraft im Tiefinnersten, die sich so hehr und überwältigend vom Tagesgrauen bis zum Sonnenaufgange offenbart. Er ist nicht taub für die Sprache, die der Weltgeist spricht. Der jubelnde Chor der Vögel, das jauchzende Gebet der befiederten Kinder des stillen Bergwaldes, dieser Wiederhall von Dank und Lebenslust; das überwältigende Schauspiel des Sonnenaufganges — all das bewirkt auch in seinem Inneren einen hohen ästhetischen Genuß, — so hoch ihm nur irgend ein Mensch, ob Jäger oder nicht Jäger, zu fühlen vermag.

Ich komme hier wieder zu einem Punkte, der mir schon hundertmal im Leben zu tiefstem Sinnen Anlaß gab und über den ich mir nie klar werden kann. Auch in obigem Falle ergiebt sich, wie noch bei manchem anderen, daß die Leiden, Not und Schmerz, nicht dem Menschen als Stufen zum Besseren, zum Idealen, zur Wahrheit dienen, sondern vielmehr ihn ganz den dunkeln, niederen Mächten in die Arme führen. — Wie kann es nur anders sein, als daß ein Mensch, der nach dem Guten und Edlen gestrebt, der sich nach allen Kräften angestrengt, sich redlich und ehrlich durch die Welt zu schlagen, dem aber stets das Schicksal den Weg verlegt, ihn zurück in den Sumpf und mithin zu einer Lebensweise zwingt, bei der die Gesetze der Liebe gegen alle Geschöpfe usw. unbeachtet und beiseite gesetzt werden müssen, endlich ganz zu Grunde geht, ganz vertiert und grausam wird? Was bleibt denn dem Menschen, der sich nicht aus dem Sumpfe erheben kann, trotz allem Ringen, trotz allem Schaffen, übrig, als unterzusinken?

Wahrscheinlich rühmen auch Sie sich unter jene zu zählen, welchen das Schicksal nicht mit Knütteln niederschlägt — und recht von Herzen wünsche ich Ihnen die dauernde Gunst der mächtigen Göttin".

Antwort: Das Buch von Oberst von Gizycki, dem ich mich ganz anschließe, spricht von der Jagd als Sport. Was Sie behandeln, ist etwas ganz anderes, was niemand als Sport verurteilen wird. Wir streiten also nicht miteinander.

Aber wie können Sie nur die für einen Leser der „Sphinx" strafbar oberflächliche Auffassung aussprechen, daß es einen Menschen giebt, den das Schicksal ungeschoren läßt! Und nun gar soll ich es sein, der glatt davongekommen sei? Das klingt ja fast, als wären Sie durch das von Ihnen angedeutete Mißgeschick mißgünstig gegen andere geworden, die Sie für glücklich halten. Wissen Sie denn überhaupt, ob Sie mein Schicksal ertragen haben würden? Ob Sie einer wilden Verzweiflung verfallen wären? Fragen Sie wirklich mit Ueberzeugung, ob einer in Ihrem Sinne „glücklich" ist! Jeder trägt sein Karma, weil er es muß — und will.

Dr. Göring.



Astrologie, — der Spott der Unwissenden.

Herr Richard Weber, dessen „Lehrbuch der Astrologie" ich in Aussicht stellte, schreibt: „Es ist eine schwierige, zeitraubende und undankbare Aufgabe, eine Sache zu verteidigen, deren allerelementarste Grundbegriffe fast allgemein unbekannt sind. Man müßte da sehr weitschweifige Erklärungen vorausschicken. Deshalb scheue ich auch eine Popularisierung meiner Arbeiten für die „Sphinx", sofern ich Ihnen durch Zustellung solcher Arbeit gefällig wäre. Man kann und soll nicht über eine gewisse Grenze der Popularität hinausgehen und vor allem nicht die Termini technici der Alten über Bord werfen. Solche Versuche sind schon früher zum größten Schaden der Sache gemacht worden. — Jeder glaubt dann mitreden zu können, ohne sich die Mühe zu geben, ein tieferes Verständnis zu erlangen, und es entstehen solche wahrhaft sinnlose Einwände, wie der eines Kritikers, der die fleißigen Astrophysiker auffordert, ihm zu erklären, „wie und wo eigentlich die Strahlen der Sonne und des Mondes durch ihr „Zusammentreffen" das „Glücksrad" bilden". Im Anschluß daran spricht er von den sechs Apfelschnitten des Himmelsthemas! — Kiesewetter hat sich damals keine Mühe gegeben, ihm zu entgegnen und ich selbst wußte damals so wenig von Astrologie, wie der Kritiker, hütete mich aber deshalb sehr, so dummes Zeug drucken zu lassen, was später einmal in Zeiten besserer Erkenntnis, vom Gegner als Waffe, in Form eines unvernichtbaren Armutszeugnisses, benutzt werden könnte. Es kränkte mich aber sein hochfahrender verächtlicher Ton und seine Unterlassungssünden, indem er vergaß, Keppler als Verteidiger der Astrologie zu nennen, so daß ich ihm eigentlich eine Hauptanregung zum Studium verdanke. Hundert andere wird er freilich abgeschreckt haben.

Der Fall zeigt aber, daß man sich viele läppische Witzbolde fernhalten kann, wenn man nicht zu sehr ins Breite geht, indem man höchst überflüssige Verdeutlichungen und Verdeutschungen vornimmt. Jeder muß zugeben, daß ein „Glücksrad" sich trefflich als Zielscheibe des Witzes eignet, indem es zu Vergleichen mit dem Drehvogel auf Schützenfesten ordentlich herausfordert. Was ist aber nun das unglückliche „Glücksrad"? Ein Punkt der Ekliptik, der sich zum Monde so verhält, wie der Ascendent zur Sonne, d. h. es ist, wie Ptolemäus kurz und treffend sagt „der Ascendent des Mondes", — wie der bei der Geburt aufgehende Punkt der Ekliptik der Ascendent der Sonne ist. Die Alten bezeichneten diesen Punkt der Ekliptik mit „pars fortunae"; das Zeichen dafür ist ein Kreis mit zwei sich kreuzenden Linien; flugs wurde es populär gemacht und als Glücksrad vorgestellt. Vor solchem Unheil möchte ich mich hüten. —

Ich denke, mit kurzen Fußnoten läßt sich viel erzielen". — H. G.



Richard Fugmann über Kunst und Leben.

Der Verfasser des kleinen Schriftchens „Glückliche Menschen" (Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig) hat ein zweites Büchlein in Form von Aphorismen veröffentlicht: „Heiter ist die Kunst, erhabener und heitrer das Leben" (Leipzig, Wilhelm Besser. Preis: 1 Mk.). Der Verfasser sagt im Vorworte:

„Ueber die Kunst hinaus? Wie einseitig wird mancher denken, mancher sagen; was für Genüsse dank ich ihr, welch unersetzlich heitere, welch stimmungsvolle Stunden spendete sie mir, welch liebliche Oase in der Wüste, der Misere unseres Lebens, ist mir die Kunst! wird ein anderer meinen. Ja, lieber Leser, ich selbst habe ihr unendlich viel zu danken; welch erhebende Stunden erlebte ich in den Räumen und würdigen Tempeln der Musen! hier ging ich zur Schule, jetzt geh ich zur Schule ins Leben. —

Es giebt verschiedene Daseinsebenen, niedere und höhere. Bis jetzt kann noch gar nicht festgestellt werden, auf welch hohe Daseinsebene das köstliche Leben durch die unberechenbare Kraft des ernsten, eisenfesten, inneren Willens gerückt werden kann; wie grenzenlos das Reich des Schönen und Erhabenen in uns entwickelt werden kann. Wir einzelnen sind erst auf dem Wege dahin, und Stunden ahnungsvollen Schauens sind unser. —

Wandelt, von Liebe und Tugend berauscht, in den Gefilden der heiligen Natur, lauschet auf das Leben und Weben in ihr, das sich mit jedem Pulsschlage tausendfältig verändert und verschönert; sehet, wie es sich offenbart drinnen im Strome der Menschheit, draußen in stiller süßer Einsamkeit; in heiliger Blütenfrühlingswonne, in Farbenpracht und Sommerjubel, in des spendenden Herbstes wunderbaren Freuden, auch in der märchenhaften Pracht der Wintermondscheinnächte, im zauberisch glitzernden Schneegewande der Natur. Kommt mit mir, genießet dieses alles bis in die zartesten Regungen hinein, bis zu den zitternden Feinheiten, und auch hinauf bis zur majestätischen Größe und Pracht des nächtlichen Sternenalls; lasset sie herabsteigen aus den Sternensphären die höheren lichtdurchfluteten Wesen in das Reich eurer Phantasie! Lichtelfen und Gnomen herbei zum seligsten Liebesreigen beim Weben zartester Harmonien! — steht, so wachsen wir über die Kunst hinaus und fühlen uns grenzenlos frei im Geiste und der Natur.

Wie dumpf ist die Luft der Museen, wie verdorben die der Theater! Materialismus, Spezialismus, Mechanismus. — Heilige Intuition, erhebende Anschauung im Geiste und der Natur, wo seid ihr geblieben? — —

Sehet zu, daß euer Leben nicht die Narrenkappe schmückt, die gar zu oft von den Gelehrten; selbst von Philosophen getragen wird; oft auch Künstler schmücken sich damit. —

„Heiter ist die Kunst,
unendlich höher und erhaben heiterer ist die Wahrheit
und das Leben".

Ich werde Aphorismen aus Fugmanns Schrift später mitteilen und empfehle dieselbe zunächst unseren Lesern. **H. Göring.**

Die „theosophische Isis" von Herbert A. W. Coryn.

Eine neue theosophische Zeitschrift wird von Herbert A. W. Coryn herausgegeben unter dem Titel: „The Theosophic Isis" im Verlage von The Theosophical Book Co., 77 Great Portland Street, London W. (jährlich 12 Hefte; Abonnement: 6 s. 6 d.) Sie nennt sich eine „Monatsschrift für allgemeine Verbrüderung, für Theosophie und okkulte Wissenschaften". Ihr Herausgeber Coryn ist unseren Lesern durch sinnige, geistvolle Arbeiten bekannt, die ein tiefes Gemüt und lautere Religiosität bekunden.

Mir liegt nur das Märzheft vor, welches recht wertvolle Aufsätze enthält. Es beginnt mit einer Beurteilung von H. P. Blavatsky und enthält im weiteren einen Brief über Okkultismus von Israel Meldola, einige Gedanken über das Studium der „Geheimlehre", eine Charakteristik des Grafen Cagliostro — Joseph Balsamo mit einer Abbildung desselben, eine Abhandlung von Dr. Jerome A. Anderson über das Traumleben, einige Bemerkung über die heutige Wissenschaft und den Okkultismus, endlich kleine Notizen und sinnreiche Gedichte.

Ueber die schon erschienenen ersten zwei Hefte werde ich berichten, sobald ich sie in Händen habe. — Der Herausgeber von „The Theosophic Isis, Mr. Herbert A. W. Coryn wohnt 16 Billiter Buildings, Billiter Street, London E. C.

H. Göring.



Theosophische Gedanken bei Robert Browning.

Der englische Dichter Robert Browning verdient durch die Vorzüge seiner schriftstellerischen Art bei den Lesern der „Sphinx" Eingang und Beachtung zu finden. Seine in Deutschland wenig bekannten Dichtungen, das Drama: „The Return of the Druses", „Stratford" — und die Erzählungen: „Balanstion", „The Ring and the Book" — und seine kleinen Skizzen: „In a Balcony", „Fra Lippo Lippi", „Saul" — zeichnen sich durch eine feine, geistvolle und durch vornehmen ethischen Sinn geleitete Charakteranalyse aus. Browning führt den Gedanken aus, daß es nicht darauf ankommt, wie der Mensch handelt, sondern auf das, was der Mensch ist, also auf die Motive seiner Handlungsweise. Er sagt, daß ein Mensch etwas Bestimmtes ist: Daraus folgt, daß er in einem bestimmten Augenblicke der Entscheidung gut oder schlecht handelt. Er haßt das Schwankende, während er sonst nie moralisiert. Der Tod ist für ihn nur die Veränderung eines Zustandes, dagegen kennt er solche, die leben, aber schon geistig tot sind. Jünglinge, die er schildert, läßt er stets so auftreten, daß man immer noch Hoffnung auf eine Entwickelung im guten Sinne haben kann, während seine Greise entweder das Muster der Güte, also Engel, oder geistig tot, schon bei Lebzeiten gestorbene Teufel sind.

Lucy T. Straith.





Briefverkehr mit unseren Mitarbeitern und Lesern.

Antworten von Dr. Göring.



Positives und Negatives für die „Sphinx".

L. D. in M. Positives und Negatives in der Theosophie. Sie haben mich vollkommen mißverstanden, wenn Sie meine Ablehnung „negativen" Materiales auf Theosophie und meine Betonung der Notwendigkeit, „positives" Material in die „Sphinx" zu bringen auf Phänomenalismus bezogen. Ich verstehe unter „Positivem" einzig und allein Theosophie, das, was überhaupt die „Sphinx" in erster Linie zu bringen verpflichtet ist, vor allen Dingen immer neue Beweise für das Gesetz des Karma und für die sittlich-religiöse Wahrheit der Wiederverkörperung. Alles, was man Mystik nennt, hat nur so weit Wert, als es in Theosophie aufgeht. Was sich die bekannten grünen Jungen unter Mystik vorstellen, hat mit Mystik nichts zu thun, da es bei diesen an Größenwahn leidenden Knaben auf einen egoistischen Individualismus hinausläuft. Diese frühreifen Schulkinder hängen mit allen Fasern an und in Nietzsche, aber nicht an dem genialen Nietzsche, sondern an der diabolischen Karrikatur aller Ethik und Religion. Die unkritisch aufgenommenen Irrlehren des großen unglücklichen Denkers benutzen sie als Deckmantel ihrer Unfähigkeit und gierenden Journalistenstreberei.

Unter „negativem" Material verstand ich die unfruchtbaren Berichte über Streitigkeiten in der „Theosophischen Gesellschaft" und über ungelöste und vorläufig unlösbare Streitfragen der Theosophie. Wir wollen uns doch endlich in der „Sphinx" an das halten, was wirksam in das Leben eingreift, was dem ruhelosen Herzen Frieden und dem fluchbeladenen Zeitalter den Segen einer harmonischen Weltanschauung verleiht.



Die „Theosophische Gesellschaft" und die „Sphinx".

Dr. K. in K. Die „Sphinx" bleibt nach wie vor das Organ aller deutschredenden Zweige der theosophischen Gesellschaft. Aus der Aeußerlichkeit einer kleinen Veränderung des Titels der „Sphinx" können Sie doch unmöglich auf eine feindliche Haltung gegen irgend einen Zweig der „Theosophischen Gesellschaft" schließen. Mißverständnisse mancher Leser, selbst mancher Gruppen von Lesern kann ich nicht verhüten. Man muß den

guten Willen haben, nicht feindliche Tendenzen da anzunehmen, wo solche völlig ausgeschlossen sind. Ich bin jederzeit bereit, druckfähige Berichte über die Verhandlungen der theosophischen Zweiggesellschaften in jedes nächste raumfreie Monatsheft unserer Zeitschrift aufzunehmen; wenn mir aber halbjahrlang keine Zeile von irgend einer Seite der Vorstände oder Mitglieder zum Abdruck geschickt wird, so ist es nicht meine Schuld, daß die „Sphinx“ über den Fortgang der theosophischen Bewegung schweigt. Die Redaktion einer Zeitschrift kann nur der objektive Mittelpunkt sein, in welchem die der Veröffentlichung fähigen Arbeiten der beteiligten Kräfte zusammenfließen. Im ganzen Jahre 1894 habe ich nur einen Bericht bekommen, der leider nicht den bescheidensten Ansprüchen genügte. Wie ich alle Achselträgerei abweise, so suche ich mich auch von jeder einseitigen Partei und Koterie unabhängig zu halten, weil dadurch die Sache der Theosophie geschädigt wird. Sollte aber gar die theosophische Bewegung in Personenkultus ausarten, so wäre dies der verhängnisvolle Anfang vom Ende.



Erst Leistung, dann Kritik!

N. P. in **B.** Ihnen gilt jedes Wort meiner Antwort an Herrn Dr. K. Schreiben Sie sich aber noch ganz besonders hinter die Ohren, daß Sie der letzte sind, der sich Anschuldigungen erlauben darf, wie Sie sie auszusprechen sich erdreistet haben. Sie scheinen gründlich Person mit Sache zu verwechseln. Von Ihrer Seite in Schutz genommen zu werden, würde jener Mann, den Sie jetzt in den Himmel heben, als Beleidigung auffassen, da Sie ihn früher als „Lügner“ brandmarkten oder nach Geschäftsbedarf mit plumpen Schmeicheleien überhäuften. Brechen Sie zunächst mit sich selbst, dann erst mit der „Sphinx“! Legen Sie Ihre Trägheit ab und reißen Sie den Wahn aus Ihrem Bewußtsein, daß Sie etwas ganz Besonderes sind! Bisher haben Sie nirgends, wo Sie waren, Ihre Pflicht erfüllt. Streberische Schmarotzerei verträgt sich nicht mit Theosophie. Die lästigsten Widersacher sind gewisse Schmarotzer, deren faule Leistungsunfähigkeit ich ohne Umwege als das bezeichnet habe, was sie ist.



Keine Eintagsfliegen!

E. P. in **W.** Ich bitte Sie, wie jeden Mitarbeiter, um Arbeiten, welche nach Jahren noch denselben Wert haben, wie heute. Verschwenden Sie Ihre Kraft nicht an Eintagsfliegen. Ueberlassen Sie doch den Kleinkram und Bettel von Klatsch und kleinlichen Streitereien den Blättern, die täglich zweimal erscheinen. Das paßt sich nicht für eine Monatsschrift, die sich ernste Aufgaben stellt und von Personenkultus und Personenfeindschaft frei bleiben muß. Eine Individualität ist immer etwas sehr Vergängliches und darf so wenig in den Himmel gehoben, wie in den Schmutz gezogen werden. Aus Personenkultus und Personenhaß, jenem

traurigsten Widerspiel der Theosophie, über welches oft die am wenigsten hinaus sind, die bei jeder Gelegenheit betonen, daß sie sich nicht mehr als Individualität fühlen, schlagen immer nur diejenigen Kapital, welche zu träge oder unfähig sind, für eine gute Sache etwas zu leisten.



Parteikultus.

B. H. in **B.** Wie sich jemand über den Artikel von Oberst M. von Egidy über Dr. Hübbe-Schleiden und Guttzeit aufregen kann, ist mir rätselhaft. Mein Rechtsgefühl forderte, daß ich Herrn von Egidy in dieser Frage selbst das Wort erteilte. Dasselbe Rechtsgefühl hat mich veranlaßt, den ersten Abzug des Artikels von M. von Egidy an Dr. Hübbe-Schleiden zu schicken. Mitte September muß Dr. Hübbe-Schleiden diesen Korrekturbogen in Händen gehabt haben. Erst im November ist der Artikel wörtlich so erschienen, wie ihn Dr. Hübbe-Schleiden erhalten hat. Jederzeit steht diesem die „Sphinx“ zu seiner Entgegnung oder zu einer selbständigen Kritik der Guttzeit'schen Broschüre zur Verfügung. Ich werde selbst von anderen Autoren eine Besprechung dieses Buches zum Druck bringen, wenn sie druckfähig ist, d. h. wenn sie Nebenkram, Personenhaß und Personenkultus nicht zur Hauptsache erhebt, nicht kleinlich an jedem Worte klebt und nicht aus jeder Mücke einen Elefanten macht, außerdem aber auch in einigermaßen verständlichem Deutsch abgefaßt ist. Für die Erklärung einiger Leser, um dieses Artikels willen die „Sphinx“ aufgeben zu wollen, habe ich nicht einmal ein Wort der Kritik übrig. Wo ist dann überhaupt das sachliche Interesse an der Verbreitung der Theosophie gewesen? Gerecht zu sein, ist doch das Allergeringste, was der Herausgeber einer Zeitschrift für Theosophie im Auge haben muß. Und eine Sache totzuschweigen, von der fast auf Markt und Straße gesprochen wird, wäre in diesem Falle mindestens eine Thorheit. Allzugroße Empfindlichkeit verrät aber eine Unsicherheit, für die das noch zu hoch steht, was man Schwäche nennt. Also nochmals: Wer die Feder führen will, um ein vermeintlich begangenes Unrecht gutzumachen, der ergreife sie fest und gerecht! Aber dann mag auch das Jammern und die unmännliche Uebelnehmerei aufhören!



Projekte und kein Ende!

B. L. in **W.** und **M. D.** in **B.** Sie sollten doch mit Ihrer Projektmacherei die Verleger Ihrer eigenen hinkenden Boten beglücken, wenn Sie glauben, die deutsche Welt damit zu erobern. Eins dieser Projekte ist übrigens in den bis jetzt noch intimen Kreisen als litterarischer Diebstahl gerichtet, den Sie an Dr. Hübbe-Schleiden verübt haben. Sie dürften endlich doch so viel von der Theosophie begriffen haben, daß sich Ihre Handlungsweise nicht mit Theosophie verträgt.



Perverse Triebe.

J. S. in **B.** Ich kann Ihnen keine Indierin verschaffen, mit der Sie jahrelang schon im Seelenverkehr stehen. Reisen Sie nach Indien! Der Wunsch scheint telepathisch weitere Kreise zu ergreifen, wie ich aus mehreren Briefen sehe, die nicht im Scherze, sondern mit bitterem Ernste geschrieben wurden. Hüten Sie sich vor denen, die Sie zum Medium verderben wollen!



Die leidigen Korrekturen!

L. D. und **P. D.** Wiederholt muß ich Sie und andere unserer verehrten Mitarbeiter darum ersuchen, die Manuskripte so abzuschicken, daß bei der Korrektur nur Druckfehler und grobe Versehen berichtigt werden. Dabei ist es unumgänglich nötig, daß Sie deutlich lesbare, bei Fremdwörtern — die übrigens auf das allergeringste Maß, auf das absolut Notwendige zu beschränken sind — zweifelsfreie Buchstaben an den Rand, nicht mystische Zeichen in den Text des Korrekturabzuges setzen.

Stilistische Aenderungen des bereits gesetzten Textes kann ich nur gelten lassen, wenn ich sie als wirkliche Verbesserungen des ursprünglichen Textes anerkenne. Oft sind es nervöse Verschlimmbesserungen. Da ich die Verantwortung für den Text habe, nicht der Verlag und nicht die Druckerei, so halte ich jede diese Frage betreffende Verhandlung mit dem Geschäfte für unsachlich, um so mehr dann, wenn Korrekturen ohne mein Wissen nachgetragen werden sollen. Ich kann keiner Arbeit das Imprimatur erteilen, die ich nicht persönlich zuletzt geprüft und auf Grund meiner letzten Durchsicht in die Druckerei geschickt habe. Es widerspricht auch dem guten Verkehr, hinter dem Rücken einer beteiligten Person solche Korrespondenz zu führen.

Dringend muß ich um möglichst rasche Erledigung der Korrekturen bitten. Es ist vorgekommen, daß Korrekturen wochenlang trotz Brief, Postkarte und Telegramm behalten wurden. In diesem Falle mußte ich, ohne auf den Autor zu warten, den Druck zulassen.



Eigene Initiative der Mitarbeiter.

N. W. in **M.** Ich kann nicht begreifen, weshalb Sie mich für Nichtzusendung von englischen Zeitschriften der „T. S." verantwortlich machen. Ich habe Ihnen wiederholt gesagt und einmal selbst geschrieben, daß ich keine englische Zeitschrift für mich behalte, sondern an die Mitarbeiter verteile! Sie sind ein reicher Mann und bedürfen keiner Gratisexemplare zur Lektüre, Rezension und Uebersetzung. Was kann Ihnen daran liegen, für ein Buch einige Mark auszugeben! Ich habe nicht das geringste Interesse daran, ein Buch oder eine Zeitschrift in meinen Händen

Händen zu behalten, sobald ich weiß, daß ein anderer es zur Verbreitung theosophischer Gedanken und zur Mitteilung in der „Sphinx" besser verwendet als ich. Ich bin kein Büchersammler. Ich will, daß alles gelesen und verbreitet wird, was etwas wert ist, damit sein Zweck erfüllt wird.

Wenden Sie sich also an The Theosophical Publishing Society, 7, Duke Street, Adelphi. London W. C. Sie brauchen nur auf einer „Internationalen Postanweisung" den Betrag des Abonnements oder Buchpreises an die genannte Buchhandlung zu schicken: dann erhalten Sie, was sie brauchen.

Seit zwölf Jahren haben Sie sich eine gediegene Kenntnis der theosophischen Litteratur erworben. Auf Grund dieser Thatsache erwarte ich aber auch, daß gerade *Sie* mit einer *richtig leitenden Initiative* in der Verwertung der englischen Litteratur vorangehen.

Statt dessen schicken Sie mir unbedeutenden Kleinkram von Parteiklatsch, Personenstreitereien und unlösbaren Streitfragen — und sind verletzt, wenn ich das Kleinliche ablehne. Wenn Sie nur von jeder Nummer der von Annie Besant und Mead herausgegebenen Monatsschrift „*Lucifer*", die im oben genannten Verlag erscheint, irgend einen Artikel von Annie Besant, Mead, Sinnet, Leadbeater oder anderen übersetzten, und wenn es nur regelmäßig die ausgezeichneten Notizen „On the Watch-Tower" von Mead wären! Ebenso wertvolles Material enthält jedes Heft der Monatsschrift „Borderland" von *William T. Stead*, jährlich 11 Mk., die dem Publishing Office, 125, Fleet Street, London E. C. zu senden sind, wofür man „Borderland" portofrei erhält, — eine Monatsschrift, die in ganz vorzüglicher Ausstattung auf monatlich 124 *Quart*seiten mit vielseitigen Abbildungen einen überreichen Inhalt aus dem Gebiete des Okkultismus und der Theosophie bringt und bei uns wohl — infolge der geringen Abonnementsbeteiligung — den dreifachen Preis kosten würde. Das erste Heft des neuen Jahrganges von „Borderland" (Januar 1896) enthält unter 23 Artikeln mindestens zwölf, die sich vortrefflich für die „Sphinx" eignen würden; ich nenne nur die ausgezeichnete Charakteristik der edlen Frau Anna Kingsford, Dr. med., (mit Abbildung) und des Heilers Schlatter (mit Bild), einen Bericht von William T. Stead über zwei Doppelgänger (mit Abbildungen), Abhandlungen über Traumsymbole, über das zweite Gesicht, über Yoga, über „psychische" Photographie (mit Abbildungen), über Hypnotismus, über die Verwertung der Suggestion für die Erziehung, über Astrologie, Spiritismus u. a.

Wer nur ein Jahr lang die „Sphinx" aufmerksam gelesen hat, muß wissen, was sich für sie eignet. An anderer Stelle werde ich noch eine Reihe von Abhandlungen und Büchern nennen, die schon längst hätten ins Deutsche übersetzt werden sollen und jedenfalls in nächster Zeit in Bearbeitung genommen werden müssen. Dazu mögen Sie und andere arbeitsfähige Leser der „Sphinx" helfen!



Korrekturempfindlichkeit!

M. — Fassen Sie mein Verfahren nur natürlich auf. Ich lasse schon stehen, was nicht direkt unerlaubt undeutsch ist. Ihre stilistischen Korrekturen waren Verballhornisierungen Ihres ursprünglichen Textes. Ferner kann man unmöglich vier Genitive nebeneinander stehen lassen: da wird man ja um sich selbst herumgewirbelt! Ebenso korrigiere ich, wo es nur möglich ist, die Hinausschiebung der Verben an das äußerste Ende: denn wenn drei bis vier Zeitwörter sich ganz am Schlusse nebeneinander herumdrücken, so weiß man doch nicht, wohin jedes einzelne gehört, — wenn man nicht jeden Satz sofort zweimal lesen soll! Schreiben Sie doch so natürlich, wie man spricht, und nicht immer wie die Gymnasiasten, die Lateinisch in unbeholfenes Deutsch übersetzen wollen. Vermeiden Sie doch auch Ihre geschraubten Fremdwörter! Es ist nicht gelehrt, sondern dilettantisch! Wer in Deutschland endlich spricht denn außer Ihnen von einem „Bündel" geistiger Thatsachen, statt von einer Summe, um so mehr, da ein Zahlenbegriff im englischen Original jenem „Bündel" syntaktisch gleichgeordnet war! Ebensowenig deutsch ist „gegenüber von!" Es muß einfach der Dativ folgen: z. B. mir gegenüber! Noch weniger sagt man: „Ein Mensch ist um so beschränkter, desto mehr er übelnimmt", sondern: „je mehr er übelnimmt. — Alles in allem: Es war nur Notwehr, die mich zwang, Ihre Korrekturen des ersten Abzuges abzuwehren, soweit ich sie für Verschlimmbesserungen hielt. Keine Feindschaft um solchen Kleinkram! Bitte, aber auch keine Korrespondenz mit dem hierin stets unschuldigen Verlage hinter meinem Rücken! Letzteres befestigt mein Vertrauen nicht!



„Genial?"

Mich überläuft ein kühler Schauer, wenn ich im gewöhnlichen Leben das Wort genial höre. Drei Fragezeichen statt eines gehören meistens dazu. In einer dem Materialismus verfallenen, nur langsam sich ihm entwindenden Zeit, wie der unserigen, taucht vieles an die Oberfläche, was durch Geröll, Schutt und Schlamm emporgehoben, als lebensfähiges Gebilde betrachtet wird, während es nur abfaulende Stoffe sind, die durch ihr Aussehen täuschen. Das sind die Blender unter den Charakteren, die sich als Schwächlinge entpuppen; die halb oder ganz gelehrten Wiederkäuer, die sich für Forscher halten und noch nicht einmal die bekannte Freude erleben, Regenwürmer zu finden; die Litteraten, die sich für Denker halten, aber noch nicht einmal die ernste Denkarbeit der Vergangenheit begriffen haben und ihre unreife Halbbildung als Orakel hinausblöken; die Reimtechniker, die hoch über der Genialität unserer besten Dichter zu stehen glauben und doch nur den Schmutz und die Idole, nicht die Ideale des Lebens zu begreifen vermögen. „Genial" wird die platte Mittelmäßigkeit meistens von jenen mittelmäßigen Köpfen genannt, denen es Bedürfnis ist, als öffentliche Personen in allen Tageblättern

herumgetragen zu werden, die immer neue Projekte machen, um immer wieder genannt zu werden, die von jedem halben Gedanken so erfaßt werden, daß sie eine Volksbewegung für denselben „machen" zu müssen glauben; — das sind jene zum Bureaudienst prädestinierte Kaufmanns-naturen, jene Charlatane, die mit ihrer Halbbildung oft ebensoviel Gutmütigkeit wie Kritiklosigkeit und Eitelkeit verbinden, bisweilen auch wohl ernste Naturen irreführen, meistens aber halbgebildeten Agitatoren anziehen. Unter dieser zweifelhaften Schar sind diejenigen die schlimmsten, welche als „genial" bezeichnet werden. Die Komödie solcher „Genialität" endet meistens mit Bankerott — leider auch des Charakters.



Martinisten keine Verbündeten der T. S.!

William Q. Judge, der Präsident der T. S. in Amerika, erklärt in seiner Monatsschrift „Path" (Februar 1896), daß die „Martinisten" (Papus) in gar keinem Zusammenhange mit der T. S. stehen.



Brockmann gegen Kuhne.

Herrn **Matthäus Schmidtbauer,** Oberlehrer in Schwanenstadt (Oberösterreich). Den Streit Kuhne-Brockmann habe ich in Ihrer Zeitschrift für Erziehung und Unterricht nur deshalb verfolgt, weil Sie mir die betreffenden Nummern zuschickten. Wenn die frictio praeputii bei der Kuhnekur die Hauptsache sein soll, so wird Ihnen alle Polemik nichts nützen, solange die Menschen nicht durch den natürlichen Ekel von der Ausführung eines Verfahrens abgeschreckt werden, zu welchem doch nur eine talentlose Spielerei mit der Heilkunst geführt haben kann. Sobald ich Gelegenheit gefunden habe, in Leipzig die Kuhnekur an der Quelle zu beobachten, werde ich Stellung zu der Frage nehmen und mein Urteil öffentlich aussprechen. Einen die „Sphinx" wenig berührenden Streit aufzunehmen, liegt mir fern, noch mehr mußte ich ablehnen, eine bloß feindliche, sachlich nichts beweisende Notiz über Kuhne zum Abdruck zu bringen. Ebensowenig kann ich auf die Inserate einwirken, die rein geschäftliche Sache des Verlages sind; übrigens enthält das Kuhnesche Inserat ja nur Anzeigen von Büchern, die jeder prüfen kann. Wenn der genannte fatale Punkt darin eine wichtige Rolle spielen sollte, so appelliere ich wieder nur an den Ekel der Leser als Schutz gegen eine widernatürliche Sache. Partei ergreife ich in dem Streite in einer Richtung für Kuhne: man kann der geistige Urheber eines Buches sein, ohne eine Zeile geschrieben zu haben, wenn man jeden Gedanken gefunden und dem gegeben hat, der das Ganze nur stilisiert. Der Streit beweist ja, daß der Inhalt des von Brockmann niedergeschriebenen Buches wirklich Kuhnes Gedanken waren. Nach Jahren kann ein formal nicht gebildeter Mann sich so viel Stil angeeignet haben, daß er eine vorhandene Vorlage selbst stilistisch verbessern kann.



Stimmung.

N. v. H. in M. Hier ist das kleine Gedicht:

Früher oder später.

Hoch im dunklen Aether
Schwebt der Sternlein Heer, —
Früher oder später
Schaust du keines mehr.

Früher oder später
Sternlein auch vergeht.
Sprich, wer ist der Thäter,
Der den Staub verweht?

Sprich, wer ist der Thäter? —
Du erkennst ihn nicht? —
Früher oder später
Schaust du in sein Licht.

Rosa von Hofstetten.

Was die Auseinandersetzung mit Franz Evers betrifft, so bin ich ganz Ihrer Meinung. Wäre dieser junge Mensch nicht Redakteur der „Sphinx" gewesen, so hätte ich seine Kritik in der „D. W." völlig ignoriert.



Das, was der „Sphinx" würdig ist!

Fr. A. F. v. N. N. Ich kann Ihnen nur dankbar sein, wenn Sie Arbeiten von der „Sphinx" fernhalten wollen, die derselben unwürdig sind. Da gerade Sie mich zuerst in die Theosophie eingeweiht haben, so wundere ich mich, daß Sie mich fragten, was Sie übersetzen sollen. Von Ihnen erwarte ich diese Frage am wenigsten, da ich Ihr Urteil auf diesem Gebiete entschieden für zuverlässiger halte als das meinige. Sehr sympathisch berührt es mich, daß Sie heftig und mit einer Ihnen sonst fremden Schärfe die Phantastereien, die Sie in einer Ihnen zur Bearbeitung vorliegenden Schrift finden, von einer ernsten Zeitschrift fernhalten wollen. Ja, gerade wegen der zuverlässigen Kritik, die Sie üben, habe ich Ihnen einen Bericht zur Bearbeitung übergeben, aus welchem viel Unkritisches zu entfernen war. Wäre Ihnen eine andere Arbeit lieber gewesen, so hätten Sie doch nur wählen sollen. Es wäre mir lieber gewesen, wenn Sie mich nicht nach einer Aufgabe *gefragt*, sondern eine solche frei gewählt hätten. Ihre Wahl hätte unter allen Umständen meine Billigung gehabt und wäre zweifellos besser ausgefallen als die meinige. In jeder Beziehung ist nur die eigene Initiative der *bewährten* Mitarbeiter das wünschenswerteste! Wer Kenntnisse, Arbeitskraft und guten Willen hat, die englische Sprache beherrscht und ein gebildetes, lesbares, wenigstens von Sprachdummheiten sauberes Deutsch schreibt, dessen Hilfe ist mir höchst dankenswert, besonders wenn sie aus seiner eigenen Initiative hervorging! Nur keinen Kleinkram! Arbeiten Sie also, was *Sie* selbst empfehlenswert finden! Sie haben mein ganzes Vertrauen.



Juristen-Deutsch ist zu meiden.

K. F. in **B.** Das Juristen-Deutsch kennzeichnet sich durch Unbeholfenheit, Schwerfälligkeit und geschraubte Geschmacklosigkeit. Wer künstlerische Bildung, gesundes durch schlechte Einflüsse nicht verdorbenes ästhetisches Gefühl und ein wenig Verständnis für die Schönheit der deutschen Sprache besitzt, wird sich dagegen sträuben, wie gegen jenes Fremde, was unsere berechtigte Eigenart verfälscht. Wenn es Romanisten und Judaisten brauchen, so habe ich nichts dagegen: diese, als Anpassungs- oder Geburtsausländer können sich nicht anders als undeutsch ausdrücken. Wir wollen aber hier an einer gewissen Reinheit der Sprache festhalten und das Undeutsch dem Nichtdeutschen überlassen.



Geist und Sinnbild.

Da ich großen Wert darauf lege, daß jeder Ausdruck verstanden wird, der in unserer Zeitschrift gebraucht wird, so empfehle ich an Stelle des Vielen unverständlichen Wortes „esoterisch“ das verständlich deutsche Wort „geistig“ zu setzen und „exoterisch“ in „sinnbildlich“ zu übertragen. Es ist der Gegensatz von wahrem tieferem Sinne einer Heilslehre zu ihrem volkstümlichen Sinnbilde, welches allein der wundersüchtigen, bilderdurstigen, märchenlauschenden und neugierigen Menge verständlich wird. Die esoterische Lehre ist der geistige Gehalt, die exoterische Lehre ist das Symbol der Religion. Esoterisches Christentum nennt man deshalb geistiges Christentum, exoterisches Christentum ist die Kirchenlehre. Mit der wörtlichen Uebersetzung der beiden griechischen Ursprungswörter kann man nicht weit kommen, um den Sinn derselben zu begreifen.



Ist es von Gott, so wird es bestehen.

E. v. F. in **B.** Bei jeder Lebensangelegenheit, die mich tief bewegt, denke ich so. Ich vertraue immer der führenden Geistesmacht.

Wenn eine ernste Sache zum persönlichen Interessenspiel herabgewürdigt wird, so ändert sich an der Sache gar nichts: sie ist dann einfach nicht in den richtigen Händen. Wie hunderte, so habe auch ich mich durch den Heiligenschein treuester Selbstlosigkeit schon von vielen Menschen täuschen lassen. Es giebt Leute, die sich in der Rolle gefallen, als Propheten zu predigen. Entspräche ihr Wesen dem, was sie inszenieren, so wäre es ein Segen für die erlösungsbedürftige Menschheit.

Für die Redaktion verantwortlich:
Dr. Göring in Berka an der Werra (W.-Eisenach).

Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig.

Druck von Appelhans & Co. in Braunschweig.

Text-Beilage zur „Sphinx“.

XXII, 124. Juni 1896.

Auf welche Weise sollst Du täglich einschlafen?[1]

Von

C. W. Leadbeater.



Will ein Mensch in seinem wachen Bewußtseinszustande die Früchte genießen, welche sein Ego während des Schlafzustandes erntet, dann ist es für ihn absolut nötig, daß er eine gewisse Kontrolle über sein Gedankenleben erlangt, damit er seine kamische Natur unterjochen und sein geistiges Wesen höheren Dingen zugänglich machen lernt. Derjenige, welcher sich zum Schlafen niederlegt, sollte an die ihn umgebende Aura denken; er sollte seine ganze Willenskraft darauf richten, daß die äußere Oberfläche dieser Aura zu einer Schale wird, die ihn gegen die Einwirkung äußerer Einflüsse beschirmt. Thut er dies, so wird die aurische Materie seinen Gedanken Folge leisten: es bildet sich nämlich dann thatsächlich eine Schale rings um ihn herum, die den äußeren Gedankenstrom zurückhält.

Ein anderer Punkt, der aus unseren experimentellen Untersuchungen über die Hervorrufung von Träumen zur Evidenz sich ergiebt, ist die außerordentliche Wichtigkeit des letzten Gedankens, der in dem Kopfe eines sich zum Schlafen legenden Menschen aufsteigt. Es ist dies eine Betrachtung, welche der großen Mehrzahl der Menschen niemals aufstößt, obwohl sie sowohl in physischer, wie in geistiger und moralischer Hinsicht für sie von allergrößter Wichtigkeit ist. Wir haben aus unseren Untersuchungen ersehen, wie leicht der Mensch während des Schlafs beeinflußt wird; tritt er nun in diesen Zustand ein, indem er seine Gedanken auf hohe und heilige Dinge richtet, so zieht er dadurch Elementarwesen an sich heran, die durch ähnliche Gedanken in anderen hervorgerufen werden; seine Ruhe ist dann eine friedliche, sein Geist allen Eindrücken von oben zugänglich und für solche von unten verschlossen; denn er wirkt dann in der rechten Richtung. Sinkt er aber mit unreinen, auf Irdisches gerichteten, durch sein Gehirn flutenden Gedanken in Schlaf, so zieht er alle grobsinnlichen und schlimmen Geschöpfe, die in seine Nähe kommen, an sich heran, während sein Schlaf von den wilden Wogen Kama's gestört wird, die ihn für Gesichtseindrücke aus höheren Regionen blind und für derartige Gehörseindrücke taub machen.

[1]) Die obige Antwort auf diese wichtige Frage wird von C. W. Leadbeater, einem hervorragenden Mitgliede der Theosophischen Society auf einer experimentellen Studie über den Traum erteilt. Sie erinnert in auffallender Weise an das „Gebet des Theosophen“ von W. v. Saintgeorge, „Sphinx“, Bd. XVII, S. 421. L. Deinhard.



Heil-, Lebens- oder Spannkraft.

Als eine der wichtigsten Energieen, wenn nicht als wichtigste, sehen die neueren Kosmodynamiker die Elastizität an. Sie weisen nach, daß die kleinsten Teile der festen Stoffe weder dehn- noch komprimierbar, also gar nicht elastisch sind, und sehen daher den Sitz der Elastizität in dem sogenannten „Zwischenvolumen" ruhen, in jener Materie, in der alle festen Stoffe eingelagert sind, oder die die Verbindung der festen Stoffe herstellt, — so daß der Körper am meisten Elastizität besitzt, der die wenigsten festen Stoffe enthält; das ist der Weltäther, ihm am nächsten kommt unsere Höhenluft; denn in unserer Stubenluft schwimmen schon zahllose feste Stäubchen.

Diese elastische Energie scheint in der Natur hinsichtlich des Gesetzes der Erhaltung der Kraft insofern eine wichtige Rolle zu spielen, als die Elastizität jede auf sie einwirkende Kraft mathematisch genau aufnimmt und in derselben Stärke als Entspannungskraft wieder zurückgiebt, denn sie ist die Kraft der Erhaltung des Gleichgewichtes, die Kraft der Erhaltung der Ruhelage. Dies sehen wir auch schon an elastischem Materiale im alltäglichen Leben; sehr treffend z. B. am Pfeil und Bogen. Wenn wir den Bogen spannen, so können wir nie mehr Armkraft in dem Bogen aufspeichern, als wir in den Armen haben, — was wir aber hineinspannen, das schnellt in voller Stärke bei Entspannung des Bogens und Fortschleuderung des Pfeiles wieder heraus. Obgleich die Spann- wie Entspannungskraft völlig gleich an Stärke sind, so ist dennoch ein Unterschied bemerkbar, betreffs des Effektes und der Zeit ihrer Arbeitsdauer. — Die Spannung erfolgt langsam, die Entspannung oft blitzartig schnell, — und zwar so schnell, als es die hemmenden Widerstände gestatten. Die Spannungsbewegung erfolgt willkürlich, — die Entspannung unwillkürlich. —

Wäre der Bogen von Blei und spannten unsere Arme ihn mittelst der Sehne krumm, so bliebe er auch in Krümmung, reckte sich nicht wieder gerade, und unsere hineingesteckte Armkraft wäre für unsere Zwecke verloren, — das elastische Material des Bogens giebt aber die Arbeitskraft des Spannens als Entspannungsarbeit wieder zurück, das elastische Material erhält sonach die zum Spannen verbrauchte Energie.

Die Bethätigung dieses Spannungsprinzipes fand ich nun auch in der Mechanik des Vogelfluges und legte diese Idee in meinem Werke: „Das Flugprinzip" nieder, sodann fand ich dasselbe Prinzip in unserer Verdauungs- und Ernährungsthätigkeit und sprach diese Idee in meiner Schrift aus: „Die Uebertragung der Nervenkraft" — Ansteckung durch Gesundheit. —

Es herrscht eine so großartige Einheit und Einfachheit in der Natur, daß wir wahrscheinlich auch in der Heilkunde mit allem Spezialisieren aufhören können.

Selbst in der Naturheilmethode reißt das Spezialisieren genau so ein, wie in der Medizin-Heilkunde, — für jede besondere Krankheit macht man

besondere Heilverfahren. Da finden wir Heilgymnastik, Heilmagnetismus, termo-elektrische, kalte, Dampf-, Heiß-Trockenluft-, Sool-, Moor-, Sand- und Heubäder, Unter-, Ober-, Vorder-, Hinter- und Blitzgüsse, Trocken-diät, Banting, Schrot- und Baunscheidtkur, Massage, Elektrisiermaschinen, Magnetiseure usw., und will es in einem dieser Zweige nicht mit dem Patienten vorwärts gehen, so schickt man ihn zu einem der anderen Spezialisten.

Eine Einigkeit über Heilung aller Krankheiten ist auch in der Natur-heilmethode noch nicht, weil ihren Jüngern trotz Kuhnes Einheit der Krankheiten die Erkenntnis fehlt, worin die Krankheiten eigentlich ihren Grund haben; und wenn der Grund der Krankheit behoben wird, dann muß sich die Krankheit von selbst beheben, mag sie einen Sitz haben, wo sie will. Nicht auf Entfernung der Krankheitsstoffe kommt es eigentlich an, sondern auf Beseitigung der Ursache der Ansammlung der Krankheits-stoffe.

Die Wissenschaft stellt uns den Organismus als ein weitverzweigtes, kompliziertes Gewebe von unentwirrbaren Verhältnissen und Details vor, von tausend Zufälligkeiten und Ansteckungen, Erkältungen, Erhitzungen usw. abhängig. Für jede Krankheit hat man besondere Bände in den Biblio-theken, und besondere Arzeneien, Pulver, Salben, Pillen und Behand-lungen und doch wird die Natur auch hier nur einen einzigen Faden haben, an dem man entlang zu tasten hat; dieser Faden liegt sicher auf dem Gebiete der Natur-Mechanik, nicht auf dem der Chemie, weil es sich hier um eine Kraft, nicht um einen Saft, nämlich um die Heil-kraft handelt.

Wenn wir aber von einer Kraft reden, so möchte ich darauf auf-merksam machen, daß die Wissenschaft jetzt nachzuweisen beginnt, daß der Urstoff unserer 75 Elemente aus ein und demselben Stoffe besteht, daß sonach alles materielle Sein aus einem einzigen Urstoff besteht, und daß es daher sehr wahrscheinlich ist, daß all die bekannten Naturkräfte, wie Elektrizität, Magnetismus, Wärme, Licht, Attraktion, Schwerkraft usw. alle nur Kinder einer Urkraft sind, die nur als Umwandlungen dieser einen Urkraft erscheinen, weil sie sich vielleicht mit andern Kraftumwand-lungen vereinen, berühren oder von ihnen beeinflußt werden. So weiß man z. B., wenn der elektrische Strom durch Wärme geleitet wird, daß er an Energie seiner Wellenschwingung zunimmt. Dann kann aber mit dieser Elektrizität eine solche Umwandlung vorgehen, daß sie als Licht in Erscheinung tritt, — geht sie aber durch Kälte, nennen wir sie viel-leicht Magnetismus.

So ist es auch mit der Kraft, die wir Lebenskraft nennen, auch diese ist dasselbe, was wir Heilkraft zu nennen pflegen, und dies ist die Kraft des herzustellenden Gleichgewichtes, die elastische Spannkraft des Körper-materials, denn alles, was man in das Muskelmaterial des Körpers ein-führt, wie Splitter, Dornen, Gift in Wunden, Schmutz und Auswurfstoffe, das drückt die Heilkraft des Organismus wieder von sich ab, der Organis-

mus schiebt das nicht zu ihm passende, seine Ruhelage störende, von sich ab und stellt ein Gleichgewicht, d. h. seinen gesunden Zustand wieder her. —

Es hat sich nun herausgestellt, daß die Energie, mit der der Organismus Auswurfstoffe abstößt, seine Wunden heilt und seinen gesunden Gleichgewichtszustand wieder herstellt, nicht bei allen Menschen gleich ist. Die Wunden von kernmuskeligen Personen heilen auffallend schneller, als die in weichen, blassen, schlaffen Muskeln.

Die Wunden der meist vegetarisch lebenden, sehnigen Türken heilen in Tagen, wogegen dieselben Wunden bei denjenigen Russen Wochen dazu gebrauchen, welche durch vielen Alkoholgenuß weiche aufgeschwemmte Muskeln besitzen.

Die Energie der Heilkraft ruht sicher in dem energischen Drucke elastischer Kraft, welche durch Eindringen von Stoffen in ihre Gleichgewichtslage selbstthätig auf die Fremdstoffe so lange drückt, bis sie aus dem Organismus entfernt sind. Es ist dies derselbe mechanische Vorgang, wie wir ihn mit der Feder der Taschenuhr vor uns haben. Wenn wir diese Feder spannen, bringen wir sie aus ihrer Ruhelage und nun drückt sie so lange auf die ihrer Entspannungsbewegung entgegenstehenden Widerstände, bis sie ihre Ruhelage wiedergefunden hat. Derselbe Vorgang findet statt, wenn ein kleiner Pfeil in einen festen Muskel getrieben wird; der Muskel drückt von allen Seiten auf die Pfeilspitze, weil seine elastische Zusammenziehungskraft die entstandene Wunde wieder zusammenziehen, die Wunde schließen will, — und diese Kraft drückt den Pfeil schließlich — bei geeigneter Lage desselben — von selbst aus der Wunde heraus. Bei einem erschlafften Muskel dauert die Zeit dieses selbstthätigen Hinausdrückens bedeutend länger, oder er hat gar nicht mehr die Kraft dieser Entspannungs- oder Zusammenziehungsfähigkeit.

Das ist der Unterschied zwischen elastischer Spannkraft des Muskelmaterials und Mangel an Spannkraft desselben.

Wie es aber mit der Fortdrückung dieser Pfeilspitze geht, so geht es mit allen in den Organismus durch feste, flüssige Speisen und nach Professor Dr. Eulenburg auch durch Gasernährung eindringende Auswurfstoffe.

Das ist eben das Wunderbare, was wir noch nicht begreifen können, daß der Organismus wie vernunftbegabt bestrebt ist, alles ihm fremde von sich abzustoßen, — er will nur er selbst sein und dies um so energischer, je größer eben die elastische Spannkraft seines Körpermaterials ist. Je mehr wir uns diese Kraft erhalten, die alles fremde von sich fortdrückt, um so mehr bleiben wir die Erhalter unserer selbst. In der normalen Fülle dieser elastischen Spannkraft des Körpermaterials erblicke ich daher die „universelle Immunität“ gegen das gesamte Heer von Krankheiten des Körpers und des Geistes, und im Mangel an dieser Spannkraft erblicke ich die Dispositionen zu allen möglichen Krankheiten in um so höherem Grade,

je größer dieser Mangel an Spannkraft ist. Nicht die Art und Masse angesammelter Krankheitsstoffe erschweren eine Krankheit, sondern der Mangel an eigenen Kräften, diese Stoffe auszuscheiden, ist es, welche die Krankheit zu einer schweren machen.

Während einer an Influenza stirbt, spürt der andere sie kaum.

Wenn wir daher Krankheiten heilen wollen, müssen wir die Ursache der Krankheit, den Mangel elastischer Spannkraft im Körpermateriale heben, dann besorgt diese Hebung der Kraft das Fortdrücken der Krankheitsstoffe selbstthätig.

Nun sind die meisten der Meinung, diese Hebung der Heilkraft ließe sich durch Zuführung einiger oder einzelner Spezialkräfte, wie Elektrizität, Heilmagnetismus, Wasser, Eisen, Kalken, Tinkturen usw. ermöglichen, und so sehen wir denn, daß besonders die Elektrizität häufig ohne jede Wirkung ist, ebenso wie kaltes Wasser, Eisenpillen und Tinkturen.

Die gesuchte Lebenskraft besteht sicher nicht aus einem Spezifikum einer Kraft oder Eigenschaft, sondern aus dem Mixtum compositum, dem Sammelsurium, dem Gemisch von Kräften, wie Elektrizität, Magnetismus, Wärme, Feuchtigkeit, Elastizität usw. Eine künstliche Mischung von Lebenskraft wird wahrscheinlich völlig unmöglich sein, die Mutter Natur mischt sie vielmehr in einem gesunden Menschen am allerrichtigsten.

Da sich aber nach dem mechanischen Gesetze der Assimilation, d. h. Verähnlichung, zwischen allen Körpern ein fortgesetzter Austausch von Kräften und Eigenschaften vollzieht, und dies um so intensiver, je mehr sich die Körper nähern, so ist auch diese Lebens-, Heil- oder Spannkraft von einem Gesunden auf einen Kranken, Schlaffen übertragbar, und so muß durch die Möglichkeit dieser Uebertragbarkeit jede denkbare Krankheit heilbar sein, wenn wir als Heilende oder Uebertragende gutes Menschenmaterial in gehöriger Anzahl wissenschaftlich verwerten, denn einzelne Individuen, wie in Japan die Blinden, dazu auszunutzen, ist nicht human, weil diese Leute eben eigene Lebenskraft verlieren, wenn zuviel von ihnen verlangt wird, während eine geringe Abgabe von vielen besser hilft und diese den geringen Verlust leicht wieder ersetzen.

Somit ist die richtigste natürlichste Heilung die der Magnetiseure und Masseure; aber diese Leute verstehen ihre Wirkungsweise selber heute noch vielfach falsch, denn sie glauben einesteils durch Abströmen nur von Magnetismus zu heilen, während sie doch nicht nur diesen, sondern alles zur Lebenskraft gehörige abgeben und selbstverständlich nach einigen Jahren deshalb selbst Mangel an Lebenskraft und Gesundheit haben. Anderenteils glauben die Masseure nur mechanisch durch ihre Knetungen zu heilen, statt dessen heilen sie durch Abgabe ihrer eigenen Heil-, Lebens- und Spannkraft und erschlaffen selber nach einiger Zeit zu ihrer eigenen Verwunderung.

Mir ging vor wenigen Tagen eine Nachricht zu, daß Magnetopath Tormin in Düsseldorf eine zur Operation reife Brust-Krebskrankheit einer Frau nach einigen 40 Sitzungen völlig geheilt hat. Es ist dies eine

Heilung, an die man nicht glaubte vor der eingetretenen Thatsache der Heilung, welche von fünf Aerzten konstatiert wurde, die sämtlich operieren wollten.

Diese Heilung seitens des einzelnen Mannes ist meiner Ansicht nach eine viel zu anstrengende und langwierige Leistung, es mußten dazu vier bis zehn junge, kräftige Leute verwendet werden, welche fähig sind, das Abgegebene schnell wieder zu ersetzen. In diesem Falle wäre aber nicht nur die erkrankte Stelle, sondern der ganze Körper der Patientin zu behandeln gewesen, also eine Stärkung des ganzen Organismus schneller vor sich gegangen, als bei der Behandlung durch nur eine Person geschehen konnte.

Ich stelle mir daher die Heilanstalten der Zukunft wohl auch mit angenehmen Wassermanipulationen wirkend und für Bewegung in frischer Luft sorgend, aber vor allen Dingen mit gesunden Magnetiseuren beiderlei Geschlechts stark besetzt, vor, welche wenig Dienst haben, aber den Dienst, den sie verrichten, thatsächlich heilbringend und segensreich ausführen können; weil es meine feste Ueberzeugung ist, daß die beste Medizin für den Kranken der Gesunde ist, da das zubereitete Gemisch der Lebens- oder Heilkraft, das dem Kranken not thut, am reichsten in dem gesundesten Organismus vorhanden ist. **Karl Buttenstedt.**



Seelischer Rapport oder was sonst?

In einem Vergnügungslokal Münchens produzierten sich in den letztvergangenen Wochen ein junger Mann und eine junge Dame — letztere unter dem Namen einer Frau Lenormand — als Mnemotechniker, Gedächtniskünstler. Mit der Mnemotechnik hatten aber ihre Produktionen anscheinend garnichts zu thun, wie wohl niemand bestreiten wird, der das Folgende liest.

Die junge Dame nahm auf einem Stuhle Platz, der auf der Bühne stand, worauf ihr die Augen verbunden wurden. Der junge Mann stieg in den sehr geräumigen, vom Publikum dicht angefüllten Zuschauerraum hinunter, ging dann von einem Tisch zum anderen, faßte dabei überall irgend einen Gegenstand, dem man ihm hinhielt, scharf ins Auge, stellte eine oder mehrere Fragen über denselben an seine „Mnemotechnikerin" und sofort ertönte von der Bühne die korrekte Antwort, die namentlich bei vielstelligen Zahlen geradezu verblüffend wirkte. Derartige Produktionen sind ja gegenwärtig häufig zu sehen, noch niemals ist mir der ganze Vorgang so verblüffend, dermaßen jeder rationalistischen Erklärung spottend vorgekommen, wie bei den Leistungen dieser „Frau Lenormand".

Das Hauptmoment bei dem ganzen Experiment, das wenigstens meiner Meinung nach, wenn man von jeder, mehr oder weniger gesuchten, rationalistischen Erklärung der Sache absieht — zu beachten ist, wenn man den Vorgang wirklich erklären will, ist der Geisteszustand des Fragestellers

oder Agenten. Auffallend ist nämlich bei diesem nun eine gewisse innere Erregung, die bei einer rein äußerlichen Verständigungsmethode das Resultat ungünstig beeinflussen müßte. Diese Erregung wird aber wohl aus der Anstrengung abzuleiten sein, die es erfordern dürfte, um inmitten so vieler Menschen stark konzentriert zu denken. Die beiden Menschen, welche das Experiment zusammen ausführen, müssen wohl in einem psychischen Rapport stehen, derart, daß die auf der Bühne Sitzende das von ihrem Partner gedachte Wort, oder die gedachte Zahl im selben Moment sieht oder hört. Der Vorgang spielt sich auch thatsächlich so ab, wie wenn dies der Fall wäre.

Bei diesem Sehen und Hören kann aber natürlich nur von einer Thätigkeit der astralen Sinne die Rede sein, und meine Erklärung kann nur für solche Leser überhaupt einen Sinn haben, die von der Existenz eines Astralkörpers, von dem Vorhandensein astraler Sinne im Menschen fest überzeugt sind, während es denjenigen Lesern, bei denen dies nicht zutrifft, überlassen bleibt, dieselbe mitleidig zu belächeln. Bei der Perzipientin wird wohl eine tiefe Hypnose vorausgegangen sein müssen, aus der sie kurz vorher erst wieder in normalen Zustand zurückversetzt wurde. Es wurde wahrscheinlich dasselbe Experiment der Gedankenübertragung mit der Perzipientin seitens ihres Agenten vorher im hypnotischen Zustande durchgeführt, so daß dadurch die astralen Sinne in eine Thätigkeit versetzt worden sind, die sie für einige Zeit auch nach dem Erwachen noch weiter zu äußern im stande sind.

Das astrale Sehen des gedachten Wort- oder Zahlbildes erscheint mir freilich wahrscheinlicher, als das astrale Hören derselben. Ich bin aber nicht der Ansicht, daß das astrale Gehör nicht ebenfalls fähig sein könnte, einen psychischen Eindruck aus der Ferne aufzunehmen, nachdem mir Fälle bekannt geworden sind, in denen sensitive Personen den magischen Willen eines sie beeinflussenden Menschen, dem sie selbst willenlos gehorchen mußten, durch das Gehör wahrnahmen.

Sollte jemand unter den geneigten Lesern eine einfachere und besser zutreffende Erklärung des in Rede stehenden Vorganges wissen, dann will ich die meinige gerne preisgeben, wenn ich daraus die Ueberzeugung gewinnen kann, daß man die esoterische Philosophie mit ihrer Astralebene und ihren Astralkörpern garnicht heranzuziehen braucht, um die Sache aufzudecken. Freilich nur dann, wenn es sich um die Erklärung der Leistungen dieser „Frau Lenormand" handelt, die, wie gesagt, derart verblüffend sind, daß es einem denkenden Menschen keine Ruhe läßt, bis er den kausalen Zusammenhang dieser Vorgänge in einer Weise aufgeklärt hat, wie sie eben seinem Denken entspricht. **L. Deinhard.**



Entlarvung von Medien.

Herrn **R. Büttner** in **San Bernardino** (Paraguay). Ihr ernster Eifer für die Sache der Theosophie ist sehr anerkennenswert. Nur wundern Sie sich nicht, daß Herr Theodor Alemann, Redakteur des „Argentinischen Wochenblattes“ in Buenos Aires (Maipu, 465) von einer Entlarvung der Eusapia Palladino und in gleichem Atemzuge und Sinne von H. P. Blavatsky spricht. Ich hätte wohl als Dozent der Philosophie und als Mediziner mitten in meinem Universitätsleben nicht anders geurteilt als die meisten der Theosophie fernstehenden. Ich habe 1880—81 selbst gegen den Spiritismus geschrieben und habe lange Jahre meinen Widerwillen gegen denselben behalten, bis die Theosophie meine Auffassung desselben korrigierte (Annie Besant: Death — and after? London W. C., The Theosophical Publishing Society, 7 Duke Street, Adelphi, Preis 1 s).

Ist ja auch im Spiritismus Gift von Arzenei nicht leicht zu unterscheiden. Man muß vorsichtig zwischen wüster Phantastik und unleugbaren Thatsachen unterscheiden, für die keine materialistische Erklärung ausreicht. Die „Entlarver“ haben bis jetzt mit Ausnahme weniger Fälle, in denen es sich um plumpen Betrug handelte, wenig Ehre eingelegt. Hat denn Prof. William Crookes erfolglos geschrieben?

Wollen Sie nun Herrn Alemann und andere Redakteure für unsere Auffassung gewinnen, so wäre eine polemische Entgegnung nicht der richtige Weg. Veranlassen Sie ihn und andere Gegner der Theosophie, die in Wirklichkeit nur Nichtkenner derselben sind, zunächst nur die Hefte 1, 6, 20, 22.23 der „Theosophischen Schriften“ (Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn, Preis à 20 Pfennige) zu lesen. Dann wird er und andere Gegner sehen, daß Theosophie selbst die ärgsten Materialisten zu bekehren vermag.

Dr. **Göring**.

Unseren geehrten Mitarbeitern teilen wir mit, daß in diesem Hefte sämtliche uns zum Druck übergebenen Manuskripte zum Abdruck gebracht sind. An sonstigen Manuskripten sind in unseren Händen:

Sybillenspruch. Von A. V. v. Sp. — Weltentrückt. Von K. v. St. — Ein anderes Märchen von Psyche; die Grenzen der Liebe; 3 Gedichte. Von L. M. — Eine Weltbildung. Von J. Z. — Zwischen zwei Welten. Von M. St. — Sonntagsbetrachtung. Von J. A.

Wir haben diese Manuskripte der Redaktion der „Metaphysischen Rundschau“ überwiesen und hoffen damit im Einverständnis mit den geehrten Schriftstellerinnen und Schriftstellern gehandelt zu haben. Betreffs aller übrigen Manuskripte bitten wir sich mit Herrn Dr. Göring in Verbindung zu setzen, da derselbe die Uebergabe derselben an uns verweigert hat.

Hochachtungsvoll

Braunschweig. **C. A. Schwetschke und Sohn.**

Druck von Appelhans & Co. in Braunschweig.

Gratis Beilage zu „Sphinx"
Monatsschrift für Seelen- und Geistesleben.
Eigenthum und Verlag von
C. A. Schwetschke & Sohn, Braunschweig.

Fragen.

(Ged. v. Heinr. Heine.)

Ferd. Schilling, Op. 22. № 1.

Adagio. — Allegro-moderato.

Gesang. (Tenor.)

Piano.

ff *grave* *p*

Am Meer, am wü_sten, nächt_li_chen Meer, steht ein Jünglingmann, die Brust voll Wehmuth, das Haupt voll Zwei_fel, und mit dü_stern Lip_pen fragt er die Wo_gen: „O

schmerz- *mf*

Stich & Druck von Engelmann & Mühlberg in Leipzig.

voll klagend

löst mir das Räthsel des Le_bens, das qual_voll_ur_al_te Räth_sel, wo_

rü_ber schon manche Häup_ter ge_grü_belt, Häup_ter in Hie_ro_gly_phen_

cresc. e accel.

mü_tzen, Häup_ter in Tur_ban und schwar_zem Ba_rett, Pe_

f *rit.*

rückenhäupter und tausend andre ar_me schwitzende Menschenhäup_ter!

rit.

f

Ped. *

Langsam.

p *p* *rascher*

Sagt mir, was be_deu_tet der Mensch? Wo_her ist er kom_men?

p *pp*

p *mf* *f*

Wo geht er hin? Wer wohnt dort o_ben auf gol_de_nen Ster_nen?

p *mf*

a tempo

p

p

riten. - -

Es

a tempo

mur - meln die Wo - gen ihr ew' - ges Ge - mur - mel, es

ppp

cresc. *f* langsamer

we - het der Wind, es zie - hen die Wol - ken, es blinken die Sterne

p

gleich - gil - tig und kalt und ein Narr war - tet auf Ant - wort, war - tet auf

Adagio.

Ant - wort.

ff

Gratis Beilage zu „Sphinx"
Monatsschrift für Seelen- und Geistesleben.
Eigenthum und Verlag von
C. A. Schwetschke & Sohn, Braunschweig.

Antworten.

Ged. v. Emma Hennies.

Als Gegenstück zu H. Heines „Fragen."

Ferd. Schilling, Op. 42.

Moderato.

Gesang. (Bariton.)

Piano.

Am Meer, — am nächtlich strahlenden Meer — wandelt ein Mann, Ver-klä-rung im Au-ge, die

Lebhafter.

Brust voll Jubel, und mit be-ben-den Lip-pen ver-traut er den Wo-gen: Vom

Stich & Druck von Engelmann & Mühlberg in Leipzig.

Räthsel des Lebens, vom dunkel-verhüllten, vom qualvoll ur-al-ten Räth-sel

mf

sinken die Schleier, die dü-ste-ren, nie-der. Nach fin-ste-rer Nacht, nach

p

langer schaudernder Nacht auf geht Er-leuchtung, die gol-de-ne Son-ne, und

3

p

sempre Ped.

giesst ih-re Strah-len, die himm-li-schen, heh-ren, in

pesante — *Belebt.*

al - le licht - ver - lan-genden Seelen. Zum

pp *p*

e - wi-gen All-geist, dem wir ent-stammen, keh-ren wir wie - der. Wenn

ritard. *a*

tempo — *pesante*

sieg-reich durchrun-gen-der ir - di - sche Kreis-lauf, von Lie - be ge -

sehr lebhaft und freudig

führt, steigt auf die See - le, durch Schmerzen ge - läu - tert, die

f *p*

sempre Ped.

fes-seln-be-frei-te, die wie-der-ge-bor-ne, em-por in ü-ber-

ir-di-sche Auen, em-por zu den ew'-gen

sempre Ped.

gol-de-nen Sternen, wo die voll-kom-mensten We-sen wan-deln, die

rein-sten, schönsten, die schuld-er-lö-sten; wo Wie-der-sehn feiern

pesante *ritard.*

lan-ge Getrennte, wo Eins mit der Gott-heit Un-sterblichkeit trin-ket,

ritard.

f

ew'-ges Le-ben trinkt der Geist.

8·

a tempo

ff

8·

8·

Es

rit.

brau - sen die Wo - gen ihr ew' - ges Ge-brau - se, es

p a tempo

win - ken die Ster - ne hei - math - ver - heissend, und schauerdurchbebt in

rit. **Maestoso.**

rit. *f*

ritard.

stummer Andacht, friedvoll und glücklich, wandelt der Mann.

ritard. *p* *ff*

sempre Ped.

14143